

Schriften

Verein für Geschichte des Bodensees
und Seiner Umgebung

Schriften

des

Vereins für Geschichte

des Bodensees und seiner Umgebung.

Fünfunddreißigstes Heft.



Mit 6 Kunstdruckbeilagen und einer Karte.

Lindau i. B.
Kommissionsverlag von Joh. Thom. Stettner.
1906.

Druck von Huber & Co. in Frauenfeld.

Inhalts-Verzeichnis.





Nach Originalaufnahmen von Oskar Suck, Karlsruhe i. B.

Seiner Königlichen Hoheit

Großherzog Friedrich von Baden

zum 9. September,

Ihren Königlichen Hoheiten

Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise

zum 20. September 1906.

Ein seltenes Doppelfest zu begehen, hat sich das Badenerland gerüstet. Am 9. September hat Seine Königliche Hoheit Großherzog Friedrich sein achtes Jahrzehnt vollendet, und am 20. September waren es fünfzig Jahre, seitdem derselbe mit der damaligen Prinzessin Luise, der Tochter des nachherigen Königs Wilhelm I. von Preußen und ersten Kaisers des neuen deutschen Reichs, zu Berlin den Bund fürs Leben geschlossen hat.

Die vorbildlichen Tugenden des hohen Jubelpaars, von der rein menschlichen Seite betrachtet, die lange segensreiche Regierungszeit des Jubilars als Landesherrn, am besten durch seine eigenen Worte gekennzeichnet: „Nehmen Sie (die Abgeordneten des Landtags) die Versicherung mit, daß ich nur ein Ziel meines Strebens kenne: das Glück meines

Volkes" (April 1854) und: „Das Land, dem ich angehöre, betrachte ich wie eine große Familie, der ich alle meine Kraft widmen will" (Juni 1862); seine hervorragenden, vom gesamten deutschen Volke dankbar anerkannten Verdienste um die Errichtung des neuen Reichs, dessen erstem Kaiser er auch das erste Hoch ausbrachte; die Tatsache, daß er der einzige noch überlebende der Männer ist, die in jener großen Zeit bestimmend auf die Gestaltung unseres Vaterlands eingewirkt haben: verleihen dem Feste den Charakter der Allgemeinheit weit über die Grenzpfähle Badens hinaus.

Da kann und will auch das Präsidium und der Ausschuß des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung nicht zurückstehen. Uns verpflichten dazu noch besondere Beweggründe. Ihre Königlichen Hoheiten Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise — seit 1871 — und Erbgroßherzog Friedrich von Baden — seit 1875 — gehören zu den ältesten Mitgliedern unseres Vereins, der sich auch seitdem sehr beträchtlicher alljährlicher Spenden von seiten der erlauchten Wohltäter erfreut.

Mit der käuflichen Erwerbung der Mainau am 12. Oktober 1853 nennt Seine Königliche Hoheit den herrlichsten Punkt im Schwäbischen Meer, unserem Vereinsgebiet, sein eigen, und das liebliche Eiland, dessen Geschichte einen Zeitraum von mehr als 1200 Jahren umfaßt, der nahezu 600 Jahre währende Rittersitz des Deutschordens, hätte an keinen besseren Herrn gelangen können: die Mainau hat in Großherzog Friedrich ihren zweiten Gründer gefunden. Mit seinem Kunstverständnis hat er die Insel zur regelmäßig von ihm und den Seinen besuchten Sommerresidenz umgeschaffen, und wohl nicht zum wenigsten diesem Aufenthalte verdankt er die körperliche und geistige Frische seines Alters. Jene Wochen sind immer für die Bevölkerung des Seegestades, die er an der Seite seiner hohen Gemahlin gern mit seinem Besuche

beehrt, Wochen festlicher, freudiger Stimmung von jung und alt; fühlen sie sich doch glücklich, das geliebte landesfürstliche Paar, die edlen Menschenfreunde, in ihrer Mitte zu sehen.

Großherzog Friedrich hat die Mainau durch die hochherzige Gestattung des freien Zutritts für jedermann gewissermaßen zum Gemeingut der Menschheit gemacht; tausende und tausende wählen in schönen Sommertagen die prächtige Au zum Ziele ihrer Wanderung.

Noch mehr. Einen geradezu weltgeschichtlichen Namen hat die Mainau erlangt als ehemaliger Erholungsort Kaiser Wilhelms I., der hier seit 1874 alljährlich – im ganzen dreizehn mal – nach den Sommerkuren in den Bädern Ems und Gastein die Zeit zwischen dem 10. und 20. Juli im Kreise der Seinigen zubrachte, worüber in diesen Schriften (Heft XVII) ausführlich berichtet wurde. Mit goldenen Buchstaben sind jene denkwürdigen Besuche des ersten ruhmvollen Imperators unseres wiedererstandenen Reichs eingeschrieben in den Annalen unseres Vereins.

So widmen wir denn dem hohen Jubelpaar zu seinem Ehren- und Freudenfeste dieses Blatt als Ausdruck unwandelbar treuer Gesinnung, höchster Verehrung und innigster Segenswünsche. Möge es uns durch Gottes Güte vergönnt sein, Ihre Königlichen Hoheiten in der Reihe unserer erlauchten Mitglieder und Gönner noch lange lange zu den Unsrigen zu zählen!

I.

Vorträge

gehalten auf der

sechsunddreißigsten Jahresversammlung

in

Stein a. Rh. den 6. und 7. August 1905.

Der Zug der Schweden gegen Konstanz 1633.

Eine Verletzung der schweizerischen Neutralität im dreißigjähr. Kriege.

Von

Dr. Johannes Dierauer.

An einem Septembertage des Jahres 1633 wurde die hergebrachte schweizerische Neutralität durch den Einbruch eines schwedischen Heeres, das unversehens hier in Stein erschien, um dann über die Rheinbrücke und über thurgauisches Gebiet gegen Konstanz vorzurücken, schwer verletzt. Die meisten Zeitgenossen waren durch den Vorgang peinlich überrascht. Es drängte sich ihnen die Vermutung auf, daß sich die Invasion nicht ohne geheimes Zutun einverstandener Schweizer vollzogen haben könne. Auf die Eidgenossenschaft übte das Ereignis eine verhängnisvolle Rückwirkung. Mißtrauen und Erbitterung bemächtigten sich der Gemüter in den katholischen Kantonen, und nur mit Mühe konnte der innere Friede aufrecht erhalten werden. Ein unschuldiger Mann mußte dann für wirkliche oder vermeintliche Sünden seiner Parteigenossen büßen.

Von jeher hat der Schwedeneinfall die Aufmerksamkeit der Historiker erregt, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, zu völliger Klarheit durchzudringen. Heute stehen aber reichere Quellenberichte zu Gebote, die genügendes Licht auf die Vorgänge fallen lassen dürften. Demnach mag es uns wohl nahe liegen, die Erinnerung an jene Invasion in unserer am alten Rheinübergang tagenden Versammlung aufzufrischen und die Ergebnisse der neuern Forschung mitzuteilen.

Sie wollen mir vorerst gestatten, den geschichtlichen Hintergrund zu zeichnen, aus dem das Ereignis herausgetreten ist.

I.

Im Frühjahr 1618 erhob sich in Deutschland zwischen den konfessionellen und politischen Gruppen jener furchtbare Krieg, der erst nach dreißig Jahren durch die westfälischen Friedensverträge zum Abschluß kommen sollte. Er nahm auf dem Boden Böhmens aus scheinbar lokalen Gründen seinen Anfang, überschritt aber bald die Grenzen dieses Landes und zog seine verheerenden Kreise immer weiter, bis schließlich nicht allein das deutsche Reich, sondern halb Europa in das unselige, wilde Ringen hineingerissen

war. In zwei große Lager schieden sich die streitenden Parteien. Auf der einen Seite standen die Kräfte der absolutistischen, habsburgisch-spanischen Vormacht und des strengen, noch immer nach den letzten Zielen der Gegenreformation strebenden Katholizismus; auf der andern Seite sammelten sich die Vertreter der ständischen Selbstherrlichkeit und des Protestantentums.

Die schweizerische Eidgenossenschaft war in den ersten Jahren von dem Kampfe nur mittelbar berührt, indem die auf einem entfernten Schauplatze sich vollziehenden Ereignisse abwechselnd Furcht und Hoffnung erweckten. Aber bald genug näherten sich die kriegerischen Bewegungen ihren Grenzen, unb sofort wurden ihr innerer Friede und ihre Selbständigkeit von ernstlicher Gefahr bedroht. In verstärktem Maße erwachten die konfessionellen Gegensätze, die seit den Tagen der religiösen Umgestaltung das öffentliche Leben vorwiegend bestimmt und oft genug vergiftet hatten.[1] Die katholischen Eidgenossen sympathisierten mit dem habsburgischen Kaiser Ferdinand II., dem Jesuitenzögling, der seit 1619 an der Spitze des deutschen Reiches stand; die evangelischen „Orte" verfolgten mit lebhaftester Teilnahme Glück und Unglück seiner Feinde. Es reizte beide Teile, nach der einen oder andern Richtung tätig einzugreifen, den katholischen oder protestantischen Mächten mit ihrer Kriegskraft auszuhelfen. Allein bei näherer Ueberlegung mußten sie sich sagen, daß ein solches Unterfangen die schwersten Verwicklungen nach sich ziehen und den Krieg mit allen seinen Schrecken in die eidgenössischen Gaue herüberreißen könnte. Die Angst vor den unabsehbaren Folgen des aktiven Eintritts in das Kriegsgetümmel drängte denn auch zu einer vorsichtigen Behandlung der äußern Angelegenheiten und zur Vermeidung jedes offenen Bruches. Die einsichtigsten Staatsmänner der katholischen und der reformierten Kantone gelangten zu der Ueberzeugung, daß es für die Eidgenossenschaft geboten sei, inmitten des jenseits ihrer Grenzen tobenden Kampfes an den überlieferten Verträgen festzuhalten, jeden Versuch einer fremden Invasion zurückzuweisen und auf alle Fälle — wie sie sich ausdrückten — „stillzusitzen", d. h. nach jeder Richtung ehrliche Neutralität zu wahren.[2] Die konsequente Durchführung dieser Grundsätze stieß freilich auf mannigfache Hindernisse. Der schroffe Glaubenseifer trübte bisweilen die bessere Erkenntnis und legte die Verträge nach einseitigen Interessen aus. Das einst berühmte Militärwesen der Eidgenossen war, wie sie sich selbst gestehen mußten, veraltet und von den Einrichtungen der Nachbarn überholt; es fehlte an Kavallerie unb an festen Formationen zur raschen Abwendung der von außen drohenden Gefahren.[3] Die

[1] Sehr deutlich spiegelt sich das durch den Ausbruch des deutschen Krieges im Schoße der Eidgenossenschaft hervorgerufene verschärfte Mißtrauen in den von Obermott im Archio für die schweizerische Reformationsgeschichte, Bd. III (1875), S. 266 ff. mitgeteilten Nidwaldner Aktenstücken ous den Johren 1619—1621.

[2] Der Ausdruck „stille sitzen" für neutrales Verhalten kommt schon in schweizerischen Urkunden des 14. Johrhunderts oor, so in dem Bündnis der Städte Bern und Solothurn mit dem Morkgrafen Rudolf oon Hachberg vom 31. Mai 1399. Amtliche Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede I (1874), S. 455. (Ich zitiere in der Folge einfoch „Abschiede".) Vergl. P. Schweizer, Geschichte der schweizerischen Neutralität (Frauenfeld 1895), S. 6. S. auch die Chronik der Stodt Zürich, herausgezogen von J. Dierouer (Quellen zur Schweizer Geschichte XVIII, 1900), S. 74 ı.

[3] S. dos Geständnis in den Verhandlungen der Tagsotzung oom 27. Moi 1629. Abschiede V, II, 582: „Weil gegenwärtig im Krieg eine ganz ondere Form und Armotur gebroucht wird, ols zu der Altoordern Zeiten üblich gewesen ist, so wird die Frage aufgeworfen, ob sie nicht reformiert ... werden sallte."

größten Schwierigkeiten aber erwuchsen jetzt aus den Durchzugsberechtigungen, die in den meisten Verträgen, besonders in dem 1587 abgeschlossenen und seither erneuerten mailändisch-spanischen Kapitulat der katholischen Orte, den fremden Mächten zugestanden worden waren.[1] Indem Spanien und der Kaiser sich genötigt sahen, ihr Kriegsvolk bald aus Italien nach Deutschland, bald umgekehrt vom Oberrhein und von den Bodenseegegenden nach der Lombardei zu werfen, ließen sie die Mannschaft unter Berufung auf vertragliche Bestimmungen über schweizerische Gebiete führen. Solche Züge verletzten im Grunde trotz gewisser Kautelen, die über die Marschordnung und den Waffentransport vorgesehen waren, die Neutralität der Eidgenossenschaft und erweckten auf protestantischer Seite jeweilen um so ernstere Besorgnisse,[2] als das Schicksal der zugewandten rätischen Bünde, die infolge ihrer fahrigen Haltung gegenüber fremden Begehrlichkeiten zeitweise die Unabhängigkeit einbüßen mußten, vor aller Augen stand. Indessen, je eindringlicher sich die Folgen der unvollkommenen Zurückhaltung gegenüber einem europäischen Kriege zeigten, desto stärker wurden sich beide Konfessionen des Wertes einer zu erstrebenden unbedingten Neutralität, die auch die innere Friedensordnung sicherte, bewußt.

In der Tat wurde das Neutralitätsprinzip während der ersten Episoden des Krieges in korrekter Weise festgehalten.

Gleich anfangs weigerten sich die evangelischen Städte, der Union der deutschen Protestanten beizutreten,[3] und die katholischen Orte ihrerseits ließen den ihnen nahegelegten Gedanken des Anschlusses an die Liga, deren Führung der Herzog Maximilian von Bayern übernommen hatte, fallen. Einem Hilfegesuch des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach zu entsprechen, konnten sich die evangelischen Städte nicht entschließen,[4] und dem militärischen Abenteurer Ernst von Mansfeld, der auf süddeutschem Boden den Kampf für Friedrich von der Pfalz, den geächteten Böhmenkönig, führte, versagten sie jede offizielle Unterstützung.[5] Als im Frühjahr 1629 eine kaiserliche Armee am Bodensee bereit stand, um zur Führung des mantuanischen Erbfolgekrieges über die Alpen nach Italien zu ziehen, konnte zwar die Tagsatzung ihren Marsch durch Graubünden nicht verhindern; aber alle XIII Orte ohne Ausnahme verwahrten sich gegen die Antastung des im engern Sinne eidgenössischen Gebietes und trafen Anstalten zur Sicherung der Rheingrenze und der Gotthardstraße.[6] Weder die eine noch die andre Gruppe wollte dem Kaiser bei seinem Unternehmen durch irgendwelche Handreichung Vorschub leisten.

In der Folge drängte sich aber doch der Versucher an die evangelische Partei heran. Dies hing zusammen mit der bekannten großen Wendung, die nach den erfolgreichen Feldzügen Wallensteins und Tillys gegen König Christian von Dänemark im deutschen Kriege eintrat. Eben als der Kaiser auf Grund des im Jahre 1629 erlassenen Restitutionsediktes nach dem Preise seiner Siege, den in protestantische Hände über-

[1] Das große spanische Bündnis vom 12. Mai 1587 f. in den Abschieden V, I, 1829—1840, die Bestimmung über den Truppendurchzug S 1832 f., die Erneuerung vom 28. April 1604, S. 1915—1918.

[2] Man vergl. die Konferenz vom 23. Januar 1620. Abschiede V, II, 113.

[3] Ein abschlägiger Bescheid fällt noch in das Jahr 1617. Abschiede V, I, 1288.

[4] Abschiede V, II, 122, 124, 133. Das Bündnis vom 29. August 1612 (Abschiede V, I, 1946 bis 1950) verpflichtete die Städte nicht zur Hilfeleistung, so lange der Markgraf nicht in seinem eigenen Lande angegriffen wurde.

[5] Rich. Seehaußen, Schweizer Politik während des dreißigjährigen Krieges (Hallesche Abhandlungen zur neuern Geschichte, Heft 16, 1882), S. 17 f.

[6] Abschiede V, II, 581, 584, 585, 588.

gegangenen Kirchengütern greifen und einen „Universalfrieden“ stiften wollte, stieß er auf unerwartete Schwierigkeiten, die seine Machtstellung erschütterten.[1] Auf dem am 3. Juli 1630 eröffneten Regensburger Fürstentage sah er sich gezwungen, seinen größten Feldherrn dem Hasse der katholischen Liga preiszugeben. Zugleich mußte er erleben, daß von zwei Seiten sich furchtbare Feinde gegen seine übermächtige Stellung erhoben. Während Richelieu, der alle Fäden der europäischen Politik zusammenfassende französische Staatsmann, mit unvergleichlichem Geschick einen diplomatischen Feldzug gegen die spanisch-habsburgischen Tendenzen eröffnete und dem Kaiser zunächst die erhofften Früchte des mantuanischen Erbfolgekrieges zum guten Teil entriß, erschien im Norden Deutschlands der Schwedenkönig Gustav Adolf an der Spitze eines trefflich organisierten Heeres, um — von spezifisch-schwedischen Zielen abgesehen — den deutschen Glaubensgenossen wieder aufzuhelfen und im Einverständnis mit der französischen Politik die kaiserliche Kriegsmacht zu brechen. Und sein Feldzug war ein Siegeslauf. Er bereitete im September 1631 dem bisher unbesiegten Tilly bei Leipzig eine schwere Niederlage und rückte hierauf nach dem mittlern Deutschland vor. Die protestantischen Stände im Reiche atmeten wieder auf. Die katholischen Orte in der Eidgenossenschaft erschraken. Die reformierten Kantone versahen sich wichtiger Entscheidungen und hegten gute Zuversicht. In beiden Lagern verfolgte man mit größter Spannung den weitern Verlauf des Krieges.

Da geschah es, daß am 9. Dezember 1631 der Ritter Ludwig Rasche als Gesandter Gustav Adolfs vor der in Baden versammelten eidgenössischen Tagsatzung erschien.[2] Er erinnerte unter Heranziehung einer sagenhaften Ueberlieferung an den gemeinsamen Ursprung „der schwedischen und schweizerischen Völker“ und munterte die Eidgenossen unter Hinweis auf die unbegrenzte Herrschsucht des Hauses Oesterreich zum Abschluß eines Bündnisses mit der schwedischen Krone auf. Die Tagsatzung lehnte aber nach eindringlichen Mahnungen des Wiener Hofes diesen Antrag, der den katholischen Orten ohnehin als eine eigentümliche Zumutung erscheinen mußte, förmlich ab. In ihrer Antwort an den König erklärte sie, man sehe die Möglichkeit nicht ein, wie den bestehenden Bünden, besonders der alten Erbeinigung mit Oesterreich „unpräjudizierlich“ ein neues Bündnis errichtet werden könne.[3]

Indessen hatten Bern und Zürich dem ablehnenden Beschluß der gemeinsamen Tagsatzung doch nur ungern zugestimmt; im Grunde waren sie geneigt, die dargebotene Hand des nordischen Königs zu ergreifen, und sie bemühten sich, wenigstens die evangelische Eidgenossenschaft für ein Bündnis mit Schweden zu vereinigen. Sie redeten sich ein, daß das Projekt weder der Erbeinigung, die Oesterreich wiederholt verletzt habe, noch den eidgenössischen Bünden widersprechen würde. In einer höchst bemerkenswerten, offenbar aus zürcherischen Kreisen hervorgegangenen Flugschrift wurde die Neutralität ange-

[1] Es sei für das Folgende auf M. Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges, Bd. III, S. 449 ff., verwiesen.

[2] Ueber die Berührungen zwischen der schwedischen und eidgenössischen Politik in jenen Jahren vergl. die eindringende Untersuchung von Franz Fäh, Gustav Adolf und die Eidgenossen 1629—1632 (Wissenschaftliche Beigabe zum Bericht der Realschule zu Basel 1886—1887, Basel 1887), und des gleichen Forschers zusammenfassende Darstellung in der „Festschrift zum vierhundertsten Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen“ (Basel 1901), S. 81 ff. Dazu Schweizer, Neutralität, S. 216 ff.

[3] Schreiben der XIII Orte an Gustav Adolf vom 2. (12.) Februar 1632, bei Fäh, Gustav Adolf und die Eidgenossen, S. 49, Beilage II. Vergl. Abschiede V, II, 667.

sichts der religiösen „Universalkommotion“ als schädlich und gefährlich, ja als abscheulich dargestellt. Der Verfasser, der wahrscheinlich dem geistlichen Oberhaupt der Zürcher Kirche nahe stand, spottete über die ängstliche Zuschauerrolle der Eidgenossen und sprach sich für energisches Handeln, für engen Anschluß an den siegreichen Schwedenkönig aus.[1] Basel und Schaffhausen aber mußten solchen Plänen trotz ihrer warmen Sympathien für den „Helden aus Mitternacht“ im Hinblick auf die Bestimmungen ihrer Bundesbriefe jede Mitwirkung versagen, und da doch auch in Bern und Zürich sich mancherlei Bedenken gegen die bereits eingeleiteten Unterhandlungen erhoben, wurde schließlich dem Abgeordneten Rasche mitgeteilt, daß eine definitive Entscheidung verschoben werden müsse.[2] Und bei dieser Eröffnung hatte es im wesentlichen sein Bewenden. Die Städte konnten den katholischen Orten auf der großen, am 16. Mai 1632 in Baden eröffneten Tagsatzung der Wahrheit entsprechend die Erklärung geben, daß sie dem Schwedenkönig in nichts verpflichtet seien.[3] Sie stimmten dann auch ohne Rückhalt der entschiedenen Beantwortung einer aus dem oberbayrischen Städtchen Schrobenhausen datierten Zuschrift Gustav Adolfs bei, in der er die Eidgenossen in gebieterischem Tone zu strenger Neutralität, besonders Spanien gegenüber, aufgefordert und ihren Bruch mit der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Schweizerland bedroht hatte.[4] Sein Schreiben erhielt den gemessenen, vom Basler Gesandten Joh. Rudolf Wettstein entworfenen Bescheid, es sei den Eidgenossen von einem Begehren um Durchzug des spanischen Kriegsvolkes nichts bekannt und es sei ihre feste Absicht, zur Sicherung des Landes vor Kriegsgefahr unausgesetzt neutral zu bleiben. Dabei sprachen sie die Erwartung aus, daß die siegreiche schwedische Armee auch ihrerseits die schweizerischen Grenzen, wenn möglich mit den anliegenden Gebieten, respektiere.[5]

Wirklich wurden die Neutralitätsmaßregeln ernstlich durchgeführt, alle Volkswerbungen für die beiden Kriegsparteien gänzlich abgestellt und die Pässe durch die eidgenössischen Lande den kaiserlichen und den schwedischen Heeren geschlossen.

Wenige Monate nach diesen Vorgängen erfolgte die Katastrophe Gustav Adolfs: im Kampfe gegen den wieder zu Ehren gezogenen kaiserlichen Feldherrn Wallenstein fand er bei Lützen seinen Tod.

Indem der König mit seinen unberechenbaren Plänen dahingeschieden war, ließ sich wohl erwarten, daß wenigstens von seite Schwedens eine Beeinträchtigung der schweizerischen Integrität nicht mehr zu befürchten sei. Aber im Laufe des folgenden Jahres 1633 tauchten für die Eidgenossenschaft neue Gefahren auf. Die schwedischen Truppen blieben auf deutschem Boden zurück, um die weitern Absichten der Stockholmer Regierung mit ihren Waffen zu vertreten. Der schwedische Reichskanzler Oxenstjerna übernahm nach einem zu Heilbronn mit deutschen Fürsten abgeschlossenen Bündnis das Direktorium

[1] Schweizer, Neutralität, S. 226—228.

[2] Schreiben vom 16. (26.) April 1632, bei Fäh, a. a. O., S. 53, Beilage VI.

[3] Die Verhandlungen dieser Tagsatzung, an der auch Herzog Rohan im Auftrag der französischen Regierung versöhnlich wirkte, s. in den Abschieden V, II, 684 ff.

[4] Schreiben vom 17. (27.) April 1632. Abschiede V, II, 684 c. Irrtümlich wird hier als Ausstellungsort Schwabenhausen genannt.

[5] Schreiben vom 26. Mai 1632, bei Fäh, a. a. O., S. 58, Beilage XI. Wettstein ist derselbe Staatsmann, der später die schweizerischen Angelegenheiten auf dem westfälischen Friedenskongreß so erfolgreich vertreten hat. Vergl. über seine Tätigkeit im Jahre 1632 auch Fäh, Johann Rudolf Wettstein I (Basel 1893), S. 26.

über die protestantischen Heere. Der Krieg wurde in großem Stile fortgeführt. Er zog sich immer näher an die schweizerische Ost- und Nordgrenze heran und drohte wie ein Gewittersturm verheerend einzubrechen. In dieser kritischen Lage — der ernstesten während des ganzen dreißigjährigen Krieges — mußte es sich zeigen, ob die Eidgenossen gewillt und fähig seien, dem von der allgemeinen Tagsatzung feierlich verkündeten Neutralitätsprinzip in unanfechtbarer Weise nachzukommen. Schlecht genug bestanden sie bei dem immer wieder hervortretenden und durch einen heftigen Span zwischen Bern und Solothurn — den Kluserhandel[1] — noch verschärften innern Gegensatz die Probe. Die schwedischen Anträge hatten trotz der schließlichen Ablehnung doch tiefere Spuren in evangelischen Kreisen hinterlassen.

Unter dem Eindruck der schwedischen Siege hatte Kaiser Ferdinand II. am 14. Februar 1632 mit Spanien einen Vertrag auf sechs Jahre abgeschlossen, nach welchem Philipp IV. die Verpflichtung übernahm, ihn mit 25,000 Mann und mit Geld zu unterstützen. Von diesen spanischen Hilfsvölkern brachen 9000 Mann unter der Führung des Herzogs von Feria im Sommer 1633 von Mailand auf und rückten durch das Veltlin, über das Stilfserjoch und die Ehrenberger Klause nach Schwaben vor, um die im Heilbronner Bunde vereinigten protestantischen Streitkräfte, voran die nach dem Tode Gustav Adolfs immer herrischer um sich greifenden Schweden nachdrücklich zu bekämpfen. Der in Bayern stehende kaiserliche Feldmarschall Johann Aldringen sollte sich zu diesem Zwecke mit Feria verbinden; es galt dann, in gemeinsamen Unternehmungen „in den deutschen Krieg ein Loch zu machen."

Eben an diese Vorgänge knüpfte sich die schroffe Verletzung der schweizerischen Neutralität durch den schwedischen General-Feldmarschall Gustav Horn, den begabtesten der Heerführer, die aus der Schule Gustav Adolfs hervorgegangen waren.[2]

Horn hatte sich im vorausgegangenen Winter der vorderösterreichischen Besitzungen am Oberrhein bemächtigt, und nun lag er, im August 1633, mit Bernhard von Weimar vor Donauwörth, als plötzlich die auch von Richelieu ins Auge gefaßte Aufgabe an ihn herantrat, die Absichten Ferias und Aldringens zu durchkreuzen und ihr Vordringen nach Schwaben, nach dem Breisgau und Elsaß mit allen Mitteln zu verhindern. Rasch entschloß er sich zu einem Zuge gegen Konstanz, um den Habsburgern diesen überaus wichtigen strategischen Punkt, der die Verbindungen zwischen den auseinanderliegenden österreichischen Vorlanden beherrschte, rechtzeitig zu entreißen. In Radolfzell und auf dem Hohentwiel hausten damals bereits württembergische Besatzungen,[3] und so durfte er sich wohl versichert halten, daß ein Handstreich auf die von Norden her ungedeckte Stadt am Rhein ohne Schwierigkeit gelingen werde. In Eilmärschen begab er sich Ende August und anfangs September mit den ihm zur Verfügung stehenden Streitkräften über Ulm und Stockach an den Bodensee. In Radolfzell entschied er sich für den Angriff auf

[1] Hervorgegangen aus einem von blutigen Szenen begleiteten Ueberfall von Berner Truppen durch fanatisierte solothurnische Mannschaft am 20. September 1632. Siehe Fr. Fäh, Der Kluser Handel und seine Folgen (Zürich 1884).

[2] Zur schwedischen Invasion vergl. die (hier freilich nur wenig bietenden) Abschiede V, II, 770 ff. und die in Pupikofers Geschichte des Thurgaus II (1889), S. 577, mitgeteilten Auszüge aus Hans Jakob Grebels Tagesberichten an Zürich, und dazu besonders die von Schweizer in seiner Geschichte der schweizerischen Neutralität, S. 221 ff. dargebotenen archivalischen und literarischen Materialien.

[3] Ueber die Besetzung Radolfzells durch den württembergischen Obersten Hans Michael Rauh im Oktober 1632 vergl. P. Albert, Geschichte der Stadt Radolfzell (1896), S. 394 ff.

Konstanz von der Schweizerseite her, da dieses Vorgehen leichtern Erfolg versprach, als ein etwa von Petershausen aus versuchter Sturm. Nachdem ein in schwedisch-württembergischen Diensten stehender Zürcher, ein Hauptmann Ulrich, mit einem schwedischen Ingenieur in Gottlieben die „Gelegenheit“ der Stadt besichtigt hatte,[1] ließ er das Fußvolk an jener Stelle über den Rhein hinüberführen. Er selbst aber wandte sich westwärts und erschien am Abend des 7. September, begleitet von dem kundigen Hauptmann Ulrich, mit seiner Reiterei in einer Stärke von 3000 Mann[2] vor dem Städtchen Stein, das ausschließlich unter zürcherischer Oberhoheit stand und, wie ein Zeitgenosse, der Historiograph im Theatrum Europaeum sich ausdrückt, „mit einer guten Brücken an das Turgau gehenkt“ war.[3] Er hatte bereits von Stockach aus dem Rat in einem Schreiben seine Absicht, hier den Rhein zu überschreiten, kundgetan,[4] und die Behörde erwartete noch bestimmte Weisungen von der Zürcher Obrigkeit. Aber ehe eine Botschaft eingetroffen war,[5] klopfte ein schwedischer Oberst an die Türe der Ratstube und verlangte von den ängstlich zögernden Herren in barschem Tone freien Durchpaß: sie sollten sich kurz resolvieren; die Sache möge keinen Verzug leiden; geben sie den Paß mit Willen nicht, nehme man solchen mit Gewalt. „Weil sie nun ohne Garnison gewesen,“ so erfahren wir weiter, „fanden sie, es sei für sie und ihre Weiber und Kinder fürträglicher, den Paß gütlich zu gestatten, als Gewalt zu gewärtigen; sie hofften im übrigen, die Not werde sie entschuldigen und thaten also ihre Herren erst nach der That berichten.“[6] „Jetzt hat man inen die Thor öffnen müssen,“ schreibt ein Augenzeuge, „wolltend sonst mit Gewalt daran; Nachts um 7.“[7]

Demnach fand Horn an der entscheidenden Stelle keinen ernstlichen Widerstand. Ohne Zögern bemächtigte er sich der Brücke, und noch in derselben Nacht führte er sein Reiterheer auf dem Boden der eidgenössischen Herrschaft Thurgau dem Untersee und Rhein entlang vor Konstanz.[8] Wohl waren eidgenössische Wachtposten an der ganzen Grenze von Dießenhofen bis nach Uttwil aufgestellt. Vor der Steiner Brücke z. B. lagen 30, bei Eschenz 60 Mann unter dem Befehl des Schwyzers Martin Aufdermaur. Im Kloster Feldbach bei Steckborn hatte der Luzerner Hauptmann Hans Golder sein Quartier. In Gottlieben hielt Hans Jakob Grebel mit einem Zürcher Fähnlein Ausschau gegen das deutsche Reich, und in Kreuzlingen stand die Mannschaft des Glarner Hauptmanns Ludwig Bussy. Aber wie hätten diese kleinen, zerstreuten Posten der schwedischen Uebermacht den Weg verlegen sollen! Keine Hand rührte sich gegen das hereinbrechende fremde Heer. Fast mehr mit naiver Verwunderung als mit Schrecken

[1] Nach dem wichtigen (bei Pupikofer fehlenden) Postskriptum Grebels zum Briefe vom 27. August (6. September). Siehe Schweizer, S. 240, Anm. 2.

[2] Diese Zahl ist in einem Briefe Ulrichs vom 28. August (7. September) angegeben. Schweizer, Neutralität, S. 241, Anm. 1. Daß Hauptmann Ulrich als schwedischer Unterhändler bei der Invasion eine Hauptrolle spielte, geht auch aus den Aussagen Kilian Kesselrings hervor. Abschiede V, II, 2240, 2242.

[3] Theatrum Europaeum III (1644), S. 115.

[4] Schreiben vom 26. August (5. September), abgedruckt im Theatrum Europaeum III, 116.

[5] Abschiede V, II, 771 d.

[6] Theatrum Europaeum III, 117.

[7] Schreiben Ulrichs vom 28. August (7. September). Schweizer, Neutralität, S. 241, Anm. 1.

[8] Daß Horn schon in der Morgenfrühe des 29. August (8. September) in Gottlieben eintraf, berichtet Hans Jakob Grebel. Schweizer, a. a. O., S. 240, Anm. 3.

betrachtete das Landvolk den Aufmarsch der stattlichen Reiterei. Der thurgauische Landsturm, den in Notfällen der Oberstwachtmeister Kilian Kesselring aufzubieten hatte, wartete vergeblich auf ein Alarmsignal.[1] Alle Glocken im Thurgau, sagt ein Konstanzer Bericht, hatten die Schwenkel verloren und war der Trommel gar der Boden aus!

II.

Ich muß es mir versagen, auf die Belagerung von Konstanz durch die Schweden näher einzugehen, und darf wohl auf die sehr sorgfältige Darstellung verweisen, die Dr. Konrad Beyerle den Schicksalen der Stadt während des dreißigjährigen Krieges und ganz besonders dieser Episode in dem vor fünf Jahren erschienenen Neujahrsblatt der Badischen Historischen Kommission gewidmet hat.[2] Es sei nur angedeutet, daß Horn nicht ans Ziel gelangte und daß die ganze, mit bedeutendem Kräfteaufwand in Szene gesetzte Unternehmung sich militärisch als verfehlt erwies. Die Konstanzer erhielten von der Seeseite her Verstärkung und erwehrten sich unter der Führung der Obersten Maximilian Willibald von Waldburg-Wolfegg und Franz von Mercy aller Stürme der Schweden mit glücklichem Erfolg. Als dann Ende September die spanischen Hilfsvölker gegen den Bodensee heranrückten und sich um Ravensburg mit den Truppen Aldringens vereinigten, stellte Horn nach einem letzten großen Sturm, bei welchem aus seinen Feuerschlünden 7—800 Kugeln gegen die Stadt geworfen wurden, das Feuer ein. Konstanz war für Oesterreich gerettet. Am 2. Oktober zog das schwedische Fußvolk auf der Schiffbrücke, die Horn bei Gottlieben hatte bauen lassen, wieder ab; seine Reiterei und seine Artillerie führte er auf demselben Wege über Stein zurück, den er 25 Tage früher zum Angriff auf Konstanz eingeschlagen hatte.

Man kann nicht sagen, daß den verletzten schweizerischen Gebieten durch den schwedischen Einbruch eine große materielle Schädigung erwachsen wäre, wenn es auch keineswegs an Unfug und Gewaltsamkeiten oder „Insolentien“ fehlte.[3] Aber das Ereignis warf tiefe Schatten in die Eidgenossenschaft hinüber und wühlte hier die Leidenschaften zwischen den konfessionellen Parteien von neuem mächtig auf. Die Tatsache, daß das schwedische Heer auf seinem Vormarsch durch das thurgauische Seegelände trotz der eidgenössischen Grenzbewachung nicht dem geringsten Hindernis begegnet war, mußte im höchsten Grade auffallen und Verdacht erregen. Und vor allem erschien es unbegreiflich, daß Zürich noch im Juli, entgegen der eidgenössischen Grenzwachtordnung, seine in Stein

[1] Es wurde behauptet, sogar der eidgenössische Landvogt, der doch ein Luzerner war (Hans on der Allmend), habe den Landsturm zurückgehalten. S. den Brief Grebels vom 1. (11.) September, bei Pupikofer II, 578.

[2] K. Beyerle, Konstanz im dreißigjährigen Kriege. Schicksale der Stadt bis zur Aufhebung der Belagerung durch die Schweden, 1628—1633. (Heidelberg 1900.) Die Arbeit beruht größtenteils auf ungedrucktem Material des Stadtarchivs Konstanz. Vergl. Pupikofer II, 577 ff. Jos. Laible, Geschichte der Stadt Konstanz (1896), S. 124 ff. Sehr beachtenswert ist die von Leonhard Straub verfaßte und wohl noch 1634 gedruckte Schrift: Constantia ab Suecicis obsessa, das ist: Außführtlicher Bericht, was gestalt die Statt Costantz am Bodensee gelegen von dem schwedischen Feld-Marschalck Gustavo Horn . . . feindlich belegert. Hier steht auf S. 9 die Bemerkung wegen der Glocken im Thurgau.

[3] Abschiede V, II, 768, 769, 772.

liegende Besatzung von 300 Mann zurückgezogen hatte.[1] Die katholischen Orte erhoben sofort gegen Zürich die Beschuldigung, die Invasion sei nicht ohne Vorwissen und Begünstigung seiner Obrigkeit geschehen; diese habe mit den Schwedischen unter einer Decke gespielt.[2] Der Argwohn und die Erbitterung verstärkten sich, als Zürich nur ausweichende Erklärungen gab und sich weigerte, mit den regierenden Orten die Schweden vom thurgauischen Untertanenland und neutralen Boden gewaltsam zu vertreiben.[3]

Nach den gründlichen archivalischen Forschungen, die wir Professor Paul Schweizer in Zürich verdanken, und die in seiner Geschichte der schweizerischen Neutralität niedergelegt sind, kann in der Tat an einer Mitschuld zürcherischer Kreise nicht gezweifelt werden. Es gab in Zürich eine Partei, die seit Jahren neben der korrekten und bei den meisten Orten aufrichtigen Neutralitätspolitik ein geheimes Doppelspiel mit Schweden führte und zum Abschluß eines schwedischen Bündnisses drängte, das zu offenem Kriege hätte führen müssen. Diese Partei verpönte — wir haben es bereits angedeutet — jede Halbheit und stellte in übermütiger Laune den Grundsatz der eidgenössischen Einigkeit gegen außen als eine alte Leier, die Neutralität als eine schimpfliche Faulheit dar. Ehrlich und notwendig, hieß es in ihren Reihen, ist der Krieg, der geführt wird, „geistliche und weltliche Freiheiten zu erhalten."[4]

Die Seele dieser Kriegspartei war kein geringerer, als der hochgebildete, mit hinreißender Beredsamkeit begabte Antistes Joh. Jakob Breitinger, der wie ein theokratischer Diktator der Regierung waltete und, befangen in der bei Protestanten wie Katholiken noch immer vorwiegenden Richtung jener Zeit, ohne jede nationale Rücksicht für die Sache des Glaubens in die Schranken trat. Man hat ihn sonst als einen Friedensstifter und als einen Gegner aller fremden Bündnisse im Sinne der ältern Politik Zwinglis angesehen.[5] Aber dieses Urteil dürfte doch einigermaßen einzuschränken sein. Auf Grund der vorliegenden Zeugnisse läßt sich jetzt erkennen, daß der Mann, der in seinen jüngern Jahren weit lieber einen weltlichen Beruf gewählt, als nach den Wünschen seiner Mutter zum geistlichen Rock gegriffen hätte, die Friedensliebe einiger Ratsherren als leichtfertige Sorglosigkeit betrachtete, daß er in andauernder geheimer Korrespondenz mit schwedischen Agenten stand, daß er um Horns Anschlag gegen Konstanz wußte, und daß er die Hoffnung hegte, die Invasion werde die innern Gegensätze auf die Spitze treiben und den Krieg zum Ausbruch bringen, der die durch die Katastrophe von Kappel besiegelten Geschicke wieder wenden sollte. Ihm unterwarf sich völlig der leicht bestimmbare Bürgermeister Heinrich Brem, der mit wenigen andern Zürchern in das Geheimnis eingeweiht war und aus der Eroberung von Konstanz für die Eidgenossenschaft das Beste hoffte.[6] Diese Männer waren es in erster Linie, die den Schweden den Durchzug durch schweizerisches Territorium ermöglichten und die es auch ohne weiteres geschehen ließen, daß Gustav Horn unter den Augen des Zürcher Kom-

[1] Schweizer, Neutralität, S. 242.

[2] Abschiede V, II, 769. Schweizer, Neutralität, S. 246.

[3] Verhandlungen einer Konferenz der V katholischen Orte in Baden, 12. und 13. September 1633. Abschiede V, II, 767. Vergl. S. 771 f.

[4] Schweizer, Neutralität, S. 228, 231.

[5] So Hottinger, in der Fortsetzung von Bluntschlis Geschichte der Republik Zürich III, 269 ff. Mörikofer, J. J. Breitinger und Zürich (Leipzig 1874), S. 216 ff.

[6] Seine Gesinnung erhellt aus seinem Brief an den Zürcher Rat vom 1. (11.) September 1633. Schweizer, Neutralität, S. 243.

mandanten Gredel sein Hauptquartier in Gottlieben auf eidgenössischem Grunde nahm.[1] Unter ihrem berückenden Einfluß trug die Mehrheit des Rates kein Bedenken, den vor Konstanz lagernden Schweden Munition für ihre Artillerie zu liefern.[2]

Angesichts dieser Tatsachen, die trotz aller Vorsicht der eingeweihten Persönlichkeiten den katholischen Orten zur Kenntnis kamen, muß man das Mißtrauen und den Zorn der politischen und religiösen Gegner Zürichs vollauf berechtigt finden. Eine außerordentliche Aufregung bemächtigte sich in den Waldstätten der Gemüter. Wollte Zürich Krieg haben, so war man hier entschlossen, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Zunächst drangen die katholischen Orte, mit Ausnahme Luzerns, das eine besonnene Zurückhaltung bewies, mit fünf Fähnlein selbständig durch das Toggenburg in den Thurgau vor, um die „eidgenössische Reputation" zu erhalten und „als Offendierte" mit Hilfe der übrigen Eidgenossen und „anderer guten Freunde" das Vaterland zu schützen. In ihrem Manifest gaben sie mit spitzigen Worten zu bedenken, ob man diejenigen, die um den „hochnachteiligen Einfall heimlich gewußt" und ihn nicht gehindert hatten, loben und rühmen müsse, oder ob diejenigen zu schelten seien, die sich zur Wehre stellen und nach den alten Bünden, nach Ehr und Eiden handeln wollten.[3] Sie blieben in der Landschaft, auch nachdem der Anlaß zu weitern Demonstrationen durch den Abzug des schwedischen Heeres dahingefallen war und von einer Friedensstörung keine Rede mehr sein konnte. Sie wollten noch ihr Opfer haben, und da sie die eigentlich Schuldigen nicht zu treffen vermochten, so hielten sie sich an den erwähnten Landeswachtmeister Kilian Kesselring, der ein Zürcher Bürger, aber als Kommandant des thurgauischen Landsturms für sie erreichbar war. Nun ließen sie den durchaus unbescholtenen Beamten, der nach ihrer Behauptung beim Schwedeneinfall seine Pflicht vernachlässigt und hierauf die Untertanen zur Rebellion verleitet haben sollte, in Wil gefangen nehmen, auf die Folter spannen und dann in Schwyz nach neuen Qualen, unter Ablehnung des eidgenössischen Rechtsganges, durch ein Kriegsgericht verurteilen. Die mit der ganzen Härte des damaligen Inquisitionsverfahrens durchgeführte Prozedur war ein schmählicher Racheakt; dem Manne konnte nicht das geringste Vergehen nachgewiesen werden, und keine Tortur vermochte ihn von der Beteurung seiner Unschuld abzubringen. Gleichwohl erklärten ihn die Kriegsräte als ehr- und wehrlos und legten ihm — indem sie „die strenge Gerechtigkeit mit der Sanftmut" verbanden, d. h. von der Todesstrafe absahen — neben einer Buße von 5000 fl. eine Kostensumme von 8356 fl. auf, so daß der Fiskus auf seine Rechnung kam! Im Februar 1635, nach 16 monatlicher Kerkerhaft, gaben sie ihn wieder frei.[4]

---

[1] Und doch war den Konstanzern in einem Schreiben der XIII Orte noch am 9. Juli 1633 versichert worden, man werde niemandem den Paß über eidgenössischen Boden zum Schaden der Stadt gestatten. Constantia obsessa, S. 40. Beyerle, S. 51 f.

[2] Schweizer, Neutralität, S. 246, nach einer Notiz im Zürcher Ratsmanual. Die Sache wurde nach Wien berichtet. Abschiede V, II, 828.

[3] Abschiede V, II, 769.

[4] Kesselring war am 5. Oktober 1633 in Wil festgenommen worden; am 29. Januar 1635 erfolgte der Urteilsspruch; am 7. Februar schwor er Urfehde, und am 8. Februar war er wieder in Zürich. Er lebte dann noch bis 1650. Die ganze Prozedur knüpfte sich bezeichnenderweise an die Frage, „wie und durch welchen ihme geoffenbaret worden, daß man Costenz uf dem eidtgnossischen Boden belögern wölle." S. „Vergicht und Bekhandtnus Kilian Kesselrings" in den Abschieden V, II, 2240 bis 2244. Vergl. J. J. Keller, Der kriegsgerichtliche Prozeß gegen Kilian Kesselring 1633—1635 (Frauenfeld 1884), eine Monographie, die die Schuldfrage ins richtige Licht gestellt hat. Seine Ergebnisse konnte Pupikofer II, 591 ff. benutzen.

Das Vorgehen gegen Kesselring wurde in den evangelischen Orten um so peinlicher empfunden, als die Richter alle ihre Fürsprache für den unglücklichen Gefangenen in den Wind schlugen. Die Spannung stieg im Spätjahr 1633 auf den höchsten Grad. Eine noch im Oktober vorgefallene Verletzung des Basler Gebietes beim Durchzug der kaiserlichen Heeresmassen — gegen 25,000 Mann — aus dem österreichischen Fricktal in den Sundgau[1] war nicht eben dazu angetan, die innern Konflikte abzuschwächen. Beide Parteien trafen Vorbereitungen zum Kriege. Die katholischen Orte erneuerten im Frühjahr 1634 den Bund mit Spanien.[2] Zürich und Bern betrieben wiederum ein Bündnis mit den Schweden, das die Eidgenossenschaft unfehlbar in den Weltkrieg verwickelt hätte; denn nach dem Vertragsentwurfe, der unter Mitwirkung des schwedischen Militärbevollmächtigten Georg Hans von Peblis vereinbart wurde, sollten die Schweden im Kriegsfall den Evangelischen mit 7000 Mann zu Hilfe kommen und diese hinwieder der Krone Schweden freie Werbung, Munition und Proviant gewähren.[3]

Da war es ein Glück, daß die unparteiischen Orte, Basel und Schaffhausen, auch in diesem Moment die Gefahr erkannten und mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit, die ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten, auf der entscheidenden Konferenz in Aarau vom 7. April 1634 sich gegen das schwedische Bündnis äußerten. Sie erklärten, die angeregte Verbindung sei unnütz, unverantwortlich und gefährlich; sie sichere im Notfalle nicht die rasche Hilfeleistung, deren man bedürfe; sie sei den eidgenössischen Bünden und der Erbeinigung mit Oesterreich stracks zuwider; es könne nichts andres daraus entstehen, als eine unselige Ruptur des eidgenössischen Wesens und ein jammervoller blutiger Krieg, in welchem das geliebte Vaterland den Ausländischen zu einem Raubhaus gestellt und die von den Altvordern teuer und hart erworbene Freiheit in eine ewige erbärmliche Dienstbarkeit gewandelt werde. Ratsam und anständig sei einzig das Verharren bei der überlieferten, seinerzeit auch vom verstorbenen König Gustav Adolf anerkannten Neutralität; sie selbst seien auf alle Fälle entschlossen, die ihnen durch die Bundesbriefe vorgeschriebene Stellung einzuhalten und solchen Allianzen fernzubleiben. Nicht einmal in eine Korrespondenz wollten sie sich einlassen, da auch so die Feinde ins Land gezogen werden könnten.[4]

Diese entschiedenen, von staatsmännischem Geiste getragenen Worte wirkten doch ernüchternd auf die allzu eifrigen geistlichen und weltlichen Politiker an der Limmat und an der Aare. Die Spannung ließ trotz der Kriegslust Zürichs nach, und man kam wie zwei Jahre früher zu dem Schlusse, den schwedischen Bündnisantrag mit guten Worten abzulehnen. Am 21. Mai einigten sich die evangelischen Städte auf den Grundsatz, daß man keiner der kriegführenden Parteien gestatten wolle, ins Land zu ziehen.[5]

So war die eminente Gefahr einer unmittelbaren Verwicklung in den dreißigjährigen Krieg schon glücklich überwunden, als die Nachricht von der schweren Niederlage Horns und Bernhards von Weimar bei Nördlingen am 6. September 1634 das

[1] Fäh, Der Durchmarsch der Kaiserlichen im Jahre 1633. Basler Jahrbuch für 1890, S. 40—76. Schweizer, Neutralität, S. 261 f.

[2] Urkunde vom 30. März 1634. Abschiede V, II, 2145 ff.

[3] Abschiede V, II, 812, 832, 835 ff. Vergl. Fäh, Basler Festschrift 1901, S. 91. Ueber Peblis s. Schweizer, Neutralität, S. 236 ff.

[4] Abschiede V, II, 845 f. Vergl. Fäh, Basler Festschrift 1901, S. 91 f., wo im Auszuge auch die Basler Instruktion für die Aarauer Konferenz mitgeteilt ist.

[5] Abschiede V, II, 865. Schweizer, Neutralität, S. 253, gibt den Originaltext des Beschlusses.

Uebergewicht der friedlichen Tendenzen vollends sicher stellte. „Das strenge Festhalten der unparteiischen Orte an der von den Bundesbriefen ihnen angewiesenen innern Neutralität hat die äußere Neutralität der ganzen Eidgenossenschaft gerettet.“ [1]

Nach der durch den Schwedeneinfall heraufbeschworenen Krisis mit allen ihren Nachwehen brachen für die politische Lage der Eidgenossenschaft doch wieder bessere Tage an. In entschiedenem Gegensatz gegen die frühere, unter geistlicher Mitwirkung angehobene Kriegstreiberei drang allmählich eine friedliche und versöhnliche Stimmung durch. Deutlich läßt sich wahrnehmen, daß in Zürich der eine Zeitlang alles beherrschende Einfluß des Antistes Breitinger und des Bürgermeisters Brem gebrochen war. Man begann auch hier zu erkennen, daß man mit der Begünstigung der schwedischen Invasion einen großen Fehler begangen und ein gefährliches Spiel getrieben hatte. Nun waren freilich die Anschauungen über die Pflichten der Neutralen und die Rechte der Kriegführenden damals noch unvollkommen ausgebildet, und sie entsprachen keineswegs den strengen Forderungen des modernen Völkerrechts. Hugo Grotius bezeichnete in seinem berühmten, 1625 erschienenen Werke über das Kriegs- und Friedensrecht den unschädlichen Durchzug durch fremdes Gebiet als ein natürliches Recht der Kriegführenden.[2] Es geschah wiederholt, daß spanische Truppen auf ihrem Marsche von Mailand nach den Niederlanden oder umgekehrt vom Oberrhein nach der Lombardei schweizerische Territorien passierten, oder daß kaiserliche Heeresabteilungen vom Fricktal nach dem Sundgau, also von einer österreichischen Landschaft in die andre, über das dazwischenliegende Gebiet von Basel rückten. Solche Vorgänge vollzogen sich zum Teil nach bestehenden Verträgen und wurden in keinem Fall als eine grobe Verletzung des von den Eidgenossen schon vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges verkündeten Neutralitätsprinzips betrachtet.[3] Etwas ganz andres aber war es, wenn ein fremdes Heer, wie in unserm Falle das schwedische des Marschalls Horn, auf den schweizerischen Boden übertrat, nicht um auf kürzestem Wege einen Durchmarsch nach einer andern Gegend auszuführen, sondern um einen Platz, der einer mit den Eidgenossen verbündeten Macht gehörte, an der verwundbarsten Stelle anzugreifen. Mochten die Theoretiker des Völkerrechts über einen solchen Fall sich auch nicht ausgesprochen haben, und mochte Horn in einem an Zürich gerichteten Briefe sein Unterfangen nachträglich mit der ratio et necessitas belli entschuldigen[4]: man empfand doch allgemein sein Vorgehen als eine brutale Ungehörigkeit, als den allerschlimmsten Mißbrauch des neutralen Bodens. Anderseits mußten sich auch die Eidgenossen insgesamt — nicht zu reden von der besondern Schuld der Zürcher — den Vorwurf gefallen

[1] Schweizer, Neutralität, S. 254

[2] Grotius, De jure belli ac pacis, lib. II, cap. II, § 13 (S. 116 der Amsterdamer Ausgabe von 1642): terrae et flumina .. patere debent his qui transitu opus habent ad causas justas ... Plane si injustum moveat bellum qui transire vult, si hostes meos secum ducat, negare transitum potero.

[3] Zur Neutralitätserklärung aus dem Jahre 1610 vergl. Abschiede V, I, 982 und S. 1020, wo das wichtige Schreiben der evangelischen Städte an den Kurfürsten von der Pfalz, das Haupt der Union, vom 16. (26.) August abgedruckt ist.

[4] Abschiede V, II, 770: „Die ratio et necessitas belli hat mich genöthigt, solchen Orths (nämlich der Stadt Konstanz) mich zu versichren, darbei ich dann unumbgenglich der Herren Territorium berühren und mich bis zu Ußgang meines Desseins in etwas ufhalten muß, vermuthend, weilen bei andren Völkheren dergleichen sich offtmals zugetragen, daß ganze Armeen über neutrale Oerther gefüerth worden.“ Der Brief ist am 14. September aus Gottlieben geschrieben. Schweizer, Neutralität, S. 221.

lassen, daß sie ihrer offenbaren Pflicht, die von ihrem Boden aus geplante Belagerung von Konstanz mit allen Mitteln zu verhindern, nicht nachgekommen waren.[1]

Gewiß hatten die Eidgenossen beider Parteien allen Grund, in sich zu gehen und sich auf Maßregeln zu vereinigen, durch die in Zukunft eine so ernste Gefährdung des Friedens und der Selbständigkeit des Landes abgewendet werden konnte. Noch zweimal zogen in den nächsten Jahren fremde Heere teils offen, teils „bei Nacht und Nebel“[2] über schweizerische Gebiete. Dann aber faßte die gemeinsame Tagsatzung am 2. Februar 1638 ohne Rücksicht auf die Grotiusschen Theorien den entscheidenden Beschluß, es sei „fürbaz hin“ niemandem, „er syge glich wer er wölle“, der Paß durch die eidgenössischen Lande zu gestatten und jeder alles Ernstes davon abzuhalten.[3] Dieser Beschluß wurde in der Folge nicht nur erneuert, sondern auch streng, d. h. mit dem nötigen Truppenaufgebot auf Grund einer eidgenössischen Defensionalordnung[4] durchgeführt, und das schweizerische Gebiet blieb fortan unverletzt, wenngleich der Krieg sich nicht mehr von den Grenzlanden am Rhein und Bodensee entfernte.

Nach den trüben Erfahrungen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges erschien den Schweizern die kräftige Handhabung der prinzipiellen bewaffneten Neutralität als eine Notwendigkeit; sie bildete ihre Staatsmaxime, oder wie der holländische Geschichtschreiber Peter Valckenier sich ausdrückte, die „feste Grundsäule ihres Ruhestandes.“ Man weiß, daß sie in der Zeit des Ueberganges, vor hundert Jahren, aufgehoben wurde, oder nur noch zum Schein bestand. Um so reiner ist sie theoretisch und praktisch im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts ausgebildet worden, und heute dürfte man es allgemein und rückhaltlos anerkennen, daß, wie die Vertreter der Großmächte schon am 20. November 1815 in Paris es ausgesprochen haben, die schweizerische Neutralität im wahren Interesse ganz Europas liegt.[5] In einem Kriege zwischen Nachbarstaaten können sich die Parteien versichert halten, daß die Grenzen der Schweiz eine starke Mauer sind, die jedem Durchpaß und jedem Umgehungsversuche zuverlässig widersteht. Vertrauensvoll mögen denn auch die internationalen Werke und Bestrebungen des Friedens und der Humanität ihre Zelte auf dem neutralen Boden der Eidgenossenschaft errichten.

[1] Kilian Kesselring war vollkommen im Recht, wenn er auch die katholischen Kommandanten der thurgauischen Grenzwachtposten, wie Martin Aufdermaur, der Pflichtvernachlässigung gegenüber dem Schwedeneinfall beschuldigte. S. seine schriftliche Erklärung in den Abschieden V, II, 2243.

[2] Schreiben Basels an Zürich vom 20. (30.) Januar 1638 über den Durchzug Bernhards von Weimar. Schweizer, Neutralität, S. 264.

[3] Abschiede V, II, 1068. Vergl. den Bericht des Zürcher Gesandten bei Schweizer, Neutralität, S. 269, Anm. 2.

[4] Sie kam im Juli 1640 zur Beratung, erhielt aber erst 1647 bestimmtere Gestalt. S. Abschiede V, II, 1173, 1192, 1195, 1407, 1409, 1418, 2255—2260. Vergl. A. Heusler, Zur Entstehung des eidgenössischen Defensionals (Basel 1855). Schweizer, Neutralität, S. 270 ff.

[5] S. den authentischen Text des „Acte portant reconnaissance et garantie de la neutralité perpétuelle de la Suisse et de l'inviolabilité de son territoire“ vom 20. November 1815 bei Schweizer, Neutralität, S. 593—595. Diese Anerkennungsakte stammte eigentlich aus der Feder des Genfer Staatsmannes Pictet de Rochemont, vor allem der Satz: „Les Puissances .. reconnaissent authentiquement .. que la neutralité et l'inviolabilité de la Suisse et son indépendance de toute influence étrangère sont dans les vrais intérêts de la politique de l'Europe entière.“ Vergl. Edm. Pictet, Biographie et correspondance diplomatique de C. Pictet de Rochemont (Genève 1892), S. 316 ff., 333.

Indem wir die glücklichen Errungenschaften der Gegenwart mit einem Ereignis der Vergangenheit zusammenhalten, dürfen wir vielleicht zum Schlusse sagen: unter den Nachwirkungen des bösen Streiches, den Gustav Horn mit seinem Zuge über Stein am Rhein nach Konstanz der Eidgenossenschaft gespielt hat, ist nach Jahr und Tag doch eine gute Frucht, die reine schweizerische Neutralität, herangereift.

Die Bodenseeforschung in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Von

Professor Dr. Siegmund Günther
in München.

Die Erforschung der Binnenseen in naturwissenschaftlicher Hinsicht ist, wie manch andrer Zweig der physischen Erdkunde, ein Kind der Neuzeit. Altertum und Mittelalter kommen überhaupt nicht in Betracht, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß gelegentlich die eine oder andre einschlägige Bemerkung gefunden wird. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts machen sich die Anfänge einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem bisher vernachlässigten Objekte bemerklich, und zwar ist es der Genfersee, der als die eigentliche Wiege des neuen Forschungszweiges betrachtet werden muß.[1] Die Namen Fatio de Duiller, Jallabert, E. Bertrand, Bonnet sprechen nach dieser Seite hin eine vernehmliche Sprache, und in etwas späterer Zeit war es der geniale H. B. de Saussure, der das begonnene Werk in großartiger Weise weiterführte. Was man vor etwa hundert Jahren von der Physiographie und Physik der stehenden Gewässer Zuverlässiges wußte, war in erster Linie den Anwohnern des Leman zu danken, wie denn auch in unsern Tagen die erste umfassende Seenmonographie einem solchen, dem trefflichen F. A. Forel, ihre Entstehung verdankte.

Dem Bodensee ist kein so glückliches Los gefallen; wenig über drei Jahrzehnte sind erst dahingegangen, seitdem man auch ihm ein wirklich lebhaftes Interesse zuzuwenden sich anschickte, um dann freilich auch umso energischer nachzuholen, was die Vergangenheit versäumt hatte. Gleichwohl ist auch er, unter dem hier in Frage kommenden Gesichtspunkte betrachtet, nicht ganz geschichtslos; vielmehr kann der Historiker der Erdkunde, wenn er sich in vergangene Zeiten versenkt, gar manche dankenswerte Wahrnehmung machen. Und so dürfte es sich wohl empfehlen, die Entwicklung dieses Zweiges geographischer Tätigkeit im Zusammenhange zu verfolgen. Das rein kartographische

[1] Trotz der vielen Verweise im Forelschen Werke darf eine zusammenfassende Kennzeichnung der Bemühungen um den Genfersee noch immer als ein Bedürfnis angesehen werden. Vorzügliche Dienste leisten hiefür R. Wolfs äußerst inhaltreiche „Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz“ (Zürich 1858—1862).

Moment ist hier ausgeschlossen; einmal weil sich sonst unsre Darstellung zu häufig auf Nebenwege begeben und die Hauptsache außer acht lassen müßte, und dann auch deshalb, weil durch eine ältre Veröffentlichung[1] des Bodenseegeschichtsvereins schon allen Wünschen, die nach dieser Seite hin gehegt werden können, in umfassendster Weise entgegengekommen worden ist.

Von den Schriftstellern der Antike hat eine ganze Anzahl unsres Sees gelegentlich Erwähnung getan; wir finden seinen Namen genannt bei Strabo, Plinius, Tacitus, Ptolemaeus, Solinus und ganz besonders bei dem Geschichtschreiber der spätern Kaiserzeit, bei Ammianus Marcellinus, der anscheinend aus eigener Anschauung zu berichten wußte. Die verschiedenen Namen des großen Wasserbehälters — Lacus Brigantinus, Acromius, Potamicus u. s. w. — gehen teils direkt, teils infolge nachheriger Interpretation auf die griechisch-römische Literatur zurück. Etymologische Versuche begegnen uns frühe schon, z. B. bei dem gelehrten Reichenauer Abte Walafrid Strabus. Und auch im 16. Jahrhundert, als allmählich der geographischer Neigungen keineswegs entbehrende Humanismus dem See sein Augenmerk zuzuwenden beginnt, steht zunächst die sprachliche Seite im Vordergrunde; aber während dieselbe gewöhnlich, z. B. bei dem wackern Beatus Rhenanus,[2] lediglich für sich in Erwägung gezogen wurde, löste sie bei einem andern Zeitgenossen auch weitre Folgerungen aus, welche für ihre Epoche als recht beachtenswert gelten können. Mit diesem Manne beginnt, ohne daß wir dem Sinne des Wortes irgendwie Gewalt anzutun brauchten, die eigentliche Bodenseeforschung.

Joachim v. Watt aus St. Gallen, gewöhnlich unter seinem Gelehrtennamen Vadianus zitiert, war ein universell angelegter Geist, der sich, auf der dazumal vor andern blühenden Wiener Hochschule ausgezeichnet vorgebildet, auf theologischem, historischem und mathematisch-astronomischem Gebiete gleichmäßig mit Erfolg betätigte. Es lassen sich bei ihm mit voller Deutlichkeit auch geographische Neigungen erkennen, und diese vermochten ihn, eine Abhandlung auszuarbeiten, welcher er selbst die Aufschrift gab: „Von dem Oberbodensee,[3] von seiner ard und gelegenheit, lange größe.“[4] Die Skizze zerfällt in zwei Kapitel, deren erstes noch weiter „von beiligenden stetten auf der Germanier siten gelegen, so man jeßmal Schwabenland nennt,“ deren zweites im besondern „von den stetten

[1] Gemeint ist die hübsche Mappe mit ältern Karten, welche anläßlich der Jahresversammlung in Friedrichshafen (18) den Mitgliedern des Vereins überreicht ward, und aus deren einzelnen Stücken man sich ganz vortrefflich über die Mißhandlungen, die sich die Seeumrisse ehemals gefallen lassen mußten, orientieren kann.

[2] Wegen der auf die deutsche Landeskunde und in erster Linie auf eine schärfere Abgrenzung der germanischen Stammesart gerichteten Bestrebungen deutscher Humanisten, eines Beatus Rhenanus, Irenicus, Pirckheymer, Peutinger, empfiehlt sich als bestes Mittel der Belehrung die Schrift eines französischen Gelehrten (L. Gallois, Les géographes allemands de la rénaissance, Paris 1890, S. 165 ff.).

[3] Das Wort „Oberer Bodensee“ ist hier lediglich im Gegensatze zum „Untersee“ zu verstehen, dessen Beschreibung Vadian als nicht mehr zu seiner Aufgabe gehörig erachtete, und der ihm auch räumlich ferner lag.

[4] Die kleine Bodenseestudie hat ihr Verfasser selbst nicht der Oeffentlichkeit übergeben; dies tat für ihn der bekannte Chronist Stumpff, vergl. über die Beziehungen beider Männer eine Abhandlung Meyer von Knonaus (Der St. Galler Humanist Vadian als Geschichtschreiber, S. G. B., 9. Heft, 1878, H. 49 ff.) Goetzinger hat sodann eine allseitig zugängliche Ausgabe veranstaltet (Joachim von Watts Deutsche Historische Schriften, 2. Band, St. Gallen 1877, S. 431 ff.). Derselben sind auch die notwendigen sprachlichen Erläuterungen beigegeben, deren es zum Verständnis der altertümlich-allemannischen Mundart bedarf (z. B. „mößig“ = morastig). — Mit „S G. B.“ soll künftig stets die Vereinszeitschrift abgekürzt bezeichnet werden.

und flecken am Obern Bodensee, so auf Helvetierertrich gelegen, die jetzmal der loblichen Eidgnoschaft verwandt sind," zu handeln bestimmt ist. Vadian macht es im ganzen ebenso wie die Kosmographen vor und mit ihm, ein Enea Silvio, Seb. Franck, Seb. Münster; auch in seiner Schilderung gehen ohne Scheidung die geschichtlichen und geographischen Dinge ziemlich bunt durcheinander; allein er fängt doch an, einzelne Fragen kausal zu überdenken, und wagt sich an eine morphologische Erörterung, die ihn uns als selbständigen Beobachter vor Augen stellt. Die sonderbare Behauptung, daß man römischerseits das altgermanische Wort „der fromme See" in einen Lacus Acromius verwandelt habe, will zwar dem vorurteilsfreien Kenner des Altertums nicht recht einleuchten; wenn Beatus Rhenanus, sagt er, den Ortsnamen Eromaneshorn als „Horn des Bodensees" auffasse, so übersehe er, daß auf viel ältern Karten des Klosters St. Gallen jener „Hof" stets als Romaneshorn erscheine. Aber so viel sei allerdings richtig, daß der See ehemals eine mehr gekrümmte Gestalt gehabt habe, weil noch ein Teil des jetzigen Hochrheintales dazu gehörte. Und so habe es sich wahrscheinlich auch im 3. nachchristlichen Jahrhundert noch verhalten. „Dan so man," dies ist der Wortlaut des Originals, „den Ammianum recht besieht, so ist dieser See zu seinen tagen am einfluß des Rhins gar mößig und sumpfig gewesen und one allen zweifel etwas näher bei Rhinegg angegangen denn jetzmal; darnach aber vor dem sand und lätten des Rhins, der Bregantz und der ahen oder flüssen, die ab dem gebirg durch das Rhintaler riet in den see laufend, dermaßen nach und nach angefült und getrungen, daß der see denselben buk oder bogen etwas verloren und sich gerader gemacht habe, dan er des ends vor jaren und zu der zeit Ammiani (der unter keiser Constantio gereiset hat) gewesen sei. So ligt auch am tag und spürt man es an dem gelend und an täglicher Erfarung, daß der ungestüm und grüen fluß, die Bregantz genannt, ein groß zal ertrichs und gesteins in den see getragen und nach und nach seinen straumen und runsen biß an das dorf Hard genant gestrekt und ein große ouw daselbst gemacht hat, ob welcher er vor jaren in den see gangen und gelentz halber so ein lang bachstal nit gehabt hat." Dieser letzte Satz soll also aussagen, die Auenbildung habe dazu gedient, einen namhaften Teil des Sees auszufüllen, und da, wo sich jetzt in der Au die Stromrinnen („Bachstal") finde, hätten sich mehr denn ein Jahrtausend früher die Seefluten ausgebreitet. Zur Bekräftigung dieser seiner Ansicht, die von einem ganz richtigen Einblicke in das Spiel der Naturgewalten Zeugnis ablegt, führt Vadian, wie sich das für einen philologisch gebildeten Mann seines Zeitalters von selbst versteht, Schriftbeweise an; Plinius gedenke der Landbildungen, welche von kleinasiatischen Strömen bewirkt worden seien, und erinnere auch daran, daß die vom fließenden Wasser in das Meer hinausgetragenen Sinkstoffe dazu gedient hätten, küstennahe Inseln landfest zu machen. Bei Rorschach und Arbon stoße man, heißt es weiter, auf „Pfalment", d. h. auf versunkene menschliche Ansiedlungen — ein Beweis dafür, daß die Seeufer nicht zu allen Zeiten die gleichen geblieben seien. Wäre das Leben des Menschen ein längeres, so würden sich derartige Wahrnehmungen über den Kampf von Wasser und Land rasch vermehren; aber „die tötlichkeit der menschen" bildet ein Hindernis. Vadian war auch für die mancherlei Bodenveränderungen, welche das Rheintal im Bereiche seines Heimatkantons in historischer Zeit erlitt, nicht gleichgiltig, sondern stellte fest, daß kleine, fischreiche Seen, die sich dort vorfanden, verschwunden seien. Insbesondre gelte dies für einen See „zwüschet Markbach, Altstetten und Grießern." Diese Angaben kann die Autopsie der folgenden Zeit in den wesentlichen Punkten voll bestätigen.

Auch weiterhin erfreut sich der Leser von Vadians Bodenseestudie noch an manch zutreffender geographischer Aeußerung. Man kann mit Genugtuung konstatieren, daß die kontroverse Namenfrage, deren abschließende Lösung auch die Gegenwart noch nicht erbracht hat,[1] den weitsichtigen Bürgermeister von St. Gallen dazu vermochte, sich über die von ihm gemachten Beobachtungen in so präziser und verständiger Weise zu äußern. Daß er lange, recht lange keinen Nachfolger in diesem Tun gehabt hat, darf uns nicht wundern. Zwar hat es nicht an Schriftstellern gefehlt, welche sich über diese oder jene mit dem Bodensee zusammenhängende Frage vernehmen ließen; aber von geographischem Werte ist keine dieser Schriften, die zumeist Söhne Lindaus zu Autoren haben. Eine summarische Aufzählung[2] mag deswegen an die Stelle eines eingehenden Berichtes treten. Wurde aber auch nicht wirkliche Forschung betrieben, so fehlte es doch nicht an Versuchen, die Dimensionen des Sees auszumessen, was immerhin auch das Vorhandensein geographischer Neigungen bekundet. Die ganz unkontrollierbaren Angaben des Strabo und Ammianus, welche auch in Vadians Essay übergegangen sind, sollten durch wirkliche Messungen der Länge und Breite ersetzt werden,[3] und es werden solche aus den Jahren 1435, 1560, 1573, 1695 namhaft gemacht. Besonderes Vertrauen vermochten ihnen freilich wohl selbst die Zeitgenossen nicht entgegenzubringen, wenn sie z. B. erfuhren, daß auf dem gefrorenen See 1573 zwischen Rorschach und Langenargen eine Entfernung von 48,342 Fuß, zwischen Langenargen und Rorschach jedoch eine solche von 50,008 Fuß ermittelt worden war! Eine Differenz von 1666 Fuß ließ sich nicht gut durch die unvermeidlichen Messungsfehler erklären.

Fast bis zum Ende des 18. Jahrhunderts stand es an, ehe in dem Streben nach geographischer Erkenntnis des Bodensees ein wirklicher Fortschritt sich verzeichnete.[4] Ein Sohn St. Gallens war es, der das Werk seines alten Landsmanns v. Watt fortzuführen

[1] Vergl. dazu J. N. Sepp, Name des Badensees, S. G. B., 23. Heft (1894), S. 68 ff.

[2] G. Mangald, Fischbuch aon der natur und eigenschafft der vischen, insanderheit deren so gefangen werdend im Badensee, herausgeg. aan Konead Geßner, Zürich 1557; Neudruck besorgt aon Dr. Jahannes Meyer in den Thurgauischen Beiträgen zur aaterländischen Geschichte, Heft 45, Frauenfeld 1905, Seite 118—185; J. G. Schinbein (Tibianus), Panegyricon super laudibus Acromii Lacus in Allemannia et ejusdem civitatibus, Ueberlingen 1578 (aan J. J. Scheuchzer in seine „Hydrographia Helvetica" aufgenammen; Bucelin, Lacus Potanici alim Moesii et Acromii nec nan confinium, sub namine Constantiae sacrae et profanae descriptio, Kanstanz 1668; H. J. Mellin, Antiquitates Lacus Bodamici, cum specimine historiae Lindaviensis, Jena 1693 (Scheuchzer a. a. O., S. 17 ff.); J. C. Wegelin, Dissertatio inauguralis de daminia Maris Snevici, vulga Lacus Bodamici, Jena 1742; M. Seutter, De jure navali ... in Mari Snevico seu lacu Bodamico ... Erlangen 1764; (D. Hünlin), Beschreibung des Badensees nach seinem aerschiedenen Zustande in den ältern und neueen Zeiten, Ulm 1783.

[3] Nach dem gleich nachher zu charakterisierenden Buche aan Hartmann (2. Aufl., S. 16 ff.). Auch ein andeer Geograph hat diese Messungsaersuche beachtet: J. Früh, Zur Kenntnis des Badensees, Petermanns Geoge. Mitteil., 43. Band (1897), S. 217.

[4] Daß der Badensee gelegentlich einmal, und zwar in sehr verschiedenartigen Ideenverbindungen, Erwähnung findet, ist zu natüelich, als daß die Tatsache besonders hervarzuheben wäre. Nur eben wissenschaftlichee Gewinn ist damit nicht verbunden. Sa zitiert Hartmann (2. Aufl., S. 37 ff.) den Engländer Ratchliffe, dee (Bibliathek dee neuesten Reisebescheeibungen, 17. Band, S. 137) einen unterirdischen Zusammenhang zwischen Baden- und Wetternsee (in Schweden) konstruiere, weil beide Seen immer zu gleichee Zeit aan Stürmen heimgesucht wüeden, und weil an beider Gestade ganz die gleichen Pflanzen wüchsen. Von einee ähnlichen Logik weiß die Geschichte der Erdkunde wiederhalt zu erzählen; wallte man doch auch Niger und Nil durch einen unsichtbaren Stramlauf aerbunden sein lassen, weil in beiden Flüssen Krakadile zu finden sind, und gab es doch auch Leute, die sogar den Indus aus gleichem Grunde in diesen Zusammenhang einbeziehen wallten.

suchte, und wir werden ihm das Zeugnis nicht vorenthalten dürfen, daß ihm, alle Umstände erwogen, sein Vorhaben nicht übel gelungen ist. Und wir werden ihm dieses sein Verdienst umso höher anrechnen dürfen, weil er keine tiefern Studien gemacht hatte, sondern von Hause aus Handwerker war und sich erst später zu dem geschickten Zeichner und Stecher ausbildete, als welcher er sich seinen Lebensunterhalt erwarb. Man möchte ihn, wenn auch dieses Vorbild von ihm durchaus nicht erreicht wurde, neben Bourrit, einen der „Entdecker" der Montblancgruppe, stellen. Wenigstens fehlte es ihm weder an Interesse, noch auch an Sachkunde, und daß er die von ihm gesammelten Nachrichten nicht ohne weitres als Gewißheit hinnahm, sondern sie unbefangen zu prüfen sich beflіß, darf ihm als ein besondres Verdienst angerechnet werden. Wir werden von seinem schriftstellerischen Geschicke am besten einen Begriff bekommen, wenn wir nunmehr den Inhalt des von ihm selber als „Versuch" bezeichneten Buches,[1] und zwar in der vervollkommneten Form,[2] einer Analyse unterziehen.

Zwei einleitenden, auch von uns oben schon verwerteten Kapiteln über die ältere Literatur und Kartographie des Sees folgt eine onomatologische Betrachtung, welche zu gunsten der Identität Bodensee = Bodmansee Stellung nimmt, und ein geschichtlicher Ueberblick über die frühern Vermessungsversuche (s. o.). Der fünfte Abschnitt „Veränderung des Ufers und Tiefe des Sees" betitelt, knüpft an Vadians uns bekannte Darlegungen an und sucht dessen Argumente für die Hypothese, daß fünfzehnhundert Jahre früher der See eine weit größere Ausdehnung nach Süden gehabt habe, durch weitere Erfahrungstatsachen zu verstärken. Die Logseen bei Fußach, die nur noch „durch ein Bächelchen" mit dem großen See in Verbindung stünden und „schwimmende Inseln" enthielten, seien — hier bedienen wir uns eines modernen Ausdruckes — Reliktenseen jenes vergrößerten Bodensees der Vergangenheit. Auch der dereinstige höhere Stand des Seespiegels wird durch neue Belege zu verteidigen gesucht. Ueber Mangel genauer Lotungen wird geklagt; noch sei Vadians Notiz, daß der See bei „Märsburg" mit 300 Klaftern seine größte Tiefe erreiche, und daß man deshalb eben jenem Städtchen seinen Namen („Burg des Meeres") beigelegt habe, nicht kontrolliert worden, obschon sie auch bei neueren Geographen als giltig angesehen oder doch modifiziert benützt werde.[3] Mit den Tiefenmessungen, welche die Schiffleute ab und zu „aus Curiosität" vornahmen, sei nichts erreicht. Untiefen seien im See nicht verzeichnet; doch sei steiler Uferabfall im allgemeinen selten und unter dem Namen Halde den Schiffern wohl bekannt, weil als Regel eine sanfte Senkung des Geländes in den See hinein angenommen werden müsse.

„Klima und Naturphänomene" werden im nächsten Kapitel abgehandelt. Nützlich ist hier die Zusammenstellung der Jahre, in denen die Seeoberfläche eine Eisdecke von

[1] Georg Leonhard Hartmann, Ueber den Bodensee; ein Versuch, St. Gallen 1795. Der Autor erklärt in der zweiten Ausgabe, daß sein Büchlein günstiger aufgenommen worden sei, als er habe erwarten dürfen; in einer geschätzten kritischen Zeitschrift (Göttinger Gelehrte Anzeigen, 1795, S. 760) sei eine wohlwollende Besprechung erschienen. Auch habe ein gewisser Eberle für das Werkchen dadurch Reklame gemacht, daß er es wortwörtlich in die Neubearbeitung (1798) seiner eigenen Schrift „Versuche einer pragmatischen Geschichte der Stadt Konstanz" (1788) herübernahm, ohne des wirklichen Verfassers irgendwie zu gedenken.

[2] G. L. Hartmann, Versuch einer Beschreibung des Bodensees, St. Gallen 1808.

[3] Hartmann, S. 22. „Büsching, in seiner allgemeinen Erdbeschreibung, meldet, daß bei Meersburg ein steinernes Kreuz im See stehe, auf welchem sich angeschrieben finde, der See sei hier 2900 Klafter breit und 158 Klafter tief; allein in Meersburg selbst weiß niemand etwas von einem solchen Kreuz und seiner Inschrift." Ein gutes Beispiel für die Entstehung geographischer Sagen!

größerer Erstarkung trug. Auch einzelne besonders trockene Sommer werden registriert, nicht minder die Epochen der Ueberschwemmungen und anormal niedrigen Pegelstände. Das „Grund-Gewell“, welches die Seeanwohner als ihren Booten gefährlich fürchten, führt Hartmann auf heftige Winde zurück, unter denen wieder der Föhn als stürmischer Süd am meisten zu beachten ist; fünfzehn totale Schiffbrüche, bei denen Menschenleben in größerer Anzahl verloren gingen, werden für den Zeitraum 1295 bis 1804 aufgezählt. Als eine von gewöhnlichen Stürmen wohl zu unterscheidende Erscheinung kennt der Autor „den Ruhß“ (wahrscheinlich vom Rauschen), den er verständigerweise mit den Seiches des Genfersees in Parallele stellt.[1] Die größte Niveauungleichheit dieser Art sei nach Schultheiß' Chronik von Konstanz am 25. Februar 1549 zu bemerken gewesen. Ein Schlußwort handelt vom „Blühen des Sees“, dessen botanischen Ursprung Hartmann ganz richtig erfaßt hat, wenn er auch seinen Lesern die Wahl zwischen verschiedenen Erklärungen läßt. Die geschichtliche Erörterung über die Bodenseevölker bringt begreiflicherweise nichts Neues. Was sodann als „Topographie des Seeufers“ folgt, ist eine kurze Schilderung aller größern Orte am See mit ortsgeschichtlichen Anmerkungen. Auch die Naturgeschichte wird nicht vernachlässigt, indem beispielsweise auf die petrefaktenreiche Umgegend von Radolfszell und noch mehr auf die berühmten Steinbrüche von Oeningen, mit denen sich hundert Jahre zuvor der alte Scheuchzer schon viel zu tun gemacht[2] und die soeben ein Konstanzer Karg[3] in seiner mehr dem neuern Wissensstandpunkte angepaßten paläontologischen Monographie gewissenhaft untersucht hatte, die Aufmerksamkeit gelenkt wird. Schiffahrt, Fischerei und Seehandel finden eine einläßliche Darstellung, und einige Worte fallen auch für den nicht besonders hoch geschätzten Weinbau ab. Als Künstler von Fach hält Hartmann es auch für erforderlich, „vortreffliche Aussichten an den Gestaden des Sees und Abbildungen von solchen“, soweit sie zu seiner Kenntnis gelangt waren, in möglichster Vollständigkeit aufzuführen, wobei auch einige poetische Exkurse Platz finden. Am meisten tut sich der Verfasser zugute auf seinen zwölften Abschnitt, bei dessen Fertigstellung ihn der oben genannte Karg unterstützt hat; es ist die Zoologie des Sees, die hier einer in der Tat recht umfassenden Durcharbeitung teilhaftig geworden ist. Nach Linné und seinen Kommentatoren werden alle am und im See heimischen Tiere den damals bestehenden Systemen gemäß klassifiziert. Ein recht brauchbarer Index beschließt das Bändchen (von 193 Seiten), das die neuere Periode der Bodenseeforschung in achtbarer Weise einleitet.

Wiederum tritt eine längere Pause ein. Derjenige der fünf Uferstaaten, welcher in den nächsten Jahrzehnten die eifrigsten Förderer für die Arbeit an der Erforschung des Bodensees stellte, war Württemberg, zum Teil auch mit öffentlichen Mitteln.[4] Denn

[1] Verargt kann es dem immerhin recht belesenen Schriftsteller nicht werden, daß er sich unter den zahlreichen Theorien, die man schon im 18. Jahrhundert für die periodischen Spiegelschwankungen aufzustellen versucht hatte (Günther, Handbuch der Geophysik, 2. Band, Stuttgart 1899, S. 456 ff.), gerade diejenige von Sartorius aussuchte, die von unerkennbaren Grundströmungen ausging und sehr bald als ganz haltlos aufgegeben werden mußte.

[2] Hiezu wäre zu vergleichen eine Schrift von Hoeherl (J. J. Scheuchzer, der Begründer der physischen Geographie des Hochgebirges, Münchener Geographische Studien, 10 Stück).

[3] Denkschriften der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens, 1. Band, Tübingen 1805, S. 1 ff.

[4] Vergl. E. Graf Zeppelin, Ueber die Erforschung des Bodensees, Verhandlungen des 9. Deutschen Geographentages in Wien, Berlin 1891, S. 198 ff.

Hauptmann Gasser, k. württembergischer Vermessungskommissär, verwendete großen Fleiß auf eine genaue Kartierung des Sees und seines Gebietes, ohne freilich die Hindernisse, welche aus dem Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Triangulationen der einzelnen Länder sich ergaben, vollständig überwinden zu können.[1] Auch das aus einem freiern geographischen Gesichtspunkte hervorgegangene Werk von Schwarz[2] wird den dem See benachbarten Landesteilen Oberschwabens mehr gerecht; es arbeitete in seiner Art den hier ebenfalls in Betracht kommenden württembergischen „Oberamtsbeschreibungen" würdig vor. Daß auch Baden, die Schweiz, Vorarlberg im Verlaufe der ersten sieben Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts den See nicht ganz aus dem Auge verloren, braucht nicht erst betont zu werden, und bayerischerseits wurden in dem unter der Aegide König Maximilians II. erwachsenen Musterwerke „Bavaria" wertvolle Beiträge geliefert. Immer jedoch handelte es sich nur um Einzelleistungen, und noch fehlte das einigende Band. Endlich ward auch dieses gefunden, und zwar sind hier die Jahre 1869 und 1885 von entscheidender Bedeutung gewesen. Das erstgenannte brachte den Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, der sofort in richtiger Abwägung der Umstände sich ein viel universelleres Ziel steckte, als es der Name selbst zu rechtfertigen scheint. Als das zweite Stufenjahr ist dasjenige zu betrachten, in dem jener wissenschaftliche Staatenbund geschaffen wurde, der sich namentlich die Aufgaben vorgesetzt hatte, zu deren Lösung die Kräfte weder des Einzelnen noch auch einer Privatvereinigung ausreichen, die vielmehr durch organisiertes Zusammenarbeiten Mehrerer, und zwar mit Aufwendung materieller Mittel von nicht ganz geringem Betrage, bewältigt werden können. Wir wollen unsere weitere Berichterstattung in der Weise einrichten, daß wir die individuellen Schöpfungen an die Spitze stellen und nachgehends erst uns der systematischen Arbeitsleistung zuwenden. Nicht als ob beide Betätigungen in einem innern Gegensatze zu einander stünden; mit vollem Rechte hat Graf Zeppelin[3] die Uebereinstimmung der Programme des Vereins und des staatlichen Zusammenschlusses innerhalb der jeweiligen Grenzen hervorgehoben. Allein gerade die oben berührte Frage des Geldaufwandes bedingt von vornherein eine wesentliche Verschiedenheit. Es war ja, wie man weiß, nicht zu erreichen, daß der rationelle Plan des Vereins, ein meteorologisches Beobachtungsnetz zu schaffen, seiner Verwirklichung zugeführt wurde,[4] und überhaupt sind eben allen derartigen, weitaussehenden Projekten durch die Verhältnisse unübersteigbare Schranken gezogen.

Begonnen sei mit den geologisch-morphologischen Forschungen, zu denen besprochenermaßen Vadianus und Hartmann einen bescheidenen Grund gelegt hatten. Sich stützend auf die später zu besprechenden Lotungsergebnisse konnte Penck sich mit Erfolg daran machen,[5]

[1] Van Gasser waren auch Sandierungen angestellt worden. Während Hartmann (a. a. O., S. 22) die Maximaltiefen zwischen Mehrerau und Lindau, nächst Meersburg (s. o.) und zwischen Arbon und Steinach angenammen hatte, verlegte sein württembergischer Nachfolger die tiefste Stelle — nach seiner Bestimmung 275 m — in die Linie Rorschach-Friedrichahafen. Erstens aber war seine Messung unrichtig (um 23 m zu groß), und zweitens enthält die Linie Uttwil-Immenstaad die tatsächlich tiefste Stelle.

[2] E. Schwarz, Reine naturwissenschaftliche Geographie van Württemberg, Stuttgart 1832.

[3] E. Graf Zeppelin, Ueber fernere Aufgaben und Zwecke des Vereins für Geschichte des Bodensees, S. G. B., 23. Heft (1894), S. 5 ff.

[4] Fleischmann, Bericht über die Tätigkeit der metearalogischen Sektion des Vereins, S. G. B., 3. Heft (1872), S. 8 ff.

[5] A. Penck, Marphametrie des Badensees, Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu München XV (1894), S. 119 ff.

die bisher ausschließlich für Erhöhungen der Erdoberfläche verwendeten orometrischen Formeln auch auf eine Eintiefung anzuwenden und die gestaltlichen Verhältnisse des großen Seebeckens, auf dessen normaler Wasserfläche bekanntlich die ganze Menschheit bequem Platz finden würde, metrisch festzulegen. Allgemeine geologisch-geographische Charakteristiken des Sees und seiner Uferlande reichen in die sechziger Jahre zurück und tragen selbstredend immer den Stempel des Zeitabschnittes, in dem sie entstanden sind.[1] Die ersten spezifisch entstehungsgeschichtlichen Arbeiten entstammen anscheinend dem Jahre 1874. Steudel bemühte sich[2] um die Ermittlung der Zeit, zu welcher ungefähr der Bodensee seine gegenwärtigen Umrißlinien erhalten haben möchte, und Probst, einer der Veteranen der Glazialforschung, die er mit Umsicht und Hingebung, wie wohl auch mit mancherlei Zugeständnissen an eine kräftige Phantasie, betrieben hat, entwickelte[3] neue Ansichten über den Charakter Oberschwabens, den er, wie wir heute sagen würden, als Moränenlandschaft definierte. Daß nunmehr auch andre Geologen, welche sich mit den Gletscherresiduen befaßten, dem Bodensee näher traten, liegt in der Natur der Sache, und vorzugsweise war es Pencks durchschlagendes Jugendwerk,[4] welchem auch für das hier in Rede stehende Territorium reiche Anregung zu entnehmen war. Später hat Sieger[5] das Wesen der Drumlinlandschaft am Ueberlingersee schärfer präzisiert und im einzelnen festgestellt, daß man an gewissen Kriterien die Seehöhen vergangener Zeiten zu erkennen imstande ist. Uebrigens scheint K. Millers Studie über das Argental[6] gewisse Terrassen- und Seebildungen in der Hauptsache zutreffend gedeutet zu haben, ohne doch der Natur jener langgestreckten Geröllhügel, welche man seitdem mit dem keltischen Worte Drumlins zu bezeichnen sich gewöhnt hat, bereits gerecht geworden zu sein. Neben Sieger (s. o.) hat auch Früh[7] den modernen Standpunkt in der Deutung der für den Anfang der fluvioglazialen Zone so typischen Erhebungen gekennzeichnet. Miller gab auch zuerst

---

[1] Gemeint sind: Rogg, Das Becken des Bodensees, Petermanns Geogr. Mitteil., 11. Band (1863), S. 1 ff.; A. Gutzwiller-F. Schalch, Geologische Beschreibung der Kantone St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen, Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz, 19. Lieferung, 1883; O. Fraas, Begleitworte zur geognostischen Spezialkarte, Württemb. Atlasblätter Friedrichshafen und Wilhelmsdorf, Stuttgart 1887. Auch die bahnbrechende Schrift L. Rütimeyers (Ueber Tal- und Seebildung, Basel 1869) nimmt in sehr bemerkenswerter Weise Rücksicht auf unsern See.

[2] A. Steudel, Welche wahrscheinliche Ausdehnung hatte der Bodensee in der vorgeschichtlichen Zeit, und wann ungefähr gestalteten sich seine jetzigen Ufer?, S. G. B., 5. Heft (1874), S. 72 ff. Der nämliche Autor hat auch die eiszeitliche Frage als einer der ersten auf die Tagesordnung gesetzt: Steudel, Erratische Erscheinungen in der Bodenseegegend, S. G. B., 2. Heft (1870), S. 115 ff. Einen Nachtrag dazu gab v. Seyffertitz (S. G. B., 3. Heft, 1872, S. 91 ff.). Bald nachher wählte sich der erstgenannte das südöstliche Uferland zum besondern Arbeitsgebiete: Steudel, Das Gletscherfeld bei Bregenz, S. G. B., 3. Heft (1872), S. 139 ff. Zu den frühesten literarischen Erscheinungen, in denen die Moränenlandschaft eine Rolle spiell, gehört: Gerwig, Das Erratische in der badischen Bodenseegegend, Karlsruhe 1871.

[3] Probst, Topographie der Gletscherlandschaft im württembergischen Oberschwaben, S. G. B., 5. Heft (1874), S. 92 ff.

[4] A. Penck, die Vergletscherung der deutschen Alpen, Leipzig 1882.

[5] R. Sieger, Postglaziale Uferlinien des Bodensees, S. G. B., 21. Heft (1892), S. 164 ff.; Zur Entstehungsgeschichte des Bodensees, Richthofen, Festschrift, Leipzig 1893, III.

[6] K. Miller, das untere Argental, S. G. B., 14. Heft (1885), S. 80 ff.

[7] J. Früh, Die Drumlinlandschaft, Jahresbericht der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu St. Gallen, 1894/1895.

eine Erklärung für den Ursprung des Sees,[1] und insofern er denselben als Endergebnis tektonischer Kräfte auffaßte, konnte seine Ansicht auch die Billigung späterer Kreise finden; allerdings damit, daß der See, so wie dies Desor für gewisse Senken im Jura wahrscheinlich zu machen gewußt hatte,[2] ein einfacher Klusensee in aufgesprengtem Faltensattel sein sollte, konnte sich die Folgezeit nicht einverstanden erklären, da in Wirklichkeit ungleich kompliziertere Vorgänge inmitte liegen. Auch im übrigen sind noch Abhandlungen aus der Feder Millers zu nennen. Er verbreitete sich über die geologische Geschichte des Untersees und des benachbarten Hegaus[3] und über die Tieferlegung des Sees;[4] das Wort Molassemeer,[5] das jedoch schon vorher (Escher v. d. Linth) gebraucht wurde, dürfte die Wasserbedeckung der Bodenseegegend in der spätern Tertiärzeit nach den paläontologischen Funden von Schalch[6] richtig kennzeichnen, während man längere Zeit den Petrefakten des nördlichen Seeuferstriches bloß eine limnische Fazies zuzuschreiben geneigt gewesen war. Jedenfalls müssen Probst und Miller, so viele Korrekturen auch die geläuterten Anschauungen späterer Jahre an ihren Aufstellungen anzubringen genötigt waren, mit Ehren unter den ersten Vertretern einer als Glazialgeologie zu so hohem Entwicklungsstande gediehenen Disziplin angeführt werden.

Um das hochwichtige Problem der Seebildung gleich jetzt soweit zu Ende zu führen, bemerken wir, daß sich zwei grundverschiedene Doktrinen gegenüberstehen. Die eine befürwortet eine Ausfurchung der Seemulde durch die diluvialen Gletscher;[7] nach der andern ist an eine Kombination von Einbrüchen, Hebungen und Wassererosion in erster, an die Detailarbeit der Gletscher nur in zweiter Linie zu denken, sowie für die nördlichen Voralpenseen A. Heim[8] eine solche Entstehung schon zuvor als sehr plausibel hingestellt hatte.

---

[1] K. Miller, Ueber die geographischen Verhältnisse von Meersburg und die Entstehung des Bodensees, S. G. B., 8. Heft (1877), S. 103 ff.

[2] Ueber diese ältere, vielleicht etwas zu schablonenhaft ausgestaltete Lehre von den Komben- und Klusenseen, die allzu enge der Sachlage im schweizerischen Jura angepaßt war, gewährt besten Aufschluß der betreffende Abschnitt einer sehr bekannten Schrift von O. Peschel (Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde, München 1878, S. 160 ff.).

[3] K. Miller, die geologischen Bildungen am Untersee und im Höhgau, S. G. B., 10. Heft (1879), S. 145 ff.

[4] K. Miller, Die Tieferlegung der Hochwasserstände des Bodensees, S. G. B., 10. Heft (1879), S. 151 ff.

[5] K. Miller, Das Molassemeer in der Bodenseegegend, S. G. B., 7. Heft (1876), S. 180 ff.

[6] F. Schalch, Bemerkungen über die Molasse der badischen Halbinsel und des Ueberlinger Seengebietes, Mitteil. d. Großh. Bad. Geol. Landesanstalt, IV, 3, Heidelberg 1901. Dahin gehört auch: Würtenberger, Geologische Funde beim Bau des Eisenbahntunnels in Ueberlingen, Karlsruhe 1901.

[7] Von den britischen Forschern Ramsay, Tyndall u. a. begründet, hat diese Ausschürfungstheorie, gegen welche aber auch von geologischer und physikalischer Seite gewichtige Einwände erhoben worden sind, zumal durch Penck und seine Schule, nächstdem auch durch nordamerikanische Geographen ihre wissenschaftliche Abrundung erhalten. Hier wäre insonderheit auf mehrere Stellen des von Penck und Brückner gemeinsam herausgegebenen Werkes (Die Alpen im Eiszeitalter, Leipzig 1901 ff., Lieferung 4 und 5) hinzuweisen.

[8] Nicht speziell für den Bodensee, wohl aber für „Randseen" im allgemeinen ist dieser Gedanke von Heim in seinen Konsequenzen durchgeführt worden (Günther, Handb. d. Geoph., 2. Band, S. 920 ff.). Verwerfungen, die neuerdings von den badischen und württembergischen Aufnahmegeologen am nördlichsten Ablaufe des Sees nachgewiesen wurden, scheinen dieser Auffassung entgegenzukommen. Die fundamentale Arbeit Heims ist diese: Alpine Randseen, Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich, 39. Band (1894), S. 65 ff.

In großem Stile wurde von Rothpletz die Urgeschichte des Bodensees behandelt.[1] Ueberzeugend tat er dar, daß in einer geologischen Vergangenheit, die nicht einmal als eine besonders weit zurückliegende angesehen werden darf, der Rhein nicht seinen heute wohl bekannten Lauf in den Bodensee nahm, indem vielmehr Linth- und Limmattal von ihm durchflossen wurden. Erst ein späteres Ereignis, die Verstopfung der Oeffnung von Sargans, leitete die Herausbildung der uns Epigonen geläufigen hydrographischen Verhältnisse ein, wogegen vor dessen Eintritt Züricher-, Walen- und Bodensee eine einheitlich zusammenhängende, vom Rhein seitlich durchströmte Wassermasse dargestellt haben müssen.

Von anderweitigen hieher gehörigen Arbeiten seien genannt diejenigen von Kellermann[2] über die Beeinflussung der Lindauer Bucht durch die Rheinkorrektion[3] und von Krapf[4] über einige ebenfalls mit dieser zusammenhängende morphologische Gegenstände. Die Entwicklungsgeschichte des obern Donautales konnte Penck[5] von einem weite Perspektiven gewährenden Standpunkte aus skizzieren, da ihm durch mehrjährige Studien das Glazialterrain zwischen Donau und Rhein völlig vertraut geworden war.[6] Auch die Abzapfung des Donauwassers durch die Aach, deren Natur der Karlsruher Mineraloge Knop seinerzeit (1875) durch Versuche mit Kochsalz und Fluoreszin außer Zweifel gestellt

[1] A. Rothpletz, Ueber die Entstehung des Rheintales oberhalb des Bodensees, S. G. B., 29. Heft (1900), S. 31 ff. Als für das Studium dieser Abhandlung die erwünschte Vorbereitung liefernd, wollen wir auch die insbesondre das Problem der Ueberschiebungen eingehend diskutierende, kurz vorher erschienene Rothpletzsche Schrift (Das Grenzgebiet zwischen den Ost- und Westalpen und die rhätische Ueberschiebung, München 1900) nicht vergessen.

[2] Kellermann, die Rheinregulierung zwischen Vorarlberg und der Schweiz und ihr voraussichtlicher Einfluß auf die Lindauer Bucht, S. G. B., 24. Heft (1895), S. 49 ff. Eine durchaus vorurteilsfreie Würdigung der angeblichen Nachteile, welche der landläufigen Meinung zufolge die Geradstreckung des Rheins dem Hafen von Lindau zufügen sollte.

[3] Ueber die von dieser abhängigen technischen Fragen hat sich im Laufe der Jahre natürlich eine kleine Literatur angehäuft, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Ebenso sei nur verzeichnet die inhaltreiche Denkschrift von Hansell und Kreuter über die Trockenlegung des Seearmes zwischen der Lindauer Insel und dem Festlande. Wir hoffen uns damit genügen, auf zwei grundlegende technisch-hydrographische Druckwerke hingewiesen zu haben. Es sind dies die folgenden: J. Wey, Die Umgestattung der Ausmündung des Rheins und der Bregenzer Ache in den Bodensee, Schweizerische Bauzeitung, 9. Band (1887), 6. Heft; M. Honsell, Der Bodensee und die Tieferlegung seiner Hochwasserstände, Stuttgart 1895.

[4] Krapf, Die Geschichte des Rheins zwischen dem Bodensee und Ragaz, S. G. B., 30. Heft (1901), S. 121 ff. Eingehend würdigt auch den Einfluß der Rheinkorrektion auf den Bodensee J. Wey (Schweiz. Bauzeitung, XV, 5 und XXII 3, 4).

[5] A. Penck, Die Talgeschichte der obersten Donau, S. G. B., 28. Heft (1899), S. 134 ff.

[6] Das von Penck und A. Heim über eine Begehung des vom alten Rheingletscher eingenommene Areal gemeinschaftlich ausgearbeitete Protokoll (1886) darf nach dieser Seite hin als maßgebende Urkunde gelten. Von andern hier zuzuziehenden Publikationen dieser beiden hervorragenden Forscher sind zu nennen: Penck, Der alte Rheingletscher auf dem Alpenvorlande, Jahresber. der Geogr. Gesellschaft zu München XI (1886), S. 1 ff.; Der Bodensee (6. Heft der Vorträge des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, Wien 1902; ein für die Orientierung über die glaziolgeologischen Fragen unentbehrlicher Leitfaden); A. Heim, Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz, 25. Lieferung, 1891. Obwohl großenteils prähistorischen Funden zugewandt, die von uns nicht mit berücksichtigt werden können, muß doch auch als für die Kenntnis des Diluviums bedeutsam angeführt werden: Nüesch, Das Schweizersbild (Neue Denkschr. d. Allg. Schweiz. Gesellsch. f. d. ges. Naturw. XXXV, 1896. Wie man sich in der Zeit L. v. Buchs mit den diluvialen Ablagerungen dieses Landstriches absand, zeigt uns: Schill, Die Tertiär- und Quartärablagerungen am nördlichen Bodensee, Württ. Naturw. Jahreshefte, 1858.

hatte, findet eingehende Erörterung, indem zugleich des geschichtlichen Faktums gedacht wird, daß zuerst eine Tübinger Dissertation von 1719[1] dieser unterirdischen Verbindung zwischen den Gebieten der beiden größten auf deutschem Boden entspringenden Ströme Erwähnung tut.

Ziemlich viel ist im Laufe der Zeiten über die Wechselbeziehungen zwischen dem See und der Atmosphäre gearbeitet worden. Vielleicht die älteste Probe wissenschaftlicher Inangriffnahme einschlägiger Fragen stammt aus der Feder des bekannten Tübinger Meteorologen Schübler,[2] dessen Ergebnisse teilweise ihre Bestätigung erhielten durch C. Heß in Frauenfeld,[3] der das Gelände zwischen dem Ueberlingersee und dem Ruppen als Konvergenzgebiet zahlreicher Gewitterzüge charakterisierte. Mehrfach begegnen wir auf diesem Arbeitsfelde dem Bregenzer v. Seyffertitz. Man hat von ihm eine Studie über die Regenverhältnisse des Seebezirkes,[4] über lokale Prognosen[5] und vor allem über den Fallwind des Pfändergebirges.[6] Dieser wird als „falscher Föhn" angesprochen; indessen ist der Autor, der sich auf Hann beruft, bezüglich der Definition dieser Windform ganz auf dem richtigen Wege.[7] Als phänologisch interessant haben wir die Statistik der guten Weinjahre von Lanz[8] anzuerkennen. Den bedeutendsten Beitrag zur Bodensee-Klimatologie dürfte indessen eine Spezialschrift von Walter[9] geliefert haben. In ihr wird nämlich der Nachweis geführt, daß, wie dies von den großen nordamerikanischen Seen bereits bekannt war,[10] die gewaltige Wassermasse des Schwäbischen Meeres eine gewisse Wirkung auf die atmosphärischen Zustände in dem Sinne ausübt, eine Annäherung des Klimacharakters an den maritimen Typus herbeizuführen. Die Isothermen lassen im Bereiche des Sees eine unverkennbare Ausbiegung hervortreten. Als eine manch wertvollen Wink enthaltende Ergänzung betrachten wir ein Gymnasialprogramm (P. Paffrath, Meteorologische Beobachtungen aus dem Rheingebiete von Chur bis zum Bodensee, Feldkirch [„Stella Matutina"] 1904).

---

[1] Becuninger, Fons Danubii primus et naturalis, Tübingen 1719.

[2] Schübler, Ueber die Bildung und Richtung der Gewitter und Schloßen in Württemberg, Korrespondenzblatt des württembergischen landwirtschaftl. Vereins 1822, S. 155 ff. Es sei die Gelegenheit benützt, das Studium der trotz mancher Abstrusitäten (Mondeinfluß u. s. w.) viel Gutes enthaltenden Schüblerschen Veröffentlichungen einer jüngern Generation zu empfehlen.

[3] C. Heß, Gewitterzüge am Bodensee, S. G. B., 32. Heft (1903), S. 24 ff.

[4] v. Seyffertitz, Die Niederschlagsmengen des Bodenseebeckens und ihre Verteilung, S. G. B., 12. Heft (1883), S. 61 ff.

[5] v. Seyffertitz, Winde und Wetterzeichen am Bodensee, S. G. B., 19. Heft (1890), S. 134 ff.

[6] v. Seyffertitz, Der Fallwind der Bregenzer Bucht, 25. Heft (1897), S. 27 ff. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß der am Bodensee sich so oft recht fühlbare Wind auch die Aufmerksamkeit der Anwohner wiederholt erregt hat. Zeuge dafür sind die nachstehend zitierten Noten: Fleischmann, Ueber den Föhn und das Verschwinden der Eiszeit, S. G. B., 1. Heft (1869), S. 130 ff.; F. Krauß, Die heutige Theorie über die Natur des Föhns, S. G. B., 28. Heft (1899), S. 23 ff.

[7] Man hat sich erst allmählich daran gewöhnt, die Bezeichnung „Föhn" nach Hanns Vorgang einem jeden warmen Fallwinde beizulegen, während man sie lange Zeit den bekannten Stürmen der Zentralschweiz vorbehalten zu müssen glaubte. Der Bregenzer Fallwind, der der geringen Erhebung seines Ursprungsortes entsprechend, keine sehr beträchtliche potentielle Energie in sich aufzuspeichern vermag, gehört ganz und gar in diese Kategorie.

[8] Lanz, Die Weinjahre am Bodensee von 1473 bis 1872, S. G. B., 4. Heft (1873), S. 134 ff. Vergl. als Gegenstück: Steudel, Der gefrorene Bodensee des Jahres 1880, S. G. B., 11. Heft (1882), S. 22 ff.

[9] F. Walter, Eine Studie über die Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse im Bodenseebecken, Freiburg i. B. 1892.

[10] Vergl. dazu Günther, a. a. O., 2. Band, S. 273.

Hydrologisch wertvoll ist ein Aufsatz des Physikochemikers Hoppe-Seyler[1] über die Gasabsorption im Bodenseewasser; den Anlaß dazu hatten die Untersuchungen von Jacobsen in Rostock über das Verhalten der im Meerwasser eingeschlossenen Kohlensäure gegeben. Eine gute Grundlage für die Beurteilung der thermischen Oekonomie des Sees schuf durch seine systematisch angestellten Messungen Regelmann.[2] Große Verdienste hat sich nicht bloß um den Bodensee als solchen, sondern um die Physik der Binnenseen überhaupt, Graf E. Zeppelin erworben. Wir verweisen hauptsächlich auf seine programmatische Festsetzung der Verpflichtungen, welche der hydrographischen Forschung an unserm See obliegen;[3] inhaltlich deckt sich, was hier verlangt wird, mit dem schon oben zitierten Vortrage auf dem Wiener Geographentage, indem nur die Ausführung eine erweiterte ist. Mit großer Energie hat Graf Zeppelin auf die Auseinanderhaltung der dem See eigentümlichen Bewegungsformen hingearbeitet,[4] und es ist ihm gelungen, die Grundwellen (s. o.) völlig von dem Laufen des Sees („Ruhß" bei Hartmann) zu trennen, welches als echte und unzweifelhafte Seiches-Bewegung erkannt wurde. Was wir von den stehenden Wellen des Bodensees wissen, worüber zuvor die seltsamsten Meinungen verbreitet waren,[5] das dankt man dem unermüdlichen Eifer des Grafen, welchem, wie er erwähnt, der in allen Launen seines Sees bewanderte Fischer Steinam als Berater zur Seite stand. Und auch von einer anders gearteten Studie des gleichen Autors[6] ist hier noch Akt zu nehmen. Graf Zeppelin hat ein gewaltiges Material über jene merkwürdigen Detonationen zusammengebracht, die man in der Schweiz und in Südwestdeutschland nicht ganz selten vernimmt, und die man zu den „geophysischen Rätseln" rechnet. Mag auch neuerdings die Ansicht, daß diese „Bodenknalle" endogener Herkunft seien, mehr Anhänger als die ältere gewonnen haben, nach welcher die dumpfen Töne aus dem Wasser oder aus der Luft stammen sollten, so wird jener Publikation doch immer die Bedeutung einer Fundgrube für weitere Nachforschung verbleiben.

Das Kapitel der lakustren Biologie fand in dem rührigen Miller in neuerer Zeit einen ersten Bearbeiter.[7] Allgemeinere Fragen über die pelagische Seefauna stellte Steudel zur Diskussion.[8] Die hervorragendste Einzelleistung zoologischen Inhalts geht aber auf den berühmten Freiburger Deszendenztheoretiker Weismann zurück.[9] Er hat u. a. die Anregung zur Prüfung gegeben, ob die Tierwelt im Bodensee einen Anhaltspunkt dafür gewähre, jenen in die Reihe der Reliktenseen zu stellen.

---

[1] Hoppe-Seyler, Ueber die Verteilung absorbierter Gase im Wasser des Bodensees und ihre Beziehungen zu den in ihm lebenden Tieren und Pflanzen, S. G. B., 24. Band (1895), S. 29 ff.

[2] C. Regelmann, Wärmemessungen in und am Bodensee zu Kreßbronn, Mitteil. der K. Württ. Meteorol. Zentralstation für 1885 und 1886, Stuttgart 1887.

[3] E. Graf Zeppelin, Die hydrographischen Verhältnisse des Bodensees, S. G. B., 22. Band (1894), S. 64 ff.

[4] E. Graf Zeppelin, Vom „Laufen", bezw. „An- und Auslaufen", d. h. von den Seiches und andern Phänomenen am Bodensee, S. G. B., 29. Heft (1901), S. 230 ff.

[5] Näheres hierüber bei Günther, Rhythmische Spiegelschwankungen in abgeschlossenen Becken, Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, 1888, S. 497 ff.

[6] E. Graf Zeppelin, Die sogenannten Seeschüsse, S. G. B., 25. Heft (1897), S. 30 ff.

[7] K. Miller, Die Schaltiere des Bodensees, S. G. B., 4. Heft (1873), S. 123 ff.

[8] Steudel, Ueber Tiefseeleben der Meere und Seen mit besondrer Berücksichtigung des Bodensees, S. G. B., 6. Heft (1875), S. 27 ff.

[9] A. Weismann, Das Tierleben im Bodensee, S. G. B., 7. Heft (1876), S. 132 ff. Als zoologischer Exkurs mag hier auch seine Stelle finden: J. Heuscher, Die Fischerei im Bodensee, Schweizer Fischereizeitung 1903, Nr. 20—23.

Nunmehr dürfen wir den ersten Teil der Doppelaufgabe, welche wir uns für die zweite Hälfte des 19. und den Beginn des laufenden Jahrhunderts vorgesetzt haben, als erledigt ansehen. Dem Bodenseeverein, dessen Schriften uns vorwiegend — wiewohl keineswegs mit Ausschließlichkeit — bisher beschäftigt haben, muß auch das Lob gezollt werden, daß er die Unzulänglichkeit der von ihm selbst für hohe Ziele aufzubringenden Kräfte und Mittel objektiv erfaßt und, entsprechend dieser Sachlage, sie durch Werbetätigkeit zu verstärken gestrebt hat. Als erster Uferstaat wurde Württemberg für die wissenschaftlichen Zwecke einer einheitlich geregelten Bodenseeforschung gewonnen. Im Vordergrund stand die Erstellung einer neuen, mit den geodätischen Anforderungen der Jetztzeit in vollem Einklange stehenden Bodenseekarte. Ihr wandte der württembergische Ministerpräsident v. Mittnacht sein ernstes Interesse zu, und nachdem er 1885 (s. o.) seiner Bereitwilligkeit, das Werk zu fördern, öffentlich Ausdruck verliehen hatte, ließ er Einladungen an Baden, Bayern, Oesterreich und die Schweiz ergehen, Delegierte zur Beratung eines Arbeitsprogrammes ernennen zu wollen. Dies geschah, und schon im September 1886 trat in Friedrichshafen eine Kommission zusammen, um sich über die nächsten und weiteren Schritte schlüssig zu machen. Das vereinbarte Programm, so wie es der bei der Vornahme der einleitenden Arbeiten hervorragend beteiligte Graf Zeppelin den Mitgliedern des Wiener Geographentages auseinandersetzte, verlangte zuerst die erwähnte Originalkarte in doppeltem Maßstabe (1 : 25,000, resp. für das größere Publikum 1 : 50,000) und weiterhin je eine Serie physikalisch-geographischer und biologischer Untersuchungen. Da es nicht sowohl auf ganz neue Probleme, sondern wesentlich auf solche ankam, über deren Bewertung bereits Einstimmigkeit in der Fachwelt obwaltete, so darf es an dieser Stelle mit einer mehr summarischen Aufzählung der Programmpunkte sein Bewenden haben. Wir teilen dieselben in die beiden Klassen, deren Tendenz gerade erst angedeutet wurde.

In Klasse I gehören Ermittlungen über die chemische Zusammensetzung des Seewassers, über seine Durchsichtigkeit, Farbe und Temperatur in horizontaler und vertikaler Verteilung, endlich über die Bewegungsphänomene, von denen die Seiches am meisten in Betracht kommen. Klasse II hatte die Erforschung der Pflanzen- und Tierwelt zu umfassen, und zwar wiederum nach ganz bestimmten, auf der Delegiertenversammlung fixierten Grundsätzen.

Da die Eidgenossenschaft durch ihr geodätisches Bureau, welches sich schon seit geraumer Zeit in den Dienst des großen, unter dem Namen Siegfried-Atlas bekannten kartographischen Unternehmens gestellt hatte, die Vermessung und Lotung eines großen Teiles des Sees ohnehin in die Wege geleitet hatte, so fiel ihr ganz von selbst die Bearbeitung der Karte zu.[1] Für den Ueberlinger- und Zellersee trat Baden ein. Um die Orte, an denen das zur Sondierung gebrauchte Boot anhielt, um den Lotapperat in die Tiefe zu senken, genau festzulegen, bediente man sich des „Rückwärtseinschneidens“[2] oder auch direkter Anknüpfung an trigonometrisch bestimmte Uferpunkte. Auf 1 qkm sollten etwa 20 Lotungen entfallen, und nur für die „Halden“ war eine Verdichtung

[1] Vergl. auch Krumholz, Die Bodenseekarte für Schiffahrtszwecke, Das Schiff, Nr. 1194.

[2] Es verdient bemerkt zu werden, daß die Anwendung des sogenannten Pothenotschen Problemes auf die Bathometrie einen Schweizer, Kaspar Horner, zum Urheber hat, der davon erstmalig im Küstengewässer der Elbe und nachmals auf dem heimischen (Züricher) See Gebrauch machte.

des Netzes in Aussicht genommen. Daß bei dieser exakten Durchmusterung des Untergrundes die tiefste Stelle wirklich aufgefunden wurde, mußte schon gesagt werden. Die Karte, von der Meisterhand des zumal mit der Farbenplastik aufs genaueste vertrauten Berner Kartographen Kümmerly († 1905) entworfen, darf sich den Meisterwerken der darstellenden Erdkunde anreihen. Sieht man sich ihre Isobathen näher an, so wird man einer sehr merkwürdigen Tatsache inne, für deren Konstatierung man dem schweizerischen Ingenieur Hoernlimann zu Dank verpflichtet ist, und die, wie sich seitdem zeigte, allen von Flüssen durchströmten Seen gemeinsam zu sein scheint.[1] Das Rinnsal des Flusses ist nämlich unterseeisch noch auf eine weite Strecke verfolgbar. Nach Hoernlimann erkennt man die Eintiefung noch 11 km von der Mündungsstelle entfernt, in einer Tiefe von 125 m, und erst gegen die Stelle des Tiefenmaximums hin beginnt sie sich zu verlieren. Auch ist sie nicht etwa geradlinig, sondern weist nahe bei Langenargen eine scharfe Knickung auf.

Für die physikalischen Arbeiten fiel der Rat des auf diesem Gebiete mit autoritativem Ansehen ausgerüsteten Forel (Morges) schwer in die Wagschale. Sowohl die Versenkungstiefe, als auch die untere Grenze der photographischen Lichtwirkung sollten eruiert werden. Oberflächentemperaturen häufig zu messen, wurden die Dampfschiffkapitäne angegangen, und für die Rheinmündung bei Rheineck traf man Bestimmungen, daß täglich mehrmals das Thermometer beobachtet wurde. Tiefseetemperaturen waren mit Hilfe des bekannten Umklappthermometers von Negretti-Zambra zu nehmen. Die Bewegungserscheinungen nahm Graf Zeppelin in seine besondere Obhut. Die zoologischen Forschungen sollten von der leichter erreichbaren Strandfauna ganz absehen, und für die pelagischen und — soweit in diesem Falle der Ausdruck gerechtfertigt ist — abyssischen Tiere hatten wiederum Forels Erfahrungen[2] zur Norm zu dienen. Um die Absichten der Phytogeographen klarzustellen, wollen wir den einschlägigen Passus aus der den Beratungen entnommenen Instruktion anfügen.[3] Sehr zu billigen war der Beschluß der Konferenz, ihre Forschungsresultate nicht als gesonderten Abdruck vor die Oeffentlichkeit zu bringen, sondern sie dem Bodenseegeschichtsverein für seine regelmäßig erscheinenden Denkschriften zu überlassen. Damit wurde bereits ein vielversprechender Anfang gemacht. Die bezüglichen Arbeiten erhalten in den einzelnen Heften einen eigenen Platz mit der durchlaufenden Ueberschrift Bodenseeforschungen angewiesen. Die „Abschnitte“, die in den ersten Jahren seit Organisation der Forschungstätigkeit von dieser berichten, stellen wir in einer Note

[1] Auch beim Genfersee hat sich eine sublakustre Rinne des Rhonelaufes ziemlich weit in den See hinein erkennen lassen, und früher schon war bekannt, daß ein gleiches für Flüsse gilt, die sich in das Meer ergießen (Günther, a. a. O., 2. Band, S. 917 ff.). Daß man es nicht sowohl mit einem erosiven Vorgange, sondern wohl eher mit Aufschüttungsprozessen seitens des in stetem Wirbeln begriffenen Flußwassers zu tun hat, ist die Meinung des waadtländischen Geophysikers.

[2] F. A. Forel, Matériaux pour l'étude de la faune profonde du Lac Léman, Lausanne 1872.

[3] E. Graf Zeppelin, a. a. O., S. 207. „Die Studien über die Flora des Bodensees bezwecken a) die Kenntnis der lakustren Flora im engern Sinne vermöge der Aufstellung eines Kataloges sämtlicher im Bodensee vorkommenden Spezies von Phanerogamen und Kryptogamen ... Die Studien bezwecken b) die Kenntnis der lakustren Vegetation des Bodensees, d. h. Darstellung der Pflanzensippen zu Beständen, der Zusammensetzung, Ausdehnung und Verbreitung der unterseeischen Pflanzengesellschaften und der Abhängigkeit derselben von äußern Bedingungen (Neigung des Ufers, Entfernung vom Uferrande, Beschaffenheit und Tiefe des Untergrundes u. s. w.) Insbesondre soll die Untersuchung sich auch auf die Bedeutung der Pflanzengesellschaften für die lakustre Tierwelt beziehen.“

zusammen.[1] Man sieht, daß sich Graf Zeppelin, zusammen mit Hoernlimann, der allgemeinen geo- und kartographischen Verhältnisse, sowie auch der hydrographischen Grundfragen eifrig angenommen hat. Temperatur, Transparenz und periodisch-alternierende Bewegungen konnten bei keinem andern so gut wie in Forels Obsorge untergebracht sein. Wasseranalysen und Untersuchungen der Grundproben[2] wurden von Bauer, Vogel und v. John geliefert. Endlich hat der bayerische Ichthyologe Hofer die geographische Verbreitung der Tierwelt zum Gegenstande einer interessanten vergleichenden Studie gemacht. Erwarten dürfen wir wohl zunächst Eröffnungen über die Wärmeschichtung des Sees und über seine fluktuierende Bewohnerwelt, das Plankton, da sich der zu den Delegierten gehörende Stuttgarter Zoologe K. Lampert schon von jeher nachdrücklich mit den Lebewesen des süßen Wassers beschäftigt hat. Nach dieser Seite hin sind die Enqeten amerikanischer Biologen über ihr Seenplankton[3] als mustergiltige Vorbilder zu schätzen.

Auch die Klimatologie des Sees wird einen höheren Aufschwung nehmen, wenn es erst möglich gewesen ist, die reichen Schätze, welche in den Beobachtungsregistern der Landesanstalten der fünf Uferstaaten aufgespeichert sind, für die Detailarbeit nutzbar zu machen. Es steht zu hoffen, daß auch nach dieser Seite hin in nicht zu ferner Zeit ein günstiger Anfang gemacht werde. Die Materialien dieser Institute[4] verbürgen neue Einsichten über die atmosphärologische Bedeutung des Sees. —

Es konnte nicht die Absicht dieses geschichtlichen Rückblickes auf einen unter allen Umständen höchst merkwürdigen Entwicklungsprozeß von anfangs sehr langsamem, zuletzt ungemein raschem Fortschritte sein, über alle schriftstellerischen Erzeugnisse, welche irgendwie in Betracht kommen können, einen peinlich getreuen Bericht abzustatten. Auf die landeskundlichen Schriften von weit allgemeinerer Tendenz[5] ist zu verweisen, wer sich

[1] 1. Abschnitt. E. Graf Zeppelin, Geographische Verhältnisse des Bodensees. 2 Abschnitt. Derselbe, Aeltere und neuere Bodensee-Forschungen und -Karten mit Einschluß der Arbeiten der für die Herstellung der neuen Bodenseekarte und die wissenschaftliche Erforschung des Sees von den fünf Uferstaaten eingesetzten Kommission, mit zwei Originalberichten (1. Reber, Triangulation für die Bodenseekarte; 2. Hoernlimann, Die Tiefenmessungen und das Kartenmaterial für die Herstellung der neuen Bodenseekarte). 3. Abschnitt. Derselbe, Die hydrographischen Verhältnisse des Bodensees. 4. Abschnitt. Forel, Die Temperaturverhältnisse des Bodensees. 5. Abschnitt. Derselbe, Transparenz und Farbe des Bodensees. 6. Abschnitt. Derselbe, Die Schwankungen des Bodensees. 7. Abschnitt. I. H. Bauer-H. Vogel, Mitteilungen über die Untersuchung von Wasser- und Grundproben aus dem Bodensee. II. C. v. John, Bericht über die Untersuchung von Bodensee-Grundproben. 10. Abschnitt. B. Hofer, Die Verbreitung der Tierwelt im Bodensee nebst vergleichenden Studien in einigen andern Süßwasserbecken. Die Abschnitte 1—6 sind in Heft 22 (1893), Abschnitt 7 ist in Heft 23 (1894) und Abschnitt 10 in Heft 28 (1898) enthalten.

[2] Auffallenderweise fehlt es noch an Bodenproben aus der erwähnten Untergrundrinne. Das strudelnde Wasser dortselbst verhindert die Füllung des Schöpfgefäßes.

[3] Marsh, The Plancton of Lake Winnebago and Green Lake, Madison 1903. (Separat aus der Wisconsin Natural History Survey.)

[4] Herangezogen müssen folgende Organe werden: Jahresbericht des Zentralbureaus für Meteorologie und Hydrographie im Großherzogtum Baden, Karlsruhe; Beobachtungen der meteorologischen Stationen im Königreich Bayern, herausgegeben von der K. Meteorol. Zentralstation, München; Jahrbücher der K. K. Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Wien; Jahrbuch des K. K. Hydrographischen Zentralbureaus, Wien; Annalen der Schweizerischen Meteorologischen Zentralanstalt, Zürich; Mitteilungen der mit dem K. Statistischen Landesamte verbundenen Meteorologischen Zentralstation, Stuttgart; Die Landwirtschaft in Württemberg, Stuttgart 1902, S. 4 ff.

[5] E. Hartmann, Uebersicht über die Literatur der Württembergischen und Hohenzollernschen Landeskunde, Stuttgart 1888; Kienitz-Wagner, Bibliographie der Badischen Landeskunde, Karlsruhe 1901.

noch eingehender über die einzelnen Phasen, zumal auch in den frühern Perioden, unterrichten möchte. Leistungen von größerer Tragweite dürften kaum vernachlässigt worden sein, so daß dieser Ausschnitt aus der Geschichte der Länderkunde von Mitteleuropa[1] immerhin als ein angenähert vollständiger und abgerundeter erscheinen mag.

[1] Das anthropologisch-anthropogeographische Moment war schon aus Rücksichten auf die für einen Vortrag unbedingt gebotene Kürze, alsdann aber auch deshalb ausgelassen worden, weil sonst die angestrebte Einheitlichkeit der Darstellung nicht zu erreichen gewesen wäre. Der Schreiber dieser Zeilen kann nicht schließen, ohne Herrn Dr. Chr. Kittler in München, dem gründlichen Kenner des Sees und des auf ihn sich beziehenden Schrifttums, freundschaftlichen Dank für die Unterstützung, welche er ihm zuteil werden ließ, auszusprechen. Der Genannte hat auch in einem Vortrage, welchen er im Januar 1905 vor der Geographischen Gesellschaft Münchens hielt, die tektonisch-glazialen Probleme, auf die vorstehend hinzuweisen war, unter neuen Gesichtspunkten dargestellt; seine Erörterungen, die auf den Beweis abzielen, daß der See in der letzten Eiszeit bereits existierte und hinsichtlich seiner Entstehung mit den Enderscheinungen der faltenden Aktion zusammenhängt, durch welche die Randzone des Gebirges stark betroffen worden ist, werden in Bälde in den „Mitteilungen" der erwähnten Gesellschaft zum Abdruck gelangen.

II.

Abhandlungen und Mitteilungen.

Das Leben des Lindauer Bürgermeisters Rudolf Curtabatt.

Herausgegeben von

Dr. Franz Joetze.

Das Manuskript der im folgenden abgedruckten Autobiographie des Bürgermeisters Rudolf Curtabatt befindet sich im Besitze des Herrn Schindler-Seeheim in Aeschach. Zur Edition dieser so wenig subjektiv gehaltenen Lebensbeschreibung bestimmte mich einmal der Umstand, daß uns aus dem alten Lindau meines Wissens leider gar keine derartigen Aufzeichnungen erhalten sind, dann aber die Erkenntnis, daß das Leben dieses Patriziers gewissermaßen eine typische Bedeutung hat, insofern nämlich, als wohl jedem seiner Standesgenossen ein im wesentlichen gleichgearteter Lebensgang beschieden war. Außerdem aber ist dies curriculum vitae auch deshalb bemerkenswert, weil die hier verzeichneten Angaben über den Handelsbetrieb der großen Firma Halder & Cie. nicht nur lokales Interesse erwecken, sondern direkt Anspruch auf allgemeine Beachtung machen dürfen. Sie zeigen, wie der Kaufmann des 18. Jahrhunderts noch mehr womöglich als der unsrer Tage in Kriegszeiten zu leiden hatte, wie er sich mitunter sogar den schwersten körperlichen Entbehrungen aussetzen mußte, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Curtabatt hat seine Aufzeichnungen im Jahre 1766 begonnen und sie drei Jahre vor seinem Tode 1796 beendet. Alles übrige möge er selbst dem Leser erzählen!

Description

de principeaux Evenements de ma Vie. & autres interessant les familles.[1]

Das Curtabattsche Geschlecht entspringet aus Pündten und wird in denen Urkunden zu Soglio schon von einem

a. 1370 Petrus Curtus Abbas de Soglio Erwehnung gethan.[2]

a. 1387 dessen Sohn Jacobus ware Vater von

a. 1417 Antonius und dieser ware Stammvater von

[1] Daneben befinden sich die von andrer Hand geschriebenen Worte: „und Genealogie von Rudolf Curtabat."

[2] Primbs behauptet, daß die Curtabatl aus Chiavenna stammen. Seine Angaben widersprechen auch sonst öfters den obigen.

a. 1582 Johannes Curtabate de Soglio genannt Zanetta wohnte zu Chiavenna und hatte 3 Söhne, welche zwey zweige machten

a. 1588 Jacobus ware Vater von
a. 1616 Rodulphus (der sich nach Lindau begeben), jener Jacobus wurde mit seinem Vetter Johann Baptista wie hieneben stehet a. 1620 geadelt, sein Sohn Rudolph aber zeugete:

und Johannes ware Vater deß Johann Baptista welcher in Lintz a. 1617 sich niedergelassen und den 3. Novembris a. 1620 von Kayser Ferdinand II mit seinem Vetter Jacobo in Adelstand erhoben wurde.

a. 1616 Wolfgang[1] gestorben 1668 ware Vater von 7 Kindern als 3 Söhne und 4 Töchtern, darunter

a. 1649 Rudolff der ältest[2] verheurathete sich geboren a. 1649; mit Johanna Schludin a. 1676 copulirt; in nemlichem Jahr ins Stadtgericht erwehlt, a. 1681 in innern Rath genommen, a. 1690 in den Sünffzen recipirt. 1703 Bürgermeister, starb 1705. Hinterließ 2 Söhne und 5 Töchtern. Davon

a. 1681 Wolfgang geboren a. 1681 den 24. Novembris heurathete a. 1704 Helene Funckin kame ins Stadtgericht, a. 1710 sturbe Er und seine Frau. Sie zeugeten 2 Söhne alß:

a. 1705 Rudolff geb. 1705 und Wolfgang a. 1708.
den 28. Septembris. Dieser sturbe ohne männlichen Erben.
† den 29. Januar 1780.
heurathete a. 1727.
Anna Barbara Humlerin (geb. 1705 den 15. Novembris † den 20. Novembris 1740) mit welcher 11 Kinder erzeuget worden, wovon jetzo noch am Leben a. 1766 alß ich dieses schreibe

ich Rudolff geb. a. 1729 den 21. februar.[3] Verena Barbara a. 1735 den 3. Novembris,

Johann Andreas geb. a. 1737 den 20. Decembris † 1771 den 13. July in der Leitha ertrunken. Anna Barbara a. 1740 den 19. Novembris.

Fortsetzung in der Lebens Geschichte meines geliebten Vatter.

a. 1741 Rudolph Curtabat.
heurathete Er die 2te Frau alß damalige Jungfer Anna Catharina geborene von Eberz aus Jsny von dieser Ehe seynd gegenwärtig 1766 am Leben 2 Töchtern Anna Cathrina geb. 1742 den 31. July.
Helena . . geb. 1749 den 6. May.
1 Sohn Gabriel . . geb. 1753 den 28. May.[4]

---

[1] Seine Mutter Justina war die Tochter des Bürgermeisters Wolfgang Beusperg.

[2] Nach Primbs ist Johann Peter der älteste. Der dritte Sohn heißt bei ihm wie der Vater Wolfgang; doch scheint diese Angabe nicht richtig zu sein, vielmehr eine Verwechslung mit Rudolfs Sohn Wolfgang vorzuliegen.

[3] † 1799.

[4] Gabriel stirbt kinderlos. Seine Schwester Katharina vermählt sich mit Christoph von Pfister; mit ihr endet das Geschlecht der Curtabat.

a. 1728 hatte Er das Unglück daß sein Wohnhaus abgebranndt wurde.
a. 1749 erfolgte ein gleiches Unglück dem Haus am Gübelbach.

a. 1730 wurde Er in den großen Rath	erwehlet
a. 1738 „ „ in das Stadtgericht	
a. 1748 „ „ in den innern Rath	
a. 1761 „ „ in den geheimen Rath	
a. 1764 „ „ zum Bürger Meister Ambt	

von a. 1741 biß 17 . . war Er Stadthauptmann.
„ 1750 biß 17 . . Siechhof- und von
„ 1758 biß 17 . . Hospithal Pfleger.
„ 1753 biß 17 . . Obman von der Pfaden und weeg Schau.

1733 Schützenmeister.
1744 Untergänger.
— Traubenschauer.
— Pfattenschauer.[1]
— Quartier Ambtsherr.
— Extra Feur Deputatus.
1752 Scholarcha.
1753 Matrimonial Gericht.
— Obervogdtey Ambts Adiunct
— Obmann der weeg, Pfatten, Haag und Marckenschaid.
1758 Kriegs Rath.
— Metzger Deputatus.
1761 Rent Ambts Revisor.
— Consistorial Rath.
— Praeses deß Quartier Ambts.
1764 Steur Herr.
1768 Rent und Bau Ambts Herr.
a. 1774 zum 2ten mal im Matrimonial Gericht.
a. 1778 Eltester Bürger Meister.
— Praeses Consistorii.
— Praeses des Matrimonial Gerichts.
— Praeses des Kriegs Raths.
— Praeses der Oeconomie.
— Ober Zeug Haus Herr.
— Ober Bau Ambts Herr.
— Erster Rent Ambts Herr.
1761 Erster Gustavel im Sünffzen.
1779 Praeses im Sünffzen.
1780 † den 29. Januarii und begraben den 2. februarii.

Anfang meiner eignen Lebens Geschichte.

Bin ich wie vorgedacht geboren, den folgenden Tag von H . . . . Rudolff getaufft 1729
worden und hatte zu Pathen den H. Hauptmann Johann Andreas Funck[2] und d. 21. Febr.
Herrn Bürger Meister Rader seelig frau Wittib geb. v. Heyder.[3]
hatte ich das Unglück, daß mir meine liebste Mutter seelig frau Anna Barbara, A. 1740
geborne Humlerin durch den zeitlichen Tod ist entrissen worden, Sie sturbe einige d. 20. Novembris
Stunden, nachdem Sie von meiner Schwester Anna Barbara entbunden worden. Dadurch wurde ich, und meine Geschwistern Verena Barbara, Joh. Andreas und gedachte Anna Barbara betrübte Waysen. Von der zeith an biß 1743 hat sich nichts sonderbares mit mir zugetragen, nur daß nach meiner seeligen Mutter Todt zu Vögdten gehabt den H. Stiefgroß Vater Daniel Frey und den Herrn Rudolff von Halder.

[1] Ihm lag die Sorge für die Instandhaltung der Zäune des Gemeindelandes ob; der Untergänger hatte das Amt des Schiedsrichters inne.

[2] Er starb 1734 als Obristleutnant, nachdem er vorher seine Besitzung Senftenau an die Stadt verkauft hatte.

[3] Elisabeth Heyder vermählte sich 1701 mit Johann Matthias Rader (geb. 1654, 1704 Bürgermeister, † 1717).

1744 verreysete ich, über St. Gallen und Geneve nach Lyon um an letztern Orth, 6 Jahre
d. 6. May alß Lehr Jung, in der Handlung der H. Gebrüder Halder u. C. um die Kost zu dienen, in Kleidern bin ich von meinem geliebten Vater während solcherzeit erhalten worden.

1745 kame H. Christoph von Halder nach Lyon um die Geschäffte deß Hauses zu untersuchen und brachte meinen guthen Freund den jungen H. Joh. Stephan Scharff aus Lindau mit sich, in dessen Hause ich viele Freundschafft und Liebe während meinem beynahe 8 Jährigen Auffenthalt zu Lyon genossen habe; dargegen reysete H. Georg Jacob Meyer, neben deme ich 1 Jahr im Hauß gestanden, mit gedachtem Herrn Christoph von Halder nach Lindau zurück.

1746 Monath August bin ich um meine Andacht und Communion zu verrichten nach Geneve gereyset, in Gesellschaft der H. Scharff Vater und Sohn, der Frau Wittib Schulerin und Jungfer Tochter und deß jüngern H. v. Firnhader aus Franckfurth; zu Genf kamen noch zu unß der H. v. Schallheimer und H. Scharff neveu aus Nantes.

Dises 1746te Jahr ist für die Stadt Lyon sehr schreckhafft gewesen, denn um St. de Pacque brachen um ca. 20 Millonen Livres failliten aus, und gegen Ende desselben Jahrs brache die Ungarische Armée mit General Braun[1] in die Provence ein, Die leichten Völcker unter General Novati rückten biß an die Rhone vor, so daß in Lyon alles in Furcht ware und gewieß dem Feind in die Hände gefallen wäre, wenn durch die Empörung der Genueser die österreichische armée nicht hätte zurück weichen müssen.

1748 Kamen im Novembris H. Christoph von Halder und Frau nach Lyon, weilen sich die Handlung der H. Gebrüder von Halder und Eberz zu Lindau aufgehoben hatte mithin auch in Lyon mit H. Arndt liquidiert werden mußte. Da nun letzterer in seiner Cassa Rechnung übell bestanden und sonsten der Handlung schuldig gewesen, so hatte es viele Mühe gebraucht, daß man sich mit Ihme wieder setzen Können, welches endlich durch Vermittelung der H. Scharff und Schallheimer erfolget.

1749 Monath Februari reyseten sodenn H. von Halder und Frau wieder nach Lindau zurück und weilen H. Gaudenz (?) Wagner abgeschafft worden, verbliebe an dessen Stelle H. Bartholomäus Riesch,[2] und mir wurden die Haupt Bücher übergeben, welche hinach 3 Jahre geführet. H. Arndt thate eine Reyse nach Spanien, und bliebe 7 Monath aus während welcher zeit H. Schallheimer, die Ober Auffsicht über das Negotium hatte, und von welchem ich, in diser kurzen zeith mehrers in Geschäfften und ordentlicher Einrichtung derselben gelernet alß ich in vielen Jahren unter H. Arndt nicht erfahren habe.

1748 noch vor der Separation des H. von Halder mit H. von Ederz willigte mein geliebter Vater darein, daß die Schreibstuben v. der Curtabattschen Handlung in die

[1] C. meint den Generalfeldmarschall Maximilian Ulysses Browne (1705—1757), der bekannter geworden ist durch seine Niederlage bei Lowositz.

[2] Nach den genealogischen Aufzeichnungen, die sich im Besitze des Herrn Hans Riesch befinden, heiratete „Bartholomä" R. am 24. November 1755 Sibylla Hünlin und starb in Lindau als Privatier, nachdem er vorher in Arbon ansässig gewesen war. Mit seiner jüngsten Tochter Maria Sibylla starb dieser Zweig der Riesch 1829 aus.

Hofstatt gegen revers verleget wurde. Um die nemliche Zeith tratten die Gebrüder Ringelßdörffer aus, und ihr Spedition Geschäft wurde von H. Christoph von Halder 1758 aber wieder aufgehoben wie hieunten mit mehreren zu ersehen ist.
heurathete im Novembris H. Arndt die Mlle Henriette Depossac aus Nimes konnte 1749
aber mit dem H. v. Halder nicht länger sich betragen derowegen im Monath Juny 1750
d. H. Christoph von Halder abermals nach Lyon gekommen die societet mit H. Arndt aufgehoben und Ihme die Handlung vollkommen alleine überlassen, weilen Ihme aber daran gelegen ware, daß die Liquidation der Handlung der H. Gebr. Halder u. C. (die dem H. Arndt geg. $2^1/_2$ Pct. provis. übertragen wurde) mit Beyhülffe jemanden vertrauten zu Ende komme, so ich darzu erwehlet, und tratte zugleich in Dienste der neuen ragion von J. B. Arndt u. C. gegen freyer Kost u. 500 salarium, ich ware auch geraume zeit völlig alleine mit H. Arndt, biß endlich ein Kostgänger aus Venedig namens Daniel Christoph Wagner mir einige Geschäfte abgenommen, die Buchhaltung ware demnach meine Hauptverrichtung, und hatte zu einer zeith, 3ley Liquidations- und 4ley gedoppelte Haupt-Bücher zu halten und zu besorgen, da aber eine stete antipathia zwischen H. Christoph von Halder und H. Arndt geherrschet und dieser gegen mir stets mißtrauisch gewesen, die von Halderische Liquidations Sache auch binnen disen 18 Monath beynahe vollendet worden, so 1751
schriebe ich nach Hause, daß ich gerne meinen Posten verlassen möchte, mein geliebter Vater erlaubte mir darauf, daß ich zwar nach einer Abwesenheit von $7^1/_2$ Jahren einen Besuch in Lindau abstatten konnte, Versorgung aber wüßte Er mir keine; Hingegen berichtete mir H. Christoph von Halder, ich solte nur nach Lindau kommen, wo Er mir Geschäfte und Unterhalt geben wolte, befahle mir zugleich die Reyse über Paris u. Rouen zu thun.
auf dises hin beurlaubte ich mich bey H. Arndt und stellte Ihme auch den ersten 1751
Billantz seiner Bücher in Ordnung her, wurde auch zum Abschied mit einem silbernen Degen verehret auch vorher bey Anlaß seiner Verheurathung mit einer dergl. Sack Uhr, und muß Ihme das Zeugnüß geben, daß ich es in alle wege bey Ihme guth würde gehabt haben, wenn nicht ein beständiges Mißverständniß zwischen Ihme und dem Lindauer Hauß geherrschet hätte, denn mit letztern ware ich zu nahe verwandt, und hatte meine besonderen Pflichten gegen selbiges, konnte auch vieles so H. Arndt unternommen nicht billichen, dahero es denn geschehen, daß ich oft zwischen Thür und Angel geschwebet und den Unwillen und Mißtrauen d. H. Arndts habe ausstehen müssen, inzwischen habe doch über $7^1/_2$ Jahren bey Ihme zugebracht, uß Gottes Güthe immer gesund gewesen; seine Frau Liebste bezeugte mir auch Höfflichkeit und guthen willen, dessen mich mit Erkenntlichkeit stets erinnern werde; Ueberhaupt wäre es mir in Lyon in allem wohl gegangen, wenn nicht die fatalen Uneinigkeiten, wie obenstehet, vorgewaltet wären, denn ich hatte den freyen zutritt in zerschiedene angesehene Häuser, und genosse viele Freundschaft besonders bey den H. Scharff, H. Schallheimer, H. Stör, Madame Fingerlin la Mère, H. Felß, Menrico Pott, auch waren meine guthen Freunde daselbst M. Scharff fils u. Neveu, M. Jean de Scheidlin, M. David Frauer,[1] C. Jandin de Geneve und besonders H. J. Martin Gruber.

[1] Die letzteren beiden entstammten Lindauer Familien.

1751 mit Ende Octobris tratte ich demnach die Reyse nach Paris mit der Diligeance
Novembris an über Chalons sur Saone, Auxerre, Sens und Fontainebleau. Den 5ten Tag empfinge mich in Paris M. P. Tessier rue des foureurs ein Leinwand Händler und beherbergte mich während meinem kurzen Auffenthalt, deßgleichen genosse viele Höfflichkeit bey H. Paul Vinaelius, und H. Hillner und Riederer; von Paris begabe ich mich über St. Denis nach Rouen, und wandert in den Meer Port Dieppe, wohin mich die Begierde den Ocean zu sehen trieb, da es just vollendet und die Ebbe und Fluth am stärksten gewesen, so sahe ich daselbst das Meer 24 Schuhe fallen und anwachsen inzeith von 12 stunden.

a. 1751 in Rouen traffe ganz ohnverhofft den jungen H. Christian Georg von Köpff an, dene vorhin zu Lyon gekannt, und nachdeme alldort meine Geschäfte vollendet, auch alle Kundsame wieder an die Lindauer fabric gebracht, begabe ich mich wieder nach Paris über Pontoise zurück mit der Land Kutsche die den weg in 3 Tagen machet. alß ich auch in Paris zimlich guthe Geschäffte getroffen habe auch die Merckwürdigkeiten diser großen Stadt und von Versailles in Augenschein genommen, wobey mir obgedachter H. Köpff wohl zu statten gekommen denn Erhielte eigne Equipage und nahme mich mit aux Invalides und nach Versailles wo ich an der
b. 30. 9bris Königin Cammerdiener recomandirt gewesen, der Unß Gelegenheit verschafft, den König, Königin, deren ganzen Haus und Hoff zu sehen, wir bewunderten sonderheitlich die trefflichen Gärten und darinne gelegene Lusthäuser wie auch die Anstalten zu dem großen Feurwerck, welches wegen der Geburth deß Duc de Bourgogne[1] aufgeführet wurde, und sammt den andern Freuden Festen 1500 m ₶ gekostet haben solle. in Paris wurden in gleicher Absicht auf einen Tag im Novembris 600 Paar arme ledige Leuthe geheuratet, zu deren aussteur die Stadt, 500 ₶ auf jedes Paar bezalt ich ware Selbst ein Zuschauer in der Kirche zu St. Eustache, als viele derselben copulirt wurden. Endlich den
4. X bris hatte Paris verlassen und mit der Land Gutsche über Meaux, Chalon sur Marne, Vitri le françois, St. Disier, Toul, Nancy, Luneville, Sarbourg, Pfalzburg u. Elsas Zabern nach Straßburg gefahren, die Reyse dauerte 12 Tage, und ware sehr beschwerlich und wegen schlechter Gesellschaft langweilig. Von Straßburg nahme ich den Weg über Basell, Schaffhausen und Mörspurg[2] nach Lindau, wo ich den 24. Decembris glücklich ankame, ich hatte aber auf dieser Reyse wegen strenger Kälte, ungemein vieles gelitten. die wenige letzten Tage dises Jahres
1752 hatte ich ausgeruhet, und die anverwandte besuchet, darauf hat mir H. Christoph von Halder (der mich am meisten vor und angezogen) so wohl einen Platz auf seinem eignen Contoir und fabric angewisen alß auch in der Curtabatschen Handlung den Zugang gebahnet und zu einem jährlichen Salario von fl. 200 verholffen, welches Salarium de fl. 2 c. biß a. 1758 genossen, davon aber meinem geliebten Vater fl. 40 Kostgeldt bezalet; in der Hoffstatt hatte gleichfalß ein kleines Salarium, und guthen Verspruch auf künftig hin.

Alß auch gedachter H. Christoph von Halder beschlossen seinen ältesten H. Sohn Johannes von Halder nach Lyon auf 3 Jahr Ms. les freres Guillard in die Kost zu thun, so wurde mir aufgetragen Ihne dahin zu führen und zugleich mit

[1] Dieser Prinz war ein älterer Bruder Ludwigs XVI. und starb als Kind.
[2] Meersburg am Bodensee.

H. Arndt weither abzurechnen, auch andere Leinen Geschäfte mit zu besorgen. wir 1752
verreyßten also von Lindau den May
über Schaffhausen und Baden, wo H. Violand von Augspurg sich zu unß gesellte, in Bern traffen den H: David Frauer und in Geneve den H. Sebald Frauer und H. Beuther[1] an, von dort kamen über Collonge glücklich in Lyon an, wo ich von meinen Freunden aufs liebreichste empfangen wurde, und 3 Monath lang den vergnügtesten Auffenthalt genossen während deme H. Horutener und Frau bey H. Christoph Halder in Lindau logierten, so waren wir in dessen Haus zu Lyon bey H. Neuwiller ein quartiert, und da meinen Auftrag vollendet, die Geschäfft in Richtigkeit gebracht und meinen jungen H. Vetter den H. Guillard und der Aufsicht meines Freundes Joh. Ands. Gaupp übergeben habe zum 2ten mal Lyon Julii
verlassen und bin in Gesellschafft deß H. J. Andr. Lutz aus Wien, über Bourg en Aug.
Bresses de la franche Comté, Belfort, Basell, den Beutzberg,[2] Brugg, Zürich u. St. Gallen nach Lindau d. — August glücklich zurückgekommen. Alß ich darauf meine Geschäffte wieder fortgesetzt, aber erkannt, daß ohne die Italienische Sprache zu wüssen, nicht wohl fortkommen noch alle Dienste leisten könnte,[3] bathe meinen geliebten Vatter mich nach Italien reysen zu lassen, da Er aber die Unkosten hierzu scheuete und mit seiner zahlreichen Famille ohnedeme genug zu schaffen hatte, ich auch ohne eigenes Vermögen mich befunden, so wendete ich mich an Herrn Christoph von Halder, welcher nicht alleine Antrag begnehmiget, sondern sich gefallen ließ, die Reyse nach Italien auf seine Kosten mich thun zu lassen, worgegen sowohl in Mayland, Pavia, alß Genoua und Livorno die Geschäffte seiner Leinwand Handlung zu besorgen hatte.

Auf dises hin verreyßte ich den Octobris mit dem Botten Jacob Speyler über 1752
Chur, Cleven[4] und Como nach Mayland, und nachdeme an letzterm Orth, die Corespondenten sowohl unsere Spedition alß Leinwatt Handlung besucht, habe mich über Pavia, Tortona, Novi und Gavi nach Genoua[5] begeben, wo im Novembris angekommen und solange in Sta Marta logierte, biß zu dem Procouratore S. Davide Scribani (aus Chiavari[6] gebürtig) in die Kost gekommen, in gedachtem Genoua habe 7 ganzer Monath, aber ungerne zugebracht, denn weilen bloß alleine deß Samstags in der Italienischen Correspondenz mich üben könnnen, so wurde mir die übrige Zeit ziemlich lang, indeme im Porto franco[7] ich bey H. Carminati den Zutritt gehabt nicht genügsame Geschäfte für mich gefunden, und in der Sprache gar nichts zu profitieren ware weilen der Genoueser Dialect, von dem reinen Italienischen sehr unterschieden und ganz corrupt ist. Die Stadt an sich ist prächtig schön, aber die Leuthe nicht sonderlich gesellig, und der Pöbell erz böse und grob. Das sonderbarste so ich während meinem Auffenthalt alldort gesehen ware die Crönung deß Doge, bei welchem Anlaß ein kostbares tractament gegeben wurde,

[1] Alle drei stammten aus Lindau.

[2] Ueber den Bötzberg führt der am weitesten nach Norden zu gelegene Paß des Schweizer Juras. Brugg liegt an der Aare unweit der Stelle, wo sie die Reuß aufnimmt.

[3] Ein beredtes Zeichen für die Bedeutung dieses Lindauer Hauses.

[4] Er ging also über den Splügen. Cleven ist der deutsche Name von Chiavenna.

[5] Er überschritt also den Bocchetta-Paß.

[6] Eine größere Stadt an der Riviera di Levante.

[7] Jetzt Punto franco, im Nordosten des großen Genueser Hafenbassins.

wovon der Dessert alleinig 1 m[1] Spanische Doppier gekostet aber auch zu bewundern ware, wie weit man es in der Kunst mit der Zuckerbackereŷ bringen können. sodann sahe ich in der Darcena[2] eine neue Galeere ins Meer lassen, die der König von Sardinien gekauft, ferner habe ich zu Peggi[3] ein Schiff von 80 Canonnen und in poncura ein anderes von ca. 70 Stuck varieren gesehen, letzteres ist nach Cadix um 412 m fl ohnarmirt verkauft worden, und ersteres kame nach Lisabon.

1753 Endlich erhielte ich von H. Christoph von Halder Erlaubteniß, Genoua verlassen und nach Livorno übergehen zu dörffen, weilen alldort beŷ Sig. Gio. Cambiaso den acceß auf sein contoir erlanget hatte.

a. 1753 May Ich verreŷste demnach von Genoua auf einer feluca beŷ schönem Wetter, da wir aber gegen Porto fino[4] kamen, wurde das Meer ungestüm, wir trachteten den Golfo della Spezzia zu erreichen aber vergebens, und es überfiel Unß zwischen Monte rosso und Porto Venere[5] in der Nacht ein Sturm, daß wir nicht anderst glaubten alß untergehen zu müssen, zum Glück ware es voller Mond, daß beŷ dessen Licht, zwischen den schwarzen wolken einen kleinen porto Varnasse genannt, der mit hohen Felsen umgeben, sehen und daselbst einlauffen konnten, aber ohne hülffe, Corsicanischer Fischer (die sich mit 2 Schiffen gleichfallß hineingeflüchtet hatten) und welche unser Schiff ans Land gezogen, wäre solches von den wellen zu trümmern gerichtet worden. in disem Varnasse, wo nur wenige Hütten und nichts zu bekommen ist, mußten 3 mal 24 Stund aushungern und warthen, biß das ungestüme Meer sich etwas gelegt, wir wagten es endlich und erreichten mit gröster Mühe den Golfo della Spezzia, allwo den Herzog und Herzogin von Würthenberg mit Ihrem Gefolge antraffen, dise wollten auf Genoua und wurden durch obbeschriebenen Sturm ebenfalls genöthiget allda Sicherheit zusuchen; es ist diser Golfo vortrefflich schön, sicher und bequem gelegen, fasset auch 5 kleine Städtlein in sich, beŷ denen wohl mehr alß 1000 Schiffe sicher ankern könnten, wir fuhren bei Porto Venere hinein, und hielten bei Lerici[6] solange an, biß günstig wetter wurde, so auch bald geschehen, wir fuhren dann mit guthem wind nach Livorno ab, und kamen daselbst in weniger alß 12 Stunden glücklich an, obgleich die distanz die nemliche, nemlich 60 Miglia, so wie von Genoua nach Lerici. Livorno ist ein sehr schöner, an muthiger regularer und lebhaffter Orth, der ziemlich Handlung nach Levante, Sicilien, Engelland, Franckreich, Portugall, Spanien ꝛc. betreibet; jedennoch aber kommt die Hantierung der Genouesische lange nicht beŷ, alß welcher Orth, durch häuffige Manufacturen von Sammet Seŷdenwaar, Papier, Zuckerwaar wie auch starcken Leinwatt Krämereŷ und Tuchhandel, beträchtlicher ist.

1753 May Nach meiner Ankunft zu Livorno begabe ich mich in die Kost beŷ H. Gioannoli Igr; bekame aber zugleich den zutritt auf dem Contoir deß Sign. Gio. Cambiaso di Dom. ein Genoueser von Geburt, welcher aber sehr beträchtliche Geschäfte

[1] 1 mille = 1000. Eine Doppia hatte zirka 15 M. Wert.
[2] Darsena reale der ehemalige königliche Kriegshafen in G. Hier ertrank 1547 Fiesco.
[3] Pegli, Kustenstädtchen in der Nähe von Genua.
[4] Ein Kap an der Riviera di Levante. Eine Felucke ist ein Zweimaster.
[5] Am Eingange des Golfs von Spezzia.
[6] Unmittelbar am Eingang Porto Venere gegenüber.

machte sowohl in Wechsel Commission alß Specolation. ich arbeithete mit Freuden unter der Direction dises Mannes, welcher geschickt lebhafft und gegen mir sehr geneigt gewesen. Da ich Ihme in der französischen Correspondenz nach Engelland Dienste leisten konnte, die Er von seinen 6 anderen Bedienten all nicht genossen, so ware Ihme umso viel anständiger; zugleich ist auch gewieß, daß während denen 3 Monath alß ich bey Ihme zugebracht in der Italienischen Sprache profitiert und zugenommen, alß ich zu Genoua in 7 Monath nicht gethan habe, das Schicksaal aber wollte, daß ich zu früh nach Hause beruffen wurde; denn H. Rudolff von Halder wurde auf den Tod krank, deßwegen sein H. Bruder H. Christoph von Halder um so mehr meine Rückunfft betrieben, so hart mich dises auch angekommen so verdrießlich fiele mein Abschied dem S. G. Cambiaso, welcher mir die vortheilhafteste und angenehmste Vorschläge thate, um mich bey Ihme zu behalten, ich würde seinen Anerbiethen williges Gehör gegeben haben, wenn ich mein eigner Herr und Meister gewesen wäre, so aber mußte Gehorsam leisten. Bevor ich nun Livorno verlasse, muß noch anführen, daß währeud meinem kurzen Auffenthalt daselbst, eine Lust Reyse nach Florenz in Gesellschafft deß Jungen H. Schobinger aus St. Gallen gemacht, um den gewöhnlichen Palio di S. Giovanni zu sehen. wir legten mittelst der Post die Reyse dahin in 9 Stunden ab; deß Tages nach unserer Ankunfft sahen wir die jährliche Huldigung und das 1te Pferd Rennen. den folgenden Tag wett Rennen von 4 Römischen wagen und den 3ten Tag abermalen ein Pferd Rennen, und in der Zwischen zeith besahen wir, die Merckwürdigkeiten sowohl in alß außer Florenz, deren Beschreibung allhier zu weithläufig wäre, ich muß gestehen, daß ein entzückendes Vergnügen auf diser Reyse empfunden, denn Florenz sowohl mit den artigsten Leuth alß einen großen Menge warer kunstreicher und schöner Sachen pranget. man rechnete alleine 600 Gutschen und Chaisen prächtig ausgezieret, die an den dem S. Johannes Tag in einer Reyse gefahren kamen, die wettrennen mit anzusehen. nach einem 4tägigen Auffenthalt kehrten wir über Pisa nach Livorno zurück, weilen allda unsern guthen Freund Antonio Pomatti besuchen wolten, bey unserer Ankunfft aber, fanden wir Ihne todter auf dem Brett ausgestrecket, wir fuhren wieder fort, traffen aber unterwegs in der Macchia di Pisa die H. Gioannoli und Küster an, welche den Leichnahm abholten, um Ihne begraben zu lassen. Ein andermal bin ich in zimlich grosser Gesellschafft von Livorno nach gebachtem Pisa auf dem Canal in einem Jagd Schifflein gefahren, um das 3Jährige Fest deß St. Rainiero und die kostbare illumination daselbst zu sehen, den Rückweeg habe mit H. Gioannoli und M. Astrue zu Fuß genommen, durch den wald zu Pisa, von da wir um Mitternacht, abgegangen und deß Morgens um 7 Uhr in Livorno müde genug an kamen, denn man rechnet 16 welsche meilen von disen 2 Orthen, während meinem Auffenthalt zu Livorno, hatte auch ein Päpstliches Geschwader, von 3 Galeeren vorbey seeglen sehen. hinnach kame auch eine Englische Flotte von 6 Kriegs Schiff und Fregatten, und lagen einige zeith bey Livorno vor Anker, auf dem Admiral Schiff, bin ich mit Ms. Schobinger gewesen, und von einem Englischen Officier allenthalben begleithet worden, daß unserer Neugierde nichts entgangen, unter obiger Flottille befande sich auch die schöne fregatte Phenix deren Capitaine Hervey ein Special Freund meines Patrons Cambiaso ware. Auch sahe einmal die 3 Kayserl.

Juny

1753 Juny

Kriegs Schiffe bey Livorno ankern, überhaupt ware mein Auffenthalt daselbst höchst
7 bris vergnügt und profitable, endlich mußte den Rückweeg, im Septembris nehmen
meine beste Freunde die M. Gioanoli und Liebert begleitheten mich über Pisa
nach Lucca, allwo die schöne Opera bey dem Fest di Sta. Croce mit ansahen und
1753 höreten. — von Lucca verreyste deß folgenden Tages mit der Post über Massa und
Septembris Sarzana[1] nach Lerici, wo eine filuca nach Genoua genommen und in zeith von
12 Stunden glücklich alldort angelangt, während der Nacht seegelten wir bey
einer Genover Galleere vorbey, die mit Kriegs Volck nach Corsica ruderte. mein
dißmaliger Auffenthalt zu Genoua ware kurz, aber vergnüglich. denn ich brachte
ein paar Tage in deß Dr. Felire Carminati hübschen Land Guth zu, disem H. nebst
dem M. Maystre habe viele Freundschafft zu dancken,

Von Génoua machte ich mich über Gavi, Serravalle[2] und Tortona nach Pavia,
und von da nach Milano, wo ich noch Geschäfte zu verrichten und viele Freunde
zu besuchen hatte; in meinem Logement bey den 3 Königen, machte auch Bekant-
schaft mit H. Canonico Caron und Thurn und Valsassina mit denen über den
Lago Maggiore [woselbst die bezaubernde Isola Borromei gesehen] per Intra und
Magadino[3] gefahren. wir verliessen daselbst einander und ich verfügte mich über
den Berg[4] nach Lugano von da nach Bellinzona, und kame über den kleinen
St. Bernardiner Berg [welcher eben so hoch alß der Splügen Berg] Thusis,
Octobris Chur und Veldkirch den Octobris glücklich wieder in Lindau an. Es ware höchste
zeit, weilen 2 Tage nach meiner Ankunfft H. Rudolff von Halder gestorben, man
hatte kurz vorher die Curtabatsche Schreibstuben in seine Wohnung von der Hoff-
statt transferiert, alleine im Novembris, wurde solche aufs neue dahin verlegt,
übrigens hatte diser Todesfall keine weithere Veränderung nach sich gezogen.
1754 Monath Aprill ist mein Bruder Johann Andreas Curtabatt von hier nach Leipzig verreyst, und
zu H. Johann Heinrich Küstner daselbst auf 6 Jahre in Condition getretten.
Aug. bin ich nach Schaffhs. gereyst, um daselbst die Ms. Depeuille und Tessier abzu-
holen und anhero zu begleithen, letzterer kame auf einen gegen Besuch, den ihme
H. v. H. 1753 in Paris gemacht hatte; ich begleithete dise H. auch nach Arbon
und hinnach wieder zurück biß Stein am Rhein.
1754 Novembris hatte ich die Ehre den H. Vetter Christoph von Halder nach Bayern und Tyroll
zu begleithen, nach deme in Augsburg 3 Tage gewesen, kamen nach München wo
den Salz Contract auf ein Jahr verlängert für den Canton Basell von München
setzten die Reyse über Benedickt Bayrn von Seefeld[5] und Zürl nach Insprugg fort;
alldort erneuerten auf 4 Jahre so wohl unsere eigne alß die Bernische Salz
Contracte mit folgenden H. Commissarii alß H. Vice President Baron Enzenberg,
H. von Erlacher, von Scharf, Schandl, Tausch und Aigner; unser Auffenthalt zu
Insprugg währte 8 Tage und wir kamen mitten Decembris über Reithe, Kempten
Decembris und Isny anhero glücklich zurück, wenige Tage darauf mußte in Salzgeschäfften

[1] Massa ist die bekannte Bergwerksstadt, und Sarzana liegt in nächster Nähe von Lerici.

[2] Serravalle liegt bei Gavi und Novi am Nordabhang der Apenninen.

[3] Oertchen am Lago Maggiore.

[4] Monte Tamaro. Es ist übrigens nicht recht ersichtlich, warum er wieder nach Süden zurückgeht, anstatt das Tal des Ticino direkt zu durchfahren.

[5] Seefeld liegt in Nordtirol am Ausgang des Scharnitzpasses.

wieder ins Rheinthal, Toggenburg, Appenzell und Turgau verreysen gienge über das Eyß am Untersee nach Rottolffzell und errichtete alldort mit H. Bürger Meister Bosch einen Contract von Haller Salz, welcher zu einem Proceß hinnach Anlaß gegeben, da auf Anstiftung hiesigen H. Bürger Meister Seutter die Costanzer unß den 2ten transport mit 90 faß Salz arrestiert und plus offerenti verkaufft; auf diser Reyse habe von der strengsten Kälte hart gelitten.
Kame der Hr. Johannes von Halder[1] aus Lyon nach Lindau zurück, wo Er Juny
3 Jahre bey Ms. Gaillard frère, sich aufgehalten hatte.
wurde ich nach München gesannt, um zu trachten mit Beyhülffe H. Syndici Wegelin, Septembris
dene hiesige Stadt in gleicher Absicht dahin gesannt, daß man von dem project ein Salz Lager zu Buchorn zu errichten abstehen, und mit Bern auf den alten Fuß wieder contrahieren möchte, aber all unser Bemühen wurde durch H. Stubenrauch fruchtloß gemacht, alß H. Syndicus die 1te Audienz beym Churfürsten gemacht, begleithete ich Ihne nach Ninphenburg in den Vorsaal. es kamen auch noch während meinem 6wöchigen Auffenthalt zu München dahin 4 Memminger Deputirte und 2 detti von Ravenspurg, jene waren H. Bürger Meister Stoll, H. von Schütz, von Wogan und H. J. G. Küner, letztere waren die beede Bürger Meister Knoll und Merz, die das Buchhorner project in alle weeg befördert, und deßwegen eine goldene Medaille, eine jährliche Pension, und den Tittel alß Chur Bayrische Räthe davon trugen.
weilen ich in München nichts ersprießliches ausrichten können, bin ich nacher Haus 1755
wiederzurück gekehrt, H. Syndicus Wegelin aber samt H. Regis P. (?) Müller, Novembris
harreten noch andere 6 wochen daselbst, kamen aber gleichergestalt ohnverrichter Dingen, nach 3 Monathen Auffenthalt in Lindau zurück, und das Buchhorner project
kame zu Stande. als ich in dem Contoir deß Negoti in der Hoffstat meinem Decembris
Vetter H. Johannes von Halder gegen über gesessen, wurden wir von einem Erd- den 15.
beben zweymal erschüttert, so jedoch Gott lob ohne Schaden allhier abgelauffen.
auf Citation des H. Baron von Sumerau, begabe ich mich nach Costanz, um A. 1756
durch seine hohe Vermittelung die Streittigkeit mit der Stadt Costanz, auszu- Aprill
machen, wo in Beyseyn deß H. Bürger Meister Bosch nebst einem Rathsherrn von Rotolffzell die Sache dahin gediehen, daß mir das erlößte Geld aus denen angehaltenen 90 Faß Haller Salz baar restituiert worden ist. Während diser Zeit befanden sich H. Christoph von Halder in Augspurg um mit H. Obrist Lieutenant von Wadenspanner, und dem Juden Mändler, wegen Bayrischem Salz zu negotieren, weilen aber nichts ausgerichtet worden, so machte genannter H. Christoph von Halder eine abermalige Reyse mit H. Syndicus Wegelin an einen bestimmten Orth (glaub nach Füssen) um mit H. v. Stubenrauch wegen Bayrischem Salzweesen zu conferieren, aber auch diser Versuch mißlunge.
ware die Hochzeit deß H. Consulent Jacob Felsen mit Fraule Dorothea von Halder Octobris
aus Augspurg, deren H. Bruder Georg Walther von Halder so denn in Gesellschaft deß hiesigen Herrn Johannes von Halder unter Begleithung H. Rudolff Fehr nach
Italien verreyset. Gleich darauf nemlich im Monath Novembris
wurde die Hochzeith deß Herrn Georg Walther von Pfister, mit Jungfer Anna Sabina von Halder vollzogen.

[1] Er war geboren 1736 und starb 1807.

A. 1757 sturbe H. Joseph von Halder zu Augspurg, und sein Neveu Joseph von Halder wurde im Monat Juny von seinem H. Papa Christoph von Halder nach Geneve gesannt, von da er aber bald nach Lyon zu M. Schallheimer und Stör gekommen ist.

A. 1757 in disem Früh Jahr kauftte Herr Christoph von Halder das von Eberzische Hauß am Insellthor von Frau Ringelsdörfferin pro fl. 55 c. und bezoge solches im Spath Jahr, verlegte auch dahin das Contoir von der Leinwatt Handlung, um nemliche zeith versprach Er seine älteste Jungfer Tochter Christina Barbara dem H. Martin Spengelin zur Ehe.

Decembris worauf auch sein Aelterer H. Sohn Johannes von Halder aus Italien zurück gekommen, obgedachte Hochzeit wurde im Monat

1758 Jan. vollzogen. Disem Fest konnte zwar H. Christoph von Halder noch beywohnen aber die podagrischen Anfälle nahmen dergestalten überhand, daß Er völlig bettliegerig bleiben mußte, Er verhoffte bey eingefallener Frühlings Witterung im Feld Sich eher erhohlen zu können liesse Sich zu dem Ende

May auf die Achbruggen in sein Garten Haus[1] tragen, gabe aber alldorten deß folgenden Tages den Geist auf, und verschiede an dem rückgetrettenen podagra im 58ten Jahr seines Alters.

wenige Tage vorhero ertheilte Er seinem Aeltern H. Sohn Johannes die Firma seiner privat Handlung und hinnach wurden förmliche Oblatoria an die Correspondenten diffalß abgelassen.

Indeme nun durch disen Todes Fall die Verwittibte Frau Catharina von Halder und gedachter Ihr älterer H. Sohn Johannes in den Besitz und Genuß dreier verschiedener Handlungen eintratten; von seithen der Curtabattschen ragion, und meines geliebten Vatters insbesondere aber, zerschiedene Dinge zu erörtern und abzuändern Ursachen sich vorgefunden, allso wurde eine freundschafftliche Unterredung und zusammen Trettung in dem Hauß der Frau Bürgermeister Anna Sabina Halder

Juny d. 15ten veranstaltet und gehalten, wobey zugegen gewesen

titulierter H. Georg Walther von Eberz; dessen Frau Schwester Catharina von Halder und Herr Johannes von Halder, Frau Bürgermeister Anna Sabina von Halder, deren Herr Tochtermann Georg Walther von Pfister[2] und Frau A. S. von Pfister, mein geliebter Vater und ich —

bey diser Zusammenkunfft, wurden alle alte Streitigkeithen, und Forderungen freundschafftlich gehoben und nöthige Eintracht hergestellt. in Folge diser Vereinbarung wurde die von den Gebrüder Ringelsdörffer herrührende und unter dem Namen Christoph von Halder gelauffene Speditions Handlung aufgehoben und der Rudolf Curtabats einverleibet. Die Schreibstuben letzterer Handlung, aus der Hoffstatt neuerdings in meines geliebten Vaters Wohnung und alte Stelle wieder verleget. meinem geliebten Vater wurden zerschiedene berechnete zinse wieder erstattet und mir, sammt dem H. Johannes von Halder, die Firma in gedachter Spedition und Salz Handlung mitgetheilt, auch von denen beyden Frauen Interessentinnen

[1] Das Grundstück ist seit kurzem im Besitze des Herrn Schindler-Seeheim.

[2] Nach Primbs 1731 geboren, was sicherlich richtig ist; denn C. berichtet, daß er am 12. April 1784 im Alter von 53 Jahren gestorben sei.

von Halder, meine Ansprüche auf die Handlung bey ereignendem Fall gewähret; zugleich wurde mein bißhero genossenes geringe Salarium von fl. 200 mit fl. 200 vermehret, wo ich hingegen meinem geliebten Vater, statt fl. 1 c. nun fl. 2 c. jährlich Kost Geld zu bezalen mich verstanden. Alle dises wurde auch erfüllet.

Weilen dazumalen die Salz Contracti erloschen waren, so bekamen von Bern den Sept. (?) Auftrag solchen in Innsprugg zu erneuern. ich wurde demnach im August ins Tyrol abgesannt, und gienge über Immenstat, Hindelang, Reiti etc. dahin, und ob ich gleich ganz alleine und von andern Contrahenten Niemand zugegen, so wurde ich dennoch sehr guth aufgenommen, und erneuerte für Bern den Contract auf 4 Jahre ohne sonderliche Schwierigkeit bey gehaltener Conferenz den wo meine Vollmacht vorgezeiget, die Commission bestunde aus dem H. Vice Praesidenten Baron von Enzenberg, dem H. Hoff Cammer Rath Sterzinger, dem H. Salz Mayr von Scharff und H. Secretari Aigner, wegen der Härtigkeit des H. von Scharff konnte damals den eignen Contract nicht völlig zu stand bringen sondern Er wurde c. 6 Monat nachero Correct (?) durch H. von Tausch derichtiget. Dises mal wurde eine solenne Hoffgastung in der residenz bey tituliertem H. Baron von Enzenberg gehalten, worzu ich invitirt worden, ferner befanden sich dabey außer der Frau des Baron von Enzenberg der H. Baron Buol, H. Graf von Kinigl, H. von Sterzinger und H. von Scharff, letzterer hatte auch die Höfflichkeit mich in den Salzberg, in die Pfannen und Munz Hauser führen zu lassen. Indeme nun bey denen die Canzelleyen Contracti ausgefertiget wurden und just die Botzner Barth. (?) Meß gehalten wurde, begabe ich mich dahin in guther Gesellschafft und nachdeme einige Tage daselbst die Freunde besucht und neue Bekantschafften gemacht, kame vor Ende der Meß von meiner kleinen excursion vergnügt zu Innsprugg zurück allwo ich meine expeditiones fertig fande, ich verweilte nicht weiter abzugehen, und nahme den Rückweg über Zürl, Seefeld, Wolffertshausen rc. nach München,[1] um allda Kundschafft wegen dem verlohrnen Bayrischen Salz Handell einzuziehen, da sich aber nichts günstiges gezeiget nahme den weeg weither über Landsperg, Kauffbeuren (wobey H. Bürgermeister Wegelin logiert) Kempten und Isny nach Lindau.

Weilen die Schlesische Leinwatt schwer zu bekommen gewesen, so bin ich in die A. 1759 dortige Gegenden, nemlich ins Böhmische Gebürge von seithen der von Halderschen Leinwatt Handlung, abgeschickt worden. Den 4. Februar begleithete mich Herr Johannes von Halder biß Kempten, vondar setzte ich meine Reise über Kauffbeuren nach Augspurg fort, von dortten hatte einen Churbayrischen Hauptmann M. Dela Chambre diß Nürnberg zur Gesellschafft und nach einem kurzen Auffenthalt zu Nürnberg (binnen solchem unsere Correspondenten besucht, auch bey Joh. Caspar von Scheidlin viele Ehre genossen hatte) fuhr ich mit einem Kauffmann und andern vermittelst einer Landkutsche über Lauff, Sulzbach, Hirschau,[2] Pilsen und Beraun nach Prag ab, logierte daselbst bey des H. Wenger Frau Wittib, nachdeme ich einige Tage ausgeruhet verreyste ich ins Gebürge, begleithet von dem 28. jungen Wenger so ein 14 Jähriger Mensch ware, und mein Dollmetsch gewesen, da ich das Böhmische nicht verstunde. Gleichwie aber den 1. Merz die ganze

[1] Er reiste also wieder über den Scharnitz-Paß.

[2] H. liegt nordöstlich von Amberg; wahrscheinlich überschritt also C. den Paß von Mies.

Kayserliche Armée aus den Winter Quartieren in die Cantonnierung näher zusammen gerückt, so wimmelte alles von Soldaten und Bagage, so daß wir hie und dort, nicht wenig ins Gedränge gekommen, wir giengen denn von Prag nach Brandeiß, alt und Jung Bunzlau, Gitschin, Neu Packa, nach Ahrnau,[1] allhier
1759 Merz konnten beynahe nicht Herberge finden, weilen alles von eingerückten 2 Regimenter zu Fuß und zu Pferd wimmelte, deß folgenden Tages jedoch logierte uns H. Bürgermeister Jacob Thim aufs beste, liesse uns auch mit seinen Pferden nach Trautenau führen. Daselbsten lagen die Croaten auf den vor Posten gegen die Preusen. wir verfügten Unß vondort nach Hartmannsdorf und Mohren, wo die Kalnockische Husaren die vor Posten hatten, und weither über Hohen Elbe nach Starckenbach,[2] wo ich viel waare gekauft, diser Orth gehört dem H. Grafen von Harrach, und deß Orths Director, ein sehr wackerer Herr hatte die Höfflichkeit, mich zu einer Nachtmalzeit einzuladen, über Lomnitz[3] kamen sofort wieder auf neu Packa, und vondar giengen zurück über Gitschin, Sabotka, Benateck und Bunzlau nach Prag während diser Reyse, habe ich, wohl um fl. 30/m[4] Leinwatt zusammengeklaubet und nach Lindau abgerichtet; es ist aber auch eine höchst beschwerliche zeith gewesen meist kalt und nasses Wetter elende Nahrung denn, ausser Prag, wegen geschlossener Fasten, keinen Bissen Fleisch, selten ein Glaß Wein, elendes Bier und Brodt bekommen, doch in Prag erholte ich mich wieder, daß die Reise über Wien antretten können, zu dem Ende fuhre ich mit einem Mahrischen Bauren nach Znaim, wir machten den weeg über Collin und das Schtachtfeld zu Planian[5] nach Czaßlau, Teutschbrod und Iglau, in Znaim nahme die Post biß Wien, wo bey der Ganß abgestiegen, während meinem Aufenthalt daselbst ist mir viele Ehre wiederfahren, besonders bei H. Lutz, H. von Riesch, H. Stametz, H. David Meyer, H. Thoman und W. Lantz, auch sahe die H. Falck, Fussenegger und Wegelin allesamt Lindauer; auf der Strasse von Böhmen nach Wien, habe viele Soldaten, Artillerie, Pontons, Beckerey, Munitions und Bagagewägen angetrofen, daß die Strossen nie von Troß oder Soldaten leer gewesen, in Prag ware vieles zusehen und betrübte Merckmale vom Preussischen Bombardement anzutreffen, dargegen auch eine Menge erbeutheter Geschütz und Wagens so den
A. 1759 Merz Preussen abgenommen worden, im Wischerad zusehen, Nachdeme mich also 6 Tage in Wien aufgehalten, auch Gelegenheit gehabt den ganzen Kayserlichen Hoff und Herrschafften besonders am Joseph Tag zusehen, auch Schönbrunn, deß Prinz Eugeni schönes Belvedere rc. zu besichtigen, so tratte meine Rückreyse mittelst dem
25. Postwagen, über Mölck, Enß,[6] Lintz, Passau und Straubingen nach Regenspurg an alldort verliesse den H. O'Rielli einen Irländer und damals Spanischen Obrist

[1] Brandeis und Alt-Bunzlau liegen einander gegenüber an der Elbe, das weit bedeutendere Jung-Bunzlau nördlich davon an der Iser. Neu-Paka und Ahrnau befinden sich an der Straße Jicin-Trautenau.

[2] Sämtliche Ortschaften liegen in den Vorbergen des Riesengebirges im Tal der oberen Elbe oder Iser.

[3] L. liegt nordöstlich von Jicin, Sobotka (nicht Sabotka) zwischen Jicin und Neu-Bunzlau, Benatek endlich an der Iser. Unter Bunzlau kann hier nur Alt-Bunzlau verstanden werden.

[4] 30 000.

[5] Planian bei Kolin.

[6] Melk an der Donau, Enns am gleichnamigen Flüßchen.

Lieutenant so als Volontaire beym Loudonschen Corps gestanden und von Wien mit mir nach Regenspurg abgegangen. von dar bin mit Extra Post über Lands Huth und Freysingen nach München und weither über Landsperg, Memmingen, Leutkirch und Wangen nach Lindau gekommen wo den 4ten Aprill angelangt; in Regenspurg habe einen Tag und eben soviel in München ausgeruhet, und mithin just 2 Monath auf diser Reyse zugebracht. in disem Jahr muste neuerdingen, und zwar im Septembris eine Reyse vornehmen, es fügte sich nemlich daß mein Vetter Herr Johannes von Halder einen Handell in Leinwatt mit dem Grafen Ernst von Leiningen Westerburg, Churpfälzischen Geheimen Rath und Capitaine des Gardes du Corps eingeschlagen und zu Berichtigung desselben eine Reyse an den Rheinstrom unternehmen mußte, ich begleithete Ihne und wir kamen erstlich nach Rheinfelden, den 13. Septembris aber nach Basell wo 8 Tage gewarthet, hernach wurden nach Kehl beruffen, mußten aber 6 Tage in Straßburg verweilen, endlich wurden nach Bischoffsheim[1] am hohen Steeg geforbert, wo obgedachter General von Leiningen angetroffen, es ware den 27ten Septembris, alß diser Mittel gefunden, gedachten meinen H. Vetter, da er Ihne in ein besonderes Zimmer genommen, zu einem fatalen Handell zu überreden, dessen Bedingnüsse jener nicht erfüllet; wir reyseten so denn über Kehl, Freyburg, Basell, Rheinfelden, Schaffhausen und Buchhorn wieder anhero zurück. Aprill Septembris

den 22ten alß widrige Berichte wegen obigen Cavalier eingekommen mußte ich eilends wieder fort, um zu trachten, die Leinwatt, welche zu Sierenz[2] arrestiert worden, wieder in unsere Gewalt zu bekommen, Graf von Leiningen kame mir aber zuvor, erhielte deren Freyheit, verkaufte solche um 7 m[3] spanisch Carlin, und bezoge das Geld dafür in Straßburg, wohin ich gleichfalß eiligst nachreysete, aber 24 stund vorher erhielte jener die Bezahlung und machte sich nach Schwetzingen aus dem Staube. Bey diser Bewandsame ware nichts weither übrig, alß meinen Rückweeg nach Hauß zu nehmen, indessen diente mir dise Reyse doch, so viel, daß in Straßburg bey H. Ambt Meister Dietrich, mit dem H. Baron von Busch Chur Pfälzischem Geheimen Rath Bekanntschafft gemacht, der hinnach in diser desperaten Sache, wichtige Dienste geleistet, und Mittel verschafft, durch Churfürstliche Gewalt, Jenen schlimmen Debitoren zu gebender Satisfaction zu zwingen, wie weithers folgen wird. Auf meiner Rückreyse von Straßburg tentierte ich zu Sierenz und Groß Pembs[4] einen Handell für unsere daselbst schlecht verkaufte waaren zu treffen, und solche denen Abkauffern wieder abzunehmen, aber vergeblich. mithin kame den 2ten Novembris allhier wieder zurück. Es wurde aber beschlossen, daß ich neuerdingen fort, und nach Mannheim mich begeben, daselbst den General von Leiningen güthlich, oder gerichtlich zu Bezahlung seiner Schuld nöthigen sollte, ich reyßte allso schon wieder und zwar den 10ten Decembris mit extra Post von hier über Ulm, Ludwigsburg, Heilbronn und Heidelberg nach Mannheim ab, allwo den 14ten frühe ankame, da aber von dem hohen Schuldner mit leeren Versprechungen abgewiesen werden wollte, wannte mich an S. Churfürstliche Octobris Decembris

[1] B. liegt bei Rosheim im Elsaß.
[2] Zwischen Basel und Mülhausen i. E.
[3] 7000.
[4] Soll wohl Kembs heißen. K liegt am Kanal, der Basel mit Mülhausen verbindet.

Durchlaucht von der Pfalz, mittelst eines memoriali welches den 20ten Decembris den H. Conferenz Ministern von Wachtendonck, Zettwitz und Beckers überreichet, worauf sogleich S. Churfürstliche Durchlaucht eine außerordentliche Kriegs Commission niedergesetzt bestehende aus den H. Generalen von Preysing, von Fürstenberg und Militar Justiz Rath auch Ober Auditor von Koch, vor welchem gedachter
A. 1760 Jan. Debitor so wie ich den 2. 4. und 5. Januar auch hernach erscheinen müssen, es kame zu einer langwierigen Untersuchung, weilen der Graf auf tausend Ausflüchten verfallen und öffters verreyst unter dem Vorwand Geldt herbey zubringen dergestalt, daß der ganze Winter darüber verstrichen, doch der Gerechtigkeits Eyfer deß Churfürsten und der H. Commissari machte möglich, daß der Bruder deß Schuldners nemlich der Regierende H. Graf Carl von Leiningen Westerburg ins Mittel trat, und Bürg und Zahler geworden, daß endlich dise verzweifelt böse Sache, Gott Lob noch zu einem glückl. Ende wieder jedermanniglich Vermuthen ausgegangen, keine zeith in meinem Leben dauerte mich länger und verdrüßlicher alß dise 4 Monathe Decembris, Januar, Febr(u)ar und Merz, die ich in Mannheim zu processieren aushalten mußte, obgleich im übrigen mancherley Gelegenheiten etwas schönes zu sehen, zu hören und zu genüssen hatte, sintemalen allenthalben bei Hoff freihen zutritt hotte, und opern, Comedien, academien Bals rc. gratis beywohnen können, über diß sehr offt bey H. Geheimen Rath von Busch Ehre genossen, alß welcher H. mir sonderlichen grossen Vorschud bey den H. Ministern thate und mit guthem Rath unterstützte.

Aprill anfangs Aprilis, und nachdeme zuvor eine tour nach Worms, Grünstatt und Franckenthal gemacht, reyßte widerfröhlich über Schwetzingen, Hailbronn, Studgard, Ulm und Memmingen nach Lindau.

A. 1761 faßte ich den Entschluß, meinen ledigen Stand abzuändern, und mich um eine künftige Ehe Gattin umzusehen und da mein Augenmerk auf die Fräulein Cathrina von Halder gerichtet, so machte dißfalß den ersten Antrog an titulierten Herrn Georg Walther von Eberz in Arbon sub 18ten Aprill schriftlich, und da biß zu seiner Anherokunftt zur Gedult gewiesen worden, widerholte ich mein Gesuch mündlich den 31. July, worauf den 9. August mir eine günstige Antwort durch Ihne mitgetheilet worden, mit dem Anhang jedoch, daß noch $1^1/_2$ biß 2 Jahr abwarthen solte, welches mir den 17ten August von Frau von Halder Selbsten widerholet worden, inzwischen wurde mir durch Hülffe deß titulierten Herrn Marx von Scheidlin, die Firma imm Leinwand Negotio zuerkant, und mit Ende dißes Jahres ausgeschrieben.

A. 1762 kaufte ich von H. Elisäus Rader, sein Haus in der Cramer Gassen an meines
den 15. Merz geliebten Vater seines anstossend pro fl. 750, exclusive der Kanzley Köften und discretion belaufend auf fl. 26 9 xr. in nemlichem Sommer, liesse es reparieren, kostete mich abermals 657 fl. 6 xr.

Augusti mit Ende August, da die Salz Contracti mit Tyrol erloschen gewesen, reyßte ich
Septembris in Gesellschaftt Herrn Johannes von Halder über Kempten nach Innsprugg und
Octobris alß daselbst, so wohl für Bern alß eigne Rechnung den Contract auf 4 Jahre glücklich erneuert, degaben wir Unß über Schwatz, Reichenhall, Salzburg, München, Augspurg und Memmingen anhero zurückh. Dise Reyse ware unß beederseits sehr vergnüglich indeme sowohl die merckwürdigen Schmelzwercke zu Brixlegg und

Achrain alß die Salzwercken zu Hall, Reichenhall und Hallein, wie auch die Schönheith, im Salzburgischen und Bayrischen zu sehen bekamen und brachten c. 4 wochen auf diser Reyse zu.

Als titulirter H. Georg Walther von Eberz wieder allhier sich befande, brachte meine mariage Sache wieder in Bewegung, und erhielte durch Selbige die versicherung daß auf das folgendes Frühe Jahr die Heurath berichtiget und vollzogen werden solte. es ware den 29. July a. c. alß ich das erste mal meine Inclination der Fraule Cathrina von Halder entdecket und den 12ten August ihrer zuneigung versichert worden. A. 1763 July u. August

den 15. febr. verlobte sich H. Johannes von Pfister[1] mit Fraule Dorothea von Halder, und den 24ten Aprill wurde die Hochzeit vergnüglich vollzogen, den 27. July verlobte Sich Herr Johann David Gullmann aus Augspurg mit Frau Christina Barbara Spengelinin geborne von Halder, und den 5. August thate ich ein gleiches mit meiner Liebsten in forma, und machten zugleich den Anfang unserer visiten bey der Freundschaftt, es ware Sonntags an einem lieblichen Tag, da unser Verspruch auf der Achbrugg nach der Morgen Predigt erfolget. Unsere Hochzeit wurde bald hierauf, nemlich den 24ten Septembris vollzogen und die Copulation beschahe auf der Achbrugg im Saale zugleich mit H. Gullmann und seinem Schatz, da beede Paare, neben einander, durch H. Magister Christian Traugott Garmann copuliert worden. Disen Tag begiengen wir in der stille bey guther und nicht zahlreicher Gesellschaft in obgedachtem Garten Hauß auf der Achbrugg, und waren bey der Mahlzeit zugegen inclusive beeder Brautpaare, der geschätzten Eltern und geschwistern H. Magister Dr. Garmann, H. Johannes von Halder aus Augspurg, dessen Frau Schwester Jacob von Heuß, H. Syndicus Felß, Herr Georg Walther von Pfister und H. M. Spengelin, nach dem Nachtessen wurden unß die Thore geöffnet und wir bezogen die Wohnung am Metzger Platz wo H. Gullmann und Frau bey Unß noch c. 14 Tage geblieben; Donnerstag hernach wurde unsere Hochzeith vermittelst einem grossen tractament und Tanz in der Frau Mama Wohnung am Inselthor solennisiert, es waren c. 50 Gäste von verheurathet und ledigen Persohnen, und deß Nachts wurde am Damm dasjenige Feuerwerk abgebrandt, welches zu Ehren meines geliebten Vaters über seine wahl zum Bürger Meister Ambt verfertiget worden. A. 1764 Septembris

NB.! meine Liebste so a. 1740 den 26. Septembris gebohren, und wurde mir also zugetraut, just alß Sie 24 Jahre vollendet hatte.

sturbe an einem steckfluß, die seelige Frau Bürger Meisterin Anna Sabina von Halder geborene Gradmännin, und da sie keine Männliche succession hinterlassen, so tratte ich statt Ihrer in die R. Curtabattsche Handlung ein und dises vermöge getroffener Convention sowohl mit meinem geliebten Vater alß meiner geliebten Frau Schwieger Mutter von Halder sub 15. May a. c. 1765 Merz

Verreyßte meine Frau nach Augspurg, Ihrer Frau Schwester Gullmännin einen Besuch zu machen in Begleithung H. Girthanner aus S. Gallen, H. Conrad Riesch und seiner Tochter Jungfer Anna Maria; Sie verweilte sich bey nahe 1/4 Jahr daselbst, während welcherzeith, bei meinem geliebten Vater über Tisch gegangen. April 15.

[1] Nach Primbs 1735 geboren; er stirbt als Stadtammann den 9. November 1782.

Juny 2. reysete ich Selbsten nach Augspurg, um meine Liebste zurückzuholen, mit mir kamen dahin die Frau von Rau, Herr David Frauer aus Lyon, und der junge M. M. Spengelin mit diser Geselschafft und meiner Fraue machte eine kleine Luftreyse nach München, Nimphenburg und Schleißheim und nachdeme wenige Tage noch in Augspurg zugebracht so kamen wir gegen Ende deß Monaths mit H. Frauer und Spengelin glücklich wieder allhier an, traffen aber unsern Herrn Johannes von Halder an dem Fieber krank liegend allhier an. Er war bereits ein Bräutigam mit Fräulein Marianna von Eberz, und weilen er unsere bisherige Wohnung am Mezgers Platz beziehen wollen, so mußten unß um anders Quartier umsehen, ich nahme allso von H. Georg Walther von Pfister sein Haus bey der Kronen auf

July 22. 6 Jahre in Bestand und bezogen selbiges vor Jacobj.

August 6. wurde die Hochzeit obgedachten Herrn Bruder Johannes von Halder vollzogen, die Copulation geschahe am Insellthor bei Frau Mama von Halder, und die Mahlzeit ware bey der Frau von Eberz. vorhero nemlich den 7. July 1765 wurde der H. Bruder Joseph von Halder nach Genoua abgefertiget; von da Er im folgenden Jahr im Februar nach Ludwigsburg zu H. von Scheler in die Kost gethan werden müssen.

23. wurde ich samt H. Bruder Johann von Halder und H. Ulrich Jacob in den großen Rath erwehlet.

Merz 4. Mit Anfang dises Jahres, übergabe mir mein geliebter Vater loco eines Heurath Guths seinen Rebgarten am Büchelmann, und ließe solchen pro fl. 750 in der Canzley einschreiben, alß um soviel Er solchen a. 1736 von Meister Johann Conrad Frey Küffer übernehmen müssen, dene hernach gegen 3 Züge Reben und fl. 4 c. Aufgab an Meister Martin Schweicker Müller vertauscht und, den werth im Merz 1780 der Väterlichen Erb Massa wider restituiert, damit Alle Geschwistern gleich gehalten werden.

a. 1766 den 18. Merz wurde meine Liebste mit einer Tochter früh morgens um 3 Uhr glücklich entbunden, welche sofort, den nemlichen Vormittag durch H. Magister Sembeck getauft, und zu Ehren ihrer Frau Groß Mutter und Gevatterin von Halder, Catharina, genennet worden, Gevatter bey der Tauffhandlung ware mein geliebter Vater H. Bürger Meister Rudolf Curtabat.

22. August bin ich in das Stadt Gericht, mit H. J. Ulr. Schielin und H. Michael Kaltschmied erwählet worden.

a. 1767 Verreyste in Eyl auf Bern, um die Abschlüssung eines Contract bayrischen Salzes über Buchorn zu hintertreiben, meine Vorstellungen fanden auch in so weith Gehör, daß beschlossen wurde, die Negotiation mit München einzustellen biß man sehen würde, wie man in Tyrol zurecht kommen könnte, alß mit welchem der Salz Contract wieder zu erneuern ist, und zu reassumieren wieder beliebt worden nach meiner Beurlaubung bey H. Salz Directoren Herbort und von Dießbach, wie auch H. Intendant Abraham Wagner, verreyßte mit einem recreditiv an hiesigen Löblichen Geheimen Rath, aus Bern den 22. über Solothurn allwo gleichfalß einen Antrag wegen Tyrolschen Salz gemacht und kame 25. über Brugg und Schaffhausen gott Lob glücklich wieder in Lindau an.

den 4. May gegen 11 Uhr vormittag wurde meine Liebste glücklich und geschwind von einem Söhnlein entbunden, welcher gleichen Tages um 4 Uhr Abend von H. Pfarrer

Siri Rudolff getauft wurde, die Gevattern waren Frau Mutter Bürger Meister Curtabattin und Herr Georg Walter von Eberz zu Arbon, dessen Stelle Herr Bruder Johannes von Halder vertreten.

verreysete auf Befehl Löblicher Salz Cammer zu Bern ins Tyrol ab, und erneuerte zu Insprugg den Contract auf 4 Jahre, sowohl für den hohen Stand Bern, alß für unß in proprio, wobey sonderbar zu bemerken: daß man denen Ständen zumuthen wollen, ihr Contrahiertes Quantum, oder doch ²/₃ davon über Bregenz statt Lindau abzuführen,[1] welches aber durch die Standhaftigkeit Loblicher Cantons Zürich und Bern abgelehnt worden. ich hatte zu Reyse Gefährten, meine Herren Schwäger Johannes von Halder und Georg Walther von Pfister; von seithen zürch ware gegenwärtig Herr Salz Director Johann Heinrich Schinz, unser Auffenthalt zu Innsprugg dauerte 14 Tag, wo wir auf Kosten deß Gubernii freygehalten wurden, auch sonsten viele Ehre genossen; wir kamen wieder über Kempten und Isny allhier glücklich wieder zurück. 11. Juny

Mittwoch den 30. Merz gegen 12 Uhr Mittags gebahr meine Liebste abermals ein Söhnlein geschwind und glücklich, welcher deß Nachmittags um ¹/₂5 Uhr durch Herrn Pfarrer Porcelius, Johann Christoph getauft worden, dessen Gevattern waren Herr Bruder Johannes von Halder und Seine Frau Liebste vicarirte für die Frau Schwester Christina Barbara Gullmännin geborne von Halder. G! G! G! 1768 Merz 30.

bekame mein Rudolf die Kindsblattern nach Ihme seine Schwester und überstunden selbige Gott Lob glücklich. Merz und April

Freytag nach ¹/₂ zwölff Uhr Vormittags wurde meine Liebste mit dem 3ten Söhnlein Gott Lob glücklich entbunden, welcher des Nach Mittags um 3 Uhr von H. Magister Sembeck in der S. Stephans Kirche, Jacob getauft worden, dessen Pathen waren Herr Bürger Meister Licentiat Jacob Felß und Frau L. Dorothea von Eberz, welcher Stelle die Frau Maria Anna von Halder ihre Frau Tochter vertretten. 1769 May 12.

Sontag um 11 Uhr Vormittag ist obiger mein lieber Jacob seelig in Gott sanft entschlaffen, da er deß Morgens vor 3 Uhr mit Gichtern befallen worden, die Ihme auch seinen Tod gebracht, wurde den 13. Februar begraben und an seines H. Groß Vaters Grabstätte geleget. 1770 Februar 11.

wurde ich von Löblichen Magistrat alß Hauptmann von der 7ten Companie erwählet. hattte eine Reyse über Zürich nach Bern gemacht, um an beyden Orthen zu bitten, bey renovierung deß erloschenen Tyrolischen Salz Contracts auf Lindau anzutragen, und das Salz nicht über Bregenz gehen zu laßen, wo denn auch alle guthe zusage, nach Möglichkeit unß zu favoriser erhalten habe, in Bern machte meinen Antrag bei gehaltener Cammer oder Conferentz, in gegenwart titulierten Herrn Salz Direktors Wyttenbach, H. Freudenreich, H. Int. Abr. Wagner und H. Jenner qua Secretario. in Zürich begleithete ich und H. Johannes von Pfister zu denen H. Bürger Meister Landolt und Heidecker, H. Seckel Meister Landolt und Orell und Stadthalter Hirzell, Schwärzenbach, H. Escher und Ott, H. Salz Directores Heinrich Schintz und Buchhalter Orell bey welchem Anlaß auch der Salz Cassa Verwalter Zeltner Senior in Solothurn besucht. 1771 May 10. von 31. May biß 13. Juny

[1] Kaiser Joseph II. wollte den österreichischen Salzhandel von Lindau unabhängig machen.

Den 13. Juny A. 1771 vormittag zwischen 9 und 12 Uhr hatte mein seeliger und lieber Bruder Johann Andreas Curtabat das Unglück, bey Potzneusiedl, mit dem Pferd in die Laitha zu fallen, und darinn zu ertrincken nachdeme Er bey daselbstiger Mühlen in Gegenwarth deß Herrschaftlichen Hofrichters, und des H. Fabric Director Heusner heraus gezogen worden ist sein entseelter Cörper den 14. Juny Abends auf dem Kirchhoff zu Potzneusiedl beerdiget worden, Gott habe Ihne seelig und schencke Ihme die ewige Ruhe!

Septembris bin ich mit Herrn Martin Felß von dem H. Ambts Bürger Meister Felß Senior[1] nach St. Gallen abgeschickt worden, um sowohl wegen dem Postwesen alß Salz Geschäft Vorstellung zu machen, damit man sich mit Bregenz nicht einlasse. fanden auch guthes Gehör bey H. Bürger Meister Schlumpff, Högger und Steinmann, H. Stadtammann Zollikofer und Stadtschreiber Wegelin, wurden unß beständig zugesellet, auch wurden von der Stadt freygehalten.

A. 1772 1. May kame ohnverhoft allhier an titulierter Herr Salz Intendant Carl Manuel von Bern in Begleithung deß H. Salz Controlleurs Johann Jenner, welche Herren über Buchorn biß Costanz zurük begleithet.

den 22. Novembris ist titulierter Herr Franz Xaver Baron von Studenrauch Ihro Churfürstlicher Durchlaucht in Bayern Rath, und Salz Speditions Commissarius in Lindau, mit H. Secretaire Baudrechsell allhier alß Bayrischer Agent eingerückt und hat seine Ambtirung angetretten auch mein Haus zum Palmbaum in der Cramer Gassen bezogen.

1773 Martins 31 ist mein liebes Söhnlein Rudolff C. an einer auszehrung nachmittag 1/4 nach 1 Uhr in Gott seelig und sanft verstorben, nachdem Er bey 6 Jahren wenig fröhliche Tage gehabt Gott ersetze Ihme seine viele Leyden in der ewigen Herrlichkeit! sein entseelter Körper ist darauf am Palm Sonntag 4ten Aprill Nach Mittag zur Erden bestattet worden.

May 24. ist mein Liebstes 2tes Söhnlein, Johann Christoph, mit hefftigen Leibschmerzen von denen Blattern oder Durchschlecht befallen worden, die Uebermässigkeit derselben aber, hatte seine Natur dergestalten überwältiget, daß Er nach langem

Juny 4./5. harten Kämpfen endlich unterliegen und Freytags den 4ten Juny frühe um 5 Uhr, seinem kürzlich in die Ewigkeit vorangegangenen ältern Bruder seelig nachfolgen müssen, sein Ende ware so sanfft, alß erbaulich! Gott erquicke nun Seine Seele in der frohen Ewigkeit, und stehe Unß in der grossen Betrübtnuß gnädig bey! dessen Leichnam ist den 5ten Juny Samstag Nachmittag, um 2 Uhr zu Grabe gebracht worden und zwar bey vorgewalteten Umständen, ohne Leichen Gepränge.

August 23ten bin ich nach erfolgter resignation deß Herrn Zacharias Freyen alß Stadt Ammann Ambts Verweser per majora erwehlt worden.

Anno 1773 August 23 bin ich samt H. Johann Jacob Rueprecht, auf Verordnung Löblichen Magistrats nach Mayland über Veldkirch, Chur, Chiavenna und Como verreyset, und haben daselbst, vermöge unß mitgegebener Procura Instructions Creditif den 16ten Septembris mit der K. K. Ober Post Intendentz der Oesterreichischen Lombardey eine Capitulation unterzeichnet, vermöge welcher die alte Botten aus Fussach, in den Mayländischen Bottendienst wider eingesetzt, und Lindau bey jeweilig künfftiger Vacatur das Recht, 3 Oesterreichische Unterthanen der Mercantil Cammer

[1] † 1773.

zu Mayland vorzuschlagen erhalten worden. Die Capitulation wurde auf Befehl Septembris 16.
deß Herrn Graffen von Firmian[1] Excellenz Ministre Plenipotentiaire u. Sopra
Intendante Generale delle Regie Poste d'Italia, (bey welchem den . . Septembris
Audienz gehabt) von dem H. Stephan von Lottinger Intendante Generale della
Regie Poste e Consigliere für Mayland unterschrieben, und von wegen Lindau,
von Unß obbenannten zwey Delegierten die Correspondenz zwischen Mayland und
Wien, ist meist, durch den H. Secretarium Abbate Salvadori, mit gedachtem H.
von Lottinger, während 2½ Jahr alß unsere Botten durch das Rheinthal spe-
dieren müssen, gepflogen worden,
bin mit H. Rupprecht, über Lodi, Casal Pusterlingo,[2] Piacenza und Voghera nach 17ten
Genoua gereyßt, wo ich 21ten angekommen, den 25ten aber, schon wieder über
Campo Marone, Voltaggio, Novi, Tortona, Voghera und Pavia nach Mayland 26ten
zurückgereyßt, allwo noch biß den 3ten Octobris verblieben, und in Begleithung Octobris 3.
deß Botten Jacob Spehlers über Como, Chiavenna, Chur und Feldkirch wieder
anhero ritorno und Gott Lob bey Haus zurück kommen. Nachdeme obige Capi- 10ten
tulation von K. K. Majestät im Octobris ratificiert aus (?) Mayland herwärts
communicirt worden, so wurden die vier Fussacher Botten Jacob und Hanß Jörg
Spehler, Johannes Weiß Vater und Sohn, auf den 29ten Decembris anhero
einberuffen, und nach herbeygebrachter Caution, vor Löblichem Commercien Consefß,
in Eyd und Pflicht genommen und den 3. Januar 1774 wieder in den Mayländischen
Botten Dienst eingesetzt.
verstarbe nach gar kurzem Lager, mein werthester Freund Herr Bürger Meister Decembris 26.
Lic. Jacob Felß, dessen Frau Wittib mich zu ihrem Beystand requiriert.
habe auf öffentlicher Gant pro fl. 3389, das Gut im Kurzgländ. Die Bronnen- Februar
stubenwieß in Motzach 2 Jauchert Acker im mitten Reuther Feld, samt Vieh Futter 3 und 7ten
Streu und so Thung (?); 28 Aymer Most, und allen Werkzeug, Most Preß rc.
vertauschte oder erkaufte ferner von Johann Euler, Caspar Fleck, Heinrich Kleffler A. 1774
und Lorenz Abler verschiedene Stückle Aecker. Dem Kurzgländ über gelegen, die Febr. u. Merz
zusamen in ein Guth einzeunen lassen.
bin auf Befehl Löblicher Salz Direction zu Bern, nach Innsprugg gereyset, um A. 1775
wegen dem Simmerberger Rod Lohns Anstand, Vorstellungen zu machen wonach Jan. 2ten.
zerschiedenen Conferenzien mit titulirten H. Vice Presidenten Graf Künigl, H. Baron
von Sternpach, und H. Salz Mayr von Menz, auch bey der am 10ten deß
abgehaltenen Gubernalen Comission mit titulirten H. Baron Ceschi, Baron von
Sternpach, Herr General Rath von Laicharting und Secretaire von Hermanin,
meinen Auftrag glücklich vollendet und den 12ten von Insprugg abgereyßt, den
13ten aber hier wieder zurück gekomen. in folge diser Reyse ist das heurige ganze
Berner Obligo Quantum Salz, über die untere Straß gelauffen.
Abend gegen 6 Uhr, gebahr meine Liebste ihre 2te Tochter, welche den 27. biß den 26. März
Nach Mittag von H. Pfarrer Jakob Siri, Anna Dorothea getauft worden, die

[1] F., ein Neffe des bekannten Erzbischofs von Salzburg, zeichnete sich unter Maria Theresia als tüchtiger Verwaltungsbeamter aus. Er wirkte seit 1759 als Statthalter der Lombardei.

[2] Casalpusterlengo liegt zwischen Lodi und Piacenza, Voghera zwischen diesem und Alessandria. C. scheint wieder über die Bocchetta gereist zu sein.

Pathen waren H. Bürger Meister Georg Walther von Pfister und Frau Dorothea von Pfister.

den 2. bis 18. July unternahme mit H. Johann von Pfister und H. Johann Michael von Seutter[1] eine Reyse ins Tyrol, wo die eigene Salz Contracti verabredet wurden.

A. 1776 machte mit H. Martin Felß und H. Canzley Verwalter Schlatter eine Reyse nach St. Gallen und Vorstellung daselbst wegen dem abdrittura Botzner Fuhrwerk.

Septembris 18. wurde unser liebes Töchterlein Anna Dorothea mit einem hefftigen Zahn Fieber in anhaltender diarrée befallen, und sturbe den 24. Septembris Mittag nach 11 Uhr

24. nach einem 6 Tägigen schmerzlichen Kranken Lager, zu unserer innigsten Betrüb-nuß, Gott erquicke Ihre Seele in der frohen Seeligkeit! Den

26. wurde Ihr verblichener Leichnam zu ihren seeligen 3 Brüdern begraben,

1775. Nachdeme den 28. Januar H. Stadt Ammann Gottfried Zurn seelig verstorben, so habe dessen Stelle verwesen biß zum 3ten Merz, da H. Johann von Pfister zum Pretorat erwählet wurde.

Septembris 26. reysete ich auf Befehl Löblicher Salz Directorien in Zürch und Bern nach Innsprugg wohin über die Obere Straß den weeg genommen, den 28ten kame daselbst an, erlangte von H. Presidenten Grafen von Heister, daß den 3ten Octobris eine Deputation abgehalten wurde dise bestund in H. Baron von Sternpach H. Gubernial Rath von Schenk, H. Salz Mayr von Menz und H. Secretaire von Senger, nachdeme einen neuen Contract auf 4 Jahre für beyde H. Stände entworffen und auf ratification hin verabredet; reysete ich über die untere Straß zurück nach Lindau, wo den 7ten Octobris Gott Lob glücklich wieder angelangt bin.

A. 1778. August Nachdeme der H. Bürger Meister Elisäus Felß[2] alle dessen Ehrenstellen und Aembter resignirt; und H. Bruder Johannes von Halder Bürger Meister geworden, seynd auch die übrigen Stellen besetzt worden, wobey ich denn alß Reichs Vogdt, und den 4ten Septembris alß Commercien Rath von H. Löblichen Magistrat ernannt worden bin.

A. 1779. Aug. 30. nachdeme H. Senator Schwerer resignirt, so wurde ich von H. Löblichen Magistrat in den Kriegs Rath und das Quartier Ambt erwählet.

im Novembris wurde ich von einem sehr schmerzhaften Geschwüre am Halß und hintern Kopf Bettliegerig, und mußte 10 wochenlang das Zimmer hüthen, kaum erholte mich,

den 21. Januar alß mein geliebter Vater beim Nacht Essen mit einem Schlagfluß befallen wurde, welcher den 29. Januar nach 10 Uhr vormittag seinem Leyden ein Ende gemacht, Er verschied sanft und stille alt 74 Jahre 4 Monath und 2 Tage, der entseelte Körper wurde den 2ten Februar unter ansehnlicher Trauer Begleithung zur Ruhe in die Erde gebracht.

Den 2ten und 3ten Merz erfolgte die Erbtheilung der Hinterlassenschaft, von welcher die Frau Wittib und Mutter Bürger Meisterin käuflich übernommen, was folget:

a. das Gärtlein mit dem Platz vor der Statt pro fl. 400.

b. u. c. den Rebgarten zu Motzach von 21 Bett pro fl. 300 und fl. 100 das Häußlein daselbst. Meiner Schwester Anna Barbara fiele der Rebgarten am Rainoldsberg durch das Loos pro 300 fl. zu.

---

[1] Nach Primbs ist er 1746 geboren. Er heiratete 1773 Anna Sibylla von Neubronner und war 1811 Bürgermeister.

[2] Er war 1768 Bürgermeister geworden.

Ich übernahme das Wohnhauß in der Cramer Gasse samt denen Fassen in
1. Kellern, Credenz und Schreibtisch pro fl. 3800
2. Das Guth am Gübelbach, das $2^1/_4$ Jauchert mißt pro fl. 1600
3. Den Reeb Garten am Entenberg von 25 Bett pro fl. 1200
endlich restituierte für den, zum Heurath Guth empfangenen Rebgarten Bühelmann genannt dene an H. Martin Schweicker vertauscht fl. 400

fl. 7000

verenderte die Wohnung, und bezoge obgedachtes von der Erbschaft erkauftes Vätterliche Haus, wogegen Frau Mutter und ihre 3 Kinder samt H. Candidat von Eberz in das von Pfisterische Haus bey der Crone einlogiert wurden, die ältesten zwo Schwestern aber blieben bey mir in Kost und Logis. Merz 9ten

was es jedem Theil an Erbschafft betroffen, zeigen die Anweisung und Theil Libelle. In Betreff der Handlung, und künfftigen Unterhalt der Frau Mutter ist folgendes, durch Vermittelung des H. Abraham von Eberz und H. Beystand J. M. Gruber verglichen und festgesetzt worden.

a. Die Handlung, wird von Mir und meiner Frau Schwieger von Halder auch deren H. Sohn Bürger Meister nach dem, mit Ende Decembris 1779 verfertigten Billanz übernommen, und pro Jan. und Febr. a. c. der Erb Massa für Gewinst und Kösten fl. 254 vergüthet.
b. Die Frau Wittib Bürger Meister Curtabattin für alle ihre Ansprüche an die Handlung dergestalten abgefertiget, daß Ihro jährlich fl. 500 pension von dem Negotio samt dem Hauptzinß pro fl. 50 lebenslänglich vergüthet werden solle.
c. mein Bruder Gabriel, der ohnehin kein Recht an die Handlung hatte, solle sein Glück weither suchen, worzu Ihme biß Ende diß Jahrzeit gelassen wird, Er hat nöthig, sich besser zu qualificieren und fleissiger alß bißhero zu werden.

Da meine 2te Schwester Anna Barbara beschlossen, ihren Stand zu verändern, und den H. Licentiat Johannes Schielin zu heurathen, so wurde auch die Priesterliche Einsegnung den 5. Juny durch H. Magister Johann Heinrich Felß[1] in dem Saal deß Vätterlichen Hauses vollzogen, wobey H. Canzley Verwalter Schlatter und ich, die Väterstellen vertretten, die Mahlzeit wurde auch in gedachter meiner neuen Wohnung gehalten. Gott Gebe Glück und Segen! Anno 1780 Juny 5.

verkaufte 1 Zug Reben bey Finegg[2] pro fl. 50 an Meister Jacob Enderlin Andr. Sohn, 15. Aprill

dargegen tauschte von Meister Bonaventura Reiti gegen 8 alte Lagerfaß und fl. 10 an Geld ein; 1 Bett Reben und 1 Land zu Motzach an das Kurzgländ auftossend estimiert pro fl. 100. Den 7. Juny

Da bey Anlaß bevorgestandener Regiments Besatzung, vonseithen der 3 H. Senatoren G. T. Kinckelin, Martin Felß und Martin Spengelin motus gemacht worden um mich zu verhindern, nach Erwählung in den Rath meine anciennetet und Vorsitz, über die ehemalige unter mir viele Jahre gesessene Herren zu reclamieren, so fande mich genöthiget eine Vorstellung bey E. Geheimen Rath mittelst eines memoriale zu machen, welcher von selbigem an dem Wahltag in Considertion 19. August 21ten August

[1] Er war auch Rektor des Gymnasiums.
[2] Am Hoyerberg.

gezogen und gnädigst beliebt wurde, daß in Anbetracht mehrerer Ursachen, meinen Sitz und Rang in dem Rath nach H. Thomas Friedrich Wegelin, über folgende H. nehmen solle: alß H. Michael Kaltschmied, G. Thomas Kinckelin, Salomon Schielin, Martin Felß und Martin Spengelin; da nun per unanimia in den Rath gewählt, und dem E. Pleno, der Bescheid wegen der locierung publiciert und darüber umgefragt worden, so hatte Niemand nichts entgegen außer obigen 3 H. wovon H. G. T. Kinckelin, in gemäßigten terminis zwar sich verwahret. H. M. Felß aber mit vielen unnützen Weithlauffigkeiten protestiert, und H. Spengelin disem nachgebettet hatte; im Hauptwesen aber, bliebe es bey Löblichen Geheimen Raths Verfügung, und wurde mir der Bescheid in denen schmeichelhafftesten terminis, schriftlich mitgetheilet; nebst mir wurde H. J. St. Hummel Senator.

20—22. Septembris bin mit meiner Frau, und Tochter über St. Gallen, nach Arbon, wo der H. Oncle G. W. von Eberz besucht, Ihne aber in zimlich schwachen Leibes und Gemüths Umständen angetroffen,

Octobris wie denn selbiger auch den 5. Octobris würcklich verstorben und am 8. begraben wurde.

9ten Arbon abgereyset und den 9ten retourniert.

den 16. Octobris reysete ich mit unserer L. Tochter Catharina in Gesellschafft des H. Dr. Gonzenbach nach Lausanne und von dar nach Vevay, wo ich jene der Mademoiselle Cuonod l'ainée en pension und zu anständiger Erziehung überlassen, wir gingen über Schafflisberg, St. Gallen, Wintertur, Zürch, Bern, Murat, Payerne, Avanches, Moudon,[1] nach Lausanne, und zurück kame ich den gleichen Weeg, nachdeme 2½ Tag in Vevay und 2½ Tag zu Bern verweilet, an letzteren Orth, besuchte folgende Herren L. Salz Cammer alß H. von Werth, H. Obrist Koest ?, H. Buchhalter Sinner, (H. Intendant Jenner ware abwesend.) ich wurde auf der Cammer Befehl frey gehalten, empfinge auch, viele Ehre von H. Ludwig Zeerleder. au retour über Solothurn machte dortigem H. Salz Director Puggines eine Visite, von Zürich biß Lindau hatte den H. Miller von Schmideberg in Gesellschaft.

1780 Novembris Den 23ten Novembris kammen die bevollmächtigte H. Erben aus Augspurg, Memmingen und Franckfurt hier an und blieben biß 11. Decembris theils hier, theils in Arbon, an letztern Orth begaben sich von hier H. Bürger Meister von Halder, H. Gottlieb von Seutter, H. von Viesenhüten, H. von Grimmel, H. von Heuß und H. G. W. von Halder aus Augspurg; H. von Heuß logierte bey Unß.

Anno 1781 den 3. Juny an h. Pfingstag abend gegen 8 Uhr schlug der Donner in deß H. Lutzen neuen Stadel auf dem Moos und brannte biß auf den Grund ab; 17 Tag hernach

Den 20. Juny Abend um ½ Acht Uhr schluge das Gewitter abermal ein und zündete an zwey Orthen zugleich, nemlich in den Thurn zu Reitz,[2] und auf der Steig bey H. Bürger Meister Falck, dessen Landhaus Stadel und Stallung, wie auch der benachbarte Spithal Torggel brandten vollig ab, in Reitz aber nur der Thurm, die Kirche

[1] Murat besser Morat ist bekannter unter seinem deutschen Namen Murten, Payerne ist das alte Peterlingen. C. irrt sich in der Reihenfolge: zuerst kommt man durch Avenches, dann erst nach Payerne. Moudon nicht Mouton liegt nördlich von Vevey.

[2] In dem Rönichschen Sammelwerk über die Geschichte Lindaus gibt es ein etwas eigenartiges Gedicht, das den Brand genau schildert.

wurde gerettet. in disem Jahr wurde auch der Anfang mit dem Bau der S. Stephans Kirche angesangen, dessen Thurm erhöhet, und die Kuppel mit Kupffer belegt, disen Bau zu besorgen, wurde eine Obrigkeitliche Commission ernannt, in Persohn deß H. J. M. Gruber, mein Rflt. H. G. Thomas Kinckelin, H. Martin Felß und H. Canzley Verwalter Schlatter; diser Commission ist auch die Widerherstellung deß abgebrandten Reitheuner Kirchenthurns übertragen worden, welcher nun eine Cuppel von weiß Blech und 3 neue Gloggen bekommen,

den 11 ten kame der H. Ehren Gesannte Baron Jenner von Bern anhero, logirte bey unß, und verreyßte den 13 ten mit mir, und seinem H. Schwager Hauptmann Jenner über Memmingen und Landsperg nach München, von da den 18 ten per Augspurg eine tour gemacht den 22 ten zurückgekommen und den 24 ten am S. Bartholomäus-Tag hatte H. von Jenner seine erste audienz beim Churfürsten von Pfalz-Bayern und finge seine Salz Negotiation an, die H. Ad. Willinger wegen Zürch zugleich betrieben, da sich aber das Geschäfft etwas in die länge gezogen, so bin ich von München den 30 ten abgegangen und 31. wider bey Haus angelangt; Nachdeme alſſo der H. Baron von Jenner sein Geschäfft am Bayrischen Hoff fortgesetzt mit den H. Hoff Cammer Räth von Baur und von Willinger die Salzwercker zu Traustein, Reichenhall, Berchtesgaden, Hallein und Salzburg besucht, so wurde der Contract pro 10 Jahre auf 7 m Obligo Fasse von Ihme und für Bern abgeschlossen, wo Er denn von München und Insprugg abgegangen. Den 30 ten verreyßte ich gleichfalß von Haus über Wangen, Kempten und Reiti[1] nach Insprugg, traffe 2 ten Nachts daselbst ein, wo H. von Jenner bereits schon angelangt ware; nachdeme unsere Creditivschreiben abgegeben und die gewöhnlichen visiten gemacht, wurde den 6. und 12. Octobris Conferenz in der Kayserlichen Burg gehalten, wo gesessen H. President Graf von Heister, H. Vice President Graf von Künigl, H. Gubernial Räthe Baron von Sternbach, von Schenck, von Menz und Secretair von Senger, in der letzten wurden die Contracti auf 4 Jahre erneuert pro Bern auf 3 M Faß und Zürch auf 15 c; wir wurden öfter bey H. von Heister zur Tafell geladen, den 7 ten Octobris in Hall bei H. von Menz tractirt, den 8 ten im Salzberg ob Hall und endlich den 16 ten reyßte H. Baron von Jenner, über Salzburg und München zurück per Mannheim, ich aber mit 2 seiner Bedienten und 4 Pferden gingen den 16 ten von Innspurg biß Nasereit den 18 ten per Reiti, den 19 ten biß Kempten, den 20 ten biß Isny den 21 ten endlich kame Gott Lob glücklich wider bey Haus an, während dem Auffenthalt zu Innsprug passirte die Prinzessin von Savoye mit einem starcken Gefolge durch, nach Augspurg und von dort nach Dreßden.

(Margin notes: Augusti — Septembris — 30. Septembris — Octobris — 21.)

Da die Schiffschau Commission von E. Magistrat wider besetzt wurde, so wurden dem H. Obmann und geheimen H. Wegelin, Ich als Obrigkeiths Deputirter; und H. M. Spengelin von Zunft wegen adjungirt, wo den im Monath Juny die seit 7 Jahren unterlassene Schau, wider vorgenommen. da die Vorarlbergische Herrschaft wider unter Innsprugg kommen, so begaben sich von daher dise Vorlande zu besehen folgende H. deß Gubernii heraus nach Bregenz, Feldkirch rc. alß H. President Graf von Heister, H. Graf von Sarentin, H. Baron von Ceschi, H. von Lacharting rc.

(Margin notes: 1781 — Anno 1782)

[1] Reutte südlich von Füssen. C. passierte also die Ehrenberger Klause.

beehrten auch bey der Heimreise, hiesige Stadt mit einem kurzen Besuch. Deßgleichen hernach H. Gubernial Rath Baron von Sternbach, endlich der Vice President Graf Leopold Künigl Excellenz.

Novembris abends um 5 Uhr verschiede im Herrn, mein innigst geliebter Herr Schwager
9 ten Stadt Ammann Johannes von Pfister im 47 ten Jahr seines Lebens; wurde begraben 14. Novembris

Anno 1783 wurde dessen Stelle wider ersetzt, und mir die Stadt Ammanns Würde von Meinen
Januar 8 ten Herren und Oberen gnädigst anvertraut und übertragen mit mir waren in der Wahl H. Gottlieb von Seutter mit 1 zeichen und H. Thomas Friedrich Wegelin mit 2 zeichen ich hatte 15 stimmen.

den 15 ten resignierte ich die 2 te Hauptmannstelle, quartier Ambtassessorat und Schiff Schau deputat, behielte aber die Reichs Vogtey, Kriegs und Commercien Rath, zu Ehren

den 13 ten Löblichen Magistrats wurde ich alß mit Pfleger dero Eberzlichen Waysen Stiftung durch H. Bürger Meister von Halder vorgestellt.

1784 abends gegen 5 Uhr ist Herr Bürger Meister Georg Walter von Pfister, mein
Aprilis 12. rechtschaffener Freund und Schwager nach einem kurzen Lager an einem Steck Fluß verstorben und hat sein Alter höher nicht alß auf 53 Jahre gebracht, Gott stehe seinen betrübten hinterlassenen in Gnaden bey! Die Beerdigung geschahe den 15. von dessen Frau Gemahlin bin ich hierauf zum Beystand requiriert worden.

May 14. an disem zur neuen Bürger Meister Wahl angesetzten Tag wurde selbige auch vorgenommen, und kamen nebst mir in die Wahl die H. Senatores von Seutter und Gruber, wo denn das Looß mit 13 zeichen auf mich gefallen, H. von Seutter bekame 1 zeichen. an meine Stelle alß Stadt Amman, wurden abermals obige 2 H. vorgeschlagen nebst H. Senator Felsen, welch letzterer mit 12 Stimmen erwählt wurde, die andern H. bekamen jeder eine Stimme. Die Electores waren nur 14 an der Zahl dißmalen,

19 ten name ich alß Bürger Meister meinen Platz auf dem Rath Haus und erhielte von erledigten Ehren Stellen folgende: die presidiale von der Revisions Deputation und Waysen Ambts, Item deß Commercien Raths und die assessorate im Consistorio und Steur Amdt; und zugleich mußte die Ambts Bürger Meister Stelle übernemen.

1786 den wurde ich durch ein Collegiales Schreiben der H. Vorsteher der Evangelisch Lut-
29. Sep- teranischen Kirchen Gemeind zu Genff deutscher nation nemlich der H. Johann Georg
tembris von Scheidlin in Nürnberg, J. von Fingerlin Elter in Arbon, Johann von Halder in Lindau, Johann Heinrich von Fingerlin in Lyon, Johannes von Halder in Augspurg anstatt deß verstorbenen H. Carl Wilhelm von Furtenbach von Reichenschwand zu der Stelle eines Vorstehers obgedachter Evangelisch Lutteranischen Kirchen zu Geneve erwählt und beruffen, welche auch den 24 ten Octobris angenommen habe wozu Gott seinen Seegen geben wolle!

Anno 1787 Morgens gegen 7 Uhr erschosse sich hier im Wirtshaus bey der Ganß[1] der
den 13/14 ten H. Salz Intendant Joh. von Jenner[2] und ersuchte mich in einem hinterlassenen
May

[1] In der jetzigen Ludwigsstraße. Die Wirtschaft ist eingegangen; das Haus gehört jetzt Herrn Baumeister Canzler.

[2] C. verschweigt, daß sich Jenner große Unterschlagungen hatte zu schulden kommen lassen.

billet um ehrliche Beerdigung die auch auff unserm Kirchhoff an der Grabstatt Nr. 116 geschehen,

passirten Herr Raths Herr und Salz Director von Willading Herr Salz Handlungs Verwalter von Steiger, Herr Salz Handlungs Buchhalter Morell, welche in der Gantz franchirt. July 12ten

verschiede in dem Herrn nach einem kurzen Krancken Lager an hitzigem Brust Fieber meine verehrungswürdige Frau Schwieger Mutter Catharina von Halder geb. von Eberz im 73ten Jahre und 4 Monath, und wurde den 31ten frühe zur Erdes Ruhe gebracht. July 28.

frühe Morgens gegen 5 Uhr verstarbe sanft und fast ohnvermerkt meine seelige Frau Stief Mutter Anna Catharina Curtabattin geb. von Eberz, nachdeme Sie bey 5 Jahr lang, starck an der Melancolie gelitten hatte, und mancherley Leibes und Gemüths Beschwerden erduldet, Gott schencke Ihr die ewige Ruhe! ihr Alter brachte Sie auf 65 Jahre und 11 Monath: wurde in Isny geboren anno 1723 den 30. Januar. Ihr verblichener Leichnam wurde an dem letzten Tage dises Jahres Nachmittag begraben. Anno 1788 Decembris 30.

habe den Rebgarten von 21 Bettle zu Motzach von meinem geliebten H. Bruder Gabriel Curtabat derzeit in Marseille pro fl. 300 käuflich übernommen, ist aber durch den letzten strengen winter übell erfroren. Anno 1789 Merz 16.

gegen Mittag ist unsere werthgeschäzte Frau Schwester Dorothea von Pfister geb. von Halder, weiland H. Stadt Amman Johann von Pfister hinterlassene frau Gemalin an der Auszehrung im . . . Jahr ihres alters seelig verstorben und den 2ten Aprill begraben worden. während ihrem Kranckenlager eröfnete Sie mir und meiner Frauen, ihren sehnlichen Wunsch, daß wir unsere Tochter Ihrem H. Sohn Christoph, (oder wenn Sie etwan noch mehr inclination zu dem älteren dem H. Georg Walter hätten) zur Ehe anvertrauen möchten, wozu wir unß nicht abgeneigt bezeugt, jedoch den festen Entschluß alßdann von Unß zu geben unß vorbehalten, wenn der H. Christoph von Livorno zurück und mit seinem Herrn Oncle Bürger Meister von Halder wegen dessen künftigen Versorgung würde einverstanden seyn. Den gleichen Sommer kame obgedachter ihr H. Sohn Christoph von Pfister aus Italien zurück, und nach dem Herbst zu seinem H. Oncle Bürger Meister von Halder in Kost und logis wurde auch in sein Leinwatt Negotium angestellt, und Ihme darinne ein Salarium bewilliget. 31 ten

und da Er sich um unsere Tochter beworben, und mit Bewilligung der Freündschafft und hauptsächlichen Vorschub dessen verEhrungswürdigen H. Oncle und Vormund von Halder um Sie zur Ehe angehalten, wir Ihme auch Selbige unter erbettenen Göttlichen Seegens bewilliget so wurde bei Löblichem Magistrat um die dispensation angehalten, solche, gegen Erlag von 50 Reichsthalern Dispens Gebühr ertheilet, und der Vermählungs Tag auf den 23. August festgesetzt. Den 16ten aber hatte Er das besondere Glück (obgleich noch ohnvermählt) in den Grossen Rath mittelst 16 Stimmen erwählet zu werden. Anno 1790 August 16.

Montag den 23. August wurden beyde Verlobte, vormittags um 10 Uhr in dem Saal unsers Garten Hauses auf der Achbrugg, durch H. Magister Sembeck Priesterlich getraut, und in Gegenwart einer ansehnlichen Versammlung, eingesegnet, wozu Gott sein gnädiges Gedeyen geben wolle! hernach wurde ebenda gespeist Anno 1790

so wohl Mittags alß Nachts. Die Gesellschafft bestunde aus 25 Personen der nächsten Anverwannten und guthen Freunden, die schönste Witterung erhöhte das Allseitig bezeugte Vergnügen der Gäste, und so wurde diser Tag in Zufriedenheit beschlossen.

1790 Merz 2. fügte sichs, daß H. Zacharias Frey sein Guth am Gübelbach pro fl. 3750 an den Leonhard Schweizer verkaufte, welches ich aber per retractum um gleiche Summa an mich brachte und mit dem alten Väterlichen Guth vereinigte messen c. 7 Jauchert zusamm. Dagegen veräußerte ich an obgedachten Leonhard Schweizer, mein Guth, Aecker, Reben &c. beym Kurzgländ, und Mozach gelegen pro fl. 4600 — und erbaute diß nemlich frühe Jahr den neuen Stadel im obern Gübelbach; während deß winters wurde das untere Haus an neu-erkauften Guth rasiert, das vordere

1791 Haus aber, mit Merz biß auf die Haupt Mauern, abgebrochen, und den Sommer über massiv wider aufgebaut während welchem Bauen aber meine liebe frau den Unfal hatte durch den gebrochenen obern boden ein stockwerk tief herabzufallen, jedoch, Gott seye es gedanckt! mit minder Schaden alß Schrecken, Diser heiße Sommer erzeugte viele und schreckliche Gewitter, wovon eines in deß Scharffrichters Haus eingeschlagen, entzündet und völlig abgebrandt hatte.

Octobris 29. Nachts um 10½ Uhr wurde unsere liebe Tochter frau Catharina von Pfister, nach harten und langwierigen Geburtsschmerzen mit einem hübschen Knaben entbunden, welcher den 30. in der Kirche zu St. Stephan Johann Rudolf durch H. Pfarrer Thomann getauft wurde, die Gevatter waren Herr Bürger Meister Johann von Halder und meine liebe Frau — Gott hat unß aber disen lieben Enkel nicht lange beyleben gelassen denn in der Nacht vom 31ten um 1 Uhr verschiede solcher an Gichtern, Gott habe Ihn seelig! auch wurde die frau Kindbetterin so schwach, daß man über 8 Tag lang um ihr Leben besorgt gewesen biß Gott endlich zu ihrer Widergenesung Gnade verliehen!

Novembris 21. Dagegen wurde ich von einem hitzigen Brust- und Catharr Fieber befallen und mußte biß 12. Decembris das Bette und Zimmer hüthen,

1792 den 18. Octobris wurde unsere geliebte Tochter frau Catharina von Pfister mit einem gesunden Knaben glücklich entbunden welcher den 21. Octobris von H. Magister Sembeck getauft und Christoph genant wurde die Taufpathen waren frau Bürger Meister Marianne von Halder geb. von Eberz und ich alß Großvater, Gott verleihe seine Gnade und Seegen zu deß Knaben Wachßthum und Erziehung, und lasse unß freude und Ehre an Ihm erleben!

Anno 1793 wurde auf der Achbrugg statt dem hölzernen Zaun an der Landstrasse eine neue Mauer und Portal aufgeführt. Das Lusthäußle im Garten am See erbaut und reparatur im Wohnhaus daselbst gemacht so zusammen fl. 1000 kosten,

Anno 1794 erkaufte von H. Sohn Christoph von Pfister 1 wiße in Rickenbach pro fl. 100 — mißt 1492 Ruthen.

den 19. Septembris wurde unsere frau Tochter von Pfister mit einer Tochter glücklich entbunden die den 20. von meiner Frau und Mir aus der heiligen Tauffe gehoben wurde von dem H. Pfarrer Schnell getauft und Catharina genannt worden ist. Dise unsere liebe Enkel Tochter und Pathin wolle der liebe Gott in seinen heiligen Schutz nemen, zu seiner Ehre unser aller Freude aufwachsen lassen, in disem Jahr habe das Haus und Stadel an der Aach reparieren lassen, hat fl. 508 — gekostet.

habe eine Wiese und Wässerung samt Stadeln unter Hoyerberg in Haßlach gelegen Anno 1795
pro fl. 1200 erkauft mist 748 Quadrat Ruthen 488 sich (sic!) Decembris
Diß Jahr ist besonders merckwürdig wegen erlittenen vielen Kriegs-Drangsalen, 1796
Da sich das Kriegs-Theater im Monath July biß in unsere Gegend gezogen, wo die Neu Francken Costanz erobert, beym Giessen sich gesetzt, indeß unß die Kayserlichen den 5. August alle Canonen weggenommen, das zeughaus geleert die Wachten August
entwaffnet und sich bey Annäherung der Franzosen mit unsern Schiffen nach Bregenz zurückgezogen indeß verlegten die Francken Ihr Haupt Quartier, Lazaret und Beckerey nach Lindau, drangen den 8. August nach einem hitzigen Treffen unter Tharrean und Paillard biß über Bregenz und gegen Feldkirch, blieben aber bey Bregenz wo sie den 16. Septembris von General Greffen angegriffen wurden, aber Septembris
Ihne biß Lautrach und Fussach zurückgeschlagen, aber plötzlich den 17/18. verliessen Sie Bregenz und Lindau und Nachmittag rückten die Kayserlichen bey Unß ein, kaum waren sie 5 Stund hier, so erschienen die Francken wider nöthigten sie die Stadt noch um 7 Uhr zu verlassen, und schlugen sie den 19ten Septembris wider biß und hinter Bregenz mit grossem Verluste zurück auch dise 3te Schlacht sahe man von hier aus mit bangem Gemüthe aber nochmals den 19/20. verliessen die Franzosen in der Stille zum 2ten male Lindau und Bregenz, worauf unß H. General Septembris 19.
Greffen eine Salve Guarde in die Stadt gabe. noch vor dem 1ten Treffen nemlich den 7ten August verreyßte die hochschwangere Frau von Pfister mit ihren 2 kleinen Kindern nach Arbon, wo sie im von Fingerlinschen Haus liebreich verpflegt und aufgenommen wurde, da man sich aber sicher glaubte, liesse man Sie zurück kommen, aber die Gefahr ware nicht vorüber, sondern Sie mußte während dem stärksten Canonen Donner ihre Leibes Bürde ablegen und gebahr den 19ten Anno 1796
Septembris frühe 8 Uhr Gott Lob! glücklich einen Sohn, der den 20ten Johann Caspar von H. Pfarrer Schnell getauft wurde die Tauff Pathen waren H. Bürger Meister Johann von Halder und Madame Ursule von Fingerlin, eine Scherer von Arbon, für welche meine liebe Frau vicarirt; auch disen unseren neugeborenen lieben Enckel wolle Gott in Gnaden erhalten und zu seinem Ruhm der Eltern und Groß Eltern, auch Verwannten Ehre und Freude aufwachsen lassen!

Als Anhang folgt alsdann:

Theil Libel der Verlassenschafft von H. Bürger Meister Rudolf Curtabat[1]

Anno 1705. oder fidei Commis Güther

Ein Haus zu den 2 Einhornen in der Cramer Gassen	pro fl. 2000
Ein Haus so darneben gelegen	pro „ 1000
Ein Haus im Burggäßlein	pro „ 1000
Ein Haus zum Bären am Alten Markt	pro „ 900
Ein Baum und Heuwachß am Gübelbach samt Haus Stadel und Ofen Küchen	pro „ 1400

[1] Der Urgroßvater des Erzählers.

Eine wieß und Baum am Gübelbach, gegenüber	pro fl. 1300
Ein Reb Garten Häußle und Aeckerle am Entenberg darvon 9 Bett Stiftlehen und 1 dito frey Burger Guth	pro „ 1000
Ein Reb Garten oben am Hoyerberg gelegen von 9 Bett	pro „ 600
Ein Reb Gärtlein von 18 Bettle und 3 Baum zu Motzach gelegen	pro „ 150

Zur Geschichte der Märkte der Bodenseegegend.

Von

Kaspar Schwärzler

in Bregenz.

Vor 167 Jahren versammelten sich in Memmingen die Vertreter des Schwäbischen Kreises und Oesterreichs, um über Mittel und Wege zu beraten, wie der eingetretenen Teure wegen eine Marktordnung zu verfassen sei, um die Verschleppung der Früchte als Korn, Roggen, Haber u. s. w. ins Ausland, namentlich die Schweiz, zu verhüten. Auch der Schmuggel mit Früchten auf dem Bodensee gab damals Anlaß zu vielen Klagen. Aus nachfolgendem Aktenstücke erfahren wir das Resultat dieser Beratungen.

Früchte-Ausfuhr-Patent.

Nachdeme in diesem Löbl. Schwäbischen Creyß die Früchte eine Zeit her ohngemein hoch in dem Preiß angestiegen, folglich die Nothdurfft erfordert, alle Sorgfalt fürzukehren, damit dem armen Unterthanen hierunter prospiciret, auch weitern üblen Folgerungen vorgebogen werde; Als ist bey gegenwärtiger allhier in des Heil. Reichs Stadt Memmingen anwesenden allgemeinen Creiß-Versammlung unter Communication und Beytritt von Oesterreich folgendes beschlossen worden, daß nemlichen

I

Das ehemals See- und Landwärts in die benachbarte Eydgenossenschafft und Bünden wochentlich auszuführen verwilliget gewesene Quantum a 1200 Malter an allerhand Eß-Früchten von Korn, Roggen, Gersten, Erbsen, Linsen und dergleichen (inclusive der Cameral-Früchten) vom 12.ten instehenden Monaths Septembris an, auf 2. remanirende drittel restringiret, und demnach von denen am Boden-See gelegenen Creiß- und österreichischen respective Markt-Städten und Orten als

Lindau	137	Malter	Uhldingen	68	Malter
Langen-Argen	68	„	Costantz	46	„
Buchhorn	68	„	Bregentz	68	„
Mörspurg	71	„	Radolphzell	137	„
Ueberlingen	137	„			

Costantzer-Meeß wochentlich verabfolget werden solle, mit dem Vorbehalt jedoch, daß, wann

II

die Früchten in den Preiß nicht fallen, oder gar höher steigen würden, an jeden Ort zu See und Land dieses zu 2. drittel reducirte Quantum auf die Helffte, mithin wochentlich auf 400. Malter herunter gesetzt, und zu solchem Ende von allseitigen Theilen Land- und Seewärts eine weitere Conferenz veranlasset werden solle. Inzwischen aber bey denen jetztmaligen Umständen auf das genaueste dahin zu invigiliren, daß

III

Nirgendswo, auf Neben-Wegen und Winkel-Schiffahrthen einige Abfuhr der Früchten geschehen, sondern stracklich darob gehalten werden möge, daß selbige auf oberwähnte Markt-Städte und Orthe zum failen Kauff, wobey jedoch denen Einländischen der Vorzug, ihre Nothdurfft zu erkauffen, vorbehalten bleibet, gebracht, und die Unterthanen weder directe noch indirecte durch übermässige Aufschüttung der Früchte an solcher Zufuhr behindert werden, zu dem Ende, wo einige Früchten, viel oder wenig, auf Neben-Weegen betretten, oder wo Winkel-Schiffahrthen in die Schweitz verführet würden, sie seyen verpasset oder ohnverpasset, Roß, Wägen und der Last samt dem Schiff anzuhalten und zu confisciren, die Schiffe aber zu Trümmern zu zerschlagen. Deßgleichen auch

IV

Keinem Oesterreichischen und Reichs-Unterthanen erlaubt seyn solle, Früchte aufzukauffen und solche selbsten in die Schweitz zu führen, sondern der oder die darwider handlen, sie werden nun an dem See oder auf demselben, oder zu Land betretten, oder aber bey ihrer Heimkunft dessen überführet, ihnen das daraus erlöste Geld hinweg genommen, dem Fisco zuerkant, und mit doppelt so viel, als das Erlöste betraget, auch allenfalls am Leib empfindlich gestrafet, und zu desto genauer- und gewissener Befolgung gegenwärtiger Verordnung alle und jede Reichs-Unterthanen, oder wer sonsten Früchten zum failen Kauff in die Markt-Stätte und angewiesene Orte gebracht, einen Paß von ihres Orts oder derjenigen Markt-Stadts-Obrigkeit, wo sie die Frucht am Land erkaufft, mitzunehmen, da ihnen hernach von denen See-Markt-Städten und Orten, wohin sie solche Frucht zum failen Kauf gebracht haben, auf den nehmlichen Paß, daß sie die gleiche Quantität daselbst und nirgendwo anderst hin verführt, ein Attestatum zu nehmen, verbunden seyn sollen, jedoch, daß das ein- und andere ohnentgeltlich abgegeben werde. Allermassen dann, wo hier Gegen-Schleich fürgehen, und solche entdecket werden würden, der oder diejenige, welche dießfalls die Anzeige thun, mit Verschweigung ihres Nahmens von der alsdann erfolgten Confiscation, wo sich solche unter 50. Gulden belaufft, einen dritten Theil, und ware es darüber, den vierdten Theil zugewiessen haben solle. Was aber

V

die Frucht-Ausfuhr zu Land, das ist exclusive von Radolphzell bis in das Sultzische gegen die Wald-Städte anbetrifft, so wird das daselbsten bishero auszuführen erlaubet gewesene Frucht-Qantum a 1200. Malters jeden Orts ebenfalls der Proportion nach um ein drittel herunter gesetzet, und dabey alle Vorsicht getragen werden, damit solches nicht überschritten, oder einiger Schleich dagegen verübet werden möge. Und gleichwie

VI

die Ausfuhr des Haberes ohnedes gäntzlichen verbotten, und daran weder viel noch wenig in die Schweitz und Pündten passirlich ist, gleichwohlen aber öfters die mit Haber

beladene Schiffe, die mit Päſſen nacher Baduz, Hohen-Embs, Höchſt, Coſtantz, Fuſach, Haardt, Bregentz und Lindau, als an Oeſterreichiſche und Reichs-Orte verſehen, unterwegens bey einem favorablen Wind in die Schweitz zu entwiſchen die Gelegenheit erſehen, mithin nicht an End und Ort, wo ihre Päſſe hinlauten, anländen; Als wird man eines Theils ab Seiten Oeſterreich von Conſtantz, Bregentz, Fuſach, Höchſt und Haardt alle Wochen eine Verzeichnuß abzufordern, andern Theils auch die Stadt Lindau, Ueberlingen und Buchhorn, Langenargen und Uldingen die Receßmäſſige Nachrichten ertheilen, wie viel Haber ſelbigen Enden angekommen, von was für Schiff-Leuthen mit Nahmen, und von woher ſeldiger dahin geführet, und ob derſelbe allda verblieben, oder weiters auch wohin verkaufet worden? dergleichen man auch von Seiten Oeſterreich nicht ermangeln werde, zur Verhütung aller Schleiche, welche ſowohl mit der Ueberfuhr des Haberes, als auch anderer Früchten, auf dieſe Weiſe vergehen möchten, an denen Rhein-Ueberfahrten gewiſſe Auffſeher zu beſtellen, welche auf alle dergleichen Unordnungen und deren Abſtellung ein wachſames Auge haben. Geſtalten dann auch

VII

der in die Creyß-Märkt-Städte verlegten-gewordenen Creyß-Mannſchafft, wovon auch einige nach Hohen-Embs und Baduz zu commandiren ſeyn, die Weiſung zu geben iſt, in ihrem wochentlich zu erſtatten habenden Rapport jedermahlen genau anzumerken, wie viel neben andern Früchten an Habern auf die Markt-Städte oder Ort gekommen, ob daran etwas hinweg, und wohin geführet, auch ob und was davon ſtehen gedlieben? Um in gegenein anderhaltung des Rapports und der Verzeichnuß, wovon man in reciprocirlich-nachbarliche Communication auf verdächtige und zweifelhaffte Fälle ſich ausdedungen, mit Grund hinter die Schliche zu kommen, und die Exceſſe abſtellen zu können. Dahero

VIII

Unter der Wochen und auſſer denen wochentlichen Markt-Tägen auf dem Boden-See keine Früchten, weder durch einheimiſch- noch ausländiſche Schiff-Leute geführet, ſondern bey einer auſſerordentlichen Zeit die Schiffe, ſie mögen gleich verpaſſet ſeyn oder nicht, ſo wohl Tags als Nachts, ſamt dem aufhabenden Laſt ſtracks angehalten und confiſcirt, mithin ins künfftige nicht mehr erlaubet ſeyn, unterm Vorwand, daß das Quantum Wind und Wetters halber am letzten Wochen-Markt gar nicht oder nicht völlig abgegangen, ſolches unter der Wochen, oder demnächſt darauf kommenden Markt-Tag nachzuführen, als welches hiermit gäntzlich verbotten, und abgeſtellet ſeyn ſolle. Jedoch mit dieſer Ausnahme, daß, wo

IX

die Früchte ſchon verkaufft, oder ins Schiff geladen wären, und ein Sturm oder ein contrairer Wind einfallen würden die Abfuhr anderſt nicht als auf Treu und Glauben und auf Verantwortung der Markt-Stadt, oder des Ortes, wo die Früchte erkauffet worden, ebenfalls unter einem Obrigkeitlichen Atteſtate, worinnen die Verhindernuß anzumerken, unter der Wochen abzuführen, welches aber die aufgeſtellte Creyß-Mannſchafft ebenfalls in ihrem Rapport anzuzeigen.

X

Sollte der Importo, wie ſolcher am 12. ten Novembr. 1738 bis hiehero bezogen werden, noch fernerhin verbleiben, und nach der gemachten Creyß-Diſpoſition verrechnet worden. Und da auch

XI

die Frucht-Vertheurung theils aus innerlich- theils äusserlichen Ursachen herrühren und continuiren kan, so solle in Ansehung des erstern, allerseits die Vorsorge getragen werden, daß dem ohnmässigen Brennen der Früchten zum Brandtenwein Einhalt gethan, solches eingeschränkt, und bey mehrerem Aufschlagen oder nicht cessirenden Theure der Früchte gäntzlich abgestellet werden; So viel aber

XII

das letztere belanget, und da der Fürkauff gar vieles zu Vertheurung der Früchte beygetragen; So ist zu Abstellung eines so Land-verderblichen Wesens beliebet worden, daß die sogenannte Korn-Kipper und Fürkäuffer gäntzlich abgestellet, jedoch diejenige Korn-Käuffer unter dieser nicht mit verstanden seyn sollen, welche nur ein Quantum von etlichen Maltern zu ihrer- oder auch zu ihrer respektive Städten, Dorffschafften oder Gemeinden Nothdurfft erkauffen, als welche dahero gehalten seyn sollen, vorhero beglaubigte Obrigkeitliche Attestata, worinnen das eigentliche Quantum zu determiniren, beyzubringen, und sich damit zu legitimiren, daß solches alleinig zu ihrem ohnentbehrlichen Hauß-Gebrauch, oder eines Ortes oder Gemeinde nothwendigem Behuf erhandelt werde, und damit hierunter kein Schleich oder Betrug verübet werde, dieselbe von jeden Orts Obrigkeit leiblich beeydiget und errinnert werden, sich hierunter getreulich aufzuführen, oder widrigenfalls zu gewärtigen, daß gegen sie mit der Confiscations- auch allenfalls Leib- und Lebens-Straff verfahren werde. Zu dem Ende auch ersagte Frucht-Käuffere von des Ortes Obrigkeit am nächsten Wochen-Markt das Attestatum von der Markt-Stadt, wo sie obgemeldte Früchte erkaufft, zurück bringen sollen, um daraus ersehen zu können, daß sie dieselbe richtig an den Ort, woher der Paß zu deren Hauß-Nothdurfft gegeben worden, überbracht haben; anbenebenst nicht minder von Obrigkeitswegen dahin zu sehen, daß alle und jede Accords, so gegen eine Geld-Verleghung auf die vorhandene oder nur einsammlende Früchte getroffen worden, oder annoch getroffen werden möchten, wenn darunter eine schädliche Kipperey zu vermerken, von nun an völlig cassiret, auch auf denen Wochen-Märkten keine heimliche Vorkäuffe, so in Wirths- oder anderen privat-Häusern, oder auf der Strasse geschehen, gestattet, oder die in Land häuffig herum hausirende Schweitzern passiret werden, sie seyen dann mit Päßen von ihren Obrigkeiten versehen, inmassen die Attestata oder dergleichen Urkunden von denen Ammännern und anderen vorgesetzten Subalternen keineswegs gültig seyn sollen; Weßwegen dann

XIII

die Päsße von derley Personen genau zu inspiciren, und keiner vor gültig zu erkennen, wo nicht eines jeden auf dem Reichs-Boden falende Verrichtungen darinnen angemerket, sondern ausser dem sie um so mehrers straks zurück zu weisen, als die Menge dieser Leuten mit Einkauffung und Korn-Kipperey bishero allerhand ohnerlaubte Präetiquen und Mißbräuche getrieben, daß so wohl in dem Löbl. Creyß als in der Löbl. Eydgenossenschaft selbsten der Aufschlag und Theurung der Früchten guten Theils daher entstanden; Nebst dem auch

XIV

diesen Schweitzerischen Frucht-Käuffern, ob sie schon mit glaubhafften Päßen versehen, keine Früchte mehr, es seye wenig oder viel zu verabfolgen, sie werden dann mit Reichs-Edictmässigen Sorten bezahlet, dergestalten und also, daß, wo sich

XV

Käuffern oder Verkäuffern unterfangen würden, andere Sorten offentlich oder heimlich auszugeben, oder anzunehmen, daß solche alsobald confiscirt, und der Einnehmer und Ausgeber ein jeder um doppelt so viel, als er eingenommen oder ausgegeben, gestraffet, und wo sie es nicht in Vermögen hätten, mit Thurnung und anderen Leibes Straffen ihre Uebertrettung sauer und empfindlich gemacht werden solle. Damit aber

XVI

darauf fest gehalten werde, so sollen in allen Creyß-See-Markt-Städten und Orten Visitatores aufgestellt, und nomine Circuli Receß-mässig verglübdet werden, daß sie keine schädliche Nachsicht bey der ihnen anvertrauten Geld-Visitation und Commission tragen sollen und wollen, alsdann

XVII

die Verkäufern mit Benennung des Käuffers das jedesmals erlößte Geld vorzuzehlen und vorzulegen, dieser aber bey Befund unterlassener Unrichtigkeit oder eingenommener ohnedict-mässiger Sorten solches der Obrigkeit jeden Orts anzuzeigen, und respective auf die Confiscation und Bestraffung anzutragen, überhaupt aber ihre deßfalls anvertraute Visitation und obhabende Pflicht getreulich zu verrichten, oder bey verspührender Connivenz eine gleiche Straff als die Uebertrettern zu gewarten haben, hingegen ihnen vor ihre Mühe waltung ein drittel an denen Confiscationen zuzuscheiden. So wollen auch

XVIII

die Obrigkeiten auf dem Land auf diesen Receß halten, und auch entweder selbsten oder durch ihre Subalternen ihrer von Markt-Tägen zurück kommender Unterthanen mitbringendes Geld visitiren, und wann sie sich mit geringhaltiger und nicht Edictmässigen Sorten einfinden, oder solches ausgeben, sie befragen oder befragen lassen, wo und an welchem Ort sie solche Sorten eingenommen und empfangen, auf welches hin sie an die Obrigkeit des Ortes des Empfanges zu schreiben, und des eigentlichen sich zu erkundigen hätten, mithin wo solche Markt-Stadt oder Ort durch die Finger gesehen, solches stracks an das Hoch-Fürstl. Creyß-Ausschreibamt einberichten sollen, um auf den Grund zu gelangen, wer einer solchen schädlichen Connivenz Platz gegeben, wo sodann gegen die schuldhafft Erfundnen die in denen Kayserlichen Verordnungen angezognen Straffen ohnnachlässig zu vollziehen. Würde aber

XIX

des Unterthanen Vergehen unwahrhafft befunden, oder er hätte die ohnedict-mässigen Sorten anderwärts empfangen, oder wie öffters zu geschehen pfleget, gegen gute schlechte eingewechselt, so soll alsdann gegen solchen oder solche dem äussersten Rigor nach verfahren werden. Und weilen man

XX

Oeffteres wahrnehmen müssen, daß man theils Orten mit Annehmung allerhand schlecht- und geringhaltigen Geld-Sorten um dessentwillen durch die Finger gesehen, um die Kundsame mehrmahlen zu offenbaren Schaden und Nachtheil anderer Nachbarn desto mehrers an sich zu ziehen, mithin diejenige, die ob denen heilsamen Verordnungen zu halten den löbl. Vorsatz gehabt, um solchen Präjudicio vorzukommen, fast nothgedrungener Weise wiederum abweichen müssen; So hat man verabredet, an dergleichen auf die allgemeine

Wohlfarth wenig besorgte Leute, die sich unterstehen würden, solcherley Sorten, die nicht Edict-mässig wären, anzunehmen, auszugeben, oder neuerlich ins Land zu führen, nomine Publici den Regreß zu nehmen, die Markt-Städte und Orte aber, die dergleichen Land-verderbliche Connivenzien wider Verhoffen verstatten, Einem Hoch-fürstlichen Creyß-Ausschreib-Amt zu Vorkehrung des weiteren anzuzeigen, mithin gemeinschafftlich alles dasjenige anzuwenden, was die gute Sorten wieder hervor zu bringen, und die nichts-würdige nach und nach zu eliminiren diensam sein kan, als wozu dann auch die Hoch- und Löbl. Stände ihre Authorität und Obrigkeitliches Amt mit so mehrerm Nachdruck und Ernst zu bieten zuversichtlich gemeynt seyn werden, als ein jeder von selbsten begreiffen wird, in was für einen weiteren entsetzlichen Schaden bey einmal von Reichs-wegen erfolgender Devalvation, Herrschafften und Unterthanen bey so vielen annoch vorhandenen geringhaltigen Sorten einrinnen würden. Derentwegen denn

XXI

Weder in dem Frucht- noch übrigen Handel und Wandel die Schweitzerische Geld-Sorten anderst, als nach der zu Regenspurg beschehenen- und die hiebey liegenden Schemate enthaltenen Valvation anzunehmen, einige aber, wie dabey weiter angemerket zu finden, wegen ihres allzu geringen Gehaltes gar zu äussern, und in allem Commercio bey Straffe der Confiscation völlig zu verbieten. Endlich aber es

XXII

Wegen des Kreutzers auf dem Boden-See zu Abstellung der bey gegenwärtiger Frimitation der Frucht-Ausfuhr etwa fürgehender Excessen bey dem in Anno 1734 zwischen Oesterreich und diesem Hoch-Löbl. Creyß errichteten Receß und darinn enthaltnen Clausule, daß diese Disposition niemanden an seinen Rechten was benehmen oder geben solle, durchaus und dergestalten verbleibet, als wann dieselbe von Wort zu Wort anhero einverleibet worden wäre.

Urkundlich ist dieses Patent zu jedermanns Nachricht und Warnung aller Orten in dem Creyß zu verkünden, und an denen gewohnlichen Orten zu affigiren.

Datum Memmingen den 29. August 1739 .

Der Fürsten und Stände des Löbl. Schwäbischen Kreyßes bey gegenwärtigem allgemeinem Creyß-Convent anwesende Räthe, Bottschafftern und Gesandte.

Zur geologischen Geschichte des nordwestlichen Bodensees bis zum Maximalstand der Würmeiszeit.

Von

Seminardirektor W. Schmidle

in Meersburg.

Allgemeine Uebersicht.

Die vorliegende Arbeit schließt sich enge an die Arbeiten Ammons[1] und Siegers[2] an und behandelt die geologische Geschichte des Bodensees bis in die Würmeiszeit Penks[3] hinein. Sie erstreckt sich über das ganze Gebiet des Ueberlinger- und Untersees und über ein Drittel des Obersees, etwa bis Friedrichshafen-Güttingen. Eingehender wurden in diesem Gebiete wieder untersucht die Ufer von Immenstaad bis Oberuhldingen, von Konstanz bis Mainau, die Gegenden von Stahringen, Radolfzell, Arbon und Stein.

Schon ein flüchtiges Durchwandern des Gebietes läßt den Aufbau der Steil- und Flachufer erkennen. Beim ersten tritt stets die Molasse an den See heran; die Ufer der Umgebung Meersburg und Ueberlingens sind typische Beispiele. Das Flachufer ist dagegen ein Kies- und Geschiebeufer. In zwei morphologisch wie geologisch verschiedenen Formen tritt es auf. Nämlich in Form großer, scheinbar ebener Buchten mit lehmigem Untergrund, oder in Form 200 m bis kilometerbreiter und bis 30 und 40 m hoher Kiesbänke, welche der Molasse angelagert sind. Ein typisches Beispiel einer Bucht ist das Gebiet hinter Immenstaad-Fischbach, eines Kiesufers die Uferstrecke Hagnau-Immenstaad. Es ist kein Zweifel, daß die letzte Uferbildung vorherrscht.

Kies- und Steilufer haben indessen einen bezeichnenden Zug gemeinsam. Nirgends treten sie direkt an den See heran; stets ist ihnen ein niedriges, bei reiner Ausbildung

---

[1] Otto Ammon, Das älteste Konstanz. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, Heft 13, 1884, pag. 119 ff.

[2] Robert Sieger, Postglaziale Uferlinien des Bodensees. Ebenda, Heft 21, 1892, pag. 164 ff. Hier findet man auch die frühere Literatur. — Robert Sieger, Zur Entstehungsgeschichte des Bodensees. Richthofenfestschrift 1893.

[3] Penk und Brückner, Die Alpen im Eiszeitalter, Lieferung 4, pag. 414 ff.

landeinwärts nicht über 410 m Meereshöhe[1] ansteigendes Vorland von 50 bis 500 m Breite vorgelagert. Sein Untergrund besteht entweder aus Grundmoräne, welche in Meersburg etwas unterhalb der Höhe des Mittelwassers (497 m) auf glatter Molasseoberfläche aufliegt, oder aus Deltabildungen kleiner, meist heute noch fließender Bäche, welche in die Moräne, und wie es scheint, oft noch in die Molasse eingeschnitten sind. Landeinwärts ist das Vorland beim Steilufer ausnahmslos mit einer in konkavem Bogen aufsteigenden Schutthalde bedeckt, die oft fast über das ganze Vorland sich hinlagert und seine Gestalt verwischt. Sie war letztes Jahr beim Bau einer Villa unterhalb des Meersburger Seminargartens aufgeschlossen in zirka 415 m Meereshöhe und bestand dort aus einem sandigen, ungeschichteten, rötlichen Lehm, welcher in der Tiefe von 1 bis 2 m unter der Oberfläche viele Landschneckenschalen enthielt. Es waren nach der gütigen Bestimmung des bekannten Gastropodenkenners K. Künkel in Ettlingen Hyalina cellaria Müll, Cyclostoma elegans Drap. und Fruticicola fruticum Müll, Arten, die rezent und auch im Löß bei Heidelberg zu finden sind.

Im Vorland selbst sind nur gelegentliche Aufschlüsse. So war Moränenlehm mit geritztem Geschiebe beim Bau der Pumpstation des Konstanzer Wasserwerkes östlich von Staad letztes Jahr aufgeschlossen. Als im Frühjahr 1904 infolge Unterwaschungen ein beträchtlicher Teil des Wirtshausgartens zum „Wilden Mann“ in Meersburg in den See stürzte, sah man die kiesig-lehmige Moräne auf ebener geglätteter Molasse aufliegen. Einen ständigen Aufschluß findet man dann und wann an einem hohen, steilen Uferbord, so z. B. zwischen Meersburg und Unteruhldingen, wo der Wald an die Straße herantritt. Es ist dort eine lehmige Grundmoräne mit reichlichem geritztem Geschiebe entblößt, während kaum 200 m weiter eine in dieser Moräne liegende typische Deltabildung aufgeschlossen ist. Dieser Aufschluß wurde mir dadurch interessant, daß sie die charakteristische Deltastruktur in äußerst klarer Form zeigt[2] und daß im obern Teil der Grube im Spätjahr 1904 eine in die liegende Moräne eingelassene, runde, 1 m breite und ½ m tiefe Feuergrube bloßgelegt war. Sie war ganz mit angebranntem Kiese angefüllt, und es gingen von ihr zwei von Asche und gebranntem Geröll geschwärzte Deltaschichten aus. In der überliegenden Bachschicht dagegen ist gerade jetzt eine neolithische Station bloßgelegt.

Das Vorland des Kiesufers trägt an seinem Hinterrande keinen Schuttwall und tritt deshalb durchweg klarer hervor. Meistens steigt es, wie z. B. zwischen Immenstaad und Hagnau, in zirka 10 m hoher, steiler Böschung auf; nur selten findet wie auf der gerade gegenüberliegenden Seite des Sees bei Ruderbaum-Güttingen ein langsames Ansteigen statt. Nirgends findet man mehr Aufschlüsse als hier, wo die höchstens faustgroßen Kiese und nicht selten reinen Sande ausgebeutet werden. Sie sind mit wenigen Ausnahmen horizontal oder seewärts geschichtet. Sieger hält sie deshalb für See- oder Flußablagerungen. Ohne Zweifel ist das richtig. Doch sind sie, obwohl glaziale Elemente bisweilen fast ganz fehlen, nicht, wie er annimmt, postglazial, sondern sie fallen, wie ich beweisen werde, in eine der Rückzugsphasen der Würmeiszeit.

[1] Alle Höhenangaben beziehen sich stets auf die Bad. topogr. Karte 1 : 25000. Die Seehöhe des Mittelwasserstandes des Bodensees ist bei ihr zu 397,2 m über N. N. angenommen. Rechnet man ihre Angaben für die Karte der Bodenseekommission 1 : 50000 um, so sind 2,2 m abzuziehen.

[2] Siehe z. B. Richthofen, Führer für Forschungsreisende, 1901, pag. 178, Fig. 53.

Heutige und frühere Erosionsküsten.

Bevor jedoch der Beweis angetreten wird, soll eine morphologische Erscheinung verfolgt werden, die uns in dieser Region überall entgegentritt: das Erscheinen alter Strandlinien. Ihr Studium beginnen wir am besten mit demjenigen des heutigen Strandes.

Forel[1] hat den morphologischen Aufbau eingehend beschrieben und Graf Zeppelin[2] seine Resultate auf den Bodensee übertragen. Darnach unterscheiden wir mit Benützung der Zeppelinschen Bezeichnungen, welche der Sprache der Bodenseeanwohner entnommen ist, beim Erosionsufer 1) den Strand, einen meist steilen Abfall im Beginne der litoralen Region, darunter 2) den Hang, eine mit Geröll und Sand bedeckte schiefe Ebene, welche teils über, teils unter dem Wasserspiegel des mittleren Seestandes liegt. Sie geht allmählig 3) in die Wysse aus, eine fast horizontale, stets unter Wasser liegende Ebene, welche in ihrem Aufbau aus zwei verschiedenen Teilen besteht, nämlich in der Ufernähe aus der ausgespülten Wysse, deren Boden aus mehr oder weniger schwerem Gerölle zusammengesetzt ist, dem Seepflaster, oder aus dem Grundgebirge besteht, und endlich seewärts aus der angeschwemmten Wysse, welche durchweg aus den leichten, beim Rücklauf der Wellen aufgeschütteten Sinkstoffen besteht. Sie geht direkt in die „Halde" über, oder sie liegt schon auf der Halde, d. h. auf der in die Tiefe führenden eigentlichen Wendung des Seebeckens. Beim angeschwemmten Ufer fehlen Strand und Wysse; an ihre Stelle tritt der unter Wasser abgesetzte Teil des Deltakegels.

Die Höhe des Strandes ist äußerst verschieden und richtet sich nach der Steilheit des anliegenden Ufers. Tritt das Vorland zurück und bespülen die Wellen direkt das Steilufer, so kann es in ein bis 10 m hohes „Kliff" übergehen. Freilich ist das an dem heutigen See, wo das Vorland dazwischen liegt, nirgends mehr zu bemerken, um so mehr aber, wie wir sehen werden, an den früheren Jugendzuständen desselben, wo die vorliegende Wysse, die wellenbrechende Brandungsterrasse, noch nicht ausgebildet war. Bei sehr flachem Ufer, wie wir es auf der schweizerischen Seite bei Güttingen treffen, oder in den flachen Deltagebieten fehlt der Strand vollständig. Sein Fuß liegt heute nach vielfachen Messungen 1 bis 1½ m über dem heutigen Mittelwasser; nähert man sich aber einem Deltagebiete, so wird er durch den sich entwickelnden Deltakegel immer mehr und mehr in die Höhe gedrängt; der Strand verschwindet sozusagen von unten herauf.

Infolge seiner hohen Lage wird der Fuß des Strandes nur bei den allerstärksten Wellengängen, wenn der See zugleich einen hohen Stand hat, erreicht. Er zeigt die obere Grenze der Erosionsarbeit des Sees an.

Am Hange bearbeitet der See das Geröll; er sortiert es und lagert es in Schmitzen von gleicher Korngröße ab, die parallel dem Ufer streichen und gegen den See hin einfallen. Beim nächsten Sturm nimmt er es wieder auf und zerreibt es endlich in einen feinen Schlamm, der an der Halde oder auf dem Seeboden zur Ruhe kommt. Was der Bodensee auf diese Weise bearbeitet, sind in erster Linie die Grundmoräne und die Flußalluvionen des Vorlandes. Das Seegeröll besteht deshalb fast ausschließlich aus alpinem Material; die etwa noch vorkommende Molasse wird bald zerrieben. Unzweifelhaft kann man

[1] Forel, Handbuch der Seenkunde, 1901, pag. 28 u. ff.

[2] Graf Zeppelin, Die hydrographischen Verhältnisse des Bodensees. Lindau 1893, pag. 70

Zonen unterscheiden, wo gewisse Gesteinsarten vorherrschen. So trifft man westlich von Meersburg relativ häufig Gabbro, bei Meersburg einen schwarzen Kalkstein, den Hochgebirgskalk, bei Heersberg reichliche Grünsteine. Auch sollen an beiden Ufern verschiedene der rechten und linken Rheintalseite entsprechende Gesteine sich vorfinden.

Die großen erratischen Blöcke bleiben am Hange liegen, da sie nicht von den Wellen bewegt werden können. Sie sinken durch ihre Schwere oder eckige Form in den Hang selbst ein. Kopfgroßes Gerölle wird durch sein Gewicht und das zurückfließende Wasser den Hang hinabgerollt und sammelt sich am Ende des Hanges als sogenanntes Seepflaster an, so weit es nicht den Rest einer einst dort liegenden Moräne vorstellt. Es unterliegt offenbar einer chemischen und durch die Korrosion leichterer darüber liegender Teile mechanischen Zerstörung. Denn nur so läßt sich erklären, daß der weiter seewärts liegende Teil der Wysse vollständig geröllfrei ist, obwohl er doch auch von Moräne meistens bedeckt war. Ihr Material ist vom See völlig aufgearbeitet. Es tritt hier die reine Molasse, bedeckt in ihren Vertiefungen von feinem Seeschlamme, zutage.

Eine angeschwemmte Wysse fehlt bei Meersburg. Offenbar verhindert ihre Ablagerung die äußerst steile Seehalde, welche bis auf 70 m Tiefe (weiter konnte sie nicht untersucht werden) nur aus mariner Molasse besteht; zirka 2 bis 3 m unter dem Normalstande des Sees liegt der Muschelsandstein. Daß über die ziemlich breite und wenig geneigte Wysse Geröll vom Strande her in die Tiefe transportiert wird, so daß in der Tiefe grobe Seealluvionen als angeschwemmte Wysse entstehen,[2] halte ich hier für ausgeschlossen. Oestlich von Meersburg bei der Fabrik fand am Ende der Glazialzeit ein Bergsturz statt, dessen Material den Steilhang etwas seewärts hinausschob, so daß hier der See kontinuierlich bis auf zirka 40 bis 50 m Tiefe sinkt und reine Molasse nirgends zutage tritt. Man findet hier von 20 m Tiefe an den Grund mit zähem Seeschlick bedeckt; gröberes Geröll fehlt auch hier. Sieht man von diesem Schlammtransporte ab, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß der Bodensee wenigstens in der Meersburger Gegend nur zerstörend oder am Ufer umlagernd, nirgends anlagernd wirkt.

Denkt man sich den heutigen Spiegel des Bodensees um einige Meter erniedrigt, so würde als Zeichen seines einstigen Standes nur Strand und Wysse hervortreten. Der erstere würde eine im Deltagebiet und am Flachufer unterbrochene, an Höhe sehr wechselnde Steilböschung, die Strandlinie, bilden, die letztere eine vor ihr liegende Terrasse. Der Hang würde als unscheinbares Uebergangsgebilde zurücktreten und den Fuß des Strandes verwischen. Nur im Flachufer würde er statt des fehlenden Strandes als plötzlich stärker hervortretende Neigung den einstigen Hochstand des Sees anzeigen. Ablagerungen wären, abgesehen von den Deltabildungen und den Umlagerungen am Hange, keine in großer Mächtigkeit zu beobachten. Die letzteren lägen am Fuß des Strandes und bildeten seewärts einfallende Sand- und Geröllschmitzen, die dadurch ausgezeichnet sind, daß die Gerölle nach ihrer Korngröße sortiert erscheinen und dann und wann mit Seekreide[3] untermischt sind. Ihr Material bestünde aus den Gesteinen des Strandes. In tieferen Lagen träte eine Decke feinen Schlicks zutage.

---

[1] Steudel, Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, Heft II, 1870, pag. 115 ff.

[2] Forell l. c., pag. 36.

[3] Als im Februar und März 1905 der Bodensee einen ausnahmsweise niederen Stand hatte, so daß die Kiesbänke, welche dem Auslaufe des Rheines aus dem Bodensee bei Konstanz vorgelagert

Solche Erscheinungen finden sich nun überall bis 18 m über dem heutigen Mittelwasser. Besonders fallen bei guter Ausbildung meist drei übereinanderliegende Strandlinien ins Auge, welche sich oft kilometerweit in horizontaler Richtung verfolgen lassen. Sie gleichen in typischer Gestalt einem $^1/_2$ bis 2 m hohen Feldraine, ohne sich jedoch wie diese an die Ackerfluren anzulehnen. Sie durchschneiden sie vielmehr in den verschiedensten Richtungen. Klar treten sie fast stets im Wiesengelände hervor. Im Ackerland und im Rebgebiete, wo sie der Landwirtschaft hindernd in den Weg treten und eingeebnet sind, erscheinen sie als leichte plötzliche Niveauänderungen; an vorspringenden Bergecken verwandeln sie sich in hohe, oft zum Teil wieder verschüttete Kliffe. Nicht selten bilden sie die Kulturgrenzen zwischen Wiesen-, Acker- und Rebland oder Wald. Vor ihnen liegt meist die schwach geneigte Ebene der Wysse; in der Nähe größerer und kleinerer Flüsse und im Hintergrunde jedes Deltagebietes verschwindet sie, und die vorgelagerte Terrasse ist bei kleinen Flüßchen nicht selten mit einem kleinen Schuttkegel bedeckt, dessen Deltanatur eventuell ein zufälliger Aufschluß beweist. Oft vereinigen sich die untern Raine mit dem heutigen Strand; oft treten, namentlich an vorspringenden Punkten, einige oder alle zusammen, um sich später wieder zu trennen; an Stelle des unscheinbaren Feldrains tritt dann ein höherer Absatz. Die Linien drängen sich jedoch nicht

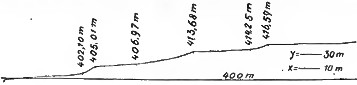


Fig. 1. Profil des Ufers hinter Kirchberg.

auf; meist sind sie unscheinbar, und nur die unterste ist meist nicht zu verkennen. Gleichwohl bedarf es zu ihrer Konstatierung ein Auf- und Abgehen im Ufergebiet, und liegen, was gerne geschieht, Eisenbahnen oder Straßen auf oder unter ihnen, so wird der Nachweis unmöglich. Ich habe sie fast im ganzen Gebiet von Güttingen bis Friedrichshafen verfolgen können, nur nicht in dem alten Kulturlande der Reichenau. Ihre mittlere Höhe ist ziemlich konstant, die tiefste verläuft etwas unter 405 m Meereshöhe, die mittlere zirka bei 410 und die dritte bei 415.

Um genaue Messungen zu erhalten, hatte Herr Architekt Neef in Konstanz die Güte, mir ein genaues Nivellement zwischen Immenstaad und Konstanz aufzunehmen, nach welchem beiliegendes Profil (in Fig. 1) gezeichnet ist. Bei Unteruhldingen nahm ich selbst ein zweites auf; die Karte gestattet bei der schwachen Neigung des Weges, der nach Kluftern

sind, auf weite Strecken entblößt waren, fand ich dieselben unter Wasser mit einer weißen, schlammig-sandigen Masse, der Seekreide, bedeckt. Sie besteht aus Kalkspat in kristallinisch pulveriger Form.

Ich stelle mir vor, daß dieselbe dadurch zur Ablagerung kommt, daß das aus der Tiefe heraufsteigende, mit Kalk und Kohlensäure beladene Wasser einen Teil seiner Kohlensäure und damit auch seines Kalkes verliert, der sich dann in oben beschriebener Form ausscheidet.

Solche Seekreide trifft man häufig zwischen nicht zu allen Seekiesen. Sie kam an manchen Stellen augenscheinlich mit den Geröllen zur Ablagerung. An andern jedoch scheint sie nachträglich durch die von oben eindringenden kalkreichen Tagwasser ausgeschieden zu sein.

Man hat häufig Gelegenheit, zu beobachten, wie die anfangs pulverige Masse immer fester und fester wird (Kittsand: vergl. pag. 78) und zuletzt die Kiese zur festen Nagelfluh verbindet.

hinaufführt, eine dritte genaue Höhenbestimmung. Diese drei Bestimmungen liegen zirka 12 km auseinander und ergeben folgende Daten:

	bei Kirchberg	bei Klustern	bei Unteruhldingen
1) Fuß der I. Böschung	402,10	—	401
2) Höhe „ I. „	405,01	—	403,74
3) Fuß „ II. „	406,97	407	406,65
4) Höhe „ II. „	413,68	410	409,50
5) Fuß „ III. „	414,25	413	412,53
6) Höhe „ III. „	416,59	420	—

Darnach hätte der erste postglaziale Seespiegel eine Höhe von zirka 402 m gehabt, der zweite von zirka 407 m, der dritte von zirka 413 m, oder rechnet man davon jeweils 1,50 m ab, d. i. die Höhe, um welche der Fuß des heutigen Strandes höher liegt als das heutige Mittelwasser, so bekommt man als Höhe des ersten postglazialen Seespiegels 400,5 m, als die des zweiten 405,5, und als die des dritten 411,5 (erster, zweiter und dritter Seestand).

Es würde zu weit führen, den Verlauf der Linien im ganzen Gebiet einzeln zu schildern. Ich erwähne einige charakteristische Fälle.

Im Gebiete von Güttingen bis Ruderbaum, welches sehr flach ist, tritt für die unterste Strandlinie ein etwas stärker geneigter Hang auf; auf der zweiten liegt die Bahn; die dritte ist teilweise durch eine hohe Böschung ausgezeichnet, teilweise fehlt sie. Von Friedrichshafen bis Fischbach ist die unterste Linie fast überall sehr klar, während die zweite durch die Bahn verwischt ist und nur an zwei Stellen gut hervortritt. Die dritte ist nur vereinzelt vorhanden, aber dann sehr klar. Oestlich von Seemoos sind alle drei Linien sehr gut zu erkennen. Im Gebiet von Immenstaad-Hagnau sind westlich von Immenstaad die beiden untern miteinander vereinigt und bilden den Steilabhang mit den Kiesgruben; dann trennen sie sich am Kippenhorn; die untere verläuft durch die Wiese, die zweite bildet die Kulturgrenze zwischen Wiesen und Reben. Im Rebgelände selbst ist die dritte zu sehen. Geht man von Unteruhldingen gegen Meersburg, so sieht man vom Ausgange des Dorfes an auf der Wiese oberhalb der Straße die unterste Linie. Am Fuß des Abhanges zieht die zweite hin; sie bildet unterhalb der Villa Eicham ein deutliches Kliff; beim Austritt aus den Reben liegt auf der vorliegenden Wiese ein kleiner Deltakegel; die Linie wendet sich gegen ein unterhalb der Straße liegendes Haus; dort ist in einer Grube das zu ihr gehörende und oben erwähnte Delta aufgeschlossen. Nun kommt der Weg auf sie zu liegen. Erst jenseits des Waldes erscheint sie wieder in den Feldern oberhalb der Straße; zuerst ist sie sehr klar, später tritt im Ackerland an ihre Stelle eine kleine Niveauänderung. Die unterste Kurve wird vor dem genannten Hause von der Straße durchkreuzt; sie erscheint jenseits der Kiesgrube in den Feldern unterhalb der Straße und vereinigt sich mit dem heutigen Strande. Weiterhin wird sie von der Straße verdeckt ꝛc. ꝛc.

Auch in größerer Höhe, namentlich von 440 bis 480 m Meereshöhe treten Strandlinien auf. Fortlaufende Züge derselben sind nur selten zu verfolgen. Von den genannten unterscheiden sie sich durch die größere Höhe und Steilheit, durch das häufige Fehlen vorgelagerter Terrassen. Meist liegen an derselben Stelle viele gruppenweise übereinander. Sie gehören, wie wir sehen werden, zu glazialen Stauseen, also zu jungen Seezuständen, bei welchen die Brandungsterrassen wohl nie ausgebildet wurden.

Heutige und frühere Alluvialküsten.

Sämtliche Flüsse und Bäche unseres Gebietes haben einen großen Teil ihres Laufes im glazialen Schottergebiet; sie sind deshalb stark geröllführend. Sie bilden daher an ihrer Mündung einen flachen Alluvialkegel, dessen Spitze dort liegt, wo der Fluß in das Alluvialland eintritt. In verschiedenster Richtung floß der Fluß ursprünglich über diese Kegel herunter, sein Bett der geringen Neigung wegen immer wieder mit Kies auffüllend und neue Bahnen aufsuchend. So erhöht er einmal den Kegel bis zu einer gewissen, dem Korn des Gerölles und der Größe des Flusses entsprechenden Neigung. Zugleich aber schiebt ihn der Fluß immer weiter in den See hinaus, vorausgesetzt, daß die Erosionskraft des Sees kleiner ist als die Alluvialkraft des Flusses. Im See lagert er bei Hochflut grobes, bei Niederwasser feines Geschiebe auf den Hang und die Wysse ab, und so entstehen abwechselnd grobe und feine, seewärts geneigte Schichten; und da der Fluß zuletzt über diese seine Ablagerungen in geringer Neigung selbst hinüberfließt, so lagert er über diese seewärts stark geneigten Schichten andre schwach geneigte ab. Es entsteht die typische Deltastruktur; ich nenne die stark geneigten Schichten kurz die „See"-die fast horizontal darüberliegenden die „Bach"-Schichten. Die Neigung der Seeschichten wird seewärts gegen ihre Unterlage, der ehemaligen Küste, hin immer geringer und kann zuletzt in horizontale Lage übergehen, so daß, wenn solche Schichten aufgeschlossen sind, es einer besondern Untersuchung bedarf, ob Ablagerung eines Flusses oder das Ende eines Deltakegels vorliegen. An den Seeschichten erkennt man häufig die oben beschriebene Einwirkung der Brandung, d. h. seewärts geneigte Schmitzen gleichartigen Gerölles oder Sandes, oft mit Seekreide untermischt. Geritztes Geschiebe fehlt; einige eckige Blöcke können vorkommen.

Sinkt der See, so wird die Erosionskraft des Flusses von seiner Mündungsstelle aus größer, und er gräbt sich in sein früheres Delta von unten her eine Rinne. Solche sind hier am See nicht selten. Von dem untern Ende derselben sollte sich nun ein andrer Deltakegel auf dem alten ablagern, welcher seine Spitze am Ende dieser Rinne hat. Dieses konnte jedoch nie konstatiert werden. Dagegen konnte ich an einem kleinen Flüßchen bei Unteruhldingen die Beobachtung machen, daß auf der Wysse des zweiten Seestrandes und auf derjenigen des ersten getrennte Deltakegel vorhanden waren. Das läßt darauf schließen, daß der See so rasch vom zweiten in den ersten Seestand überging, daß eine Unterbrechung der Deltabildung stattfand. Dahin ist auch die Erscheinung zu rechnen, daß die heutigen größern Flüsse des Gebietes im untersten Teil der von ihnen durchströmten Bucht regelmäßig keine Delta abgelagert haben; es findet sich dort glazialer Lehm. Es kann das nur so aufgefaßt werden, daß der See rascher sank, als die Anschwemmungen des Flusses aus dem hintern Teile der Bucht vordrangen.

Diese postglazialen Deltagebiete enden nun durchweg in zirka 410 m Höhe. Meistens steigt dann das Terrain rascher auf. Es legen sich teils Moränen, teils Molasseabhänge an das Ende des Vorlandes, teils aber, und vom Vorlande dann stets durch eine Terrainstufe getrennt, trifft man wieder geschichtete und vom Wasser abgelagerte Kiesmassen an.

Diese Kiesmassen bestehen wie die tieferliegenden vorzüglich aus alpinem Material; selten ist Molasse der Umgebung darunter. Nur in der Umgebung Radolfzells findet man, wie auch Sieger hervorhebt, weißen Jura. Dasselbe Gestein habe ich, wenn auch selten, bei Fischbach, nordwestlich von Friedrichshafen, gefunden.

Sowohl nach ihrem Aufbau als ihrer Lage haben diese Kiese einen doppelten Ursprung. Die einen sind echte **Deltabildungen** mit den seewärts einfallenden „Seeschichten" und wenig geneigten oder fast horizontalen darüberliegenden „Fluß oder Bachschichten"; die andern bestehen meist nur aus mehr oder weniger deutlichen horizontal verlaufenden Schichten; oft sind es nur mehr oder weniger horizontal ineinander gekeilte Schmitzen von Sand und Geröll verschiedenster Größe; oft auch fallen die Kiese und Sande seewärts ein. Ihren Ursprung lassen wir noch dahingestellt. Die Deltas nehmen oft große Areale ein über den Mündungsstellen heute noch strömender Gewässer oder liegen an den Mündungen nachweisbar früherer Flüsse; die andern aber begleiten oft in kilometerweiter Erstreckung als schmale Kiesbänke die Erosionsufer oder liegen ganz besonders an den Enden vorspringender Halbinseln wie am Ende der Bodanshalbinsel und sind dann vielleicht mit den „bars" und „spits" Gilberts identisch.[1]

An diesen höher gelegenen Kiesmassen sind zwei weitere Schichtenbildungen erwähnenswert: die Deckschicht und die Kittsande.

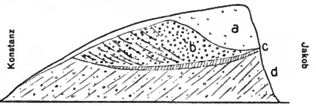


Fig. 2. Aufschluß in der Kiesgrube westlich vom Jakob bei Konstanz.

a) Deckschicht; b) Kittsande, z. T. geschichtet, mit liegender Lehmschicht. c, d) Kiese und Sande, seewärts einfallend.

Die **Deckschicht** liegt stets unter dem Humusboden. Sie bildet eine ungeschichtete gelbrote oder braune Bank, aus Geröll und sandigem Lehm bestehend. Oft ist sie nur ein verwitterter Zustand der liegenden Kiesmassen und soll dann nicht weiter in Betracht kommen; oft aber ist sie ein besondres Gebilde, hervorgegangen, wie ich an den Kiesgruben beim Jakob bei Konstanz erkennen konnte, aus der Verwitterung einer Lehmdecke. Sie ist dann durch eine meist deutliche und unebene Trennungsfläche von den liegenden Kiesen getrennt. An einigen Orten fehlt sie; an einigen Orten enthielt sie geritztes Geschiebe. Freilich ist solches stets ziemlich selten zu finden, da die Kiese meistens verwitterte Oberflächen haben oder mit einer Kalkkruste versehen sind. Ich möchte sie für eine verwitterte lehmige Grundmoräne ansprechen, besonders da sie an den Kiesmassen tieferer Seestände unter 410 m Meereshöhe stets fehlt.

An vielen Orten liegen zwischen ihr und den geschichteten Kiesen die oben genannten „**Kittsande**"[2] (Fig. 2b). Diese bestehen aus reinen, vollständig sandfreien, also gewaschenen Kiesen, meistens von Nußgröße, doch kommen auch solche bis zur Faustgröße vor, jedenfalls aber von ziemlich gleichgroßem Korne. Sie sind durch pulverigen Kalkspat (Seekreide) mehr oder weniger miteinander verkittet. Meist bilden sie einzelne Schmitzen oder Nester, zwischen welchen reine Sande liegen. Eine Schichtung ist gewöhnlich

[1] Gilbert, Ann. rep. of Th. U. St. geol. Survey 1883/84, pag. 75–123.

[2] Der Name stammt von Arbeitern in den Kiesgruben von Ueberlingen am Ried.

nicht erkennbar; doch kann auch eine solche vorkommen. Es kann nach dem oben Geschilderten kaum ein Zweifel sein, daß diese Kittsande durch den Wellenschlag sortierte und gewaschene der Bach- und Seeschichten vorstellen, und da nun die Deckschicht von den eigentlichen Kiesmassen durch Kittsand häufig getrennt ist, so muß das aussagen, daß die Kiesmasse vom See bespült wurde, bevor sich die Deckschicht (eine Grundmoräne) auf ihr ablagerte. Interessant ist, daß solche Kittsande häufig von oben in die Deckschicht selbst hineinragende halbkreisförmige Nester bilden. Offenbar sind hier in ursprüngliche, mehr oder weniger große Vertiefungen der Deckschicht durch den Wellenschlag diese Gerölle eingeschwemmt worden. Nicht selten liegt zur Vervollständigung des Bildes am Grunde des Nestes ein Band von Ton und Seekreide.

Was für meine Untersuchungen nun von grundlegender Bedeutung wurde, war der Umstand, daß es mir gelang, das glaziale Alter dieser höher gelegenen lakustren und fluviatilen Bildungen, welche überall, wo der Untergrund aufgeschlossen ist, auf Grundmoräne aufruhen, nachzuweisen, ohne mich auf den immerhin zweifelhaften und durch die Verwitterung verwischten Charakter der Deckschicht berufen zu müssen.

Zunächst legten mir rein geomorphe Beobachtungen diesen Gedanken nahe.

Diese Kiesmassen geben nämlich an vielen Stellen, namentlich zwischen den Höhenkoten 420 und 440 m, die Grundlage einer eigentümlichen Landschaft ab, welche nicht weniger charakteristisch ist, als die Drumlinlandschaft, wenn sie auch kein so großes Areal einnimmt. Ich nenne sie im folgenden Flachhügellandschaft.[1]

Auf den Karten, selbst bei dem Maßstabe 1 : 25,000, tritt die Flachhügellandschaft nicht besonders hervor. Sie zeigt sich hier meist nur in einem unruhigen, bogenförmigen Verlauf der Höhenkoten 420 und 430 m, welche dann und wann geschlossene Kurven bilden;[2] denn ihre charakteristischen Hügel sind meistens oft bloß 2—5 m hoch und kaum je höher als 10 m; sie haben aber eine um so größere Basis. Die Gestalt derselben ist häufig rund, wohl auch elliptisch-rund oder unregelmäßig. Ihrer großen Basis wegen ist meistens die Neigung sehr gering und beträgt kaum 1—2 ⁰/₀₀. Die Kuppe ist flach gerundet. Meist sind sie mit Ackerland bedeckt und die breiten Niederungen mit moorigen Wiesen. Ihre Anordnung läßt kein bestimmtes Gesetz erkennen. Von den Drumlins sind unsre Hügel durch die geringe Höhe und Neigung, die breite, verschieden gestaltete Basis und durch die regellose, nicht in der Richtung des einstigen Gletscherstroms liegende Orientierung auf den ersten Blick verschieden. Noch mehr aber unterscheidet sie der innere Aufbau. Er ist ein deutlich geschichteter, rein fluviatiler; nicht selten sind es klare Deltabildungen. Bei dem Drumlin dagegen ist er ein glazialer; die letztern bestehen, soweit meine Beobachtungen reichen, aus ungeschichtetem, vielfach geritztem Grundmoränenmaterial; dann und wann ist eine Schichtung kaum angedeutet.

Nun ist zwischen diesen Alluviallandschaften und den heutigen Deltabildungen ein großer Unterschied. Die letztern zeigen ihre charakteristische Kegelform, die erstern sind hügelig geworden. Sie müssen also notwendig eine Umgestaltung erfahren haben, da ihre ursprüngliche Form auch eine kegelförmige war. Dieses zeigt auch ihr Bau, da die Hügeloberflächen die lakustre Schichtung völlig regellos anschneiden (Fig. 2). Diese umgestaltende Gewalt kann nach Lage der Verhältnisse nur das Eis gewesen sein. Dann

[1] Aehnliche Bildungen scheinen die Kameslandschaften Irlands und Nardbeutschlands varzustellen. Vergl. Wahnschaffe, Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes, 2. Aufl. Stuttgart 1901, pag. 160.

[2] Vergl. auf unsrer Karte den Verlauf der Isahypse 420 nardöstlich van Böhringen bei Radalfzell.

folgert aber, daß im Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen die postglazialen Seestände nicht über 415 m Meereshöhe, also zirka 18 m über das heutige Mittelwasser hinausgingen, und daß höher gelegene Bildungen glazialen Seeständen zuzuschreiben sind.

Nachdem ich nun in vielen hierher gehörenden Aufschlüssen vereinzelte Beobachtungen glazialer Einwirkungen gemacht hatte (Vorkommen von Gletscherschliffen unter den Kiesen, Schichtenstauchungen durch eingepreßtes ungeschichtetes Geschiebe oder ungeschichteter Lehmbänke mit geritztem Geröll) fand ich mehrere Aufschlüsse, welche die obigen aus topographischen Verhältnissen gezogenen Folgerungen zweifellos beweisen.

Der erste befindet sich nördlich von Ueberlingen am Ried bei Radolfzell in 410 bis 425 m Meereshöhe. Es sind dort am nördlichen Ende des sogenannten „Tales" zwei Kiesgruben. Die östliche enthält eine typische Deltabildung mit Bach- und Seeschichten ohne Deckschicht und ohne jedes geritzte Geschiebe. Doch führen beide Schichtenkomplexe Gerölle weißen Juras und Muschelsandsteins. Die zweite etwas niedriger und mehr südwestlich gelegene Grube enthält die Fortsetzung dieses Deltas. Im obern Teile sind die See- und Bachschichten noch deutlich vorhanden, auch führen sie jurassisches Geröll (Fig. 3, b und c). Von unten und Süden her legt sich jedoch über sie eine

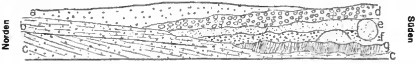


Fig. 3. Grube nördlich von Ueberlingen am Ried.

a) Deckschicht, b) und c) Bach- und Seeschichten, d) Nagelfluh, e) Flußsande, f) Kittsande mit runden Sandnestern, g) Lehmschicht mit geritztem Geschiebe.

zweifellose Moräne. Sie war, als am 26. Oktober 1905 Herr Seminarlehrer Seeber auf meine Bitte die Grube wieder besuchte, ganz frisch aufgeschlossen und bestand, von unten nach oben aufgezählt, 1) aus einer 50 cm mächtigen Schicht glazialen Lehms mit vielem geritztem Geschiebe und eckigen Blöcken (Fig. 3 g), 2) aus einer zirka 70 cm mächtigen Schicht Kittsand (Fig. 3 f), 3) aus einer 20 cm mächtigen Schicht Flußsand (Fig. 3 e) und 4) aus einer 70 cm dicken Bank fester Nagelfluh (Fig. 3 d). Alle diese Schichten keilen über der Bachschicht des Deltas in ungefähr 415 m Meereshöhe aus. Auf der Nagelfluh einerseits und der Bachschicht anderseits, und zwar hier ziemlich weit den Hügel hinaufreichend, liegt ein beiderseits auskeilendes Stück der Deckschicht (Fig. 3 a).

Ein zweiter Aufschluß liegt westlich von Meersburg in der sogen. Gemeindekiesgrube in zirka 410 m Meereshöhe. Es ist hier der Fuß eines bis 430 m Meereshöhe hinaufreichenden glazialen Deltagebietes aufgeschlossen, weshalb an Aufschluß die Bachschichten fehlen. (Unter demselben, in 410 m Meereshöhe beginnend, liegt das postglaziale Delta, fast vom Beginn bis zum heutigen Seespiegel ebenfalls erschlossen). Ueber das glaziale Delta hinweg liegt eine Ufermoräne, deren Wall noch erkenntlich ist. Wir treffen im Aufschluß eine zirka 4 m mächtige Schicht seewärts einfallender Kiese und Sande, stellenweise mit Seekreide untermischt. Darüber eine $1^1/_2$ m mächtige Bank groben ungeschichteten Gerölls mit geritzten Geschieben, welche südwärts von einer meterdicken festen Nagelfluh unterlagert ist. Darüber liegt unsre Deckschicht mit einzelnem Geröll, darunter auch geritztem.

Ein dritter Aufschluß ist bei Konstanz am Horn beim Jakob (Fig. 4). In zirka 418 m Höhe trifft man Deltabildungen. Sie sind in horizontale, verkeilte Sand- und Gneißschichten eingelassen. In zirka 410 m Höhe sind die letztern östlich vom Jakob aufgeschlossen (Fig. 4 b). Ueber ihnen liegt dort in weiter Erstreckung eine 1—3 m dicke Lehmschicht mit wenig aber vielfach geritztem Gerölle und nicht selten schönen Schliffen; größere Blöcke sind selten (Fig. 4 a 1 und 2). Die Grenzfläche beider Schichten ist uneben. In die Kiesschichten ragen oft meterbreite und 3—4 m tiefe geologische Orgeln hinein, die mit der Lehmmoräne gefüllt sind. In den höhern Teilen der Grube an der Westwand zirka 415 m hoch ist die Moränendecke nicht mehr zusammenhängend, sondern löst sich in einzelne Zungen auf. Fast genau wie in Ueberlingen am Ried sah man dieses Spätjahr, wie an der Westwand der Grube vom See her die nach oben sich auskeilende Deckschicht über die Kiese und Moräne sich legt. Sie erreicht ungefähr in der Mitte der Grubenwand die Moräne und legt sich noch auf einer Strecke von einem Meter über sie hin. Charakteristisch ist, daß unter der Deckschicht Kittsande sich finden, unter der Moräne aber nicht. Moränenlehm mit vielen großen eckigen Blöcken und Schliffen bildet auch den Boden der Grube, so daß die glaziale Natur der Kiese sehr deutlich wird.

Interessant ist diese Grube noch durch zwei Dinge. Einmal geht durch die Mitte der Nordwand eine zirka 30 cm breite Spalte, welche mit dem hangenden Moränenlehm angefüllt ist. Sie ist beim Abbau der Grube, wie ihr Besitzer Henß mir versicherte, seit Jahren auf einer Strecke von gut 50 m, welche parallel dem Ueberlinger Seeufer geht, sichtbar gewesen. Ein Absinken eines Flügels fand jedoch, wie der Augenschein lehrt, nicht statt.

Des weitern befinden sich im südwestlichen Teile der Grube angebrannte Sande und Kiese. Man geht nicht fehl, daraus auf Anwesenheit des Menschen zu schließen, besonders, da in dem zu dieser Grube gehörigen Kiesgebiet auch sonst Spuren des Menschen gefunden wurden.[1]

Von Bedeutung war mir, an dieser Grube zu sehen, wie die oberflächliche Moräne unter der Einwirkung der

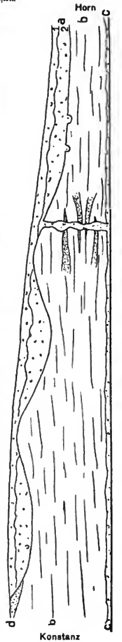


Fig. 4. Große Grube beim Waldhaus Jakob.

a) Lehmmoräne. a_1 zersetzt. a_2 frisch. b) horizontale Kiesschichten. c) Lehmmoräne. In b eine Spalte (Sandschichten gezeichnet) und geologische Orgeln.

[1] Vergl. Penk l. c., pag. 435.

Vegetation in eine deckschichtartige Masse übergeht. Ich habe hier die Ueberzeugung gewonnen, daß die Deckschicht eine umgewandelte Lehmmoräne darstellt.

Diese Ansicht wird dadurch erhärtet, daß ich in der Deckschicht einer Grube nördlich von Mühlhofen am Löhle geritztes Geschiebe, wenn auch nur selten, fand. Das Geröll zeigte eben fast ausnahmslos Spuren starker Verwitterung. In der Grube selbst lag außerdem ein großer, noch wohlerhaltener Gletscherschliff. Er war auf der einen Seite mit Kalk inkrustiert. Und da nur die Kiese der Deckschicht eine solche Kalkinkrustation zeigen, so scheint mir seine Herkunft aus der Deckschicht gesichert. In einer Kiesgrube südlich davon links von der Straße Mühlhofen-Mimmenhausen sind geritzte Geschiebe in der Deckschicht nicht selten. Wenn so auch die Deckschicht als verwitterte Lehmmoräne angesehen werden muß, so darf sie doch kaum mit den Lehmmoränen bei Ueberlingen am Ried und beim Jakob identifiziert werden. Sie ist beidesmal jünger als diese, da sie auf ihnen liegt. Auch in der Gemeindegrube von Meersburg liegt sie über einer Moränenbank, die darnach mit unsern Lehmmoränen gleichaltrig angenommen werden muß.

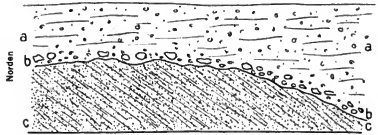


Fig. 5. Grube am Schloß Heersberg.

a) Horizontalgeschichtete Kiese und Sande; b) Schicht mit eckigen und runden Blöcken; c) Flußsand, seewärts einfallend.

Eine vierte Grube findet sich im Flachhügelland von Immenstaad, zirka 425 m über dem Meere. Sie schneidet auf der Nordseite den Hügel des Schlosses Heersberg an und steht am Rande eines bis Reuthe sich erstreckenden Flachhügellandes. Wir finden zu unterst einen zirka 3 m hohen Komplex absolut reinen, völlig geröllfreien, nur dann und wann mit einem kleinen Lehmknollen untermischten Flußsandes, welcher in deutlichen Schichten seewärts einfällt (Fig. 5c). Sein Liegendes ist nicht aufgeschlossen. Ueber ihm liegt mit unebener Trennungsfläche eine ungeschichtete Bank grober, etwa kopfgroßer Gerölle (Fig. 5b). Die Mächtigkeit wechselt sehr. Ich fand sie stellenweise 1 m dick; gegenwärtig ist sie nicht dicker als 30—40 cm. In ihr liegen ferner eckige, bis 1 m lange Blöcke eines weißen Sandsteines. Ich sah auch einen aus ihr stammenden zirka $^1/_2$ m^3 großen schwarzen Kalk so frisch und kantig, als ob er erst auf den Gletscher gefallen wäre. In ihr liegen dagegen auch wohlgerundete Gletscherschliffe, darunter ein solcher, welcher zirka $1^1/_2$ m lang und 1 m breit ist. Ueber dieser Bank, den eigentlichen Hügel bildend, liegen horizontal verlaufende Schichten faustgroßer Gerölle und Sande ohne glaziale Kennzeichen (Fig. 5a). Ich hielt die Bank grober Gerölle zuerst für die Ablagerung eines über den Flußsand strömenden Baches, kam aber von der Deutung ab, nicht nur weil die glazialen Charaktere dadurch nicht

zu erklären waren, sondern weil ich mir sagte, daß ein Fluß, welcher so grobes Gerölle führt, nicht direkt über so feine Sande fließen kann, ohne wenigstens ihren oberflächlichen Bau zu stören. Das kann aber wohl unter gewissen Bedingungen ein Gletscher, besonders wenn er im Abschmelzen begriffen ist. Deshalb halte ich die Geröllschicht für das Schotterfeld eines abschmelzenden Gletschers, welcher hier das eckige Material seiner Oberfläche und das runde der Grund- und Innenmoräne fallen ließ. Die darüberliegenden horizontalen Kiesschichten sind die Anschwemmungen der nun auch zeitlich folgenden Schmelzwasser.

Als weitere Beweise für die glaziale Natur unsrer Kiese diene die Grube südlich von Ueberlingen am Ried, wo in der Bachschicht eines ausgezeichneten Deltas eine Moränenzunge mit großen eckigen Blöcken angeschnitten ist, oder die Grube am Seebühl bei Böhringen nördlich von Radolfzell, wo über dem Delta eine feste Nagelfluh liegt. Weitere Beweise ergeben sich aus der Schilderung der einzelnen Alluvialgebiete.

Es bleiben mir nur noch diejenigen Kiesalluvionen, welche nicht reine Deltabildungen vorstellen, kurz zu besprechen. (Vergl. pag. 78.)

Zunächst ist hervorzuheben, daß sie innerhalb des Höhengebietes des postglazialen Sees fehlen. Der heutige, sowie der postglaziale See überhaupt hat demnach keine ausgebildet. Und dieses Fehlen stimmt mit den oben angeführten Beobachtungen über die Arbeit des heutigen Sees überein, welcher am Ufer nur zerstörend, nirgends anlagernd wirkt, wenn wir von den oberflächlichen Umlagerungen der Moräne des heutigen Vorlandes und dem Schlammabsatz in größerer Tiefe absehen.

Seealluvionen am Ufer sollen nun nach Gilbert[1] durch Küstenströmungen entstehen. Dadurch, daß der Wind schief zur Küste weht, entsteht eine Strömung des Wassers längs derselben. Diese soll an günstigen Punkten, z. B. an vorspringenden Halbinseln ꝛc., größere Kiesmengen in Form von Sporne, die in den See vorspringen, von Bänken, welche längs des Ufers laufen ꝛc., anhäufen können.

Gewiß ist, daß eine solche Küstenströmung existiert. Ich kann aber ihren geologischen Effekt nicht hoch anschlagen; denn einmal ist sie relativ sehr schwach, so daß grobes Geröll (und man findet solches bis zur Kopfgröße) vom Transporte sicher ausgeschlossen bleibt. Dann ist sie unbeständig; bei jedem Windwechsel ändert sie ihre Richtung, so daß als wirksame Resultante schließlich nur das Plus der vorherrschenden Windrichtung übrig bleibt. Soll nun diese Kraft die stundenlangen und bis 15 m hohen Kiesbänke anhäufen, so setzt das äußerst lange Zeiträume voraus, während welcher sich die meteorologischen Verhältnisse nicht änderten. Schließlich ist, wie man bei jedem Sturm beobachten kann, die zerreibende Kraft der Wogen so groß, daß das Geröll in Schlamm zerrieben wäre, bevor es eine größere Strecke bei der schwachen, wechselnden Strömung zurückgelegt hätte. In der Tat zeigen denn auch die genauen Seekarten des Bodenseevereins, daß am heutigen See solche Gebilde nicht existieren.

Um so auffälliger ist ihr Vorkommen bei diluvialen Seeständen, besonders da auch Gilbert hervorhebt, daß er einige der von ihm beobachteten Gebilde nur bei solchen gesehen hat.

Zwischen Immenstaad und Meersburg liegt nun eine zirka 5 km lange hierher gehörige Kiesbank. Ihre Oberfläche zeigt außer den postglazialen Seeterrassen keine

[1] Gilbert l. c.

tiefgreifende Veränderung. Ihre Lage zu den Moränen läßt erkennen, daß sie zu einer Zeit abgelagert wurde, als das Land rings um den nordwestlichen Bodensee eisfrei war, im Bodenseebecken selbst aber noch ein Gletscher lag, welcher stellenweise noch das Vorland bedeckte. Denn es liegen ihr an einigen Stellen auf der Seeseite Moränen an. Es ergibt die Beobachtung ferner, daß in dieses vergletscherte Becken aus dem eisfreien Gelände geröllführende Flüsse und Bäche sich ergossen; und der Beginn der genannten Bank bei Immenstaad scheint die Fortsetzung des dort befindlichen Deltas vorzustellen. Diese Verhältnisse legen mir die Annahme nahe, daß diese Gewässer an günstigen Stellen zeitweise über das Vorland entweder am Rande des sich aufwölbenden Eises hin oder hinter der Seiten- resp. Ufermoräne mit relativ geringem Gefälle hinströmen (auf der andern Seite liegt das bergige Ufer), ihre Gerölle ablagern und so diese horizontal geschichteten Bänke erzeugen. Fließen sie aber an einem vorspringenden Punkte der Küste in den Winkel des sich gabelnden Gletschers hinein, so entstehen, zusammen mit dem Material, welches der Gletscher selbst an diesen Stellen anstößt, die Spits, wie wir sie in der Tat am Ende der Bodanshalbinsel oder am Höri treffen.

Ob diese Annahme, welche die hier bestehenden Verhältnisse einfach erklärt, richtig ist, wird sich an Orten, die sich heute noch unter ähnlichen Bedingungen befinden, entscheiden lassen. Aus der mir zugänglichen Literatur finde ich in dem Kärtchen des Itivdliarsuk-Gletschers auf Grönland nach Drygalski[1] einen solchen zirka 7 km langen „Randstrom" gezeichnet, welcher einem Eissee entspringt. Er ist durch eine Seiten-(Ufer?)-Moräne vom eigentlichen Gletscher getrennt. Auf der Karte J. C. Russels vom Malaspinagletscher am Mt. Elias[2] sind am westlichen Rande desselben ebenfalls solche Randströme erkennbar, welche streckenweise nicht einmal durch Moränen vom Gletscher getrennt sind.

Wir gehen nun zur Besprechung der einzelnen Gebiete selbst über.

Die Bucht von Bodmann-Ludwigshafen und das Stahringertal.

Zwischen Ludwigshafen und Bodmann mündet die Stockacher Aach. Sie ist der einzige Fluß des Gebietes, bei welchem dem postglazialen Delta kein Flachhügelland über- oder angelagert ist.

Das Delta füllt den obern Teil der Talsohle bis zirka 415 m Höhe an; seine Spitze liegt an der Einbruchsstelle der Aach. Der untere Teil der Ebene liegt äußerst tief. Ein kegelförmiges Aufsteigen des Geländes findet hier nicht statt. Der Boden bildet vielmehr bis Espasingen eine echte Wanne und ist alter Seeboden, wie das auch in andern Buchten getroffen wird und oben schon besprochen ist.

Das Delta erfüllt die Fortsetzung des Seekessels. An den Seitenwänden sind die drei postglazialen Strandlinien zum Teil gut erkennbar. Interessant ist, wie die zwei obern auf der Strecke Ludwigshafen bis Espasingen die schon von Schill erwähnten Bergrutsche anschneiden. Ihr Kliff ist indessen von dem nachrutschenden Material zum Teil wieder verschüttet. Die Bergrutsche sind somit älter als unser dritter Seestand und sind somit, wie auch Penk annimmt, ans Ende der Glazialzeit zu setzen.[3] Hinter Espasingen

[1] E. Kayser, Lehrbuch der allgemeinen Geologie, 2. Aufl., 1905, pag. 414.

[2] H. Heß, Die Gletscher, 1904. pag. 64

[3] Eine frühere Datierung ist ebenfalls ausgeschlossen, da das Eis ihre Spuren verwischt hätte.

tritt die Linie 410 m in die Alluvialebene ein; Strandböschungen bildet sie keine, doch eine deutliche Kulturgrenze unterhalb des Mooshofes. Die Strandlinie des dritten Seestandes läuft zunächst noch am Berge hin und bildet dann im Hintergrunde des Gebietes die deutliche Grenzlinie zwischen denselben und der abschließenden Moräne.

Auf der westlichen Seite tritt die Strandlinie des ersten Seestandes als deutliche Kulturgrenze auf, von welcher aus das Terrain langsam ansteigt. Strandlinien sind hier weiter keine bemerkbar. Vom Gewann „Schande" jedoch, wo sich das Stahringer Tal abzweigt, bis nach Wahlwies ist die Strandlinie des dritten Standes deutlich ausgeprägt.

An die Stelle des zu erwartenden Flachhügellandes im Hintergrund des Alluvialgebietes tritt eine äußerst klare Moränenlandschaft. Sie besteht aus zwei nebeneinanderliegenden Moränenzügen, die in 440 m Höhe bei Wahlwies von der Aach durchbrochen werden. In ostwärts etwas divergenten Bögen schließen sie das Bodenseetal ab.

Was diesen Talwinkel weiter interessant macht, sind die hochgelegenen, meistens außerordentlich deutlichen Steilböschungen, die auf beiden Talseiten in gleichen Höhen an den steilen Berghängen bis 470 m hinauf verfolgbar sind. Ich unterscheide drei Systeme, welche namentlich auf der Espasinger Seite hervortreten. Das erste ist in 420—425 m Meereshöhe oberhalb der Straße hinter Espasingen zu sehen. Es kreuzt die Straße bei der Abzweigung eines kleinen Fußweges. Das zweite verläuft in 440 bis 450 m Höhe und bildet eine 8—10 m hohe Steilböschung, die längs des ganzen Berges horizontal hinläuft und ihn bis auf die Molasse anschneidet. Sie trifft den Weg nach Stockach zirka in der ersten Biegung. Der dritte Zug bildet in 470 m Höhe die Kulturgrenze zwischen Reben und Weidland.

Im Talhintergrunde liegen unter den zwei obersten Systemen deutliche Brandungsterrassen; in Verbindung mit dem zweiten steht ein Deltakegel, welcher von einem heute noch fließenden Bächlein gebildet wurde. Er wird von der darunter liegenden Strandlinie des dritten Systems angeschnitten.

Dieses System zieht an den Moränenhang hinüber. Es kommt dort in die Flurlinie der Aecker zu liegen, und seine Böschung wird deshalb in eine Reihe Ackerböschungen aufgelöst. In dieser Form läßt es sich weithin in gleicher Höhe an der Moräne verfolgen.

Die Steilböschung des zweiten Systems teilt sich an der Moräne in zwei. Die untere in zirka 440 m Höhe trifft noch die erste Moräne und läßt sich an ihr ziemlich weit verfolgen. Die obere in 450 m Höhe geht über die vordere Moräne hinweg und wird an der hintern sichtbar.

Auf der westlichen Talseite verlaufen in 420—425 m Meereshöhe die Bahn und die Straße. Sie zerstörten die hier zu erwartenden Steilböschungen. Auf alten, vor dem Bahnbau aufgenommenen Karten sind jedoch einige noch eingezeichnet. Dagegen ist das zweite System links und rechts von Wahlwies gut zu sehen. Und hoch oben in 470 m Höhe sind bis an das Gefallenloch die Linien des dritten verfolgbar.

Das Durchbruchstal von Stahringen öffnet sich gegen unser altes Seegebiet in einem deutlichen Ausflußtrichter, wie ihn der Rhein bei Konstanz besitzt. Im Tale selbst sieht man nördlich vom Dorfe in 470 m Höhe Steilböschungen. Südlich von ihm sind solche in 460 m Höhe zu finden. Die Kirche steht auf einem Kieshügel.

Der höchste Punkt der Sohle hat 440 m Meereshöhe. Ihr Boden besteht aus

glazialem Lehm; auch an den Seiten bis zum Steilaufstieg trifft man solchen. Unter dem Lehm der Talsohle traf man nach Aussage meines dort heimischen Schülers K. Weber in 6 m und auf dem Kirchenhügel in 12 m Tiefe beim Brunnengraben wasserführende Kiese. In nicht viel größerer Tiefe muß nach den Aufschlüssen am Bahnwarthäuschen südlich von Stahringen Molasse liegen.

Zwischen Stahringen und Güttingen bildet der Durchenberg eine Endmoräne, welche sich beiderseits an Molassehügel anlehnt. Ihr westlicher Durchbruch liegt, wie man das auch anderwärts beobachtet, in der Molasse. Unterhalb desselben am Bahnwarthäuschen ist rechts vom Weg ein Aufschluß in 426 m Meereshöhe. Am Boden liegt Molasse, auf ihr eine zirka 50 cm mächtige Sandsteinbank mit geglätteter und gerundeter Oberfläche, auf ihr eine ebenso mächtige Schicht einer festen Nagelfluh. Ihr Gestein besteht zur Hälfte aus Kalk, zur Hälfte aus Urgestein. Ueber ihr liegt zum Teil geschichtetes Geröll mit großen eckigen Blöcken. Wir haben hier offenbar einen Anschnitt der Moräne, die sich von hier an westlich an den Molassehügel bei Hohengemmingen anlehnt.

Das sich anschließende alte Flußtal, das Sauried, mündet in die alte Seeebene von Radolfzell. Bei Haldenstein ist der Schotterkegel von Steißlingen bis auf seinen Grund vom Flußtale durchschnitten und ein unter ihr liegender interglazialer Tuff aufgedeckt, dessen Fauna und Flora noch zu untersuchen ist.

Nach den oben mitgeteilten Beobachtungen muß sich das Profil des Stahringer Talbodens folgendermaßen verhalten. Bis zu 426 m Meereshöhe liegt Molasse (Aufschluß am Bahnwärterhäuschen), dann folgen zirka 8 m wasserführende Kiese und dann 6 m Moränenlehm.

Rückzugsphasen der Würmeiszeit.

Es ist von Wichtigkeit, die soeben geschilderten Tatsachen chronologisch in das von Penk aufgestellte System einzuordnen.

Schon der Erhaltungszustand der hochgelegenen Strandlinien verlangt, daß kein Gletscher über sie mehr hinweggegangen sei. Sie gehören somit frühestens in die Rückzugsperiode der Würmeiszeit. Sie lagern sich ferner an die Drumlin an, sind also auch jünger als diese. Nach Penk entstanden diese eigentümlichen Gebilde dadurch, daß nach dem Maximalstand der Würmgletscher sich bis in den heutigen Drumlingürtel zurückzog, dort stationär wurde und mächtige Seiten- und Stirnmoränen ablagerte (Laufenschwankung). Hierauf erfolgte ein nochmaliger Vorstoß; die End- und Seitenmoränen wurden überschritten und in Drumlin verwandelt.

Ich glaube mich dieser Darstellung anschließen zu müssen.[1] Denn daß die Drumlin aus einer Schotterdecke herausgearbeitet sind, kann man bei Meersburg sehen, wo Drumlinembryonen vorkommen, die nur zur Hälfte oder zwei Drittel aus der noch vorhandenen Schotterdecke herausgearbeitet sind, und wo die herausgearbeiteten die Höhe der Schotterdecke besitzen. Daß die Drumlin ferner einem Ufer- und Endmoränenwalle angehören, scheint auch dadurch bestätigt zu werden, daß vor ihnen westwärts leitende Schmelzwasserrinnen liegen, an welchen sie plötzlich endigen. In unserm Gebiet ist es das untere

[1] Im Markdorfertale, wo Drumlins nur vereinzelt vorkommen, bilden sie zwischen Kahausen und Buggensegel in der Tat einen quer das Tal durchschneidenden Endmoränenwall, an welchen sich jüngere Moränenwälle anlegen.

Degenhauser- und obere Rotachtal, die Niederungen von Rickenbach über Andelshofen nach Ueberlingen und diejenige von Wallhausen über Dettingen nach Kaltenbrunn. Die erstere ist von der Deggenhauser Aach vertieft, die zwei andern durch die spätern Vergletscherungen verflacht worden. Die höchsten Stellen der beiden letztern sind bei Rickenbach 490, bei Andelshofen 470, bei Dettingen 450 m. Bei Urnau ist die Höhe 500 m. Sie zeigen somit einen westwärts gerichteten Fall. Die Rinne geht zirka 50 m über dem heutigen Bodenseespiegel bei Ueberlingen in das Ueberlingertal hinein und wieder hinaus.

Im Frickingertale, im Tale der Schussen fehlen die Drumlin; sie bedecken in unserm Gebiet die zwischen den Zungenbuchten liegenden Riedel. Man darf hieraus wohl schließen (die obige Ansicht ihrer Entstehung als richtig vorausgesetzt), daß diese Täler und damit naturgemäß die heutigen Seetäler zur Zeit der Laufenschwankung bereits vorhanden und vom Gletscher bedeckt waren, während die Ufermoränen auf den Riedeln abgelagert wurden, und zwar entsprechend dem fortlaufenden Abschmelzen in Linien, welche sich immer mehr und mehr den heutigen Tälern näherten. Diese blieben von den Gletschern bedeckt. So kommen wir zur Vorstellung, daß der Gletscher der Laufenschwankung zuletzt in Zungen aufgelöst war.

Das ganze Gebiet der Drumlin liegt ferner in einer deutlichen bei 550 m Meereshöhe endigenden Depression. Vor ihr steigt das Land etwa in der Linie Homberg, Heiligenberg, Hohenbodmann, Höllwangen, Hödingen, Freudenthal, Schienerberg meist plötzlich auf 700 m empor. Diese Depression geht an einigen Stellen etwas über den Drumlingürtel hinaus.

Sie bildet damit das Gesamtgletscherbecken des auf die Laufenschwankung folgenden Vorstoßes. Der Stand seines Gletschers wird überall durch Ufer- und Stirnmoränen bezeugt. In unserm Gebiete liegen die Stirnmoränen im Frickingertale bei Taisersdorf in zirka 600 m Seehöhe, im Ueberlingertale bei Eigeltingen, im Radolfzellertale bei Volkertshausen in zirka 500 m Höhe (immer die Moränenkuppen gerechnet) und im Rheintale bei Dießenhofen in 460 m Höhe.

Im Drumlingebiet findet man nirgends Ufermoränen dieses Vorstoßes, ein Zeichen, daß kein Gletscher hier eine zusammenhängende Eismasse bildete. Sie erscheinen erst an den Abhängen der vorliegenden Molassehöhen, wo sie vielfach durchbrochene Wälle darstellen. Ein solcher zieht sich von Güttingen an Liggeringen vorbei gegen das Teufelstal; hinter ihm befindet sich eine in die Molasse eingeschnittene Abflußrinne, welche die Gewässer von Liggeringen gegen Güttingen leitete. Im Durchbruchstal nördlich von Möggingen ist in ihr ein schöner Moränenaufschluß. Ein zweiter Wall ist erkennbar nördlich von Hödingen bis nach Owingen; er biegt in das Billafingertal ein, ein Zeichen, daß der Gletscher eine Zunge in dieses zentrifugale Tal hineinschob. Nordöstlich von Owingen bei Pfaffenhofen erscheint er in doppeltem Zuge wieder und leitet um die Höhen von Hohenbodmann herum in das Stirnmoränengebiet von Taisersdorf. Ich nenne diesen auf die Laufenschwankung folgenden Vorstoß die erste Phase.

Ihre Endmoränen bei Radolfzell sind auf der Karte zu finden.

Ungefähr 100 bis 60 m tiefer trifft man einen zweiten Moränenzug. Sie begrenzen einen zweiten stationären Rückzugszustand, die zweite Phase. Sie bildet kein Inlandeis mehr, sondern schließt sich enge an die vorhandenen zentripetalen Täler an; die zentrifugalen erreicht sie nicht mehr. Ihre Ufermoränen treten klar hervor und begleiten in zirka 460 m Höhe die heutigen Seeufer. Auf der Strecke Nußdorf-Ueber-

lingen gleichen sie bisweilen niedrigen Drumlinhügeln, doch ohne deren charakteristische Richtung zu besitzen. Die Stirnmoränen sind bei Frickingen undeutlich ausgebildet; im Ueberlingertale sind sie bei Wahlwies und Stockach deutlich vorhanden, ebenso im Tale der Hegauer Aach bei Arlen und im Rheintale bei Etzwilen. Nur bei Radolfzell scheinen sie zu fehlen; daß sie jedoch vorhanden waren, glaube ich beweisen zu können.

Wir gehen nun speziell zu unsern geschilderten Beobachtungen im Stahringertale über.

Südlich von Stahringen befindet sich in 450 m Meereshöhe die das Stahringertal gegen Westen abschließende Durchenbergmoräne; ihre Biegung zeigt, daß sie von einer aus dem Ueberlingertale ausgehenden Gletscherzunge abgelagert wurde. Ihrer Höhenlage nach gehört sie zur zweiten Phase. In der Tat liegt bei Güttingen der Moränenzug der ersten Phase zirka 100 m höher. Das Stahringertal war deshalb von dem Gletscher der zweiten Phase bedeckt, und die dort beobachteten glazialen Erscheinungen müssen deshalb mindestens zu dieser Phase gerechnet werden, da die spätern Zustände den Talboden nicht mehr erreichten. Die Kiese unter der Grundmoräne gehören deshalb in die Zeit vor der zweiten Phase, und wir kommen nach den oben beschriebenen Beobachtungen zu dem Schlusse, daß vor dem Eintritt der zweiten Phase das Tal bis auf 426 m Meereshöhe geöffnet war.

Es ist nun zweifellos, daß das zweite Strandliniensystem des Espasinger Kessels in 440—450 m Meereshöhe einem auf die zweite Phase folgenden Stausee angehört. Denn eine spätere Phase, die so hoch hätte stauen können, ist nicht vorhanden; die erste Phase aber ist ausgeschlossen, weil die Strandlinien auf die Moräne der zweiten Phase selbst übergehen. In der Tat konnte auch die Moräne am Durchenberg den See auf 450 m Meereshöhe stauen. Nach dem Durchbruch am Krebsbach mußte er dann auf die Höhe von 440 m sinken und hier längere Zeit verharren. Es bildete sich das zweite Strandliniensystem aus. Denn erst als sich das Eis bis hinter die Mainau zurückgezogen hatte, fand er wieder in 420—430 m einen andern Abfluß bei Egg, wie wir zeigen werden. (Drittes Strandliniensystem.) Bis dahin floß er bei Stahringen durch das Sauried in den tiefer liegenden Untersee, wie Sieger zuerst hervorgehoben hat.

Es bleibt nun noch die Zeit für das erste Strandliniensystem in 460—480 m Höhe zu bestimmen. Die Stirnmoränen am Durchenberg haben im tiefsten Punkte eine Meereshöhe von 450 m, die hintere Moräne bei Wahlwies eine solche von 460 m. Diese Moränen konnten deshalb nicht so hoch stauen. Am Schienerberg bei Radolfzell kommen in derselben Höhe Strandlinien vor. Hier wäre eine Zurechnung zu diesem See nach Lage der Verhältnisse unmöglich. Ebenso unmöglich ist es, das System einem *vor der ersten* Phase liegenden See zuzurechnen. Denn wie die Seiten- und die Endmoränen zeigen, stand zur Zeit der ersten Phase das Eis im Espasingerkessel höher als 480 m. Es hätte diese Linien deshalb sicher zerstört. Somit bleibt als einzige Möglichkeit, es einem auf die erste Phase folgenden Stausee zuzurechnen. Und in der Tat hatte die Gletscherhöhe dieser Phase, wie die Moränen zeigen, die Fähigkeit, das Wasser bis zu dieser Höhe zu stauen. Da nun aber diese *Strandlinien selbst hinter den Stirnmoränen der zweiten Phase liegen*, so kommen wir zum Schlusse, daß der Gletscher sich nach der ersten Phase hinter den Maximalstand der zweiten zurückzog und demnach wieder einen Vorstoß machen mußte, um in den Stand der zweiten Phase zu gelangen.

Wie weit dieser Rückzug reicht, kann ich nicht sicher angeben; ich werde jedoch zeigen, daß er wohl bis Ueberlingen, aber nicht bis Meersburg sich erstreckte.

Wenn jedoch im Ueberlingerseetal ein See bis auf 480 m Höhe gestaut werden soll, so darf das Seitental von Stahringen nicht wie zu Beginn der zweiten Phase bis auf 426 m Höhe geöffnet gewesen sein. Die Sohle muß also am Ende der ersten Phase mindestens 480 m hoch gewesen sein. Der See hatte hier einen Ausfluß, wie die Terrassen im Stahringertal in dieser Höhe zeigen. Wir kommen deshalb zu der Anschauung, daß durch diesen Ausfluß des ersten Stausees die Sohle von mindestens 480 m Höhe bis auf 426 m erniedrigt wurde. Diese große Erosionsarbeit läßt weiter auf eine relativ lange Dauer des ersten Stausees schließen. Dann kam das Eis der zweiten Phase, legte seine Moränen hinein und erhöhte den Boden bis auf den heutigen Stand.

Nach diesen Darlegungen mußte ferner das Ueberlingertal bei Espasingen am Ende der ersten Phase auf mindestens 426 m Seehöhe ausgetieft gewesen sein.

Die Bucht von Radolfzell.

Das komplizierteste aller Alluvialufergebiete ist dasjenige von Radolfzell. Der Verlauf der Höhenlinien ist scheinbar nicht zu übersehen. Läßt man jedoch die Höhenkote 420, die ungefähre Trennungslinie der glazialen und postglazialen Deltagebiete durch irgend ein Mittel stärker hervortreten, so liegt ihr Aufbau klar vor uns.

Wir sehen eine große, von Iznang über Bohlingen, Ueberlingen am Ried, Rickelshausen, Reuthe bis Markelfingen sich erstreckende Bucht. Sie zerfällt in zwei deutlich getrennte Gebiete. In demjenigen von Iznang bis Moos beschränkt sich die Isohypse 400, wie das die Regel ist, auf ein kleines Gebiet längs des Sees; in dem übrigen Gebiet geht sie so weit in das Land hinein, daß sie bis auf eine kleine Ausbuchtung bei der Station Rickelshausen direkt den Anstieg zu der darüberliegenden Flachhügellandschaft bilden hilft. Ein solches Zurückweichen ist in keinem Alluvialgebiet am See zu finden. Der Grund liegt darin, daß im ganzen südlichen Teil des Gebietes ein Alluvialkegel überhaupt fehlt. Es wird von einer flachen Depression durchschnitten, welche von der Aachmündung gegen Rickelshausen sich erstreckt. Schon daraus ergibt sich, und wir werden es später noch besonders beweisen, daß die Hegauer Aach diesem Gebiete fremd ist, daß sie erst nachträglich in diese Depression hineingezogen wurde. In Uebereinstimmung damit treffen wir nirgends innerhalb der Höhenkote 400 auf alluviales Geröll. Die Aufschlüsse zeigen einen fast geröllfreien, ungeschichteten, fetten Lehm, welchen ich nach Analogie entsprechender Oertlichkeiten bei Dingelsdorf für glazial halte. Auch die Torfmoore, welche sich namentlich im nordöstlichen Teile befinden, weisen auf eine solche Unterlage hin.

Echte Flußkiese treffen wir erst bei der Station Rickelshausen und bei Böhringen; sie sind horizontal geschichtet und enthalten weißen Jura. Kein heutiger Fluß dieses Gebietes führt dieses Gestein. Ich schließe daraus, daß diese Gerölle trotz ihrer niedern Lage einem glazialen Zuflusse angehören und wahrscheinlich, wie schon Sieger vermutet, das äußerste Ende des Deltas vom Föhren- und Seebühl hinter Böhringen vorstellen.

Die breite Rinne, welche das ganze Gebiet von Rickelshausen bis zur Aachmündung durchzieht, ist das letzte Ende des von Stahringen herabkommenden Abflusses. Wie der heutige Rhein infolge seines kalten Gletscherwassers sein Bett weit in den heutigen

Bodenseegrund eingräbt, so taten es hier vielleicht die kalten und klaren Abflüsse der Stauseen des Ueberlingertales. Sie konnten, aus Stauseen kommend, auch kein Geröll in namhafter Menge mitführen und schütteten deshalb auch kein Delta auf. Der häufig vorkommende weiße Jura und die seltene Marine- und untere Süßwassermolasse können deshalb auch nicht über Stahringen kommen, wie Sieger meint, sondern sie nahmen ihren Weg über Langenstein-Steißlingen, wie noch gezeigt werden soll. Der Umstand, daß in denjenigen Gebieten, wie am Alten Bohl bei Radolfzell und im ganzen Tale des Mindelsees, die ihr Wasser ausschließlich von Stahringen empfingen, kein weißer Jura vorkommt, scheint mir ein zweiter Beleg dafür zu sein.

Zwischen Lerchenthal und dem Alten Bohl am Ostufer unsrer Bucht sind die drei postglazialen Seeborde gut ausgebildet. Auch bei Ueberlingen am Ried sind sie zu sehen. Von Böhringen bis Radolfzell tritt die Linie 405 klar zutage.

Bei Böhringen, bei Rickelshausen und Ueberlingen am Ried beginnt in der Höhe von 420 m Flachhügelland. Am besten ist es bei Böhringen und Reuthe ausgebildet,

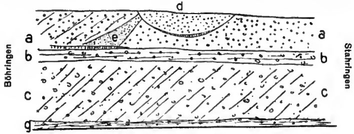


Fig. 6. Große Grube am Fohrenbühl.

a) Deckschicht, in derselben eine Sandschicht e) und eine Teichschmitze d) mit liegenden Lehmbändern; b) Bachschicht c) Seeschicht; g) Horizontal-Sand.

wo der Fohren- und Seebühl typische Flachhügel sind. Sie sind zudem noch gut aufgeschlossen. Um den Kreuzweg auf dem Fohrenbühl sind vier Gruben. Die südöstliche war beim Besuche verschüttet; die nordöstliche und nordwestliche zeigten durch eingepreßte ungeschichtete Kies- und Lettmassen augenfällige Schichtenstörungen. In der nordwestlichen Grube war im eingepreßten Lehm ein großer, schöner Gletscherschliff zu sehen, ein sicheres Zeichen seiner glazialen Natur. Frei von Störungen war die größte, südwestliche Grube (am 15. Juli und 18. August 1904, wo die Gruben besucht wurden). Ihren Bau zeigt beistehende Abbildung (Fig. 6). d) ist ein Nest sehr feinen, nußgroßen ungeschichteten Gerölls, ohne Sand, durch Seekreide etwas miteinander verbunden (Kittsand). a) die Deckschicht, bestehend aus faustgroßem Geröll mit Lehm. Nördlich des Kittsandnestes war keine Schichtung erkennbar; südlich erschien eine reine Sandschmitze e und dann eine undeutliche, seewärts einfallende Schichtung (Einwirkung des von Süden herkommenden Sees). b) Bachschicht, ziemlich horizontal geschichtet, etwas gegen Norden einfallend, Sand und faust- bis kopfgroßes Geröll. c) Seeschichten, seewärts einfallende Kiese und Sande. g) horizontale Sande. Am Boden der Grube lagen geschliffene und eckige Blöcke; aus welcher Schicht sie stammen, war nicht zu ermitteln. c) und b) enthielten weißen Jura, b) außerdem sehr verwittertes Molassegeröll. Am Grunde des Kittsandes und des geschichteten Teiles der Deckschicht war ein feines Lehmland bemerkbar (pag. 79).

Am Seebühl ist ebenfalls ein typisches Delta erschlossen, es fehlt darüber die Deckschicht; statt dessen befindet sich über der Bachschicht eine dünne Schicht fester Nagelfluh, welche gegen Norden zu, wo der Bruch leider verfallen war, deutlich anschwillt.

Bei Lerchenthal befinden sich in 410 und 420 m Höhe zwei Aufschlüsse, welche den von Wollmatingen bis zum Brandbühl sich erstreckenden Höhen angehören.[1] Sie bestehen aus grobem, seewärts einfallendem oder horizontal verkeiltem Geröll, stellenweise mit Lehm und Sand untermischt. Im höher gelegenen Bruche am Waldrand finden sich auch Gerölle einer Nagelfluh. Am Buchhof in 440 m Höhe ist glaziales Geschiebe. Ueberall finden wir in diesen Gruben nur alpines Geröll.

Die Kiesgrube am Alten Bohl liegt vor einer Depression des oben genannten Höhenzuges, zu welcher eine von der Straße Radolfzell-Stahringen benützte flache Talbildung hinaufführt. Diese Depression benützten die von Stahringen abfließenden Gewässer vor dem Durchbruch der Durchenbergmoräne. Wir finden deshalb eine klare Deltabildung, wie auch Penk festgestellt hat. Sie enthält nur alpines Geröll. Eine Deckschicht fehlt. Dagegen war im August 1905 in der Mitte der Grube eine eingepreßte, nicht große, ungeschichtete Geröllmasse freigelegt, welche Schichtenströmung veranlaßt und schöne Gletscherschliffe führte (Fig. 7).

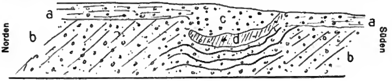


Fig. 7. Grube am Alten Bohl, nördlich von Radolfzell.
a) Bach-, b) Seeschichten; c) und d) eingedrungene Kies- und Lehmschichten.

Im westlichnen Teile des Gebietes ist auf der Strecke von Ueberlingen am Ried bis Rickelshausen das Flachhügelland deutlich ausgebildet. Es reicht jedoch nur zirka 2 km über die auf 420 m aufsteigende Buchtwand hinaus und geht dann in eine weite Ebene über. Diese erstreckt sich von Ueberlingen am Ried bis Arlen, von hier nördlich bis nach Singen, dann östlich bis in die Gegend nördlich von Rickelshausen, und von hier längs des Buchtrandes südlich bis Ueberlingen am Ried. Ihre Oberfläche dürfte 16 Quadratkilometer betragen. Ihre mittlere Höhe ist zirka 325 m. Auf dem Wege von Rickelshausen nach Singen, bei Arlen, bei Ueberlingen am Ried finden wir Aufschlüsse. Alle zeigen gleichmäßig fluviatile oder Deltastruktur und führen weißen Jura. In der Grube nördlich von Ueberlingen am Ried liegt außerdem der schon erwähnte Muschelsandstein. Es ist kein Zweifel, daß hier eine große Deltaebene vorliegt, welche im Westen noch ihre ursprüngliche ebene Oberfläche besitzt, während sie an ihrem östlichen Rande von einem Gletscher, dessen Moräne wir in den Gruben von Ueberlingen am Ried deutlich sehen, überlagert und zum Teil in Flachhügelland verwandelt wurde. Die Struktur, die Lage und die Höhenverhältnisse zeigen ferner, daß mit dieser Deltaebene auch die Flachhügelländer von Böhringen und Rickelshausen zusammenhängen. Nur im Osten am Alten Bohl, wo der weiße Jura fehlt, liegt ein andres Delta vor.

[1] Sein Bau ist unten geschildert.

Untersuchungen über die genaue Oberflächenform und besonders über das nördliche und nordwestliche Ende der ganzen Ebene, welche ich kurz das Singener Delta bezeichnen will, stehen noch aus. Nach dem Verlauf der Höhenkoten scheint eine Kegelform vorhanden zu sein, die auf der Ostseite Störungen erlitten hat. Bis 440 m Meereshöhe habe ich lakustre Ablagerungen verfolgt; in dieser Höhe legt es sich an den Molassehügelzug von Friedingen bis Steißlingen an. Wo das Delta jedoch in die glaziale Steißlinger Schotterterrasse übergeht, weiß ich zur Zeit nicht. Nach dem Vorgetragenen muß es irgend in 440 m Meereshöhe stattfinden. Es senkt sich von da stetig nach Süden. Dort in den Steinbrüchen von Ueberlingen am Ried und Rielasingen liegt in ungefähr 415 m Höhe die Trennungslinie der Bach- und Seeschichten. Während seiner Ablagerung sank also der See von 440 auf 415 m Meereshöhe.

Als erzeugender Fluß kann nur die Hegauer Aach in Betracht kommen; doch nicht in ihrem heutigen Laufe.[1] Es geht nämlich über das ganze Delta ein heute noch erkennbarer Flußlauf hin mit einer Menge von Mündungsarmen. Auch Sieger erwähnt ihn. Er kommt jedoch nicht von Stahringen, auch nicht von der heutigen Aachquelle. Sondern eine alte Abflußrinne der Hauptwürmeiszeit und der ersten Phase leitete die heute der Stockacher Aach tributären Gewässer, welchen der Lauf südwärts durch den Gletscher versperrt war, einerseits von Eigeltingen nach Aach und von dort in das große Weitenried zwischen Volkertshausen und Wiechs, anderseits am Schloß Langenstein vorbei ebenfalls in dieses Ried. Dieser einstige See hatte, wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten, zwei Abflüsse. Der eine ist die heutige Aach bei Beuren an der Aach, der andre eine alte Flußniederung, welche sich zum Steißlinger See hinzieht. Von hier sind zwei Flußläufe erkennbar. Der älteste führt südlich an den Molassebergen vorbei zum Neuhaus, wo alte in das Deltagebiet einführende Flußterrassen erscheinen. Es läßt sich sein Weg über das Ungeheuerried bis Rielasingen verfolgen. Das jüngere, noch klarer erkennbare Flußgebiet führt zur Hardmühle, südlich von Steißlingen. Hier öffnet sich ihm eine vielfach gelappte Rinne, welche direkt zum Luzeisee am untern Ende des Saurieds führt (jüngster Flußlauf). Eine Ausbuchtung dieser Rinne führte, bevor der geschilderte Durchbruch stattgefunden hatte, die Gewässer westlich durch den Grubenwald in die Kammern. Dort teilte sie sich wieder in zwei Arme. Der südliche mündet nach nochmaliger Gabelung einerseits östlich von Rickelshausen in unsere Bucht; anderseits macht er die schöne Flußschlinge des Haselmoses und mündet bei der Steinlache. Der nördliche Arm aber bildet das Langenried, teilt sich ebenfalls wieder und mündet einerseits durch das sog. „Tal" bei Ueberlingen am Ried, anderseits zieht er über den Hardt und die Hohenäcker nach Rielasingen und direkt über Ramsen in den Rhein. Der Erhaltungszustand der Rinnen zeigt deutlich, daß die westlicheren immer auch die älteren sind; ihre Richtung, welche die Gewässer an dem tieferen Bodenseebecken vorbei gegen Südwesten leitet, läßt erkennen, daß die ältesten zu einer Zeit flossen, wo das Becken noch mit Eis erfüllt war; die nach Südosten gerichteten Einbrüche erfolgten dann, als das Eis sich aus dem Radolfzellerbecken zurückzog.

Das Tal von Bohlingen-Arlen.

Eine genaue Altersbestimmung der geschilderten Beobachtungen läßt sich erst durchführen, wenn auch der in diesem Tale gelegene Seearm besprochen ist.

[1] Dieses folgt auch aus dem Vorkommen vom Muschelsandstein bei Ueberlingen am Ried. Die heutige Aach geht nicht durch Gebiet mit Muschelsandstein.

Gleich am Eingang hinter Moos und Iznang treffen wir einen von Moos nach Bankholzen hinziehenden schwach ausgedrückten Höhenzug. Ich war anfänglich geneigt, ihn für den Deltakegel des bei Iznang von dem Schienerberg herabfließenden Baches zu halten; ich sehe ihn jetzt aber für eine flache Moräne der letzten Rückzugsphase an, wie wir sie auch bei Kluftern treffen werden. Auf den Feldern liegt kein Kies, sondern schwerer lehmiger Boden. Er schließt sich in zirka 415 m Höhe an das Gebirge an und endet in zirka 403 m Höhe an der Kapelle nordwestlich von Moos. Ein fluviatiles, kiesiges Gebilde ist er nicht. Mit der Hegauer Aach steht er deshalb und auch seiner ganzen Lage nach nicht in Beziehung.

Es ist aber augenscheinlich, daß durch ihn die Hegauer Aach nordwärts in die Depression des Radolfzeller Seebodens gedrängt wurde, und wir verstehen so ihre merkwürdige Mündungsform.

Merkwürdig ist, daß wir im ganzen Tale nirgends die Andeutung eines frühern Deltakegels finden. Dieses deutet vielleicht darauf hin, daß die Hegauer Aach erst sehr spät, vielleicht erst bei dem heutigen Seestand, in dieses Tal eingebrochen ist.

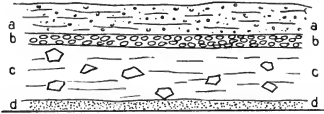


Fig. 8. Aufschluß an der Fabrik Arlen.
a) horizontale Kiese, b) Nagelfluh, c) Moräne, d) harte Sandbank.

Begrenzt wird das Tal nördlich und südlich von zwei Molassebergen.[1] Das Fehlen glazialer Gebilde drückt ihm einen ganz andern Landschaftscharakter auf. Erst im Hintergrunde zwischen Arlen und Worblingen finden wir es durch zwei Moränenzüge abgeschlossen, während von Worblingen an die nördliche Grenze durch einen Steilabfall des Singener Deltas gebildet wird; die östliche der beiden Moränen geht westlich von Hittisheim in 448 m Höhe vom Schienerberg aus und endet am Witzenbohl in steilem Abfalle zu einem Durchbruchstale der Aach. Auf den Feldern ihres Rückens liegt viel geritztes Geschiebe. Die Flußböschungen des Durchbruches gehen an ihr bis 440 m hinauf, obwohl die jenseitige Talwand, welche von dem Singener Delta gebildet wird,

[1] Daß der Schienerberg aus Molasse besteht, ist bekannt. Der Galgen- und Hardberg wird oft als aus vulkanischen Tuffen aufgebaut angesehen. Sie bestehen, wie ich mich überzeugt habe, aus Süßwassermolasse (Aufschlüsse in den Kellern bei Worblingen und Bohlingen). Bedeckt sind sie von glazialem Geschiebe. Mitten aus dem Singener Delta dagegen erhebt sich östlich von Rielasingen des Jungfernbühl. Er allein besteht aus verwittertem vulkanischem Tuff. Dieser Tuff schließt eine Unmenge aus der Tiefe mitgerissener eckiger Gesteinsbrocken nebst größern vulkanischer Bomben in sich. Ich konnte bis jetzt erkennen: Gneis, Granit mit roten Feldspäten, Aplit, schwarzen Jura, weißen Jura, daneben noch Schaumkalke, quarzreiche Sandsteine ꝛc. ꝛc. Auch der Tuff der Roseneck ist sehr reich an solchen Einschlüssen.

nicht höher als bis zu 415 m hinaufgeht. Von der Moräne ist auf dieser Seite keine Spur mehr zu sehen.

Zum Glück aber befindet sich auf dieser Talseite gerade hinter der Fabrik zwischen Arlen und Worblingen ein Aufschluß, der uns zeigt, wie diese Moräne in den Kiesen des Deltas verschwindet und von dem einstigen Flusse abgetragen wurde (Fig. 8). Die Unterlage bildet in der Höhe der Talsohle eine grobe, harte Sandbank; darauf liegen zirka 5 m hoch undeutlich horizontal geschichtete Kiese und Sande mit den schönsten Gletscherschliffen und mächtigen erratischen Blöcken, darüber eine zirka $^1/_2$ m dicke, feste Nagelfluh, darüber endlich noch $3^1/_2$ m horizontal geschichtetes, ungeritztes Material (Sande und Kiese) der Singener Deltaebene. Selbst weißer Jura fehlt hier nicht. Links und rechts dieser Grube sind zwei weitere, welche bis zum Grunde reine Deltabildungen enthalten, ein Beweis, daß wir es mit einem Moränenwall zu tun haben. Auf der Ebene selbst über der Grube ist nicht eine Spur der Moräne zu sehen. Sie liegt eben 3 m tief in der Ebene begraben, und die Nagelfluh, welche die fluviatilen Kiese von den liegenden glazialen Schottern trennt, stellt wohl die Abwaschungsebene vor. Diese Beobachtung und die Höhe der Ausflußböschungen auf der südlichen Talseite zwingen uns, die Moräne in die Kiese hinein nordwärts fortzusetzen.

Noch weitere Tatsachen weisen darauf hin. Westlich hinter ihr liegt eine zweite Moräne, eigentlich ein trauriger Stumpf, da er beiderseits von Flüssen angenagt ist. Er erstreckt sich vom Reuthele bis zum Keller südwestlich von Arlen. Im Keller ist seine Unterlage, Süßwassermolasse, in zirka 416 m Seehöhe bloßgelegt.[1] Hier ist er von der Aach steil abgeschnitten; auf der Südseite ebenso steil in Flußterrassen von einem über die erste Moräne in zirka 443 m Höhe abfließenden Bache, welcher in einem heute noch verfolgbaren Bette durch den Pflummern gegen Ramsen abfloß.

Es ist hier ein Stausee jenseits der Moräne in 443 m Höhe angezeigt. Denn daß nicht ein Gletscherbach, sondern ein Ueberlauf vorliegt, zeigt der deutliche Ausflußtrichter auf der Ostseite und zeigen vor allem die längs des Schienerberges verfolgbaren kilometerlangen Strandlinien in dieser Höhe: Am Witzenbohl, bei Worblingen, über Bohlingen, über Bankholzen, über Weiler und Grundholzen erscheinen sie. Am südlichen Ende des Galgenberges leiten sie in die Radolfzeller Bucht hinüber und zeigen, daß der in dieser Bucht durch die Höhe des Singener Deltas uns angezeigte Seestand mit demjenigen von Wordlingen in Verbindung stand. Ein solcher Stausee verlangt aber mit absoluter Konsequenz einen geschlossenen Moränenzug um die ganze Radolfzeller Bucht; sonst hätte sie über Ramsen-Hemishofen eine Oeffnung. Denn die dort liegenden Moränen konnten höchstens bis 430 m Seehöhe[2] stauen.

Noch etwas präzisere Vorstellungen geben uns die beiden schon erwähnten Gruben links und rechts des beschriebenen Moränenaufschlusses bei der Fabrik Arlen; die eine liegt zirka 500 m westlich, die andre 500 m östlich von ihr; es schneiden beide das Singener Delta in gleicher Höhe wie der Moränenaufschluß an und zeigen beide typische Deltabildungen. Bei der westlichen ist zudem der Fluß durch das gerade über ihr

[1] Ueber einer Sandsteinbank liegt eine Schicht gelben tonigen Sandes mit vielen Blattabdrücken (Salix angusta), darüber feine Sande bis zur Kellerdecke.

[2] Schon pag. 88 habe ich bemerkt, daß an den genannten Lokalitäten noch höhere Strandlinien vorhanden sind. Sie gehören nach den dortigen Auseinandersetzungen einem frühern Stausee der ersten Phase an.

liegende Ried auch topographisch angedeutet. Während aber östlich die Deltaschichten gegen Worblingen einfallen, fallen sie 900 m weiter westlich gegen Rielasingen ein. Dazwischen liegt die halb abgewaschene Moräne. Nun wissen wir, daß diese westlichen Zuflüsse die ältesten sind, daß sie die Radolfzeller Bucht gar nicht berührten, also jedenfalls außerhalb des zu supponierenden Moränenkranzes verliefen. Wir kommen dann zur Anschauung, daß diese nach Rielasingen einfallenden Schichten nicht in den Radolfzell-Bohlinger Stausee abgelagert wurden, sondern in einen außerhalb der Moräne liegenden und vom Rhein her über Ramsen aufgestauten See, welcher, wie das Delta beweist, zu jener Zeit nur eine Höhe von 420 m hatte, während der innerhalb der Moräne liegende 440 m hoch stand und bei Hittisheim in den erstern abfloß. Der beiderseits umspülte und von dem Fluß des Singener Deltas vielleicht noch angewaschene Moränenzug konnte unter diesen Verhältnissen keinen großen Widerstand leisten; er wurde irgendwo nördlich von Arlen durchbrochen; der Spiegel des östlichen Sees sank auf die Höhe des westlichen, und der Fluß des Singener Deltas bekam Raum, sein Delta nach Osten in das Radolfzeller Becken auszubreiten. Die Ablagerung der östlichen Grube mit ihrem östlichen Schichteneinfall erfolgte zu dieser Zeit, während die westliche vor den erfolgten Durchbruch zu setzen ist.

Zu bemerken ist noch, daß sich von Arlen an ein deutliches altes Flußbett gegen Ramsen hinzieht. Es läuft nördlich an Arlen vorbei in die Biber. Es ist augenscheinlich kein alter Lauf der Hegauer Aach, sondern ein alter Ausfluß des Bodensees.

Die zweiten Stauseen und die dritte Rückzugsphase.

Einige Stücke des supponierten Moränenzuges scheinen noch vorhanden zu sein. Nördlich von Bohlingen liegt der Molassezug des Galgen- und Hardberges. An seiner Nordseite liegen Moränen, welche sich hinter Ueberlingen am Ried nordostwärts wenden und im alten Delta verschwinden. Die Kuhhalde scheint ein weiterer Rest zu sein, vielleicht auch der Kampfrain und seine östliche Fortsetzung. Das Oberholz ist wohl sicher der östliche Beginn einer Stirnmoräne. Es schließt sich an die Molassehügel an, welche am Alten Bohl enden. An diesen schließen sich weiter moränenartige Bildungen an, die offenbar zu unserm Endmoränenzuge gehören. Nordwestlich vom Oberholz und nur durch das enge und tiefe Durchbruchstal des Saurieds getrennt liegt die glaziale Steißlinger Schotterterrasse, die wohl zu dem Moränenstück des Oberholzes gehört.

Daß diese Moränen zu unserer zweiten Rückzugsphase gehören, zeigt nicht nur ihre Lage im Gletschergebiet, sondern auch ihr doppelter Zug, der hier für diese Stufe charakteristisch ist. Damit ist auch das Alter des moränenartigen Höhenzuges bestimmt, welcher sich bis Wollmatingen verfolgen läßt und nördlich von Hegne bis zum Alten Bohl und südlich von Markelfingen auch aus zwei nebeneinanderliegenden Wällen besteht. Für das Alter des Singener Deltas und seines Flusses ergibt sich dann die Zeit, die der Ablagerung dieser Moränen folgt. Er zerstörte sie und schüttete seine Kiese in das vom Gletscher verlassene Gebiet. Es ist die Zeit des zweiten Stausees, welchen wir bei Bodmann-Espasingen konstatieren konnten.

Und wie jener Stausee eine Spiegelhöhe von 440 m hatte, so gilt dieses auch, wie die Strandlinien, die Abflußverhältnisse bei Hittisheim und die Höhe des Singener Deltas zeigen, von diesem. Während jener aber diese Höhe lange beibehalten hat, sank

sie hier, sobald der Durchbruch der Moräne erfolgte, auf die Höhe des Stausees, welcher außerhalb der Stirnmoräne über Ramsen-Stein lag. Wir werden bei der Besprechung der Bucht von Stein zeigen, daß dieser zu Anfang der zweiten Stauseezeit eine Höhe von bloß 430 m hatte und bald und fast unvermittelt auf zirka 415 m heruntergehen mußte. Dasselbe mußte dann, wenn vielleicht auch etwas später, bei dem Radolfzellersee eintreten. Es mag zu Beginn der zweiten Stauseezeit der Zustand vorhanden gewesen sein, daß von den drei am Ende des Bodensees liegenden Stauseen immer der östliche höhere in den westlichen niedern sich ergoß, der Ueberlingersee mit 450 m Spiegelhöhe in den Radolfzeller mit 440 m und dieser in den von Rausen-Stein mit 430 m hoher oder eventuell noch niederer Spiegelhöhe. Später vereinigten sich die beiden letztern und sanken auf 415 m herunter, während der Ueberlingersee 440 m Spiegelhöhe vorerst beibehielt.

Nun erstreckt sich von dem Flachhügelland des Fohrenbühls gegen Radolfzell ein flacher Wall, welcher sich jenseits Radolfzell in der Mettnau und unter Wasser bis zur Reichenau fortsetzt. Dieser Wall trennt unsere Bucht in einen tiefern westlichen und höhern östlichen Teil. Im westlichen nimmt man am ganzen Rande der Bucht Spuren eines dritten Rückzugsstadiums wahr, welches jedoch nirgends höher als 415—420 m hinaufreicht; im östlichen sind solche Spuren nur angedeutet.

Bei Ueberlingen am Ried sind die hierher gehörenden Moränen eingehend beschrieben (pag. 86). Bei Iznang und Gundholzen hat Sieger solche geschildert.[1] Im Osten dagegen sind in der Grube am Alten Bohl glaziale Einwirkungen durch Schichtenstörung nur angedeutet. Und diese Verhältnisse gelten für den ganzen Untersee. Am ganzen Ostufer findet man trotz der vielen tiefgelegenen Gruben keine glazialen Ablagerungen. Nur in der großen Grube zwischen Hegne und Wollmatingen ist eine Schichtenstörung noch zu konstatieren. Am Westufer ist glazialer Lehm nicht selten.

Alle diese Vorkommnisse sind Anzeichen einer dritten Rückzugsphase. Sie bedeckt hauptsächlich den tiefern westlichen Zellersee und berührt das Ostufer kaum. Die größere Tiefe des erstern ist wohl eine Folge dieser Verhältnisse, sei es, daß der Gletscher ihn durch Erosion vertiefte, oder daß er Anschwemmungen verhinderte. Die ganze Konfiguration des Beckens und der schon genannte Wall von Böhringen bis zur Reichenau läßt erkennen, daß sich der Gletscher des Untersees in drei Zungen aufgelöst hatte; die erste lag im Markelfinger Winkel und im Gnadensee, die zweite im Zellersee, und die dritte erfüllte den Seearm von Stein. Die westlicheren Zungen waren stärker als die östlicheren; der Grund liegt wohl in dem Zug der ganzen Eismasse gegen Westen. Am Ostufer sind kaum glaziale Wirkungen zu spüren; die westliche Zunge bei Stein lagerte allein eine Stirnmoräne ab. Ihr Bestand war demnach hier auch der längste.

Da bei Radolfzell und Markelfingen und ebenso in der Bucht von Bodmann-Espasingen Stirnmoränen fehlen, müssen wir schließen, daß es sich hier nur um einen relativ kurzen Vorstoß handelte, ein stationärer Zustand sich nicht mehr ausbildete. Stirnmoränen treffen wir mehr südwärts.

Bei Ueberlingen am Ried, bei Böhringen, bei Konstanz ꝛc. können wir ferner sehen, daß es der Gletscher dieser Phase ist, welcher sich über die lakustren Bildungen

[1] Sieger l. c., pag. 174.

der Flachhügelländer hinlegt und ihnen ihre charakteristische Gestalt gibt. Daraus folgt aber, daß ihre Bildung entweder in die zweite Stauseezeit zu verlegen ist, oder doch in den Beginn der dritten Phase.

Wo es sich um größere Deltabildungen handelt, werden wir, wie beim Singener Delta, ihre Entstehungszeit in diejenige des zweiten Stausees verlegen müssen. Dazu zwingt uns auch die Höhenlage der Flachhügelländer; sie steigen von 415 bis 440 m an, das ist genau die Seehöhe des zweiten Stausees. Nun treffen wir rings um den ganzen nordwestlichen Seeteil bis Immenstaad (weiter wurde die Untersuchung nicht geführt) solche Flachhügelländer und dazwischen alte Strandlinien in den genannten Höhen. Wir müssen also annehmen, daß sich zwischen der zweiten und dritten Phase der Gletscher entweder bis über Friedrichshafen zurückzog, oder daß doch ein Zustand eintrat, bei welchem an den Ufern offenes Wasser sich befand, während in der Seemitte noch eine Eismasse liegen konnte. Denn sonst wäre das Sinken auf gleichmäßige Höhen bei allen Flachhügelländern nicht erklärlich. In jedem Falle aber muß also ein neuer Vorstoß der Eismassen angenommen werden, damit zur Zeit der dritten Phase das damalige Seeufer selbst an den entferntesten Enden nicht nur wieder erreicht, sondern sogar überschritten worden ist. Soweit das Ueberwallen reichte, wurden dann die Deltas des zweiten Stausees in Flachhügelländer umgewandelt, wie man das am Singener Delta direkt sehen kann. (Achenschwankung und Bühlstadium.)

Die Bucht von Stein bis Etzwilen.

Von größter Wichtigkeit für die Beurteilung der Maximalstände des Bodensees sind die Verhältnisse bei Etzwilen westlich von Stein. Hier fanden von der zweiten Rückzugsphase an die Gewässer des Bodensees, auch wenn sie über Arlen abflossen, ihren Ausgang aus dem Seegebiet. Ammon hat zuerst auf die Bedeutsamkeit dieser Stelle aufmerksam gemacht.

Oestlich von Dießenhofen quert die Moräne der ersten Phase den Rhein. Zirka 3 km ostwärts liegen die zwei Moränen der zweiten Phase. Das Rheintal durchschneidet beide Züge in engem Flußtale. Auf der Südseite ist es gebildet von einem 593 m Meereshöhe erreichenden Molassehügel, dem Rodelberge, auf der Nordseite von der ältesten Moräne der zweiten Phase selbst samt ihrem Uebergangskegel.

Diese Moräne schließt sich südlich an einen Molasserücken hinter Etzwilen an, geht am Ostende des Rodelberges vorbei, legt sich in zirka 440 m Meereshöhe über den Rhein und schließt sich nördlich an den Molasserücken des Rauhen Berges bei Ramsen an. Sie lagert sich in zirka 440 m Meereshöhe südlich vom Rodelberg vor das Stammheimer Ried. Es ist deshalb ganz ausgeschlossen, daß der Rhein, wie Ammon annahm, hier je nach ihrer Ablagerung abfloß.

Die jüngere Moräne der zweiten Phase geht ganz in der Nähe der ersten vom südlichen Molasserücken aus, wendet sich in divergierendem, mehr nördlich gerichtetem Bogen über den Buck gegen den Rhein, welchen sie in 430 m Höhe erreicht. Nördlich des Flusses verschwindet sie auf einer Strecke von gut einem Kilometer und erscheint erst wieder hinter Hemishofen ebenfalls in zirka 430 m Höhe, wo sie sich an den Schienerberg anlehnt und den dortigen „Waldbach" nach Süden ablenkt. Ihr deutlich aus-

gebildeter Schotterkegel drängt sich in die Oeffnung der ältern Moräne hinein in ungefähr 415 m Meereshöhe.

Aus diesem Umstand ergibt sich zunächst, daß nach Ablagerung der zweiten Moräne die erste schon bis zu dieser Tiefe vom Gletscherbach der zweiten geöffnet war; wahrscheinlich floß hier ihr eigener Gletscherbach einst aus. Da nun aber die von Arlen über Ramsen abfließenden Gewässer nur an dieser Moräne gestaut werden konnten, da sie gerade in den Raum zwischen die beiden Moränen hineinflossen, so folgt, daß ein über Hemishofen-Arlen liegender See nach der zweiten Phase nicht mehr höher als auf 415 m gestaut werden konnte. Als deshalb bei Arlen der Durchbruch des Stausees von Bohlingen-Radolfzell erfolgte, so mußte der letztre und später der ganze Untersee ebenfalls diese Höhe (oder eine geringere) annehmen. Dieses stimmt mit den oben mitgeteilten Beobachtungen bei Arlen überein.

Der beinahe kilometerbreite Durchbruch der zweiten Moräne unserer zweiten Phase hat eine Randhöhe von 430 m ü. M. Es würde daraus noch nicht folgen, daß sie gegen Stein einen Stausee bis zu dieser Höhe des Spiegels erzeugt haben muß, weil irgendwo im verschwundenen Teil eine niedrigere Oeffnung gewesen sein könnte. Es

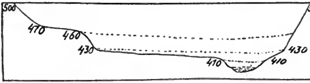


Fig. 9. Querschnitt durch das Rheintal bei Stein 1 : 25 000.

gehen indessen von der südlichen Durchbruchsstelle aus in dieser Höhe Strandlinien ab, die sich bis nach Stein auf der Südseite verfolgen lassen. Noch besser sind sie auf der Nordseite über Hemishofen ausgebildet, wo sie sich über einen Kilometer weit verfolgen lassen. Die nächstniedern Böschungen liegen dann beiderseits in 415 m Meereshöhe. Man kann aus dem Fehlen weiterer Strandlinien in dem großen Zwischenraume von 15 m schließen, daß der Stauseespiegel von 430 m Höhe rasch auf 415 m gesunken sein muß. Dieses entspricht ganz der geringen Widerstandskraft des schmalen und beiderseits im Wasser liegenden Moränendamms. Von 415 m Meereshöhe an wirkten jetzt die beiden Moränen samt ihren Uebergangskegeln auf einer Strecke von mindestens 5 km stauend. Da nun auch an der zweiten Austrittsstelle der Bodenseegewässer bei Arlen in dieser Höhe ein mindestens ebenso breiter Damm (das Becken des Stausees Arlen-Ramsen) stauend auftritt, so wird es klar, warum gerade in dieser Höhe für den Seestand stabilere Zustände eintraten.

Nun legt sich östlich von den beiden Moränen der zweiten Phase noch eine dritte Moräne über den Rhein; sie ist in ihrer Höhe und in ihrer Längsausdehnung beträchtlich kleiner als die ältern und gehört unsrer dritten Phase an. Sie lehnt sich beim Buck an die Moränen der zweiten Phase, ihr Scheitel bleibt in der Höhe von 420 bis 425 m; in 420 m Höhe wird sie vom Rhein in scharfem Absatz durchbrochen. Nördlich des Rheines erscheint sie nicht mehr, da der Rhein hier selbst an das Molassegebirg hingedrängt ist. Auf den Feldern ihres Rückens liegt viel geritztes Geschiebe. Ihr Schotterkegel

geht an die Durchbruchsstelle der westlichen Moräne (die Eisenbahn und die Eisenbahnbrücke gehen zwischen den beiden Moränen hindurch) und erreicht diese in 420 bis 430 m Höhe. Eine Terrasse in der Durchbruchsstelle selbst ist nicht zu bemerken. Sie ist, selbst wenn sie vorhanden war, von dem Rhein und von den über Ramsen auch während der Ablagerung der Moräne einströmenden Gewässern vollständig zerstört.

Diese dritte Moräne zeigt, daß der Gletscher der dritten Phase bei Stein einen stationären Zustand hatte und daselbst länger verweilte. Weder bei Arlen noch bei Radolfzell kam es zur Ablagerung einer solchen. Wir kommen deshalb wieder zur Vorstellung, daß beim Abschmelzen des Eises der dritten Phase der Markelfinger Winkel und der Zellersee zuerst eisfrei wurden, während im Seearme von Stein noch ein Gletscher lag. Dieser Gletscher, wie seine Moräne, konnte deshalb für den Gesamtsee nicht mehr oder nur kurze Zeit stauend wirken, denn die Abwasser fanden bei Arlen eine Ausflußöffnung. Die Seehöhe des Untersees konnte deshalb auch nach der dritten Phase über 415 m überhaupt nicht mehr ansteigen. Wie sich dieselbe für den Ueberlingersee gestaltete, werden wir bei Besprechung der dortigen Ufer kennen lernen.

Das Rheintal von dem Moränengürtel bei Eßwilen bis nach Stein ist einfach gebaut (Fig. 9). Nördlich geht die Molasse des Schienerberges in steilem Gehänge bis an die Talsohle. Südlich fällt das Gebirge ebenfalls bis auf 430 m steil ein; am Abfall sind alte Seeterrassen. Dann wird die Neigung eine geringe. Wir kommen offenbar auf die alte zirka 1 km breite glaziale Talsohle, welche mit zirka 2 ‰ Gefäll gegen den heutigen Rhein absinkt. Aufschlüsse südlich von Stein in zirka 426 m Höhe zeigen, daß sie aus fast horizontal geschichteten Geröllen und Sanden besteht, wie auch Sieger hervorhebt. Ein neuer Aufschluß östlich von Kaltenbach und südlich von Stein läßt jedoch erkennen, daß diese Gerölle von Moränen überlagert sind; es legt sich dort eine deutliche Moränenschmitze über sie her, und die östliche Fortsetzung dieser Grube führt zur Zeit, obwohl sich die Höhe nicht ändert, in eine volle Moräne hinein. Auf der Oberfläche ist von ihr auch nicht eine Spur zu sehen. Ich fand dort unter der Ackerkrume eine ungeschichtete, 1 m mächtige Geröllbank mit großen eckigen Wacken, darunter 3 m Lehm mit Gletscherschliffen und großen eckigen Blöcken. Es sind das offenbar sehr alte Moränen, die von den Gletschern der zweiten Phase eingeebnet sind und wahrscheinlich schon vorher mit Geröll verschüttet wurden.

In diese alte Talsohle ist bei Stein der Rhein mit einem steilen Hochufer eingeschnitten. Bis Rheinklingen fließt er in diesem alten Flußbett. Die Sohle desselben ist zirka 400 m breit und steigt vor dem heutigen Rheinstrand teils bis 400, teils bis 405, teils aber auch, und zwar meistens, bis 410 m an, wo dann das Hochufer bis zur Höhe des alten Talbodens oder des Deckschotters oder der Moräne aufsteigt. Bei Rheinklingen sind wieder unregelmäßig liegende Terrassen in ihm zu sehen. Bei Wagenhausen weitet sich dieses alte Rheinbett zu einem kleinen Fußsee aus, welcher gerade vor der letzten Moräne liegt. Die vier hier mündenden kleinen Gewässer geben der heutigen Oberfläche einen unruhigen Charakter. Von hier ab wird der Rhein durch die Moräne zunächst ganz an den Schienerberg und dann in das alte Seetal von Ramsen gedrängt. Sogleich nach dem Durchbruch der letzten Moräne nimmt er die alte Richtung wieder an.

Aus dem Geschilderten ergibt sich: Als der See eine Spiegelhöhe von zirka 410 m hatte, floß der Rhein wie heute bei Stein aus ihm; vorher war sein Ausfluß 2 km

weiter westlich bei der ersten Moräne. Eine Spiegelhöhe von 410 m entspricht aber zirka unserm dritten Seestande; also wäre fast in der ganzen postglazialen Zeit die Ausflußstelle bei Stein gewesen. Durch das Zurückrücken der Ausflußstelle wird die Staukraft des vorliegenden Gebietes naturgemäß erhöht. Also hätte in der postglazialen Zeit eine Erhöhung nicht stattgefunden. Die Staukraft ist aber während der ganzen Zeit eine größere als in der glazialen, wo zunächst nur eine Moräne staute, dann zwei mit ihren Schotterkegeln, dann drei. Deshalb traten in den Seeständen stabilere Verhältnisse ein. Der See sank trotz der langen Zeit nur relativ um wenige Meter. Die Ausflußmenge des Wassers nahm aber ab, wie die Größe des alten Rheinbettes im Vergleich zu dem heutigen lehrt. Und zwar ist diese Abnahme keine allmähliche, sondern sie erfolgte in zwei bis drei markanten Absätzen, denn soviel Stufen zeigt das alte Rheinbett an einigen Stellen.

Das Alluvialgebiet bei Unter- und Oberuhldingen.

In seiner Zusammengehörigkeit klar ausgebildet ist dieses Deltagebiet. Die Bucht, in welcher die postglazialen Deltakegel liegen, öffnet sich trichterförmig gegen den See. Der Hintergrund wird jedoch durch eine zirka 900 m breite nord-südliche Linie von Oberuhldingen bis zur Reismühle gebildet. Die Bucht ist außerordentlich tief, fast die ganze nördliche Hälfte liegt unter 403 m Meereshöhe, und selbst der Hintergrund steigt kaum viel über 405 m. Nur der südliche Teil steigt höher an. Es münden in sie drei Flüsse. An der Südostecke strömt aus einem tiefen Durchbruchstale die Salemer Aach ein. An der Nordostecke der unbedeutende Nellenfurtbach. Zudem zeigt hier die Bucht eine nach Nordosten gehende Auslappung. Von Süden endlich kommt aus dem Molassegebiet der Ehebach.

Es ist augenscheinlich, daß in ihr zwei Schotterkegel liegen. Der südliche hat seine Spitze zirka 414 m hoch an der Eindruchsstelle des Ehebaches und gehört diesem an, der nördliche kleinere irgendwo im Dorfe Oberuhldingen. Er verdankt sein Dasein dem Nellenfurtbach, eventuell auch einem hier in die erwähnte Auslappung einströmenden alten Bache. Zwischen diesen Kegeln windet sich die heutige Salemer Aach durch, und ganz besonders dürfte sie durch den Kegel des Ehebaches zu der eigentümlichen Schwenkung nach Norden veranlaßt sein. Vor ihrer Mündung fließt sie offenbar in eine alte Rinne des Ehebaches und nimmt dessen Richtungen.

Diese Verhältnisse lassen mit wünschenswerter Sicherheit erkennen, daß die Salemer Aach nicht immer ihre heutige Einbruchsstelle hatte. Und es ist zweifellos, daß sie früher durch den Lappen hinter Oberuhldingen einfloß.

Außer im Süden, wo Molasse liegt, ist die ganze Bucht in glaziales Flachhügelland eingelassen, und zwar ist sie überall, namentlich im Hintergrunde, in einer sehr steilen zirka 5—7 m hohen Böschung abgesetzt. An dieser Wandung ist glazialer Lehm sichtbar mit vielen Gletscherschliffen. Glaziale Aufschlüsse finden sich auch an der Buchtwandung bei der Mündung des Ehebaches und in der Kiesgrube nordöstlich der Reismühle. Sie sprechen für eine glaziale Bildung der Bucht am Ende der Eiszeit, sei es, daß ein Gletscherlappen hier auskolkend eindrang, oder daß ein hier liegender Anschwemmungen nicht absetzen ließ. Diese Glazialbildungen gehören naturgemäß der dritten Phase an. Das umliegende Flachhügelland zeigt, daß schon in der Glazialzeit

hier Flüsse mündeten. Es bildet einen quer durch das Salemertal ziehenden zirka 1½ km breiten Streifen. Es lehnt sich im Osten an das kleine Seengebiet von Schiggendorf an, nördlich geht es in zirka 440 m Meereshöhe in das Drumlingebiet über, südlich in die Molasse des Meersburger Berges. Ob über das Gebiet nicht zwei niedere Moränenrücken hinziehen, die in diese Flachhügel aufgelöst sind, bleibt unentschieden.

Vom Meersburger Berge springen in zirka 470 m Meereshöhe zwei ältere Moränen in das Gebiet hinein links und rechts vom Dorfe Gebhardsweiler. Der bedeutendere östliche Zug ist eine Fortsetzung der Seitenmoräne, die von Schiggendorf aus sich an die Nordseite des Meersburger Berges anlegt. Ihre Aecker führen viel geritztes Geschiebe und in einem kleinen oberflächlichen Aufschlusse beim Austritt aus dem Walde links vom Weg Meersburg-Gebhardsweiler findet man ungeschichteten Lehm mit großen Gletscherschliffen und Blöcken. Außerhalb Gebhardsweiler endet die östliche Moräne in zwei scharf abgeschnittenen Steilböschungen von 460 und 450 m Meereshöhe. An der Ostseite der Moräne finden wir in 450 m Höhe eine zirka 3—4 m hohe horizontal hinziehende Strandlinie. Die Moräne muß also bis zu dieser Höhe einen See gestaut haben und von ihm durchbrochen worden sein. Da sich östlich von ihr keine quer über das Tal liegende Moräne in dieser Höhenlage mehr befindet, wohl aber überall Strandlinien, so vermute ich, daß dieser See über das heutige Immenstaad mit dem Bodensee in Verbindung stand und weit in das Salemertal hineinreichte. Der Moränenrücken kann nur der zweiten Phase angehören; denn die erste Phase bildete in unserer Gegend keine Moränen mehr, wie früher auseinandergesetzt wurde, die Moränen der dritten aber liegen in einem viel tieferen Niveau in dieser Gegend. Auch in die Zeit vor oder während der Laufenschwankung kann sie nicht gesetzt werden, denn sie legt sich, wie alle diese Gebilde, stets an die Drumlin an.

Das unter den Moränen ruhende Flachhügelland selbst wird in S-förmiger Windung von der heutigen Aach durchbrochen. Wir finden zwei Steilufer des Durchbruches auf dem Wege Gebhardsweiler-Mühlhofen in 420 und 425 m Höhe. Das Hügelland selbst dämmte also wieder einen kleinen See ab, dessen Ausdehnung von Schiggendorf über Baitenhausen bis Grasbeuren noch heute an dem Sumpfgebiet zu erkennen ist. Seine Uferlinien sind z. B. bei Schiggendorf zu sehen, ein Delta bei Grasbeuren.

Ein früherer Durchbruch der Aach durch unsere Flachhügellandschaft findet sich auf der Strecke Killenweiher-Mühlhofen gerade dort, wo sich dasselbe an die Drumlin anschließt.

Sieger[1] erwähnt die Möglichkeit dieses Durchbruches infolge des von ihm beobachteten fluviatilen Charakters der Kiesgrube rechts des Weges Mühlhofen-Killenweiher. Es findet sich hier am Becken eine 1½ m mächtige Kiesschicht erschlossen, deren Lagen schwach gegen Mühlhofen einfallen. Darauf liegt Lehm, darauf wieder feiner Kies und dann unsere Deckschicht, welche hier, wie schon erwähnt, dann und wann geritztes Geschiebe enthält. In der untersten fluviatilen Kiesschicht fand ich einen großen Molasseblock, welcher wegen seines Glaukonitgehaltes zur marinen Molasse zu rechnen ist.[2] Er kann nach Lage der Verhältnisse nur aus dem Oberlaufe der Salemer Aach kommen, wo bei Lippertsreuthe solche ansteht.

Wir haben es hier mit einem glazialen Aachlaufe zu tun, infolge dessen ist auch

[1] Sieger l. c., pag. 171.

[2] Schalch, Mitt. der bad. Geol. Landesanstalt 1901 IV, 3, pag. 297.

das Bachbett verwischt. Nur unterhalb der Kiesgrube am Ausgang des Ortes erkennt man noch Uferböschungen; doch können diese auch, und ich halte dies für wahrscheinlicher, von einem dritten Durchbruche herrühren, der jünger als der geschilderte ist.

Geht man von Mühlhofen nordwestlich dem heutigen Torpenbach entlang, so tritt man unterhalb des Löhle in ein noch frisch erhaltenes, zirka 50 m breites Flußtal ein. Die Wiesen desselben waren bei meinem Besuche mit frischen Gräben versehen worden, und dabei wurde viel kopfgroßes Molassegeröll ausgegraben, welches nach seinem Glaukonitgehalt als marin angesehen werden muß. Auch dieses kann nur vom Oberlauf der Salemeraach kommen. Der ganze Torpenbach liegt in Süßwassermolasse. Unterhalb Mendlishausen aber zweigt von ihm der Schliretgraben ab, der bei Salem mit der Salemeraach durch ein breites Flußtal in Verbindung steht. Auch hier haben wir einen augenscheinlichen alten Aachlauf.

Das Gebiet ist reich an Aufschlüssen. Die meisten sind besprochen. Ein typischer Aufschluß von 430 m Meereshöhe mit See-, Bach- und Deckschichten ist unterhalb der Straße Mühlhofen-Killenweiher. In der Grube am Löhle ebenfalls 430 m hoch ist horizontal geschichteter Kies und darüber die Deckschicht. In ihr fand ich geritztes und geschliffenes Geschiebe und einen schönen großen Gletscherschliff. Dieselben Verhältnisse scheinen in den nahen verschütteten Gruben nordöstlich davon und am Egelsee vorhanden zu sein. Am Steilrand im Hintergrund der Deltabucht sind die drei Seestände gut erkennbar, auch ein Beweis, daß hier keine Deltakegel aufgeschüttet sind, und der heutige Unterlauf der Salemeraach nicht älter ist als unser dritter Seestand.

Hinter dem Sumpfgebiet von Schiggendorf-Grasbeuren springt das Drumlingebiet spornartig gegen Ahausen in das Tal vor und zwingt die Aach zu dem großen südwestlichen Bogen. Zwischen den Drumlin erkennt man zwei Endmoränenzüge, welche sich von den höheren Drumlins und ihren charakteristischen Bergformen deutlich unterscheiden. Da ihre konkave Seite gegen Westen liegt, so zeigen sie das Ende eines vom Ueberlingersee her in das Salemertal eingeschobenen Gletscherlappens an. Bei Untermühle und Riedelberg ist der westliche Zug von der Aach durchbrochen, der östliche liegt gerade im Bogen der Aach drin. Die Höhe ihrer Hügel ist zirka 20—30 m. Es kann kein Zweifel sein, daß hier Endmoränen unserer dritten Phase vorliegen. Im Gebiete von Immenstaad-Fischbach sind die Verhältnisse ähnlich, und es soll dort ihre Zugehörigkeit zur dritten Phase besonders bewiesen werden.

Bei Buggensegel zwischen dem Drumlin des Margaretenberges und dem Moränenhügel Hochberg ist der Moränenzug von der Salemer Aach durchbrochen worden; die Straße von Grasbeuren nach Mimmenhausen führt durch das Durchbruchstal. Südlich schließt sich an diesen Durchbruch eine zirka einen Quadratkilometer große Kiesebene „die Breite“ an, welche nordwestlich von Grasbeuren aufgeschlossen ist. Es werden See- und Bachschichten, also echte Deltastrukturen, sichtbar. Die Ebene senkt sich von 435 bis auf 420 m Meereshöhe und fällt rasch in das Schiggendorfer Seegebiet ab. Die Oberfläche ist ziemlich eben; ein Flachhügelland ist nicht vorhanden, eine eigentliche Deckschicht fehlt; das Delta ist also von keiner Vergletscherung mehr betroffen worden. Ich rechne es deshalb zu dem oben schon erwähnten Stausee von Schiggendorf hinter dem Flachhügellande von Mühlhofen-Gebhardsweiler. Es gehört somit in die Rückzugszeit der dritten Phase.

Die Bucht von Immenstaad-Fischbach.

Zu den interessantesten Gebieten rechne ich diese Bucht. Die Höhenlinie 420 bildet auch hier eine markante Grenze. Sie schneidet ein nach Nordwesten gerichtetes Halboval heraus mit den Grenzen Fischbach, Landoltshof, Baitner Wald, Helmsdorf. Auf der Ostseite erleidet dieses Halboval durch den Einbruch des Brunnisbaches eine empfindliche Störung. Es ist offenkundig, daß der Brunnisbach nicht in dieses Gebiet gehört, aber doch ziemlich frühe seitlich eingebrochen ist, so daß er schon ein relativ tiefes Tal in die Seitenwand eingegraben hat.

Auch der zweite Fluß, der Lipbach, bricht in das Halboval von der nordöstlichen Seite ein. Die Störung, die er hervorbringt, ist eine viel geringere, und man kann daraus vermuten, daß sein Einbruch später erfolgt.

Die geologischen Funde bestätigen diese aus der Topographie entnommenen Vermutungen vollständig. Der ganze Boden der Bucht besteht aus einem kaum geschichteten großen, mindestens 5 m mächtigen Lehm; die unterste Grenze war trotz dieser Tiefe nirgends aufzeschlossen. Er wird in zwei großen Ziegeleien ausgebeutet. In der Lehmgrube am Schlättle an der Straße Immenstaad-Kluftern liegen in ihm große erratische Blöcke, es fehlen außerdem Fossilien, so daß der Lehm als Grundmoräne anzusehen ist. Der Lipbach hat in der Bucht ein Delta überhaupt noch nicht gebildet.

Hinter Fischbach am östlichen Rande der Bucht ist fast noch im Orte an der Straße nach Spaltenstein eine Kiesgrube aufgeschlossen mit gerollten, seewärts einfallenden Kiesen und Sanden. Sie gehört zum Delta des Brunnisbaches. Diese Kiese enthalten nun, wenn auch selten, weißen Jura. Schon auf den Aeckern westlich von Fischbach hatte ich ein Stück gefunden. Vielleicht hat er hier dieselbe Bedeutung, wie bei Radolfzell; er zeigt hier die Mündung eines alten Flusses an, welcher nordwärts in das Gebiet des weißen Juras hineinreicht.

Da keiner der heute in die Bucht einströmenden Flüsse ein postglaziales Delta in ihr abgelagert hat und der Boden der Bucht überall aus glazialer Grundmoräne besteht, so ist sie wohl noch in dem Zustand, in welchem sie der Gletscher verlassen hat. Es ist hier diese Erscheinung, welche wir an allen Buchten teilweise beobachten konnten, ganz markant ausgeprägt.

Die Bucht ist eine allmählig ansteigende, gelappte Mulde. Rings an ihrem Saume ist sie von einem kaum 5 m hohen aber fast einen halben Kilometer breiten flachen Walle umgeben, welcher nur vom Lipbach durchbrochen ist. Seine breite und flache Gestalt läßt ihn nicht leicht erkennen; am besten tritt er westlich von Kluftern hervor, da er dort nicht mit Wald bedeckt ist. Man findet ihn nirgends aufgeschlossen; der Boden auf den Feldern ist ein schwerer Lehm; geritzte Geschiebe sind auf ihm nicht selten. Ich spreche ihn als eine Endmoräne der dritten Phase an. Seine Scheitelhöhe ist 427 bis 429 m über Meer.

Um diesen Endmoränenbogen scharen sich nun zwei weitere, welche in ihren seitlichen Teilen sowohl auf der östlichen wie auf der westlichen Seite der Bucht vorzüglich ausgebildet sind. Ihre Scheitelhöhen schwanken zwischen 430 und 445 m. Es ist deutlich zu erkennen, daß der äußerste Wall auch der höchste ist. Vor jedem Bogen liegt ein großes Ried. Die Stirne des äußersten Bogens ist in eine Reihe kleiner von Nordwesten nach Südosten streichender, aber unter sich eng zusammenhängender Wälle

aufgelöst, ungefähr in der Gegend zwischen Ittendorf und Wangen. Das Gebirge bei Markdorf erreicht er nicht ganz. Von Markdorf bis Lipbach ist er zweimal aufgeschlossen und besteht aus grobem, eckigem, ungeschichtetem Kies mit großen Blöcken und geritztem Geröll. Bei Lipbach tritt er zwischen die beiden Flüsse hinein und ist der Grund ihres parallelen Nebeneinanderfließens in einer Entfernung von kaum 400 m. Bei Kluftern tritt der zweite Moränenbogen zwischen sie, während der erste Bogen mit einer kleinen Schwenkung nach Osten über Efrizweiler geht. Zwischen oder selbst im Verlauf dieser Bögen liegen auf der Strecke von Efrizweiler bis Berkheim einige Drumlins. Sie stechen durch ihre Höhe und charakteristische Gestalt (steile Stoßseite) von den breiten und flachen Moränenwällen sogleich ab. Bei Spaltenstein vereinigen sich diese zwei Bögen; vorher wird der innere bei Hofen von dem Lipbach durchbrochen und man erkennt heute noch, wie er den Fluß zuerst gegen den höhern äußern Bogen hingedrängt hat.

Der äußere Moränenbogen wird außerdem noch südlich von Efrizweiler unterbrochen. Nun liegt östlich von ihm noch ein weiterer Moränenwall, welcher von Neuhäuser nordöstlich von Manzell ausgeht, über den Ruchschach und die Herrenstöcke sich hinzieht und südlich vom Drumlin Hugenloh eine heute noch erkennbare Zungenbucht bildet. Dieser Zug verschwindet in den Drumlins. Es ist nach der Beschaffenheit der Lokalität zweifellos, daß hier einst ein Fluß hervorbrach, welcher südlich von Efrizweiler die vorhin beschriebene Unterbrechung des westlichen Moränenzuges veranlaßte. Das sich anschließende Ried führt nach Untertheuringen an die Rotach. Es liegt hier ein glazialer Unterlauf dieses Flusses vor. Vielleicht kommt hierher der weiße Jura bei Fischbach. (?)

Das ganze Moränengebiet gehört zur dritten Phase. Denn die hierher gehörende Zunge der zweiten Phase endet bei Frickingen hinter Heiligenberg. Zu diesen hochgelegenen Endmoränen können als Ufermoränen höchstens nur die am Göhrenberg anliegenden Moränen gerechnet werden, welche ihn in zirka 440—550 m Scheitelhöhe umziehen. Unsere fast 100 m tiefer liegenden Moränen müssen demnach zur dritten Phase gehören. Sie schob also sowohl von Unteruhldingen aus als auch von Fischbach Seitenzungen in das beiderseits offene Salemertal hinein.

Es ist interessant, daß sich hier der Vorgang wiederholt, welchen wir bei Radolfzell konstatieren konnten. Beim Maximalstand dieser Phase waren beide Zungen vereinigt und reichten über Mimmenhausen in das Frickingertal bis Salem-Stephansfeld hinein, ohne jedoch hier Endmoränen abzulagern.

Denn gleich hinter der Station Mimmenhausen beginnt ein Flachhügelland, welches durch den Bahnbau Mimmenhausen-Frickingen in der letzten Zeit vorzüglich aufgeschlossen war. Es beginnt in zirka 435 m Höhe und endet bei zirka 445 m. Schöne Deltabildungen waren südlich von Stephansfeld in 440 m Höhe zu sehen. Ihre Seeschichten fallen merkwürdigerweise nordwärts ein und waren außerdem durch die Führung eines äußerst groben Gerölles (welches keinen weißen Jura enthielt) ausgezeichnet. Seine ganze Lage zeigt, daß es vorzüglich der Degenhauser Aach seinen Ursprung verdankt.

In jeder Hinsicht ist es ein Analogon zum Singener Delta, und es kann wie jenes nur unserm zweiten Stausee zugerechnet werden. Auch ist hier wie dort nicht das ganze Kiesgebiet in Flachhügelland umgewandelt worden, sondern nur der südliche Teil. Jenseits der Straße Salem-Degenhausen wird es eben, trotzdem es sich wahrscheinlich bis gegen Leustetten erstreckt. Nördlich des Hardwaldes fehlen Aufschlüsse. Es ist also der Gletscher der dritten Phase in seiner Maximalausdehnung nicht über Stephansfeld-

Salem hinausgegangen. Weiter nordwärts schließt sich dann bis gegen Frickingen ein großes ebenes Wiesengebiet an — ein alter Seeboden.

Eine neue Erscheinung trat mir in diesem Flachhügelland entgegen. Mitten in ihm befindet sich südlich des Hardwaldes ein Lehmgebiet, welches eine große Ziegelei ausbeutet. Der Lehm ist nicht geschichtet, die tiefsten Lagen sind schwarz, die obern braunrot, etwas grundig-sandig, Gerölle in ihm sind äußerst selten. Er enthält in seiner ganzen Mächtigkeit eine ziemlich reiche Schneckenfauna. Herr Künkel in Ettlingen hatte wieder die Güte, ihre Bestimmung zu übernehmen. Es waren: Hyalina sp., H. nitens Müll, Helix (Gonostoma) obvoluta Müll, Bulimus montanus Drop., Helix (Tachea) hortensis Müll, Helix (Tachea) nemoralis Lin. Dieses sind lauter rezente Landtiere. Daraus geht hervor, daß der Lehm aus einer lösartigen, postglazialen Ablagerung hervorgegangen ist. Ich nehme an, daß sie nach dem Rückzuge des Gletschers der zweiten Phase in die Vertiefungen des Flachhügellandes eingeweht wurde. Der Gletscher der dritten Phase bedeckte sie und sein Schmelzwasser verwandelte sie in die lehmartige Masse um.

Denn man trifft zirka 900 m weiter nordwärts gerade vor der Station Salem zwei quer durch das Tal gehende flache Wälle, welche man für Moränen halten könnte, wenn sie nicht aus einer sandigen, etwas tonigen, völlig geröllfreien, lößartigen Masse bestünden. Leider sind sie ohne Fossilien; nur einzelne kleine weiße Kalkklümpchen trifft man, vielleicht die letzten Reste solcher. Es sind diese Wälle offenbar angewehte Dünen, welche nach den obigen Ausführungen von dem Gletscher der dritten Phase nicht mehr bedeckt und infolge dessen nicht wie die oben beschriebene südlichere Ablagerung in Lehm umgewandelt wurde.

Die Moränen der ersten Phase sind von der obersten Moräne bei Taisersdorf am Abhange des Heiligenberges hin über den Burgstall, Sandbühl, Hartberg, bis Deggenhausen, wo sie Penk l. c. in seiner Karte des Rheingletschers angibt, zu verfolgen, und gehen dort in den von Penk l. c. bis in die Gegend von Isny gezeichneten Zug über.

Als sich am Ende der dritten Phase die Gletscher aus dem Salemertale zurückzogen, wurde naturgemäß zuerst das nordwestliche Ende eisfrei. So mag es gekommen sein, daß die Salemer Aach zuerst nach dieser Seite ihren ungehinderten Abfluß fand so zu der plötzlichen durch die Terrainverhältnisse gänzlich unmotivierten Aenderung ihres Laufes bei Aahausen veranlaßt wurde.

Die Flachhügelländer um Konstanz.

Ein sehr interessantes Kiesgebiet finden wir am südlichen Ende der Bodanhalbinsel. Dieselbe bildet zwei südostwärts gerichtete Spitzen. Die östliche geht in eine schiefe, mit Grundmoränen bedeckte Ebene aus, die westliche steigt steil bis auf 415 m auf und bildet einen gegen das Waldhaus Jakob hinziehenden Höhenzug. In dieser Höhe beginnt ein Flachhügelland, welches nordwärts vom Lorettowald bedeckt ist und bis auf 422—429 und 425 m ansteigt. Nordwärts senkt es sich beim Tannenhof in eine breite torfbedeckte Mulde auf zirka 415 m und geht in ein deutliches Flußtal aus, welches zwischen den beiden Drumlins Loretto und Sonnenbühl hinter Allmannsdorf vorbeizieht und oberhalb Egg in 420 m Höhe seinen höchsten Punkt erreicht. Nordwärts desselben liegt ein Ausflußtrichter mit vielen Terrassen, in welchen man von der Brücke hinter der Mainau

hineinsieht. Ueberall nimmt man an den Seiten der ebenen, zirka 100 m breiten Talsohle Flußterrassen wahr. Beim Tannenhof teilt sich dieses Flußtal deltaartig in drei Arme. Der östliche ist am Fohrenbühl heute durch eine Ufermoräne der dritten Phase geschlossen, der südliche geht über das Flachhügelland nach Hinterhausen; er wird heute noch von den Abwassern des Tales benützt; der westliche geht über das Sirenenmoos nördlich an Konstanz vorbei an den Untersee. Es ist unzweifelhaft, daß wir es hier mit einer alten Abflußrinne des Ueberlinger Stausees nach der zweiten Phase zu tun haben. Aber auch nach dem Rückzuge des Eises der dritten Phase kann sie in Tätigkeit gewesen sein.

In der Mitte des Flußtales geht westlich eine zweite Ueberflußrinne ab, welche in 428 m Höhe in das Ulmisried hinter Wollmatingen hinüberführt. Von diesem zieht sich ein breites Flußtal mit deutlichen Uferböschungen, die Schwebetenwiese, nach Wollmatingen. Es durchbricht die vom Längendohl südlich von Wollmatingen über das Härle bis gegen Hegne sich hinziehende Ufermoräne der zweiten Phase und mündet in 415 m Höhe. An der Mündung liegt eine Flußbarre. Vor ihr liegt ein Flachhügelland. Es befindet sich unterhalb der Moräne und liegt bloß 410—416 m hoch. Aufschlüsse sind mehrere vorhanden, welche jedoch nichts bemerkenswertes bieten. Auffällig ist die weit nordwestwärts sich hinziehende lange und schmale Gestalt des Flachhügellandes. In der Kiesgrube zwischen Wollmatingen und Hegne ist es noch aufgeschlossen. Die unter den Bachschichten liegenden Seeschichten fallen hier geradezu nordwestlich ein.

Wollmatingen ist nun weiter ein Ort, wo nach der Karte eine Reihe von Ueberflußrinnen über dem Bodansrücken zu münden scheinen, über Lützelstetten in 453 m, über St. Katharina in 447 m und direkt über Egg in zirka 443 m Meereshöhe. Man ist aber einigermaßen enttäuscht, beim Begehen fast gar keine oder nur schwach angedeutete schmale Rinnen zu finden. Der Grund ist indessen leicht zu erkennen. In Stahringen liegt die Wasserscheide in zirka 440 m Meereshöhe, also tiefer als diese Punkte. An ihnen trat deshalb nur solange Wasser über, als der Durchbruch am Krebsbach noch nicht erfolgt war. Damals lag aber die Gegend bei Konstanz wohl noch unter dem Eise. Dann blieb die Stahringer Rinne allein in Tätigkeit. Erst als das Eis zirka 22 km bis an die Mainau abgeschmolzen war, fand der Stausee in zirka 428 m Meereshöhe nach Wollmatingen einen neuen Ausfluß und sein Spiegel sank auf diese Höhe. Es ist bemerkenswert, wie diese Höhen mit derjenigen der zwei untern Strandkurvensysteme im Espasinger Kessel übereinstimmen.

Nach der Natur des Geländes wäre in diesem Stadium den Gewässern schon beiderseits von Konstanz über die Spitze der Bodanshaldinsel ein Ausweg offen gestanden. Daß dieser nicht benützt wurde, kann nur dadurch erklärt werden, daß noch eine relativ mächtige Gletscherzunge sich vom Hauptbecken über Konstanz gegen Stein zu erstreckte und das Konstanzer Ausflußtal verstopfte, während sich in dem eisfreien Gebiet von Wollmatingen bereits ein Delta bilden konnte. Und mit dieser Annahme erklärt sich auch die vorhin beschriebene, lange und schmale, nordwestwärts gerichtete Gestalt des Wollmatinger Deltas, welche sich auch bei dem glazialen Delta nördlich von Allensbach findet und also nicht auf einem Zufall beruht. Denn bei dieser Eislage waren die Abwasser des Sees gezwungen, nordwestlich gegen Radolfzell zu fließen und so die seitlichen Deltas nach dieser Richtung zu verlängern. Sie fanden dann bei Arlen einen Ausweg aus dem See und gelangten durch ihn hinter dem Moränengürtel in den Rhein.

Man ist nun leicht versucht, das beim Waldhaus Jakob liegende Kiesgebiet für ein Delta der Egg-Wollmatinger Ueberflußrinne anzusehen. Für einen Teil desselben mag dieses auch gelten, kaum aber für das ganze. Dafür spricht der Umstand, daß die ganze Kiesmasse nicht die fächerförmige Gestalt eines Deltas hat, daß die Scheitel der einzelnen Flachhügel höher liegen als der höchste Punkt des Flußtales, und endlich die Tatsache, daß man nur in einem Aufschlusse Bachschichten über den Seeschichten finden kann. Auch ist es nur schwer einzusehen, wie der Abfluß eines Stausees auf so kurze Strecke so viel Geröll mit sich führen kann, um eine solche Kiesmasse aufzuschütten.

Nach meiner Ansicht liegt ein „spitt" im Sinne Gilberts vor,[1] ein in den See vorspringender Sporn, welcher dort zu entstehen pflegt, wo die Küste plötzlich abbricht. Die Randströme behalten ihre Richtung zunächst noch bei und führen dadurch ihre Gerölle ins Tiefenwasser, wo es in Form eines Spornes zur Ablagerung kommt. Als Randströme sehe ich aber aus Gründen, die oben auseinandergesetzt sind, nicht die durch den Wind hervorgebrachte seitliche Küstenströmung an, sondern die in das vergletscherte Becken einströmenden Gewässer, welche sich über das Eis einen Weg suchten und dabei auch



Fig. 10. Flachhügel beim Waldhaus Jakob.

a) Deckschicht, b) Seeschichten; in der Sandschicht bei x ein Mammutzahn.

am Ufer entlang strömten. Speziell hier waren es die in das vergletscherte Becken des Ueberlingersees einmündenden Flüsse, welche besonders hier an das Ufer gedrängt wurden, da sie hier im Westen ihren Ausfluß fanden. (Vergl. auch pag. 83). Dadurch erklärt sich auch ungezwungen die eigentümliche Gestalt des zu den Drumlin zu rechnenden Lorettohügels, dessen südliches Ende weggeschwemmt wurde.

Während der zweiten Phase fanden die Zuflüsse des Ueberlingerbeckens ihren Ausweg wohl besonders durch das Stahringertal; doch werden gegen Ende desselben auch beim Waldhaus Jakob schon Anschwemmungen auf die beschriebene Weise stattgefunden haben. Während der ganzen dritten Phase jedoch müssen hier diese Gewässer aus dem Bodensee ausgetreten sein, da sie die Stahringer Höhe nicht mehr erreichten. Wir werden also das Gros der Kiesbank dieser Zeit zuschreiben müssen. Daß hier die Ausflußverhältnisse sehr wechselten, ist klar. Schwoll der Gletscher an und verstopfte die Enge über Konstanz, so fanden die Gewässer ihren Ausfluß durch das Flußtal über Egg und flossen nördlich an Konstanz vorbei, resp. sogar direkt nach Wollmatingen; ließ er eine Oeffnung, so schlugen sie den Weg über unsere Kiesmasse ein und vergrößerten sie. Denn wir müssen uns stets vor Augen halten, daß die Wasser des Untersees sogleich nach dem kurzen Vorstoß der dritten Phase nicht mehr höher als 415 m gestaut werden konnten, da sie bei Arlen einen Ausfluß fanden. Die tiefe Lage der Bachschichten in

[1] Gilbert, Ann. rep. of Th. U. S. geol. Survey 1883/1884, pag. 75—123.

der Reichenauer Grube des Wollmatinger Deltas in kaum 410 m Meereshöhe läßt sogar erkennen, daß der Untersee beim Rückzuge des Eises der dritten Phase nur noch eine Spiegelhöhe von 410 m hatte. Dieses mußte eintreten, sobald der Seearm von Stein eisfrei wurde. Denn die Verhältnisse bei Stein lehrten uns, daß eine höhere Stauung dann nicht mehr möglich war.

Daß die Kiese am Waldhaus Jakob zur Zeit der dritten Phase vom Gletscher zeitweilig bedeckt waren, zeigen die Moränenablagerungen auf ihnen. Die Grundmoräne der großen Grube südöstlich vom Jakob ist ausführlich beschrieben. Westlich davon ist zurzeit in 415 m Höhe ein kleiner Flachhügel durchschnitten. Die Schichten stehen in keiner Beziehung zur Hügeloberfläche und fallen schwach gegen Konstanz ein (Fig. 10). Die Trennungsfläche von See- und Deckschicht ist uneben, die Deckschicht am Fuße des Hügels mächtiger als am Scheitel. Am Abhang gegen Konstanz sind in einer andern Grube Kittsande eingeschoben, untermischt mit Seekreide. Ein zirka 2 m mächtiger Wall der Deckschicht liegt auf ihnen. Wir erhalten den Eindruck, als ob sich eine schwache Endmoräne, in der Ausbildung nicht stärker als diejenige des innersten Moränengürtels von Fischbach-Immenstaad, von der westlichen Spitze der Halbinsel gegen das Waldhaus Jakob hinziehe (Fig. 3).

Von speziellem Interesse ist dieses Kiesgebiet durch seine Fossilienführung. In den Sandschichten des oben beschriebenen Flachhügels sind diesen Sommer zwei Mammutzähne gefunden worden; vor einigen Jahren wurden in der Nähe von Petershausen Reste von Renntier, Mammut, Wiesent, Alpenhase und Hirsch gefunden. Ein Stück war von Menschenhand bearbeitet.[1] Penk nennt diese Fauna typisch für das Magdalenien. In der großen Grube am Horn selbst sind Schichten mit vielem Brandschutt bloßgelegt. Auch diese deuten auf die Anwesenheit des Menschen hin. Das Magdalenien am Bodensee wäre somit in unsre dritte Phase an den Ausgang der Würmeiszeit zu setzen.

Das Delta von Reuthe und das Ostufer des Meersburger Berges.

Westlich von dem Moränengürtel Immenstaad-Fischbach und östlich von dem Meersburger Berge bildet das Land einen Kreissektor, dessen Spitze etwas südlich von Reuthe liegt. Steigt man von den Kiesgruben von Immenstaad in dasselbe hinauf, so erkennt man, daß es sich in zwei Stufen gliedert. Hinter dem Vorlande erhebt es sich rasch auf 410—415 m Höhe, dann geht man über eine schwachwellige, schiefe Ebene. Von 418 m erfolgt ein neuer Anstieg. Auf der Westseite erreicht man den Drumlin-Hochberg, auf der übrigen Strecke eine Flachhügellandschaft, welche bis zirka 440 m hinaufführt.

Betrachtet man die einzelnen Stufen im ganzen und sieht von den Unebenheiten und Flachhügeln ab, so bildet das Flachhügelland einen Kegelmantel, dessen Spitze bei zirka 440 m Höhe liegt und dessen unterer Saum bei zirka 425 m endet. Unter ihm liegt dann in einem Absatz von zirka 5 m eine schiefe Ebene, welche von 420 m auf 417 m hinunterführt.

Hinter Heersberg und namentlich hinter Immenstaad kann man die Reste eines alten Flußbettes wahrnehmen, welches von Reuthe über den Kegelmantel herabzieht und sich in zirka 430 m Höhe deltaartig teilt.

[1] Penk l. c., pag. 426.

Die topographische Betrachtung ergibt, daß ein altes Delta vorliegt, dessen Fluß aus dem Salemertal hervorbrach. Hinter Reuthe und schon bei Reuthe, wo die äußerste Moräne des beschriebenen Gürtels sich an die alten Schotter des Meersburger Berges anlegt, verschwindet das Flußbett, das Terrain jenseits der Moräne liegt tiefer; durch die Vergletscherung der dritten Phase sind hier seine Spuren offenkundig zerstört. Ich verlege es deshalb, wie alle diese Flachhügelländer, in die Zwischenzeit zwischen der zweiten und dritten Phase.

Dagegen ist zwischen der ersten und zweiten Moräne längs des heutigen Spiegelweihers ein altes Flußbett erkennbar, welches in den heutigen Felbenweiher führt. Dieser gehört schon in das Flußsystem der heutigen Salemer Aach. Wir haben somit eine Flußverbindung mit der Salemer Aach vor uns, welche, da sie sich an die Moränenlandschaft der dritten Phase anschmiegt, während dieser Zeit oder nachher in Funktion war.

Aufschlüsse im oberen Flachhügellande sind nur zwei vorhanden. Von diesen ist derjenige bei Heersberg eingehend beschrieben; der zweite bei Bürglen ist heute verschüttet. Rob. Sieger[1] fand darin harte Sandlager mit wenig Geröll und ohne Fossilien. Beide Aufschlüsse zeigen fluviatile Struktur. Der Ackerboden auf den Kiesen ist schwer und lehmig; er enthält geritztes Geschiebe und selten eckige Blöcke. Es legt sich über das Geröll des Deltas also ist auch hier wie überall eine Grundmoränendecke der dritten Phase.

Um so reichlicher sind die Aufschlüsse der sich unten an den Kegelmantel anschließenden Terrasse.

Von Helmsdorf bis Immenstaad trifft man seewärts einfallend Kiese und Sande. In der ersten Grube westlich von Immenstaad ist ein echtes Delta aufgeschlossen. In den folgenden Gruben liegen die Schichten fast horizontal. Die Kiesmasse setzt sich westwärts mit einer Unterbrechung bei Hagnau gut 7 km weit bis hinter die Haltnau südöstlich von Meersburg fort. Auf der ganzen Strecke sind die Schichten horizontal.

Neben dieser rein lakustren Struktur fehlen nicht glaziale Elemente. Zunächst liegt auf der obern seewärts gerichteten Kante dieser Kiesbank ein schwach ausgeprägter Wall; er ist kaum ½ m hoch bei 4—5 m Basis; seine Meereshöhe beträgt zirka 415 m. Bei Immenstaad am östlichen Ende des Dorfes ist er zur Zeit aufgeschlossen. Er enthält u. a. schön geritztes und geschliffenes Geschiebe und große erratische Blöcke. Die größern Gruben von Immenstaad haben ihn durchschnitten. Er besteht dort aus Deckschichtenmaterial mit geritztem Geschiebe. Von Bedeutung ist, daß die Zone der Kittsande, welche auf den Kiesen liegt, unter ihm hindurchgeht. Ich halte diesen Wall für eine Ufermoräne; sie kann ihrer Lage und ihrer Größe nach nur zum innersten Moränenbogen von Fischbach-Immenstaad gerechnet werden nnd gehört somit in den Ausgang der dritten Phase.

Den Kiesen in der Grube beim Kippenhorn liegt ferner seewärts eine Moräne an; sie steigt nicht über 410 m und gehört wieder in den Ausgang der dritten Phase. Zur Zeit enthält sie einen mächtigen erratischen Block von gegen 100 m³ Inhalt aus weißem Molassesandstein, den größten, welchen ich am See gesehen habe. Leider wird er bereits gesprengt. Seine Oberfläche ist voller Schrammen, welche zum Ausgang des Rheintales hingerichtet sind. Die Gruben nördlich von Helmsdorf in 415 m Höhe enthalten unter den Kiesen und in den Kittsanden eckiges und geritztes Material; ich würde sie am liebsten lakustro-glazial bezeichnen.

[1] Sieger l. c., pag. 170.

Diese Beobachtungen lassen die Natur und das Alter der Kiesbank bestimmen. Da sie dem Delta des zweiten Stausees anliegen, so müssen sie jünger sein als dieses. Ihre Oberfläche zeigt keine Umwandlung in Flachhügel, also können sie auch von dem Gletscher der dritten Phase in seiner Hauptausdehnung nicht mehr überwallt gewesen sein. Nur an dem äußersten Rande ihrer oberen Kante und an ihrem Abfall gegen den See liegen kleine Moränen. Also lag ihnen das Eis nur an, es lag nicht mehr auf ihnen. Sie müssen also am Ende der dritten Phase abgelagert worden sein, wo zwar im See noch der Gletscher lag, am Ufer aber langgestreckte Wasserrinnen waren. Deshalb trägt auch ihre Oberfläche Spuren des Wellenschlages, nämlich Kittsand. Da sie unter der Moräne liegen, ist ihr zur Glazialzeit gehöriger Charakter bezeugt.

Bei Immenstaad haben die Kiese Deltastruktur. Der zu dem Delta gehörige Fluß mündete also bei Immenstaad. Sein Flußbett haben wir zwischen den beiden ältern Moränen der dritten Phase gefunden. Auch die Lage dieses Flußbettes zeigt, daß die Kiese am Ende der dritten Phase zur Ablagerung kamen. Von Immenstaad ab bis gegen Meersburg haben sie horizontale Schichtung und sind von fließendem Wasser abgelagert. Wir müssen ihnen also dieselbe Entstehung durch glaziale Randströme zuschreiben, wie wir das den gleichalterigen beim Waldhaus Jakob zugeschrieben haben. Das aufsteigende und etwas zurücktretende Ufer einerseits und der sich aufwölbende Gletscher anderseits geben ein natürliches Flußbett, in welches die Gewässer aus der unvergletscherten nördlichen und nordöstlichen Umgebung einströmten, deshalb hören auch bei Haltnau, wo die Molasse direkt an das Ufer herantritt, die Kiese auf: der Strom wurde in den Gletscher hinausgedrängt gegen Konstanz, wo er seinen Abfluß fand.

Der zirka 7 km lange Kieszug enthält zirka 12 Millionen Kubikmeter Kies. Daß diese Menge von den schwachen Küstenströmungen im Sinne Gilberts abgelagert wurde, setzt für eine sehr lange Zeit völlig konstante Verhältnisse voraus und scheint mir unwahrscheinlich. Das Gerölle ist zudem viel zu groß, als daß es von den schwachen Küstensteigungen hätte transportiert werden können. Die Flüsse jener Zeit mußten dagegen wie heute eine Menge Kiese und Sande in das vergletscherte Becken einschwemmen, welche hier bei dem fast horizontalen Laufe zur Ablagerung kamen.

In den Gruben von Immenstaad fanden sich Mammutzähne und neuerdings ein Hornstück von Cervus megaceros. Penk hält ihre Fauna gleichalterig mit derjenigen vom Waldhaus Jakob. Mit unsern Darlegungen stimmt das vollständig. Unsere dritte Phase entspricht auch hier dem Magdalenien.

Die postglazialen Seestände an diesen Kiesen sind oben ausführlich geschildert.

Die Meersburger Küste von der Haltnau bis Unteruhldingen. Die Felsufer des Ueberlingersees.

Bei der Haltnau tritt die Molasse an den See. Sie bildet zunächst steile, 30 bis 40 m hohe Hänge, hierauf bei Meersburg selbst direkte Felswände, dann wieder einen Steilhang bis zum hintern Döbele. Die Steilhänge beiderseits der Felswand sind in zirka 430 m Höhe mit Steilböschungen gekrönt, welche teils aus Moräne, teils aus Molasse bestehen.

Sowohl unterhalb als auch oberhalb des Steilhanges liegt eine schwach seewärts geneigte Terrasse. Auf jeder befindet sich Grundmoräne. Der morphologische und geologische Aufbau der Küste ist also ein überraschend einfacher; zwei mit Grundmoränen bedeckte Terrassen und dazwischen ein 30—40 m hoher Steilhang aus Molasse.

Denselben Aufbau finden wir an allen Felsküsten des Ueberlingersees, speziell auch bei Ueberlingen selbst. Ich schließe daraus, daß alle derselben Ursache ihre Entstehung verdanken.

Ihr Alter läßt sich einigermaßen bestimmen.

Auf der untern Terrasse liegen bisweilen, wie bei Meersburg, Ufermoränen der dritten Phase. Die Terrasse und damit auch die hinter ihr aufsteigende Felswand sind somit so alt oder älter als diese. Die obere Terrasse kann bis 460 m aufsteigen; auf ihr liegen nie Drumlin, wohl aber legt sie sich stets an Drumlingebiet an. Sie ist also sicher jünger als die Laufenschwankung. Westlich von Meersburg liegt eine Moräne auf ihr, der Edelstein, und später das Lichtengehau. Diese Moränen können ihrer Lage und Höhe nach nur der zweiten Phase angehören. Die obere Terrasse ist also mindestens so alt oder älter als die zweite Phase. Diesen Schluß müssen uns übrigens auch die beiden Grundmoränengebiete bei Meersburg, welche durch die steile Felswand getrennt sind, nahelegen. Bei Ueberlingen ist die Oberfläche der höheren Terrasse komplizierter gebaut. Dort liegen in den Kiesgruben nordöstlich der Stadt beim Hochbild in zirka 450 m Meereshöhe über der Molasse zunächst Grundmoräne, dann aber horizontale oder seitwärts einfallende lakustre Kies- und Sandbänke (zum Teil echte Deltabildungen) und dann erst wieder Grundmoräne. Statt der einen Grundmoränenschicht bei Meersburg liegen dort deren zwei und dazwischen Deltabildungen. Gehört somit die obere Grundmoräne wie bei Meersburg der zweiten Phase an (und eine andere Datierung ist nicht gut möglich), so stellen wir die Deltaschichten zu unserm ersten Stausee und die untere Moräne zur ersten Phase. Wir erhalten damit zugleich einen Anhaltspunkt, daß der erste Stausee nicht bis Meersburg reichte. Das Alter unserer obern Terrasse rückt aber dadurch zurück, entweder in die Zeit nach oder während der Laufenschwankung. Das Letztere ist nach obigem ausgeschlossen; somit ergibt sich für unsere obere Terrasse die Zeit der ersten Phase. Ihr Ursprung wäre somit ein glazialer, ihre Oberfläche vielleicht ein Randstück des damaligen Talbodens.

Damit rückt die Zeit für die Entstehung der Felswände zwischen die erste und dritte Phase. Das ist ein so großer Zeitraum, daß sich damit nicht viel anfangen läßt.

Es bleiben für ihre Bildung drei Möglichkeiten übrig. Entweder sind sie Kliffe (und dann vorzüglich solche unseres zweiten resp. dritten Seestandes), oder sie sind durch die Seitenerosion eines im Seetal liegenden Gletschers hervorgebracht, oder endlich es sind die Abrutschungsflächen einer Verwerfung. Merkwürdig ist ihr ausschließliches Vorkommen im Ueberlinger Seetal. Diese lokalisierte Verbreitung läßt vielleicht auf lokale Ursachen schließen.

An vielen Orten (z. B. bei Meersburg, namentlich aber zwischen Espasingen und Ludwigshafen) findet man größere Bergrutsche an ihnen. Südlich von Sipplingen hat Schalch eine größere bis nach Goldbach reichende Senkung an ihnen nachgewiesen. Eine andere findet sich zwischen Unteruhldingen und Meersburg. Alle diese Störungen sind nachweisbar jugendlichen Alters und jünger als unsere zweite Phase. Denn es ist augenscheinlich, daß kein Gletscher mehr über sie hinweggegangen ist. Penk erklärt sie sämtlich für bloße Abrutschungen, welche eintraten, als der Gletscher sich aus dem Seetal

zurückgezogen hatte, so daß die übersteilen Ufer ihr Widerlager verloren. Sie wären darnach an den Ausgang unserer zweiten Phase zu setzen. Denn die Gletscherhöhe der dritten Phase ist am Ufer so niedrig, daß selbst ihr Eis keine Stütze mehr gewährt hätte. Ist diese Anschauung richtig, so müßte man folgern, daß die Felswände durch Glazialerosion entstanden sind. Denn ihre Entstehungszeit würde dann in die Zeit zwischen der ersten und zweiten Phase fallen, während welcher Meersburg stets vom Eise bedeckt war.

Charakteristisch für diese steilen Felsufer sind die kleinen schluchtartigen Täler und Tälchen, welche von der oberen Terrasse zum See hinunter führen. Die beiden östlich und westlich von Meersburg liegenden Döbele sind charakteristische Beispiele. Bekannter sind bei Ueberlingen der Höttinger Dobel und die Marienschlucht.

Sie verdanken offenbar dem Sinken des Seespiegels während der zweiten und dritten Phase die schluchtartige Ausbildung ihres Unterlaufes. Denn dadurch wurde die Erosionskraft des Flusses an der Mündung erhöht; er grub sich deshalb in das freigewordene Ufer ein. Die Seitenerosion hat noch nicht genügend eingesetzt.

Die Döbele von Meersburg haben im Hintergrund ihrer Schluchten jeweils einen kleinen Wasserfall. Eine harte Sandbank in der weichen Molasse ist die erzeugende Ursache.

Westlich des hintern Döbeles ändert sich das Meersburger Ufer. Vor und auf den Molasseabfall legen sich Moränen.

Direkt auf das Vorland legt sich ein Ufermoränenwall der dritten Phase. Seine Scheitelhöhe beträgt zirka 430 m Zunächst liegt er dem Molasseabhang enge an, dann trennt er sich und dämmt ein kleines Seitental ab. Von dem Flüßchen dieses Tales wird er durchbrochen. An der Durchbruchsstelle ist er aufgeschlossen; es liegen über fluviatilen, seewärts einfallenden Kiesen glaziale Schotter (pag. 80). Auf der andern Seite des Durchbruchs bildet die Moräne entsprechend der Kleinheit des Flüßchens ein Miniaturbild eines Flachhügellandes. Sie legt sich dann an den Abhang wieder an und verschwindet unterhalb der Villa Eicham bei Unteruhldingen. Es tritt dort die Molasse wieder über das Vorland und bildet ein zweifelloses, noch mit der zweiten postglazialen Strandlinie in Verbindung stehendes Kliff, dessen Aussehen von den oben behandelten Felsufern gänzlich verschieden ist.

Schon neben der Kirche von Meersburg beginnt in zirka 460 m Meereshöhe ein zweiter Moränenzug, welcher vom Döbelebach durchbrochen wird und jenseits des Durchbruches im Lichtengehau als dreifacher Wall wieder erscheint. Er dämmt dort das Sumpfgebiet der Lichtenwiese ab, welches sich an die Drumlin anlehnt. Der Zug läßt sich bis gegen Unteruhldingen im Walde verfolgen. Nur einmal oberhalb der vorhin beschriebenen Kiesgrube tritt er ins Ackerland; der Moränenwall ist dort deutlich erkennbar und hinter ihm eine an den Berg sich anlehnende Schotterterrasse. Wie schon erwähnt, gehört dieser Zug zur zweiten Phase.

Dieses ergibt sich nicht nur aus seiner Höhenlage und seiner Beziehung zu den über ihm liegenden Drumlins und der unter ihm liegenden Moräne der dritten Phase, sondern auch aus dem Umstand, daß er auf einem ganz andern Molassesockel aufruht als der tiefere Zug. Und dieses Verhalten scheint mir auch für unsere Grundanschauung beweisend zu sein, daß der Rheingletscher sich nicht kontinuierlich, sondern mit länger dauernden Haltepunkten und Vorstößen zurückzog.

Westlich von dem schon genannten Döbele ist dieses zu erkennen.

Auf der Molasse des Vorlandes liegt die erste Moräne; hinter ihr sieht man im Döbele den ersten Steilaufstieg der Molasse. Oberhalb der Moräne tritt sie am Berghang, in 430 m Höhe, zu tage. Sie steigt dann, wie man an den Aufschlüssen im Döbele erkennen kann, langsam an und bildet die zweite Terrasse mit den Moränen der zweiten Phase. Bei Beginn der Lichtenwiese sieht man sie in einem alten Steinbruch nicht weit unter der Oberfläche zum letztenmal; sie verschwindet unter einem Drumlin. Jenseits desselben steigt das Terrain bis zur Höhe des Drumlins an und bildet eine dritte Terrasse. Zirka 4 m unter den Kiesen derselben kam die Molasse am Rande dieser Terrasse beim Graben der Meersburger Wasserleitung wieder zum Vorschein. Dieses verlangt nach der Natur des Geländes einen zweiten Steilaufstieg Sie wird dann erst 2 km weiter östlich beim Abfall ins Salemertal, 40 m höher, wieder sichtbar, so daß man annehmen darf, sie bildet auch unter dieser mit Drumelin besetzten Ebene eine

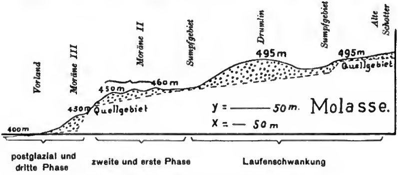


Fig. 11. Querschnitt vom See bis zur Meersburger Quelle.

schiefe seewärts geneigte Fläche. Dieser Aufbau des Berges erklärt seine Quellverhältnisse aufs einfachste. Am ganzen Westabhang des Berges ist in 430—40 und 490—500 m Meereshöhe je ein Quellenhorizont, also stets dort, wo der seewärts geneigte Molassenuntergrund an den Bergabhang tritt und in die nächste Terrasse abfällt. Die auf der Molasse liegenden glazialen Kiese sind die Feuchtigkeitssammler.

Die entsprechenden Verhältnisse bei Ueberlingen sind pag. 116 beschrieben.

Einige Bemerkungen zur Karte.

1. Das Gebiet von Iznang und Gundholzen.

Aufschlüsse mit Moränenstruktur findet man nur am Fuße des Gebietes hinter Iznang an der Straße nach Gundholzen und hinter Gundholzen selbst; beidesmal in zirka 410—420 m Höhe. Alle höher gelegenen Aufschlüsse zeigen lakustre Kiese, so z. B. oberhalb Weiler, oder oberhalb Horn rechts von der Straße von Horn zur Kapelle. Das Terrain hat hier außerdem die typische Form eines Flachhügellandes; die Hügel lassen sich nicht zu Moränenzügen verbinden, sondern stehen völlig regellos. Auf ihnen liegen vereinzelte erratische Blöcke. Ich sehe deshalb das ganze Gebiet als einen „spitt“

an, welcher vom Eise zeitweilig überlagert und in Flachhügelland verwandelt wurde. Die hohe Lage der Kiese in der Grube oberhalb Weiler und der Umstand, daß sie dort teilweise zur Nagelfluh zusammengebacken sind, zeigt an, daß der „spitt" in seinen höhern Teilen einem alten Seestand angehört; wahrscheinlich dem ersten Stausee der ersten Phase. Die am Fuße angelagerte Moräne kann nur der dritten Phase zugerechnet werden. Die erratischen Blöcke oberhalb Horn in 460—470 m Höhe können zur zweiten Phase gezogen werden. Wir hätten dann hier ein altes Flachhügelland (um eine Phase älter als die bisher behandelten) vor uns; die Strandlinien des zugehörigen Sees sind auf der Ostseite des höheren Hügels hinter Iznang bis zur Höhe von 480 m deutlich vorhanden.

Im Tälchen zwischen den beiden Hügeln Bühl und Blatt war diesen Winter eine lößartige Masse aufgeschlossen von ähnlicher Beschaffenheit wie die von Stephansfeld. Sie ist in das Tälchen eingeweht und blieb dort geschützt liegen; sie kann deshalb nicht älter sein als diejenige von Stephansfeld. Beim letzten Hause von Gundholzen gegen Horn zu ist in zirka 420 m Höhe als Grundlage des Ganzen Süßwassermolasse aufgeschlossen mit einer harten Sandsteinbank, in welcher zur Braunkohle verwandelte Holzstäbchen und Schneckenschalen liegen.

2. Das Gebiet von Güttingen bis Liggeringen. Der Mindelsee.

Bei Güttingen beginnt eine ostwärts am Bergabhang bis Liggeringen sich hinziehende, und wie die Aufschlüsse am Wege zeigen, in die Molasse eingeschnittene Abflußrinne, welche bei Liggeringen endet. Sie ist südlich durch den Moränenzug des „Bord" begrenzt. Unterhalb Liggeringen ist er beim Beginne des späteren nach Möggingen hinabziehenden Durchbruchtales schön aufgeschlossen; der Aufschluß zeigt typische Moränenstruktur. Der Moränenzug setzt sich südlich von Liggeringen über die Rebhügel und das Hölzle fort und dreht sich nordöstlich um den Berg herum gegen den See. Im Walde oberhalb Langenrain ist er nochmals typisch aufgeschlossen.

Ein zweiter Moränenzug geht in etwas stärkerer nordöstlicher Drehung über den Hordt nördlich an Langenrain vorbei. Beide Moränenzüge bestimmen den heutigen eigentümlichen Verlauf der Gewässer, welche in halber Höhe nordwestlich dem Bergabhang entlang fließen. Die Moränenzüge gehören der ersten Phase an.

In der von Stahringen nach dem Mindelsee hinziehenden Niederung, welche gegen Radolfzell durch den Molassezug von Hoh-Gemmingen und bei Markelfingen durch zwei große Seitenmoränen begrenzt ist, liegt neben der Moräne am Durchenberg noch eine westlich vom Schloß Möggingen hinziehende Moräne.

Ich muß unentschieden lassen, ob sie von einer über Stahringen hereinragenden Zunge des Ueberlinger- oder von einer solchen des Radolfzeller-Gletschers abgelagert wurde. Eine solche ragte wie die Moräne am Ostufer des Mindelsees und bei Kaltenbrunn beweisen, jedenfalls in die Niederung von Allensbach her herein. Sie gehört der zweiten Phase an.

Man darf vielleicht umgekehrt schließen, daß die Niederung ihr Dasein einer Zungenbildung des Radolfzellergletschers an seinem Ende verdankt. Dieselbe Erscheinung kehrt auch am Ende des Ueberlingersees wieder. Dort gabelt sich das Seetal rechts in dasjenige von Wohlwies und links in dasjenige von Stockach. Beide Zweige sind durch Moränen an ihrem obern Ende abgeschlossen, ein sicheres Zeichen, daß sich auch

der Gletscher gegabelt hat. Als erzeugender Gletscher müßte hier wohl derjenige der ersten Phase angesehen werden, doch ohne dafür einen absoluten Beweis bringen zu können.

Durch die Seitenmoränen (pag. 119) und seitlichen Stirnmoränen der zweiten Phase wurde die Niederung des Mindelsees vom Radolfszellersee vollständig getrennt. Nach dem Rückzug dieses Gletschers mußte sich in ihr deshalb ein besonderer See, der ursprüngliche Mindelsee, bilden. Uferböschungen zeigen, daß er eine Spiegelhöhe bis 430 m ursprünglich besaß, und jedenfalls am heutigen Durchbruchstal der Moränen bei Markelfingen über dieselbe in den Untersee abfloß. Mit dem Sinken des letzteren vertieft sich entsprechend die Ueberflußrinne bei Markelfingen.

Eine zweite ausgezeichnete Strandlinie findet sich in 415 m Meereshöhe. Ich rechne sie zu dem Stausee, welcher während oder nach der dritten Phase entstehen mußte.

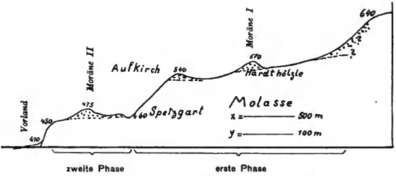


Fig. 12. Querschnitt vom Bahnhof Uebeelingen über Aufkirch.

3. Der Damm von Böhringen über die Mettnau bis zur Reichenau.

Auf der Reichenau befinden sich zwei drumlinartige Erhöhungen, der Hochwart oder die Friedrichshöhe und der Vögelisberg. Es ist wahrscheinlich, daß sie echte Drumlin sind, doch habe ich noch keine Aufschlüsse gesehen. Im übrigen besteht jedoch die ganze Insel aus Sanden und ungeritzten Kiesen, welche deutlich geschichtet sind; die Schichten fallen merkwürdigerweise gegen Konstanz oder Ermatingen ein. Deltabildungen habe ich keine gesehen. Die ganze Insel ist deshalb eine rein lakustre Bildung in dem Sinne, wie wir dieses oben auseinandersetzten. Auf den Sanden liegen eine Menge erratischer Blöcke. Wir haben also im kleinen hier den Aufbau des Spitts von Horn-Iznang.

An die Insel schließt sich ein unterseeischer Damm an, welcher als Mettnau bei Radolfszell wieder aus dem See auftaucht und sich bis Böhringen verfolgen läßt. Auch hier zeigen die Aufschlüsse überall lakustre Strukturen. Nur sind sie in den großen Kiesgruben der Mettnau horizontal geschichtet und führen größeres Gerölle. Es liegen hier (und am Gutshof) Moränen an.[1] Es kann darnach nicht gezweifelt werden, daß der ganze Damm ein rein lakustres Gebilde ist.

[1] Die erratischen Blöcke in den Anlagen stammen nicht von der Halbinsel.

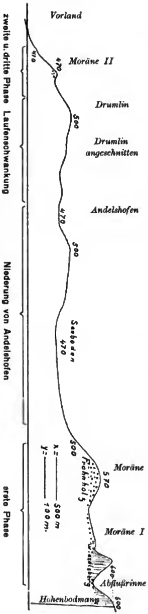


Fig. 13. Querschnitt von Nußdorf über Andelshofen-Hochbodmann.

Die Annahme, daß seine Kiese während der dritten Phase zwischen die dort vorhandenen Gletscherzungen eingeschwemmt oder ausgestoßen wurden, trägt den vorgetragenen Erscheinungen am besten Rechnung. Sie läßt speziell erkennen, weshalb auf der Reichenau die Kiese gegen Konstanz einfallen und ihr Korn dort ein feineres ist als bei Radolfzell. Daß der Damm zwischen der Mettnau und der Reichenau unter der Wasseroberfläche verschwindet, hat dann darin seinen Grund, daß beim Rückzug des Eises die Gewässer ihren Weg zunächst über den Gnadensee und Iznang-Moos nach Arlen oder später nach Stein nehmen mußten und ihn hier abtrugen.

4. Die Gegend von Ueberlingen bis Hohenbodmann.

Die Höhenlage der Moränen und Drumlin. Ungleichseitige Talbildungen.

Der Querschnitt pag. 115 vom Bahnhof Ueberlingen durch das Hardthölzle an Aufkirch vorbei zeigt dieselbe Lage der Molasse zum glazialen Schotter, wie sie oben für Meersburg konstatiert wurde. Nur ist alles um eine Phase verschoben. Die dritte Phase fehlt; dafür ist die zweite und erste Phase, welche dort vereinigt war, auf zwei um zirka 90 m differierende Molassesockel verteilt. Entsprechend erscheint die oberste Terrasse in größerer Höhe. Ganz dieselben Verhältnisse zeigen die Querschnitte pag. 116 und 117. Es gilt für beide Seiten des Ueberlingersees das Gesetz: Die Ufermoränen der dritten Phase ruhen am obern Ende des Vorlandes, ihr Molassesockel scheint mit demjenigen des Vorlandes zusammenzufallen, diejenigen der zweiten Phase haben einen Sockel von 440 bis 450 m Höhe und diejenigen der ersten einen solchen von 520 bis 550 m.

Dazwischen liegen die Drumlin. Die Ufermoränen der zweiten Phase liegen ihnen an, diejenigen der ersten liegen teils vor, teils über ihnen. Das Eis der ersten Phase ging deshalb über sie hinweg, das der zweiten erreichte sie

nicht mehr. Ich setze deshalb die Laufenschwankung vor die erste Phase und schreibe der ersten Phase die ausmodellierende Wirkung zu. Beim Aufstiege von Ueberlingen nach Aufkirch oder dem Lugenhof sind diese Verhältnisse schön zu sehen, ebenso in Fig. 13.

Nur westlich des Göhrenberges steigen die Scheitel der Drumlin über 600 m, sonst liegen sie gewöhnlich zwischen 440 und 550 m. Ihre Höhenlage nimmt nach Westen zu augenscheinlich ab. Dasselbe gilt auch von den Seiten- und Endmoränen der ersten und zweiten Phase. Wir schließen daraus, daß auch die Eishöhe der entsprechenden Vergletscherungen nach dieser Richtung hin abgenommen hat.

Schon oben wurde das plötzliche Enden der Drumlinbildungen vor einer heute noch erkennbaren nach Westen führenden Niederung hervorgehoben. Besonders auffällig wird dieses nördlich des Deggenhausertales von Untersiggingen bis Mainwangen, nördlich der Niederung von Rickenbach bis Andelshofen und von Dingelsdorf bis Dettingen, da an diesen Strecken das nordwärts liegende drumlinfreie Land von dem südlichen in der Höhenlage nicht verschieden ist.

Gewöhnlich ist die Schotterführung der Ufermoränen von I nur noch eine geringe, und sie sind z. B. auf der Strecke von Hödingen bis Owingen durch die Flußtäler auf weite Strecken unterbrochen. Eine Ausnahme davon macht der südliche Moränenzug vor der Höhe von Hochbodmann, welcher zudem bei Pfaffenhofen schön aufgeschlossen ist. Nördlich dieses Zuges liegt ein zweiter, viel weniger ausgeprägter Moränenwall, der sich an zwei hohe Hügel, den Hochbühl und den Wieseleberg, anschließt. Schon die Höhe dieser

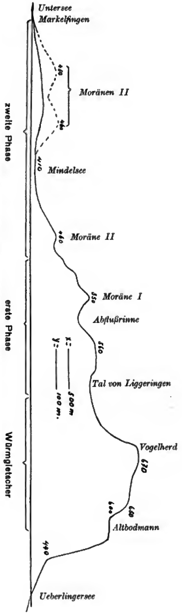


Fig. 14. Querschnitt nördlich von Markelfingen über Altbodmann durch die Bodanhalbinsel.

isolierten Gebilde, welche mit derjenigen des dahinterliegenden Hochlandes übereinstimmt, ließ mich vermuten, daß sie nur losgetrennte Pfeiler desselben seien. In der Tat bestehen sie wie das Hügelland selbst aus Süßwassermolasse. In einem Dachsbau fast an der Spitze des Wieseleberges war die Molasse aufgeschlossen (Fig. 13). Es ist deshalb augenscheinlich, daß sie durch die von Taisersdorf herkommenden und am Gletscherende hinfließenden Schmelzwasser der ersten Phase, die im Billefinger und weiterhin im Bomdorfertal ihren Ausfluß aus dem Gletschergebiete fanden, losgelöst wurden. Stirnmoränen, welche man in diesen Tälern trifft, und die beim Beginn dieser Täler aussetzenden Ufermoränen beweisen, daß das Eis der ersten Phase noch kurze Lappen in sie hineinsenkte.

Eine sehr charakteristische Eigenschaft zeigt der Durchschnitt der Bodanhalbinsel (Fig. 14); es ist die ungleiche Ausbildung der beiden Bergseiten. Auch beim Meersburger- und Schienerberge ist sie vorhanden; stets fällt die nach Nordosten gerichtete Seite steiler ab als die südliche. Der Grund liegt in dem Zug der ganzen Eismasse nach Nordwesten. Die Nordostseite wird infolgedessen von der Eismasse stärker gedrückt und also stärker angegriffen. Es liegt hier ein klares Beispiel vor, wie die Eismassen die Täler modelliert und oft einseitig (hier seewärts) verbreitert.

5. Das Moränenende des Frickingerseetales.

Zwischen Bruckfelden und Altheim zieht sich ein Höhenzug von den Hutwiesen zum Lindauerwald. Dieser Höhenzug besteht wenigstens in seinen obern Teilen oberhalb des Berghofes aus Molasse. Er teilt das ganze Becken in zwei Teile, in das Geilhoser- und Altheimerbecken, eine Erscheinung, wie wir sie in größerem Maßstabe im Ueberlinger- und Radolfzellertale kennen lernten. Ueber dem Gailhoferbecken liegt ein kleiner Moränenzug, welcher vom Punkte 554,6 bis zum Einfang sich hinzieht. Eine entsprechende Moräne über dem andern Becken fehlt. Vielmehr fällt dort das Gebiet im Buchholz steil ab und es tritt die unter der Moräne liegende Molasse zutage.

Nördlich dieser Stirnmoräne liegen über dem ganzen Becken her zwei mächtige Moränen, zwischen welchen sich die Bruckfelder Aach hindurchwindet.

Es kann kein Zweifel sein, daß diese beiden großen Moränen der ersten Phase angehören; die Seitenmoränen von Owingen leiten darauf hin.

Bei der Ablagerung der dritten Moräne hatte das Gletscherende jedoch eine andre Form. Es füllte bloß das rechtseitige Becken an. Im linken Becken finden wir dagegen südlich von Golpenweiler, nordöstlich von Altheim und am Burgstall überall lakustre Kiese, welche südwärts einfallen oder horizontal liegen; am Burgstall und südlich von Golpenweiler liegen außerdem glaziale Schotter darauf. Setzen wir diese gemäß ihrer Höhenlage gleichzeitig der Moräne im andern Becken, so kommen wir zu der Vorstellung, daß zwischen der Ablagerung des letzten großen Moränenbogens und des dritten partiellen ein Stausee den Hintergrund des Tales füllte, daß der wieder vorrückende Gletscher nur im rechten Becken einen stationären Zustand bildete, das linke aber ohne eine Moräne abgelagert zu haben, relativ rasch wieder verließ.

Wie weit sich das Eis in diesem alten Seetale zurückzog, wurde nicht untersucht. Penk zeichnet einen Eiswall nordwestlich des Göhrenberges und südlich vom Deggenhausertal.

Jedenfalls mußte sich beim Rückzuge der ersten Phase ein tiefer Stausee bilden, der erst in zirka 490 m Höhe, 40—50 m über dem Talboden, einen Abfluß über Daisendorf nach Nußdorf und über die Andelshofer Niederung nach Ueberlingen fand.

Ein breiter, von der Aach in breitem, ausgewaschenem Tale durchbrochener Wall zieht sich von Frickingen über den Todtenbaum nach Rickenbach, wo er nochmals vom Ortsbach durchbrochen wird, nach dem Gaisberg. Nach der Beschaffenheit des Bodens glaube ich ihn ebenfalls als Moräne ansehen zu dürfen. Er kann nur der zweiten Phase angehören. Seine verwaschene Gestalt kommt wohl davon her, daß er unter Wasser in den vorliegenden Stausee abgelagert werden mußte.

Die östliche auf der Karte nicht gezeichnete Fortsetzung der Moränen der ersten Phase ist pag. 105 geschildert.

6. Asarähnliche Seitenmoränen.

Parallel mit dem Nordostufer des Untersees zieht sich von dem Drumlin Fürstenberg bei Konstanz an bis nördlich von Radolfzell auf gemeinsamem Rücken ein meist in zwei Reihen liegender Zug 10—20 m hoher und ½—1 km langer, sehr flacher, kiesiger Hügel. Ihre Scheitel liegen in 430—450 m Meereshöhe. Zwischen dem Hügelzug und dem See liegt das flache, bis zirka 410 m aufsteigende Vorland, und westlich von Wollmatingen tritt das Flachhügelland des Gaisbühles noch dazwischen. Auf der Landseite lehnt er sich bis gegen Markelfingen an die durch ihre höhere, steilere und gedrungenere Form stark abstechende Drumlin an. Diese unterbrechen ihn sogar südwestlich Hegne und bei Allensbach. Ebenso wird er durch alte Abflußrinnen bei Wollmatingen, Allensbach und Markelfingen unterbrochen.

Zwischen Hegne und Allensbach ist sein Boden kiesig mit ungeritztem Geröll, sonst ist er kiesig-lehmig, und bei Markelfingen und Wollmatingen ist geritztes Geschiebe nicht selten. Größere eckige Blöcke wurden nicht bemerkt.

Die meisten Aufschlüsse liegen im Vor- resp. Flachhügelland. Nur in der Nähe des Fürstenberges ist der zum Zug gehörige Längenbohl oberflächlich angeschnitten. Der Anschnitt zeigt fast horizontal geschichtete, ungeritzte, sandige Kiese mit einer verwitterten Deckschicht. Ein tiefer einschneidender Aufschluß ist zwischen Markelfingen und Radolfzell im Lerchental. Er zeigt horizontal ineinander gekeilte Schichten faust- bis kopfgroßer, ungeritzter Gerölle mit Lehm- und Sandschichten. Etwas höher am Buchhofe liegt in einem oberflächlichen Aufschluß glazialer Lehm mit geritztem Geschiebe.

Es liegt somit dasselbe Asar-ähnliche Gebilde wie beim Mettnauzuge vor mit einem geschichteten Kern und angelagerten Moränenfetzen. Doch gehört es hier zur zweiten Phase, wie man aus seiner Höhenlage, aus den alten, bei Markelfingen rc. in zirka 440 m Höhe verlaufenden Strandlinien und aus dem angelagerten Flachhügelland bei Wollmatingen schließen darf. Während ferner jener Zug zwischen zwei Gletscherarmen lag, ist dieser am östlichen Rande eines solchen gelegen, wie das auch beim Kiesrücken Immenstaad-Hagnau der Fall ist. Ich halte deshalb dafür, daß er wie dieser durch Randströme und seitliche Einschwemmungen nebst ausgestoßenen Gletscherschutt entstanden ist und vom Gletscher dann und wann teilweise bedeckt wurde.

Von Allensbach an tritt der Höhenzug ganz aus dem Drumlingebiet heraus. Er gewinnt dabei beträchtlich an Breite und etwas an Höhe. Es hängt dieses wohl damit

zusammen, daß nach den oben entwickelten Anschauungen der Gletscher der dritten Phase hier einen Seitenarm in das Mindelseetal hineinschickte, so daß von Allensbach ab der Hügelzug als entsprechend dem Mettnauzug als Mittelmoräne aufzufassen wäre. Er erstreckt sich mit einer kaum merklichen Richtungsänderung nach Osten sicher bis zur gleichgerichteten Hügelreihe von Hohengemmingen. Diese besteht (wie mir scheint; sichere Aufschlüsse fehlen) im Kern aus Molasse; sollte sie jedoch auch hier geschichtete Kiese enthalten, so würde sich der Zug bis an das Ende der Bucht, an die Abflußrinne von Stahringen, erstrecken.

Zusammenfassung.

Unsere Untersuchungen haben uns bis an die Zeit der Maximalausdehnung der letzten Eiszeit zurückgeführt. Der Rückgang der Eismassen erfolgte nicht allmählich, sondern in Schwankungen. Vorstöße unterbrachen die Rückzugsbewegungen.

Die erste Schwankung ist nach Penk die Laufenschwankung. Ihr Gletscher liegt in einer vom Rheintal, Radolfzeller-, Ueberlinger- und in geringstem Maße vom Frickingertale angeschnittenen Depression des Gebietes, welche über Markdorf, Lippertsreuthe, Owingen, Ueberlingen, Wallhausen nach dem Schienerberge verläuft, und an deren Grenze sich das Land bis auf 700 m meist in steilem Anstiege in Molasseabhängen erhebt. Die Depression selbst steigt bei Markdorf bis zirka 600 m an, ihr Rand fällt jedoch gegen Westen zu bis auf das Niveau von zirka 400 m. Vor dem Anstiege selbst liegt eine nach Westen fallende, teilweise verwischte, teilweise vertiefte Abflußrinne, welche über Urnau, Rickenbach, Andelshofen, Ueberlingen, Wallhausen, Dettingen zum Mindelsee führt. Südöstlich von dieser Rinne liegen die Drumlin.

In der Depression selbst war das Becken des Untersees, das Ueberlingerseetal, das Frickingertal und dasjenige von Markdorf-Unteruhldingen bereits vorhanden, die heutigen Seetäler jedoch hatten wahrscheinlich nicht die heutige Tiefe. Der Gletscher selbst füllte zu Beginn die ganze Depression aus, später teilte er sich in Zungen, welche in den genannten Tälern lagen, während auf und an den dazwischenliegenden Riedeln vorzüglich als Ufermoränen mächtige Schottermassen abgelagert wurden.

Der folgende Vorstoß, die erste Phase, floß über diese Moräne hinweg und verwandelte sie in Drumlin. Als zusammenhängende Eismasse überflutete er die Depression der Laufenschwankung und senkte einzelne Zungen in die zentrifugalen und zentripetalen Täler hinein. Es fehlen deshalb im Drumlingebiet seine Ufermoränen; wir finden sie erst am Abhange der vorliegenden Molassehöhen, wo sie sich in konkaven Bögen gegen die zentrifugalen Täler hin öffnen, auf einer Terrasse, welche so hoch oder höher als die Scheitel der hinter ihnen liegenden Drumlin liegt. Die Endmoränen liegen auf der Linie Dießenhofen, Singen, Volkertshausen, Eigeltingen, Stockach, Seelfingen, Taisersdorf in den zentripetalen und zentrifugalen Tälern.

Bei seinem Rückzuge hinterließ er in den zentripetalen Tälern Stauseen. Im Ueberlingertale sank der Seespiegel von 480 m Meereshöhe bis auf 430 m herunter. Spuren solcher Seen findet man im ganzen nördlichen Seengebiet in 460—490 m Höhe. Wie weit der Rückzug erfolgte, kann nicht gesagt werden, doch hat er im Ueberlingertale Meersburg nicht erreicht.

Bei dem zweiten Vorstoß (zweite Phase) war die Natur des Gletschers eine andere. Er schließt sich an die zentripetalen Seebecken völlig an. Die dazwischenliegenden Riedel

blieben eisfrei. Der Meersburgerberg bildete eine Insel in dem Eismeer. Nordöstlich desselben zieht sich eine Zunge das Frickingertal hinauf bis Frickingen, südöstlich längs des Ueberlingertales bis Wahlwies. Die Mulde des Untersees erfüllte er van Arlen bis Steißlingen, das Seetal van Stein bis Etzwilen. Die einzelnen Zungen haben mit Ausnahme derjenigen des Rheintals an ihren Enden kleine Lappen zweiten Grades. Die kleinen Malassehügel nördlich von Worblingen schauten gerade nach aus der Eismasse heraus, während der Schienerberg, der schon von dem Gletscher der ersten Phase nicht mehr bedeckt wurde, ihn weit überragte. In all diesen Gebieten sind deshalb Ufermoränen zu finden. Ihre Lage zeigt, daß die Höhe des Gletschers von Osten nach Westen abnahm. Bei Markdorf liegt ihr Rücken zirka 500 m hoch, bei Meersburg 460 m, bei Wollmatingen 440—430 m, bei Stein endlich liegt die Endmoräne 430 bis 440 m hach. Dieselbe Abnahme ergibt der Vergleich der Endmoränen.

Bei seinem Rückzuge hinterließ er in all den zentripetalen Seetälern wieder Stauseen verschiedener Höhe. Der Ueberlingersee hatte zunächst eine Höhe von 450 m, sein Spiegel sank rasch auf 440 m. Diese Höhe behielt er lange Zeit bei, dann sank er auf 420 und zuletzt auf 415 m. Er wurde zuerst über Stahringen in den Untersee entwässert, dann über Egg-Wallmatingen, dann über Egg-Jakob und zuletzt um das Staader-Horn herum. Der Radolfzeller Stausee floß bei Arlen in 440 m Höhe über. Er sank dann rasch nach dem Durchbruch der Moräne nördlich von Rielasingen auf 415 m Meereshöhe herunter. Der Stausee von Stein hatte ursprüglich nur eine Höhe von 430 m und sank ebenfalls wenigstens auf 415 m. Bei dieser Spiegelhöhe vereinigten sich sämtliche Seen zu einem gemeinsamen See, welcher, wie die Deltabildungen zeigen, über Friedrichshafen hinausging. In diese Zeit sind die dünnenartigen Wälle einer lößartigen Masse bei Stephansfeld und Jznang zu setzen (Achenschwankung).

Ein dritter Gletschervorstaß (dritte Phase) erfolgt. Er legt seine Moränen über die Kiese und Deltabildungen des zweiten Sees und verwandelte sie in Flachhügelländer. Nur kurze Zeit überschritt er während seines Maximalstandes die heutigen Seeenden um ein geringes und reichte in das Frickingertal bis Salem hinein. Endmoränen bildete er bei diesem Maximalstande keine. Erst weiter südlich finden wir solche. Im Ueberlinger Seetal ist wahrscheinlich der unterseeische Wall, welcher westlich von der Mainau den See quert, als solche zu deuten. In das Uhldinger- und Markdarfertal drang er von beiden Seiten ein und lagerte mehrere hintereinander liegende Stirnmoränen ab. Im Untersee spaltete er sich in drei Zungen. Die stärkste war diejenige, welche das Seetal von Stein erfüllte. Dort bildete er auch eine Stirnmoräne. Die unterseeischen Wälle, welche wir in diesem Seetale bei Steckborn und Wangen treffen, sind wahrscheinlich ebenfalls als weitere Rückzugsmoränen anzusehen. Sie entsprechen den drei hintereinanderliegenden Stirnmoränen zwischen Aahausen und Immenstaad (Bühlstadium).

Van den beiden andern Zungen des Unterseegletschers war die östliche nur schwach entwickelt; das östliche Ufer und das nordwestliche Seeende war deshalb nur kurze Zeit vam Eise bedeckt, sa daß die Gewässer mit Ausnahme des kurzen Maximalstandes während der ganzen Phase einen Ausfluß bei Arlen fanden. Die Spiegelhöhe des Untersees stieg deshald nicht mehr über 415 m. Als der Seearm bei Stein eisfrei wurde und die bei Rheinklingen abgelagerte Moräne durchbrachen war, sank der Spiegel auf 410 m herunter. Diese Höhe nahm der ganze See am Ausgang der Phase an.

Die aus dem eisfreien Vorlande in das vergletscherte Becken sich ergießenden

Flüsse bildeten an geeigneten Stellen längs der Ufer langsam hinströmende Wassermassen und lagerten dort ihre Kiese ab. Es bildeten sich so die Kiesbänke am Ufer von Immenstaad-Meersburg und den Sporn am Staader-Horn. Auch der von der Reichenau bis Radolfzell-Böhringen sich hinziehende Kieswall mit der Mettnau ist als eine zwischen die beiden östlichen Gletscherzungen des Unterseegletschers eingeschwemmte Kiesbank anzusehen.[1]

In diesen Kiesen der dritten Phase finden wir die Fauna des Magdalenien.

In der Postglazialzeit unseres Gebietes (d. h. der Zeit, während welcher das Gebiet bis heute endgültig eisfrei blieb) erfolgte ein langsameres Sinken des Sees, denn von jetzt an staute nicht mehr der Gletscher oder seine Endmoränen mit ihren Uebergangskegeln, sondern gleichmäßig die ganze Sohle des Rheintals, und so sank der Seespiegel in dieser Zeit bloß von zirka 410 m Meereshöhe auf den heutigen Stand. Trotzdem war aber, wie die Uferbildungen und das postglaziale Flußbett des Rheines bis Rheinklingen zeigen, dieses Sinken kein stetiges, sondern es sind noch zwei weitre länger andauernde Seespiegel zu konstatieren mit den durchschnittlichen Meereshöhen von 405 und 400 m. Die Ursache muß in den Einflußverhältnissen gesucht werden. Man ist deshalb vielleicht berechtigt, diese Seestände mit den weitern Rückzugsphasen der Gletscher, welche Penk im Alpengebiet beobachtet hat, in Verbindung zu bringen. Rechnet man unsere dritte Phase zu dem Bühlstadium (was nach den Darlegungen Penks gestattet ist), so würde unser zweiter Seestand dem Gschnitz- und unser erster dem Daunstadium entsprechen.

Unsere Darstellung schließt sich eng an diejenige Penks an. Nur darin weicht sie ab, daß nach der Ansicht Penks der Gletscher der Laufenschwankung wieder seinen Maximalstand annimmt, während er hier unmittelbar in den Zustand der ersten Phase übergeht. Die Gründe sind oben auseinandergesetzt.

Die Frage über die Entstehung des Bodensees wurde absichtlich nicht berührt, weil absolut einwandfreie Beobachtungen noch nicht vorliegen. Je mehr ich jedoch die Gegend kennen lerne, um so mehr bin ich geneigt, eine nicht rein glaziale Entstehung anzunehmen. Zweifellos ist die Mulde, in welcher der heutige Untersee liegt, sehr alt. Denkt man sich das Singener Delta ausgeräumt, so dehnt sie sich bis unmittelbar an die Hegauer Vulkanreihe von der Rosenegg bis zum Hohentwiel aus; sie liegt zudem in der Richtung vom Hegau zum Kaiserstuhl, und dieses gilt von der Achse des ganzen Seebeckens.

Eine voreiszeitliche Senkung muß hier vorhanden gewesen sein, welche den aus dem Rheintal heraustretenden Gletscher schon zur Günzeiszeit nach Westen ablenkte. Diese Senke hat der Gletscher bearbeitet und vertieft und wohl zum heutigen See umgestaltet. Die Fragen über die Entstehung des Seetales und des heutigen Sees selbst sind also getrennt zu behandeln, da das Tal entschieden älter ist als der See.

[1] Aehnliche Bildungen sind für die erste und zweite Phase beschrieben.



Photogr. v. G. Walder.

Arenenberg

Königin Hortense und Prinz Ludwig Napoleon.

Nach den Quellen bearbeitet

von

Dr. Johannes Meyer

in Frauenfeld.

Wer heute den Arenenberg am Untersee besteigt, findet auf dessen Vorsprung zwar eine elegante Villa mit sorgfältig gepflegter Esplanade und daneben behäbige Oekonomie- und andre Nebengebäude samt einem luftsamen Park; allein schwerlich würde ihn der Anblick dazu verleiten, das Ganze ein Schloß zu nennen, geschweige denn zu vermuten, daß darin einst eine Königin und ein Königssohn gewohnt hätten. Und doch herrschte vor sechzig und mehr Jahren — so schnell verrinnt die Zeit — daselbst ein reges Hofleben. Wagen und Reiter kamen und gingen; Generale und Obersten, Diplomaten und Staatsmänner, Spione und aufrichtige Freunde, Hofleute aller Art, berühmte Schriftsteller und Dichter aus weiter Ferne stiegen aus und ein, und ein Kranz schöner Damen belebte die Säle des Schlosses oder erging sich mit seinen Kavalieren im Freien unter Blumen und Bäumen.

Und jetzt, nachdem das alles längst verschwunden, ist es so unheimlich dort oben geworden, wie wenn man ein verzaubertes Schloß der Märchenwelt vor sich hätte! Nur in der schönen Jahreszeit besuchen Touristen, einzeln oder truppenweise, diese Villa als eine Geburtsstätte großer welthistorischer Begebenheiten und hervorragender Personen, und wenn nicht ein entzückender Ausblick auf den herrlichen See mit seiner anmutigen Insel und dessen malerische Umgebung ihre Seele erhöbe, so würden sie wohl alle mit dem drückenden Gedanken scheiden: Wie ist doch menschliche Größe und menschliche Herrlichkeit so nichtig, so bald vergangen und vergessen!

Ich habe mir vorgenommen, Ihre Aufmerksamkeit eine kurze Weile auf die Vergangenheit dieser Villa hinzulenken, weil in diesem Jahre das Eigentumsrecht derselben

aus fürstlicher Hand in die Domäne des Kantons Thurgau übergegangen ist. Für ältere Leser werden meine Mitteilungen vielleicht nur wenig Neues bieten; der jüngern Welt aber, die von jener vergangenen Zeit wohl lediglich durch Hörensagen abgerissene Kunde vernommen hat, dürfte es von einigem Interesse sein, die Geschichte der Königin Hortense und des Prinzen Ludwig Napoleon nach direkten Geschichtsquellen, seien sie in zerstreut gedruckten Mitteilungen von Briefen, Memoiren, gelegentlichen Berichten und Erwähnungen oder in handschriftlichen Akten der Archive vorhanden, einmal im Zusammenhang nachzulesen. Dabei muß ich freilich bitten, vorlieb zu nehmen, wenn ich anstatt einer einläßlichen Darstellung der Einzelheiten nur das Wichtigste, gleichsam nur einen Umriß in den Grund- und Hauptzügen vorführen darf.

Als die Königin Hortensia den Arenenberg erwarb, stand sie bereits im 34. Altersjahre, hatte vorher eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft eingenommen und als Fürstin ein beträchtliches Stück Weltgeschichte mitgemacht. Es erhebt sich daher die Frage in uns: Wie kam es denn nur, daß diese hochgestellte Frau aus dem Schauplatz großer Begebenheiten so plötzlich in das stille Gelände am Untersee versetzt, von den hochgehenden Gewässern welthistorischer Politik zum idyllischen Leben am Gestade eines Schweizersees, man darf wohl sagen verschlagen wurde? Diese Frage weist auf ein wunderliches Schicksal hin, wodurch der Lebenslauf so manches Menschenkindes bestimmt wird, und doch wird Hortensias merkwürdiges Schicksal teilweise begreiflich, wofern wir den Gang der Ereignisse ihrer Zeit uns vor Augen führen. Wenn ich daher an dieser Stelle etwas weiter aushole und die Schiffbrüchige nicht gleich ans Ufer geleite, so möge der nachsichtige Leser mir die Darstellung ihrer frühern Erlebnisse um des Zusammenhanges willen zu gute halten.

1. Die Jugendzeit der Hortense Beauharnais.

Königin Hortense stammte aus der erst im 18. Jahrhundert zu hoher Bedeutung gelangten Adelsfamilie **Beauharnais**, deren Vergangenheit ungeachtet des ans Ritterwesen erinnernden Namens sich im Dunkel vertiert. Als äußerliche Gewähr echt adelicher Abkunft galt unter den französischen Edelleuten neben der Ahnenprobe noch im Zeitalter Ludwigs XIV. blondes Haar und blaue Augen,[1] also eigentlich das Kennzeichen der Germanen. Burgunder, Goten und Franken hatten ja in der Völkerwanderung das gallische Land erobert, und aus ihren freien Männern, welche die Herrschenden geworden, war der französische Adel entsprossen. Blonder Haare und blauer Augen erfreuten sich auch die Beauharnais beiderlei Geschlechts.

Zur Zeit der großen Revolution, welche dieses germanische Element der französischen Nation erbarmungslos hinschlachtete, lebte **Alexander Vicomte de Beauharnais** (1760—1794). Als Major hatte er den amerikanischen Krieg mitgemacht, war dann

[1] Lange erhielten sich in den französischen Adelsfamilien germanische Namen: Foucauld (Folkholt), Gilbert (Gisitbert), Geoffroy (Godafrit), Gonthier (Gunlhari), Albert (Adalbert), Suger (Suilger), Thibaul (Theudobalt), Thierry (Thiotrich), Guillaume (Willihalm), Adelaide (Athalheit), Berte (Perachta) u. s. w. Der Familienname Beauharnais könnte auch auf bürgerliche Abkunft und mithin auf spätern Briefadel hinweisen; denn die Namen des alten Feudaladels enthielten alle die Bezeichnung eines Ortes, einer Burg u. dgl. Nach einigen stammte die Familie B. aus Orleans, war bürgerlich und erlangte unter Ludwig XIV. den Adel.

mit freisinnigen Ideen in sein Vaterland zurückgekehrt und als Abgeordneter in die Reichsstände gewählt worden. Obwohl zweimal zum Präsidenten der Konstituierenden Nationalversammlung ernannt, behagte ihm das parlamentarische Leben nicht auf die Dauer; er ging deshalb zur Armee ab, wo er bis zum Rang eines Generals emporstieg. Zur Zeit des Schreckens zog er sich auf seine Güter in Laferté-Imbault zurück; dort aber ward er verhaftet und gefangen gesetzt. Er war seit dem 13. Dezember 1779 mit Marie Josephine Rose de Tascher de la Pagerie[1] verheiratet, welche bei der Trauung kaum 15 Jahre zählte. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder. Am 3. September 1781 wurde Eugen Beauharnais geboren und drei Jahre später, den 10. April 1783, Hortense Eugenie Beauharnais.

Aber der Vater vernachlässigte das Glück seiner Ehe; dadurch verletzt, gedachte Josephine zu ihrer Familie zurückzukehren, bei welcher sie Trost zu finden hoffte. Sie reiste 1787 nach Martinique, indem sie den kleinen Eugen im Collège d'Harcourt zurückließ, das vierjährige Mädchen aber mit sich nahm. Nach einer stürmischen Ueberfahrt kam sie auf der Insel an; da aber die Neger wie auf französisch S. Domingo sich im Aufstand erhoben, kehrte Frau v. Beauharnais bald wieder nach Frankreich zurück; nach zwei Jahren erfuhr sie, daß ihr Mann gefangen sitze. Indem sie sein Unrecht gegen sie wie auch seinen Leichtsinn (ses légèretés) vergaß, tat sie Schritte zu seiner Befreiung; allein diese führten nicht zum Ziele. Der kaum 34 Jahre alte General wurde vom Revolutionsgericht ohne triftigen Grund zur Guillotine verurteilt und starb den 24. Juli 1794 in ruhiger Gelassenheit Das Blut galt damals als die Muttermilch der Freiheit.

Durch ihr flehentliches Bitten hatte sich Josephine selbst bei den Schreckensmännern „verdächtig" gemacht; denn man mochte sich damals benehmen, wie man wollte, so wurde man ihnen verdächtig, zumal wenn man dem Adel angehörte; deshalb ward auch sie (21. April 1794) abgeholt und bei den Karmelitern (d. h. in deren ehemaligem Kloster, nunmehr Staatsgefängnis) mit zwei andern Frauen gefangen gesetzt, um vor Gericht geführt zu werden. Eine Freundin ihrer Mutter, die Fürstin Amalie v. Hohenzollern-Sigmaringen, nahm sich der verlaßnen Kinder, Eugens und Hortensias, in einer Weise an, die ein tiefes Dankgefühl in die Herzen der beiden Kleinen flößte. Da aber eine adelige Ausländerin nicht lange in Paris verweilen konnte, ohne den Verdacht Robespierres zu erwecken, so sah sich die Fürstin gezwungen, Frankreich zu verlassen und die beiden Kinder einer Gouvernante, Frau Lannoy, zu überlassen.

Infolge einer Verordnung der Machthaber, wonach die Kinder von Edelleuten ein Handwerk erlernen mußten, schickte man Eugen v. Beauharnais zu einem Tischler, namens Cochard, im Dorfe Croissy, nicht weit von der Malmaison, am rechten Ufer der Seine, und Hortense, seine Schwester, zur Nähterin ihrer Mutter in die Lehre. Die Gouvernante ließ die beiden Kinder nicht aus den Augen; auch gelang es ihr, dieselben hie und da in ihren Arbeitskleidern zu ihrer gefangenen Mutter zu geleiten.[2] Diese ersten Prüfungen eines herben Schicksals pflanzten den beiden Kleinen, welche später die Bürde irdischer Größe tragen sollten, einen gewissen Mut und eine nicht geringe Kraft

[1] Wie Schönhuth S. 3 anmerkt, stammte die Familie der Tascher de la Pagerie (nach einer Graubündner Zeitung) eigentlich aus dem Dorfe Iglis bei Chur und zwar von einem Christian Tascher, geb. 1671 und dessen Sohn Martin, der nach Paris und dann nach Martinique auswanderte, wo seine Familie den Grafentitel unter dem Namen Tascher de la Pagerie angenommen habe.

[2] Fourmestraux, Eugène, p. 17. C. d'Arjuzon, p. 60, 66.

in die Seele. Zum Glück dauerte ihre beklagenswerte Lage nur kurze Zeit. Der 9. Thermidor (27. Juli) 1794 war der Tag, wo der Wüterich Robespierre gestürzt wurde und damit der erste Strahl der Hoffnung auf eine bessere Zeit das gequälte Frankreich erheiterte. Bald nachher sah sich Josephine aus dem Gefängnisse befreit und zwar durch die Frau Fontenay-Cabarrus, eine gefeierte Schönheit, welche durch ihren Geliebten, den sehr mächtigen Gewaltboten des Konvents, nämlich Tallien, ihre Befreiung durchsetzte und ihr aus der Not half. Eines Tages nach einem Gastmahl führte Tallien Josephine in einem Staatswagen nach Hause und erklärte ihr, die Regierung fühle das Unrecht, das ihrem Gatten und ihr zugefügt worden sei, ganz wohl und sei bereit, ihr, sobald es angehe, womöglich Ersatz zu bieten; für den Augenblick händigte er ihr eine beträchtliche Summe Geldes ein und bat sie, den Wagen, worin er sie hergeführt habe, als ihr Eigentum zu betrachten. Barras setzte es später durch, daß sie zur Entschädigung für die Güter ihres hingerichteten Gemahls hunderttausend Franken erhielt.

Einer der ersten Schritte Josephinens, seitdem sie wieder frei geworden war, bestand darin, ihre beiden Kinder aus der ihnen aufgezwungenen Lehre wegzunehmen und für ihre Ausbildung standesgemäß zu sorgen. Den vierzehnjährigen Eugen brachte sie zu Ende Septembers 1795 nach der etwa 4 Stunden westlich von Paris gelegenen uralten Stadt Saint-Germain-en-Laye in das geschätzte Pensionat Mestros, und Hortensien übergab sie der Frau Campan (Jeanne-Louise-Henriette Genest, geb. 1752, gest. 1822); dieselbe war infolge des Todes der Königin Marie Antoinette (16. Oktober 1793), bei der sie die Stelle der ersten Kammerfrau bekleidet hatte, dieser Stelle verlustig gegangen und hatte in der genannten Stadt eine Erziehungsanstalt gegründet, die das Jahr darauf (1794) schon 50 Schülerinnen zählte, ungeachtet die Jakobiner sie als Hofdame in den Verdacht zogen, sie werde den jungen Mädchen „aristokratische“ Grundsätze einimpfen.[1]

Mittlerweile entspann sich in Paris eine Begebenheit mit Josephine, die für sie und ihre Kinder sehr wichtige Folgen mit sich brachte, nämlich die Bekanntschaft Bonapartes mit der Witwe Beauharnais. Gewöhnlich wird behauptet, die ersten Fäden dazu seien in Barras Wohnung gesponnen worden; allein Napoleon selbst erzählt den Ursprung seiner Ehe mit Josephine anders und zwar folgendermaßen.[2] Man hatte wieder Haussuchung nach Waffen vorgenommen, und auch der Degen des hingerichteten Generals v. Beauharnais war mit Beschlag belegt worden. Da kam ein Knabe von 10—12 Jahren[3] auf das Bureau des Generalstabs in Paris; derselbe wandte sich an Bonaparte, indem er zu ihm sagte: „General, bitte, geben Sie mir den Degen meines Vaters zurück; er ist mein einziges Erbe!“ Dieser Knabe hieß Eugen v. Beauharnais. Seine innige Bitte und die Anmut seiner Gestalt rührten Bonaparte, so daß er seinem Wunsche willfahrte. Eugen brach vor Freuden in Tränen aus, als er den Degen seines Vaters wieder zur Hand bekam. Die Mutter aber, der Eugen davon Mitteilung machte, hielt es für ihre

[1] Mad. Campan, Corresp. av. la reine Hortense, introd. p. X et suiv. C. d'Arjuzon, p. 79.

[2] Mémorial de Sainte-Hélène, t. III, p. 358. Montholon, Mémoires écrits à Sainte-Hélène, t. III, p. 119.

[3] Diese Abschätzung kann nicht ganz richtig sein. Der General Alexander v. Beauharnais war am 6. Thermidor (24. Juli) 1794 guillotiniert worden, und sein Sohn Eugen war den 3. September 1781 zur Welt gekommen; mithin war Eugen beim Tode des Vaters 12 Jahre und 8 Monate alt. Da aber sein Erscheinen auf dem Generalstabsbureau etwas später fällt, so muß er jetzt mindestens 13 Jahre alt gewesen sein.

Pflicht, dem General am folgenden Tage einen Besuch abzustatten und ihm für sein Wohlwollen zu danken. So sahen sich beide zum ersten Male. Bonaparte, von der Anmut und der Feinheit ihres Benehmens betroffen, konnte nicht umhin, ihr einen Gegenbesuch zu machen. Da nun beide in der Folge bei dem Direktor Barras ein und ausgingen, so wurde ihre Bekanntschaft bald vertraut. Barras, der die beiden beobachtete, sagte zu Josephine: „Heiraten Sie den kleinen Bonaparte! Er bekommt den Oberbefehl über das Heer in Italien."

Der letzte Zusatz sollte die Witwe, welche den jungen Mann gerne geheiratet hätte, wenn er ihr ein anständiges Auskommen für ihre Verbindung hätte gewährleisten können, offenbar über ihre Besorgnis wegen der zum Ehestand notwendigen Bedingnisse des Lebens beruhigen. Also kam die Verlöbnis zustande, worüber man sich in den höhern Kreisen nicht wenig verwunderte, da man diese Ehe hinsichtlich des Bräutigams für unebenbürtig hielt. Frau Campan in Saint-Germain bekam den Auftrag, den beiden Kindern mitzuteilen, daß ihre Mutter im Begriffe stehe, Frau Bonaparte zu werden; aber in völliger Unwissenheit über ihre eigene Zukunft zeigten sich die Kleinen sehr betrübt darüber, zu erfahren, daß sie einen „Stiefvater" erhalten sollten.

In der Tat ernannte das Direktorium am 23. Februar 1796 an Stelle des vom Oberbefehl abberufenen Generals Scherer den erst 26 Jahre alten Bonaparte zum Oberfeldherrn über das französische Heer in Italien, und nun zögerten die beiden Verlobten nicht länger, sondern feierten vierzehn Tage darauf, den 9. März, ihre Hochzeit, indem sie ihre Ehe vor Zivilstandsamt bekräftigten.

Da Josephine ihren Mann nach Italien begleiten durfte und Bonaparte am 22. März von Paris zur Armee abgehen wollte, so mußte man sich noch schnell zur Abreise rüsten und von den Kindern Abschied nehmen. Beide letztern sollten einstweilen noch in ihren Anstalten verbleiben (ihr Bildungsgang hatte ja kaum recht begonnen), Eugen bis zum Frühling 1797 (im ganzen 15 Monate, wie er selbst in seinen Memoiren angibt), Hortense bis zu Ende des Jahres 1799.

„Alle diese Vorgänge", erzählt Eugen in seinen Memoiren selbst, „hätten mich wenig befriedigt, wenn nicht mein neuer Vater bei seiner Abreise einen sehr schmeichelhaften Trost für mich hätte durchblicken lassen. Er versprach, mich zu sich zu rufen, sobald ich durch emsige und erfolgreiche Arbeit die Zeit wieder ersetzt hätte, welche die Umstände mich für meine Bildung hatten verlieren lassen. Ich verlegte mich auf die Arbeit mit neuem Eifer, um den ersehnten Lohn zu erhalten; denn seit meiner frühesten Kindheit habe ich eine entschiedene Neigung zum Wehrstand in mir gefühlt. Während der 15 Monate, die ich in Saint-Germain zubrachte, waren Mathematik, Geschichte, Geographie und Englisch der Gegenstand meiner emsigsten Beschäftigung, und ich erfuhr endlich zu meiner unaussprechlichen Freude, daß ich binnen kurzem die Belohnung für meinen angestrengten Fleiß ernten würde. Ich erhielt in der Tat die Ernennung zum Unter-Lieutenant im ersten Husarenregiment, nebst dem Befehl, nach der Armee in Italien abzureisen."

Begreiflich war das eine zu kurze Zeit für die erforderliche Beschulung des Knaben, und mit seiner Begabung für die gewöhnlichen Schulfächer muß es gerade auch nicht so weit her gewesen sein.[1] Aber weder Abneigung gegen die Schule noch Mangel an

[1] Arnault in seinen Erinnerungen eines Sechzigjährigen (bei Fourmestraux, S. 31) sagt von ihm: „Er war kein Kind mehr, aber auch noch kein Mann. Seine Lehrer hatten ihn für einen Taugenichts erklärt, weil er keinen Aufsatz ohne Sprachschnitzer und keine Uebersetzung ohne Widersinn zustande

Beschulung sind unbedingte Hindernisse am erfolgreichen Fortgang eines Menschenlebens, selbst in einem zivilisierten Zeitalter.

Provisorisch wurde Eugen zum Unterlieutenant ernannt vom Oberfeldherrn am 28. Juni 1797, und bestätigt ward diese Ernennung vom Direktor Barras am 7. Dezember 1797. Nach dem Präliminarfrieden zu Leoben (18. April 1797), als Bonaparte sich gegen Venedig wandte, kam Eugen nach Mailand. Er machte alsbald den Dienst als Generaladjutant des Oberfeldherrn, der wegen seiner guten Eigenschaften eine große Zuneigung für ihn hegte. Eugen hatte eine ausgezeichnete Sinnesart, viel Mut, reine Sitten, viel Biederkeit, Freimut, Gefälligkeit und liebenswürdiges Wesen.

Es kann nicht meine Absicht sein, das Leben Eugens hier im einzelnen darzustellen; es genügt mir, auf die wichtigsten Ereignisse desselben bloß hinzuweisen, da es den Gegenstand dieses Aufsatzes nur stellenweise streift. Nach dem Frieden von Campo Formio erhielt er eine Sendung nach den jonischen Inseln und bezeigte Mut in dem Volksauflaufe zu Rom (28. Dezember 1797). Den Feldzug nach Aegypten machte er ruhmvoll mit und kam mit Bonaparte am 9. Oktober 1799 nach Frankreich zurück, nachdem er zum Lieutenant brevetiert worden war. Bei Marengo (14. Juni 1800) erwarb er sich Ruhm als Hauptmann in der Konsulargarde. Nach der Einrichtung des Kaiserreichs (18. Mai 1804) ward er zum Generaloberst der Jäger in der Kaisergarde, ferner zum französischen Prinzen und Erzkanzler, sowie zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Durch Dekret vom 7. Juni 1805 übertrug ihm Napoleon die Würde eines Vize-Königs von Italien; als solcher bemühte er sich nach Kräften, die Herrschaft Napoleons nicht als Fremdherrschaft erscheinen zu lassen. Der Friede zu Preßburg (26. Dezember 1805) hatte die Kurfürsten von Bayern und Württemberg zu Königen erhoben. Aus Dankbarkeit ließ es Maximilian I. von Bayern geschehen, daß Napoleon seinen Stiefsohn mit des Königs Tochter Amalie Auguste (1788—1851) vermählte. Obwohl die Prinzessin nicht um ihren Willen befragt worden war und sie nur gezwungen ihre Zusage gab, gestaltete sich die Ehe in kurzem zu einer sehr glücklichen. Der Kaiser nahm den Prinzen an Kindesstatt an und verlieh ihm den Namen Napoleon Eugen von Frankreich. Am 16. April 1809 im Kriege gegen Oesterreich wurde Eugen bei Sacile in Italien vom Erzherzog Johann geschlagen, besiegte diesen aber bei Raab am 14. Juni und nahm dann rühmlichen Anteil an der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli). Nach dem Wiener Frieden (14. Oktober) überließ der Kaiser seinem Stiefsohn die schwierige Aufgabe, die Unruhen im Tirol beizulegen. Auch zwang er ihn, bei der Scheidung von seiner Mutter Josephine (16. Dezember 1809) den Vermittler zu machen. Die Kronen von Schweden und Polen, die ihm angeboten wurden, schlug Eugen aus. Im russischen Feldzuge (1812) nahm er in der Schlacht an der Moskwa Baradina ein (7. September). Er trug im Befreiungskriege Deutschlands wesentlich dazu bei, daß sich an der mittlern Elbe ein ansehnliches Heer bilden konnte. Durch Umgehung des linken

brachte." Auch Fran v. Rémusat bemerkt in ihren Memairen I, 150: „Prinz Eugen ist, da er bald im Heere bei seinem Stiefvater, bald in dem müßigen und feinen Hause seiner Mutter verweilte, in Wahrheit nirgendwa gebildet warden. Sein Naturtrieb, der ihn zum Rechten hinleitete, die Schule Bonapartes, die ihn modelte, ohne ihn irrezuleiten, die Lehren der Ereignisse: das ist, was ihn bildete. Frau Banaparte war unfähig, ihm einen kräftigen Rat zu erteilen; auch erkannte ihr Sohn, der ihr sonst sehr in Liebe zugetan war, frühzeitig, daß er sie nie um Rat fragen müsse. Es gibt Gemütsarten, die schan aan Natur auf Vernünftiges ausgehen."

Flügels der Verbündeten entschied er den Sieg bei Lützen (2. Mai 1813). Mit geringen und großenteils ungeübten Truppen verteidigte er im gleichen Jahre zuerst die illyrischen Provinzen, und wenn er auch im Kampfe gegen die österreichischen ihm überlegenen Streitkräfte Schritt für Schritt zurückweichen mußte, so siegte er noch den 8. Februar 1814 am Mincio. Alle Verlockungen zum Abfall, wobei man ihm durch Uebertragung der Herrschaft über das Königreich oder wenigstens über Genua beikommen wollte, waren vergeblich. Eugen lehnte auch die ihm von den Bourbonen angebotene Marschallswürde unbedingt ab. Nach dem Sturze Napoleons infolge der bei Waterloo (18. Juni 1815) verlorenen Schlacht zog er sich nach Bayern zurück, wo ihm sein Schwiegervater, der König Max I., das Fürstentum Eichstädt und den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg übertrug.

Sehen wir uns nun wieder nach seiner Schwester Hortensia um, die wir in der Anstalt der Frau Campan verlassen haben.[1] Diese Frau (1752—1822) war als junges Mädchen an den Hof gekommen und in die Stellung der ersten Kammerzofe bei Marie Antoinette getreten. Allein bei dem schrecklichen Einbruch des Pöbels in die Tuilerien (10. August 1792) wurde sie von der Königin weggerissen und sah sich bald darauf genötigt, Paris zu verlassen, weil sie für verdächtig angesehen ward. Sie mußte sich auf der Landschaft verborgen halten. Da nun ihr Mann sich in Schulden gestürzt hatte und in Krankheit darniederlag, ihre Schwester aber bei der Gefangennahme sich selbst das Leben genommen hatte, geriet sie in solche Not, daß sie nur noch eine Assignate von 500 Fr. im Besitz hatte. In dieser dürftigen Lage kam sie auf den Gedanken, in Saint-Germain eine Lehranstalt für Mädchen aus bessern Familien zu gründen; als Gehülfin nahm sie eine Nonne mit sich, schrieb mit derselben hundert Prospekte, weil sie das Geld nicht hatte, sie drucken zu lassen, und verschickte sie an Familien ihrer Bekanntschaft. Für ihr Vorhaben waren die Zeitumstände günstig. Öffentliche Mädchenschulen gab es infolge der revolutionären Zustände nicht mehr; die Erziehungsanstalten in den Klöstern, wohin die vornehmen französischen Familien ehemals ihre Kinder geschickt hatten, durften auch nicht fortgeführt werden, nachdem die Klöster vom Staate aufgehoben waren. Da kam den Eltern die Gründung einer Privatanstalt wie erwünscht. Frau Campan konnte ihr Institut am 1. Juli 1795 mit 30 Pensionären eröffnen, und schon im ersten Jahre stieg die Zahl derselben auf 50; im Jahre 1800 zählte sie deren 80, und im Jahr 1805 hundert.[2]

Wir kennen die Lehrgegenstände, in welchen die jungen Mädchen unterrichtet wurden, nicht alle genau. Gewiß ist, daß Frau Campan sehr großen Wert auf die Ausbildung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der französischen Sprache legte; in ihren Briefen an Hortense weist sie immer auf dieses Haupterfordernis in der Bildung eines Mädchens hin, indem sie bald gemachte Fehler rügt, bald zum guten Schreiben ermuntert. Einmal bemerkt sie ihr, selbst aus dem Billet einer Frau an ihre Modenhändlerin müsse man erkennen, daß sie gebildet sei, nicht ohne ein andermal auf die Einfachheit und Herzlichkeit des Briefschreibens hinzuweisen.[3] Sicher wurde in der Anstalt auch Englisch

[1] Das folgende fußt auf dem Briefwechsel der Frau Campan mit Hortense und auf Ergänzungen aus Fourmestraux, Hortense.

[2] Correspondance de Mad. Campan t. I, p. 9, 12, 13. p. X, p. 36, 268. Auch Meyer 1, 124 f. fand 1796 dreißig und im Sommer 1801 achtzig junge Mädchen in der Anstalt.

[3] Ibid. t. I, p. 18, 19, 44, dagegen p. 371. t. I, p. 13: Il faut vous donner le temps d'écrire, et relire vos lettres. Songez que l'on envoie loin de soi, en écrivant, une mesure de

und Italienisch gelernt. Als Realien werden ausdrücklich Geschichte und Geographie genannt. Es ist früher angemerkt worden, wie die argwöhnischen Argusaugen der Jakobiner die Anstalt der Frau Campan überwachten, weil sie eine Frau war, die vormals am Hofe gelebt hatte und sonach unvermerkt die aristokratischen Grundsätze, die sie daselbst in sich aufgenommen, auf ihre Zöglinge verpflanzen konnte. Man verbot ihr daher zur Zeit des Konvents und des Direktoriums Geschichte Frankreichs zu lehren, damit die jungen Mädchen nicht mit der Despotie des alten Königreichs sich bekannt machten und befreundeten. Sie durfte mit ihnen nur die republikanischen Völker des Altertums, Griechen und Römer, behandeln.[1] Damals fand der politische Fanatismus nur in der klassischen Welt der Antike die echten Vorbilder republikanischer Gesinnung; deshalb gaben sich manche rabiate Jakobiner anstatt der christlichen Taufnamen altklassische Vornamen (Brutus, Anacharsis), und noch später legte man den neugebildeten Staaten antike Bezeichnungen bei (die batavische, cisalpinische, helvetische, ligurische und parthenopeische Republik). Auf dieser als Grundlage der Schulbildung bestimmten albernen Anschauung war es ebenso wenig erlaubt, die biblische Geschichte, welche noch in neuerer Zeit ein so tüchtiger Schulmann wie Karl Ludwig Roth als pädagogisch fruchtbarsten Ausgangspunkt alles Geschichtsunterrichts erkannt hat, zu lehren.

Den Sinn für das Schöne sollten Kunstübungen in Gesang, Musik, Zeichnen und Tanz anregen. Dem Gesang wurde viel Zeit gewidmet, ebenso der Musik. Nächst dem Piano war das königliche Instrument, die Harfe, das beliebteste.[2] Frau Campan spielte selbst die Harfe, ebenso Hortense und ihre Mutter Josephine. Noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zeigte man im obersten Zimmer auf Arenenberg den Besuchern die Harfen der Königin und der Kaiserin; dann wurde eines dieser Instrumente nach Frankreich genommen. Jeden Sonntag kam der hiefür angestellte Tanzmeister von Paris, und die Mädchen tanzten dann untereinander oder mit den Knaben der benachbarten Knabenpension.[3] Geschätzt waren die zeichnenden Künste, nicht allein die Arbeit mit Stift und Farben, sondern auch die mit der Nadel, die Stickerei. Einmal stickten die Mädchen eine Karte der französischen Republik, um sie dem ersten Konsul zum Geschenke darzubringen.[4]

Neben dem Schönen wurde das Nützliche in den Arbeiten keineswegs vernachlässigt;

---

ses talents, de son esprit et de son éducation. Le billet d'une femme, même écrit à sa marchande de modes, peut être vu par des personnes instruites, qui jugent par là si une femme est ou n'est pas bien élevée.

[1] Ibid. t. I, p. XI et 306.

[2] Ibid. I. I, p. 27: Bonesi compte bien sur vous pour le trio du *Barbier de Séville*. Arrangez cela avec mon Eglé. Vous verrez que je figure dans le concert des petits chats. J'ai promis à mes petites de chanter deux airs en m'accompagnant sur la harpe; mais je ne me donne pas les airs de faire paraître mes vieux talents près de ceux de la brillante jeunesse de quinze à seize ans; ils sont moins déplacés avec les sujets de six et huit ans: car les extrêmes se touchent.

[3] Ibid. t. I, p. 2. d'Arjuzon, p. 81, 100: ces réunions entre garçons et filles, en somme peu convenable.

[4] Ibid. t. I, p. 184: Vous me ferez plaisir alors de m'envoyer une grande berline, car je n'en trouverais pas pour me transporter ainsi *avec la république française*. — t. I, 115. Hortense zeichnete das Bildnis des Mameluken Rustan, den Bonaparte aus Aegypten gebracht hatte, vortrefflich nach dem Leben; Meyer 1, 52. Auf Arenenberg stickte sie später eine Schützenfahne für den thurgauischen Schützenverein u. s. w.

die Zöglinge wurden zum Weißnähen, zum Flicken und zum Führen des Haushalts angeleitet.[1]

Selbstverständlich konnte die Leiterin der Anstalt nicht mit einer Nonne als Gehilfin den ganzen Unterricht besorgen; sie mußte Fachlehrer und Lehrerinnen anstellen; für die Wissenschaften hielt sie den Abbé Bertrand, der später in Hortensias Dienste übertrat; andre für das Zeichnen (Mr. Léger, Bodiot und außerdem den berühmten Maler Isabey)[2]; für den Gesang, den französischen und den italienischen (Mr. Langlé, Bonesi, Plantade, der die Chöre zur Esther komponierte, Carbonel).[3]

An festlichen Anlässen, welche das Einerlei der Tagesordnung angenehm unterbrachen und allen Schülern, besonders denen in einer Pension so willkommen sind, fehlte es nicht; namentlich die Jahresexamen im Juli, wo die auszeichnenden Preise verteilt wurden; auch der Jahreswechsel (nach dem Revolutionskalender am 22. September)[4] oder ein Sieg Napoleons gaben Veranlassung zu solchen Feiern. Zuweilen fand ein Konzert statt oder es wurde ein Drama von den Zöglingen aufgeführt (so zweimal die Esther von Racine),[5] und nicht selten belustigte sich alt und jung des abends an einem Feuerwerk im Garten. Immer aber wurden zu diesen Festlichkeiten nur Eltern und Bekannte eingeladen.

Alle diese Angaben habe ich den Briefen der Frau Campan an Hortense entnommen, welche von Buchon im Jahre 1835 durch den Druck bekannt gegeben wurden. Nun könnte schon der Name der Empfängerin uns gegen den Argwohn schirmen, daß sie unrichtig seien und mehr zur Empfehlung der Pension als zur Feststellung des tatsächlichen Zustandes derselben dienen sollten. Zufällig ist mir aber ein altes Buch unsrer Bibliothek in die Hände gekommen, welches ein erwünschtes Mittel abgibt, um die Angaben der Frau Campan zu erproben. Im Sommer 1801 nämlich machte ein Deutscher, der letzte Domherr in Hamburg Dr. F. J. L. Meyer, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Deutschland und Frankreich, eine zweite Reise nach Paris (die erste hatte er im Jahre 1796, einige Monate nach dem Regierungsantritt des Direktoriums unternommen), vermutlich in einer diplomatischen Sendung Hamburgs an den ersten Konsul Bonaparte. Von Paris aus fuhr er in westlicher Richtung an der Stelle des jetzigen Fort du Mont Valérien vorbei durch die Stadt Rueil nach dem nahen Schlosse der

[1] Es läßt sich dies, wenn es nicht selbstverständlich wäre, aus einem Plane schließen, welchen Frau Campan im Jahre 1806 für die kaiserliche Mädchen-Erziehungsanstalt in Ecouen entwarf. Ibid. t. I, p. 305: Ne croyez pas que je ferai danser la gavotte ou chanter les airs d'opéra buffa à ces jennes filles; elles apprendront la couture, les ouvrages d'aiguilles et feront les hardes de la maison. Vgl. unten S. 132 Meyer.

[2] Ibid. t. I, p. 6, 12, 13, 367 et suiv.

[3] Ibid. I, p. 12, 13, 26. Cf. Œuvres de Racine p. p. P. Mesnard (Grands écrivains) t. III,, p. 443. Zuweilen kam auch der Violinist Graffet nach Saint-Germain. Ibid. t. I, p. 21.

[4] Auf den 22. September 1798, den Beginn des Jahres VII der Republik, lud Frau Campan die austretenden Pensionäre zu einem einfachen Frühstück (Kaffee mit Sahne und Brötchen) durch ein Zirkularschreiben ein, worin sie den aus der Anstalt Scheidenden noch mehrfache Ermahnungen auf den Lebensweg gab. Ibid. t. I, p. 5, 6, 8, 9, 165, 246.

[5] Ibid. t. I, p. 20, 194, 309. Nach p. 277 sagte Napoleon einst zu Frau Campan bei einem Besuche in Saint-Cloud: Faites bien apprendre à vos élèves tout ce qui regarde le théâtre français; les femmes faisant du spectacle leur délassement habituel, c'est le genre de littérature qu'elles sont le plus autorisées à bien connaître, et dont elles peuvent s'entretenir sans se faire taxer de viser au bel esprit.

Malmaison, welches seit 1798 der Gemahlin Bonapartes gehörte, und wo der Konsul sich gerne zur Erholung bei den Seinigen aufhielt. Der Domherr sollte der Fräulein Hortense v. Beauharnais einen Brief von ihrer Jugendfreundin X in Y übergeben, traf sie aber nicht mehr zu Hause, weil sie mit ihrer Mutter in die Bäder von Plombières nach den Vogesen gereist war. Damit er die Fahrt von Paris nicht umsonst unternommen hatte, beschloß er, einen Abstecher nach der eine Stunde entfernten Stadt Saint-Germain-en-Laye zu machen, um das Erziehungsinstitut der Frau Campan im Hotel de Rohan und diese achtungswürdige Frau selbst wieder zu sehen. Ich lasse den Domherrn nun selbst erzählen.[1]

„Mein Kutscher kannte die Straßen der öden Stadt nicht. Als wir den schönen Hügel, worauf sie liegt, hinauffuhren, fragte er nach der Gasse, wo Madame Campan wohne. Ich konnte sie ihm nicht bezeichnen. „Wie“, rief ihm ein Kärner zu, der des Weges nach der Stadt zog, „die Erziehungsanstalt der Madame Campan kennt Ihr nicht einmal?“ und wies ihn zurecht. Allgemein gekannt und geachtet ist diese Anstalt, die sich in aller Hinsicht von den vielen Privat-Erziehungsinstituten in Paris unterscheidet. Pensionsanstalten gehören jetzt hier zu dem Erwerb der Leute, zu dem Handwerkswesen. In den meisten Gassen (von Paris), besonders der Vorstädte, proklamieren viele stattliche Ueberschriften der Häuser: Maison d'Education, oder Pension pour des jeunes Citoyennes, pour des jeunes Demoiselles u. dgl. Was gewöhnlich hinter einem solchen Schilde, nicht in Paris allein, verborgen liegt, wissen wir aus schlimmer Erfahrung. Jeder hergelaufene Charlatan hängt in großen Städten seinen Schild aus, und „erzieht“.

„In dem Erziehungsinstitut zu Saint-Germain fand ich vor fünf Jahren dreißig und jetzt achtzig junge Mädchen. Es ist also über das Doppelte vergrößert. Gefährlich sind diese Vergrößerungen in aller Rücksicht für den innern Gehalt solcher Anstalten. Was ich aber in Saint-Germain gesehen habe, läßt mich die Gefahr für dieses Institut kaum fürchten. Noch herrschte derselbe Geist der Ordnung, des Fleißes, der Sittsamkeit unter den Zöglingen; noch derselbe vernünftige mit angestrengter Aufmerksamkeit befolgte zweckmäßige Erziehungsplan; noch dieselbe Einheit des ganzen; noch hingen die Pflegekinder ihrer Mutter mit eben der Liebe, Verehrung und mit Vertrauen an. Sie sind nach dem Alter und den Fähigkeiten in vier Klassen geteilt. Ich wohnte den Musik- und Zeichnungsstunden bei, die gerade gegeben wurden, und fand Künstlerinnen in beiden unter den jungen Mädchen. Der Lehrer im Zeichnen ist Isabey[2]; Vorbilder sind Zeichnungen von David, gute Gipsbüsten u. dergl. Sie zeichnen auch Landschaften nach der schönen Natur, die diese Gegend ihnen darbietet; sie zeichnen sich untereinander Porträts nach dem Leben, und wahrlich, es sind unter diesen Mädchen herrliche Modelle von Schönheit, Reiz und sanftem weiblichen Charakter! Im Sticken aber, hauptsächlich auch im Weißnähen, erhalten sie, wie in der Führung der Haushaltung, Unterricht; zu der letztern ist in diesem großen Hauswesen unmittelbar Gelegenheit der Ausübung. Ich speiste in dem interessanten Zirkel, an der Seite der edlen Erzieherin, zu Mittag

[1] Meyer, Briefe aus der Hauptstadt, Bd. 1, 124 ff.

[2] Von dessen Kunstwerken (z. B. eine Parade Bonapartes, welches Gemälde in Lyon, Bordeaux und „wie Isabey mir versprochen, auch in Homburg ausgestellt werden wird“) spricht Meyer 1, 101, 123. Dieser berühmte Miniatur- und Aquarellmaler Jean-Baptiste Isabey (geb. 1770 zu Nancy), ein Schüler Davids, kam erst während der Kaiserzeit recht zur Geltung.

und fuhr, als es Abend ward, mit ihrer Einladung, den folgenden Tag zu der öffentlichen Prüfung des Instituts wiederzukommen, nach Paris zurück."

„Heiterer war wieder die Aussicht, als ich am folgenden Morgen an der Malmaison zum dritten Mal vorbeifuhr, um in Saint-Germain dem Examen an dem Erziehungsinstitut beizuwohnen. Im Sonnenglanz verklärt, lag die Gegend, das Landhaus, Bonapartes und die schönen hohen Pappelgruppen seines Parks, die Seine, das weite Gefilde umher."

„Das Examen der jungen Mädchen in dem Institut von Saint-Germain ist ein Schauspiel, zwar nicht ohne Prunk, doch in der Tat von wahrem, mannigfachem Interesse; eine Ausstellung für das Auge, zugleich aber auch für den Geist und das Herz. In dem als Theater geformten Gartensaal, wo die Zöglinge, im Winter einmal — wie Madame Campan mir mit Nachdruck sagte — ein Stück von Madame Genlis[1] aufführen, war das Fest bereitet, und eine Menge eleganter Zuhörer beides Geschlechts, Freunde und Verwandte der jungen Frauenzimmer, darin versammelt. Auf der Erhöhung in der Tiefe des Saales saß in einem dreifachen Halbzirkel das schöne Gynecee (der Kranz) der Mädchen: alle gleich, meist im einfach bescheidenen griechischen Kostüm[2] gekleidet, mit nach den vier Klassen verschieden bezeichnenden Bandschärpen von hell- und dunkelroter, blauer und grüner Farbe[3]; neben ihnen die Lehrer und die erste Erzieherin und Stifterin. An den Wänden umher waren die Zeugen ihrer Talente im Zeichnen, Bildnisse historischer Kompositionen, Büsten, Landschaften u. dergl. aufgestellt. Hauptgegenstände der Prüfung waren: die ältere und die neuere Geschichte, die Erdkunde, die französische, englische und italienische Sprache. Die Antworten wurden genau gegeben und verrieten neben der Fertigkeit des Gedächtnisses die Gegenwart des Geistes der Antwortenden. Doch merkwürdiger als diese bloßen Uebungen im Memorieren war, daß einige Schülerinnen der ersten Klasse während der Prüfungsstunden auf einer mit schwarzem Glanzpapier umklebten Erdkugel mit weißer Kreide die geographischen Umrisse der Länder, ihre Namen mit der Bestimmung der Lage nach der Länge und Breite in sehr zarten kennbaren Zeichen und zierlicher Schrift frei aus der Hand zeichneten."

„Nun wurden von der Vorsteherin der Anstalt die Preise verteilt: Bücher für den wissenschaftlichen Unterricht; große, schön eingefaßte Kupferstiche für die Zeichnungskunst; für Handarbeiten, besonders auch für die Näherei eines fertigen Hemdes wurden gestickte

[1] Stéphanie-Félicité Ducrest de Saint-Aubin (1746—1830) vermählte sich mit dem Grenadieroberſten Grafen v. Genlis und wurde Erzieherin der Kinder des Herzogs Philipp (Egalité) v. Orleans. Sie hat sehr viel, aber meistens Mittelmäßiges, geschrieben, u. a. ein Théâtre d'éducation, 4 Bde., und ein Théâtre de société, 2 Bde.

[2] Zur Zeit der Jeunesse dorée, gegen Ende des Jahres 1794, „les femmes prirent un costume qu'elles cherchèrent à rendre antique, pour obéir au caprice de l'époque. Plus de paniers, plus de poudre dans les cheveux. La forme de leurs robes se rapprochait, autant que possible, de la simple tunique des femmes grecques, elles entrelaçaient des bandelettes dans leurs cheveux, et, au lieu des hauts talons, signe de distinction aristocratique sous l'ancien régime, elles adoptèrent une chaussure, qui paraissait se rapprocher de la sandale antique. Parmi les femmes, qui exagèrent ce costume peu convenable à nos mœurs et à notre climat, on remarquait M^me Tallien. Cette mode dura pendant presque tout le directoire et ne disparut que lorsque le consulat fit triompher les idées d'ordre et de convenance. Chéruel, Dictionnaire des Institutions, mœurs et coutumes 1, 525.

[3] Nach einem Briefe der Frau Campan 1, 229, war die erste Klasse mit einem hellroten Bande (par un ruban nacarat) bezeichnet. S. d'Arjuzon p. 86 et suiv.

Nähbeutel u. dergl. gegeben. Endlich verwandelte sich die Schulszene in ein Rosenfest. Madame Campan gab in jeder Klasse demjenigen jungen Mädchen einen künstlichen Rosenstrauß, welches in dem letzten Vierteljahre, nach dem Zeugnis der Lehrer, der Mitschülerinnen und Hausbedienten, sich als die sanfteste, gefälligste und sittsamste ausgezeichnet hatte. Die Belohnten flogen ihrer Pflegemutter entgegen und hingen dankbar weinend an ihrem Hals. Diese Szene der herzlichsten Rührung der jungen Mädchen und der Anstand von mit Wohlwollen gemischter Würde der edlen Frau hätte die Kritik auch des finstersten Tadlers der Rosenfeste schweigen heißen. Ich vergaß in diesen Augenblicken das oft genug Erkünstelte und Scheinbare solcher Edukationsschauspiele, die gewöhnlich dem Zuhörer mehr Unterhaltung als dem Innern der Anstalten Nutzen bringen. Madame Campan hielt eine kurze, gedachte und empfundene Rede über den Zweck ihres Instituts und dessen Erfolg. — Abends war in eben diesem Saal Konzert, dann Ball und Erleuchtung des Gartens.[1] — Das Fest — la fête de Saint-Germain nannte man es — brachte einiges Leben in die einsame, menschenleere Stadt, die außer ihrer romantischen Lage und dem herrlichen nahen Wald nichts Anziehendes hat. Selbst an einem nur erträglich eingerichteten Gasthof fehlt es ihr."

Unter den vielen Pensionären, welche in der Anstalt zu Saint-Germain und später zu Ecouen von Frau Campan gebildet worden sind (ihre Briefe an Hortense erwähnen deren nicht wenige mit Namen), interessieren uns zunächst nur diejenigen, die mit Hortense v. Beauharnais entweder gleichzeitig den Kurs mitmachten oder als Zöglinge der Anstalt erst später durch die Vorsteherin in nähere Beziehungen zu ihr traten. Ich nenne hier Emilie v. Beauharnais, Hortensias Nichte, später Frau v. Lavalette; zwei Nichten der Frau Campan, Töchter ihrer früher erwähnten Schwester Adèle Auguié, später Frau v. Broc, nachmals eine treue Gesellschafterin und Freundin Hortensias, und Eglé Auguié, nachmals Gattin des unglücklich endenden Generals Ney; weiter Louise Cochelet aus Charleville in der Champagne, Hortensias Vorleserin und später Frau des Obersten Parquin auf Wolfsberg im Thurgau; sie war als Gesellschaftsdame stets um ihre Herrin und hat uns wichtige Memoiren über die Zeit von 1813—1815 hinterlassen; ferner Aimée Leclerc, nachmals mit Davoust, dem Fürsten von Eckmühl vermählt. Unter den Mitschülerinnen Hortensias werden freilich auch ein paar genannt, die im spätern Leben sich feindselig gegen sie benahmen, so Karoline Bonaparte, Napoleons jüngste Schwester, die sich mit Murat verehelichte, und Zoé Talon, die später als Madame du Cayla eifrig zu den Bourbonen hielt. Unter den später in die Anstalt eingetretenen erwähne ich: Stephanie v. Beauharnais, Tochter des Vicomte Claude de B.[2] Von Napoleon an Kindesstatt angenommen, wurde sie den 8. April 1806 mit dem Kurprinzen Karl von Baden vermählt, mit welchem sie in glücklicher, wenn auch kurzer Ehe lebte. Nach Karlsruhe nahm dieselbe

[1] Von diesem Examen spricht Frau Campan im 67. Briefe an Hortense vom 21. Juli 1801 (ibid. t. 1, p. 154) mit den Worten: Je vous enverrai le compte rendu de mon examen; je vous ai déjà dit, je crois qu'il n'y en a pas encore eu de plus parfait, il n'y a qu'une voix sur cela. Andre Examina sind erwähnt: t. 1, p. 5, 7, 8 (1798), p. 88 (1800), p. 210 (1802), p. 245 (1804), p. 281 (1805).

[2] Frau Campan schreibt von ihr t. 1, 217, 233, 243, 268, 304, 341. Hortense beurteilte sie weniger günstig laut einem Briefe, den Fourmestraux, Hortense, p. 21 et suiv. veröffentlichte. Vgl. Frau Campan, Corresp. t. 1, 273, 278, 281, 282. — Elise de Courtin wurde nicht in Saint-Germain sondern erst später, aber auch von Frau Campan, in Ecouen gebildet, s. Cochelet, Mém. t. 1, p. 140.

mit **Nelly Bourgeolie**, ihre Mitschülerin, als Ehrendame. **Elisa de Courtin**, später auch im Dienste Hortensias, wurde Gattin des Dichters Kasimir Delavigne.

Die Pensionäre der Anstalt stammten übrigens nicht alle aus der Stadt Paris und deren Umgebung, sondern, da der gute Ruf derselben immer weiter sich verbreitete, auch aus entferntern Gegenden, z. B. aus Bordeaux, aus Belgien; selbst der Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Monroe, der Erfinder der Monroe-Doktrin, sandte seine Tochter Elisa nach Saint-Germain.[1] Man dürfte nun voraussetzen, Frau Campan werde, selbst wenn sie den Pensionspreis wegen der gedrückten Geldverhältnisse in Frankreich nur niedrig hielt, ein gutes Geschäft gemacht haben; allein diese Annahme wäre falsch. Eine so treffliche Lehrerin und Erzieherin sie auch sein mochte, auf die ökonomische Verwaltung ihrer Anstalt verstand sie sich nicht gut; der scharfsichtige Bonaparte, welcher nichts weniger als Unordnung leiden konnte, mochte hie und da ein mißbilligendes Wort darüber fallen lassen und, ohne ihr sogleich beizuspringen, sie durch die schlimmen Folgen ihrer Verwaltung zu besserer Ordnung hinlenken. Wie dem auch sei, seit 1807 sind ihre Briefe an Hortense voll von Klagen, Bitten und Forderungen.[2] Nach dem Sturze Napoleons, als die Bourbonen wiederkehrten, verfiel sie in dürftige Umstände, und wenn sie nicht die kleine Pension, welche Hortense ihr seit Beginn des Jahres 1807 zugesichert, selbst nach der Verbannung dieser Frau hätte fortbeziehen können, so wäre sie in großes Elend geraten.

Als Hortense aus der Anstalt austrat, empfand sie selbst, daß ihre Schulzeit zu kurz gewesen sei, um darin eine für ihre Stellung in der Gesellschaft hinreichende Bildung zu besitzen. Damit sie das Fehlende ergänze, mußte sie eifrig an Fortbildung denken, wozu ihr Frau Campan wie eine Mutter treffliche Ratschläge erteilte. Man könnte ganze Seiten mit solchen Ratschlägen füllen, in denen durchweg eine tüchtige Gesinnung zum Vorschein kommt. Ich werde hier nur einige hersetzen. In Bezug auf die Lektüre schrieb sie ihr: „Lesen Sie keine Romane, und vor allem schreiben sie keine! Lesen Sie lieber Geschichtswerke! Ich würde Ihnen Anquetils allgemeine Geschichte empfehlen; aber lesen Sie nicht zu viel auf einmal! Dort lernen Sie Menschen kennen, wie sie waren und wie sie sind, nicht wie sie ein Dichter idealisiert. Auch seine Geschichte von Frankreich ist sehr bildend und empfehlenswert." — „Fürchten Sie die Künstler; behandeln Sie dieselben schonend!" schrieb sie ihrer ehemaligen Schülerin nach Holland, wo diese als Königin thronte. „Glauben Sie nicht, daß ich als Liebhaberin der Künste die Künstler nicht zu beurteilen wüßte! Es gibt keine eitlern, keine hochmütigern Wesen als sie. Sie verlangen durchaus auf derselben Linie wie die ersten Persönlichkeiten zu schreiten, und die Geschichte aller Zeiten unterstützt sie in solcher Anmaßung. Gleichwohl möchte ich diese alten Ansprüche in Ihren Augen nur geltend machen auf Grund der Teilnahme für Ihr und des ersten Konsuls Wohl. Den Fürsten, welche diese Wahrheiten gefühlt, haben sie gute Dienste geleistet; sie allein tragen den Namen weit hinaus. Die Feder, der Meißel, der Pinsel verschaffen jenen Lohn der Zukunft, den edelmütige Herzen mit Recht zu ernten wünschen. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß Ludwig XVI. und Marie Antoinette, die letzten, die unglücklichsten aller unsrer Monarchen, lauter politische Fehler begangen haben, während sie wegen ihres Privatlebens von allen, die

[1] Ibid. t. 1, p. 273.

[2] z. B. t. 1, p. 360, 367, 373, 377, 394; vgl. Introd. p. XXIII. Ueber ihre Vermögensverhältnisse spricht sie in einem Briefe vom Jahre 1813, t. II. p. 129.

in ihre Nähe kamen, nur geliebt wurden. Ein großer Fehler der Königin ist der gewesen, daß sie nur die Musik unterstützte, weil sie diese gerne hatte, und die Moden, weil sie sich gerne putzte. Ueber Malerei, Dichtkunst, Künste, Gewerbe hat sie nie viel Worte verloren. Alle Künstler ersten Ranges haben neulich an der Spitze der Partei gestanden, welche Bonaparte zur Wiederherstellung der Ordnung unterdrückt; allein wenn das auch kein Grund ist, ihnen zu schmeicheln, so ist es doch mindestens einer dafür, daß man sie nicht hintansetzen soll."

Nach dem italienischen Feldzuge, der durch den Frieden zu Campo Formio beendigt worden war, reiste Bonaparte am 18. November 1797 von Mailand über Genf, Bern, Basel nach Rastatt, wo der Kongreß eröffnet werden sollte, und kam am 4. Dezember nach Paris, während seine Gattin Josephine erst später daselbst anlangte.[1] Sie wohnten damals in der Straße Chantereine (heute rue de la Victoire) in einem kleinen Hotel, welches Bonaparte nach seiner Rückkehr um den Preis von 180000 Fr. ankaufte. Von da an nannte man es Bonapartes Hotel. Allein im Jahre 1860, wo die Straße mit neuen, schönern Gebäuden versehen wurde, verschwand es spurlos von der Bildfläche.[2]

Mittlerweile hatte das französische Direktorium eine gewaltsame Änderung erlitten. Bei der ersten Erneuerung eines Drittels der Mitglieder beider Kammern (Mai 1797) gewannen nämlich die Männer gemäßigter Richtung in denselben einen größern Einfluß als bisher. Auch im Direktorium selbst kam diese Änderung zum Ausdruck; denn an die Stelle des ausgetretenen Letourneur wurde der bisherige Gesandte in der Schweiz, Barthélemy, gewählt, dem sich Carnot, sonst ein eifriger Republikaner, aus Gründen der Mäßigung anschloß. Es offenbarte sich jetzt bald zwischen den drei übrigen Mitgliedern dieser Behörde, Lareveillère-Lepaux, Rewbel und Barras, die man die Triumvirn nannte, und zwischen Barthélemy und Carnot eine deutliche Spaltung. Da nun das Triumvirat die Mehrheit in den Kammern einzubüßen Gefahr lief, indem diese bereits in ihren Beschlüssen der Monarchie entgegenzusteuern schienen (z. B. Zurückberufung der Emigrierten): so erschraken die Triumvirn darüber, versicherten sich des Heeres und vollführten am 4. September 1797 einen Staatsstreich, durch welchen die beiden mißbeliebigen Direktoren entfernt und die Kammern ebenfalls gesäubert wurden.

Der aus Italien zurückgekehrte Bonaparte schloß sich der Partei des Erfolgs und seines Gönners Barras an, und obwohl er vom Volk und von den Behörden schwärmerisch empfangen wurde, wußte er wohl, daß das Direktorium ihm aus Eifersucht mißtraute; darum hielt er sich sehr zurückgezogen in seinem Hotel und bemühte sich, den Verdacht gegen seine republikanische Gesinnung abzuschwächen. Das Direktorium seinerseits dachte darauf, ihn auf eine geschickte, äußerlich für ihn ehrenvolle Weise aus seiner Nähe wegzubringen, und übertrug ihm am 26. Oktober 1797 die Vorbereitung zu einer angeblichen Landung in England, die man mit tönenden Worten ankündigte und durch Bonapartes Absendung nach der Nordküste glaublich machte. In der Tat aber hatte das Direktorium seinen schon von Italien aus vorgeschlagenen Plan, England in Aegypten anzugreifen und zwar durch Zerstörung des englischen Handels mit dem Morgenlande, unbedingt angenommen und bereitete jetzt unter der Maske einer Landung in England in den Häfen

[1] Ibid. t. 1, p. 1.
[2] Fourmestraux, Hortense, p. 18; Eugène, p. 24.

an der Nordküste und in Toulon eine Expedition nach Aegypten vor. Um die erforderlichen Geldmittel zu erhalten, wiegelte man die Schweiz auf, überfiel sie mit Hilfe von Vaterlandsverrätern und raubte ihre Gelder, besonders den Staatsschatz zu Bern, indem man den Schweizern zum Ersatz die Worte „Freiheit und Gleichheit" als Spielzeug zurückließ. Bonaparte ließ sich die ihm übertragene Aufgabe, Aegypten zu besetzen, gefallen, nachdem er sich, bei aller Schwäche des Direktoriums, überzeugt hatte, „daß die Birne noch nicht reif sei".

Diesmal sollte ihn nur Eugen begleiten, Josephine aber zu Hause bleiben. Bei seinem Abschied äußerte der General den Wunsch, seine Gattin sollte während seiner Abwesenheit einen Landsitz erwerben und herrichten. Sie beide, die bei ihrer Verheiratung über kärgliche Mittel verfügten, hatten seit dem Feldzuge nach Italien die Hülle und Fülle. Am 18. Mai 1798 lief Bonaparte mit seiner Flotte aus Toulon in der Richtung nach Malta; er blieb über 16 Monate lang abwesend von Frankreich.

Um sich vom Schmerze ihrer Trennung zu erholen, begab sich Josephine in die Bäder zu Plombières in den Vogesen. Dort begegnete ihr ein schwerer Unfall, der beinahe ihren Tod herbeigeführt hätte. Eines Tages, ungefähr zu Anfang Julis, wo Bonaparte bei Alexandria vor Anker legte, wollte sie auf einen ziemlich erhöhten Balkon hinaustreten. Da aber die Balken, die ihn trugen, morsch geworden waren, brachen sie unter der Last, und Josephine und die andern Frauen stürzten mit den Steinen und mit dem Geländer hinunter, wo man sie bewußtlos aufhob. Sie ließ schnell ihre Tochter Hortense aus der Pension holen, damit sie ihr, wie sie fürchtete, die letzten Dienste erwiese.[1] Indessen scheinen die Verletzungen, die sie erhalten, nicht in der Weise gefährlich gewesen zu sein, wie sie befürchtet hatte. Immerhin mußte sie einige Monate dort verweilen, bis sie ganz genesen war. Sie hatte den Auftrag ihres Gatten nicht vergessen, sondern sah sich im Westen von Paris nach einem geeigneten Platze um. Da erfuhr sie, daß die Malmaison feil geworden sei. Woher das Landhaus und Gut den unheimlichen Namen[2] erhalten habe, das wissen die Gelehrten bis heute noch nicht; das Volk aber knüpfte daran allerlei schaurige Gespenster- und Räubergeschichten. Man will gefunden haben, daß hier vor Zeiten, wo die Normannen plündernd ins Land fielen, ein Speicher gestanden habe, der im Jahre 1244 in das Eigentum des Klosters Saint-Denis übergegangen sei. Bemerkenswert für das Alter ist der französische Sprachgebrauch des Artikels vor diesem Namen (*la* Malmaison, wie *les* Tuileries, *le* Louvre), der auf eine Zeit zurückweist, wo man den Eigennamen noch als Gemeinnamen auffaßte (das böse Haus, die Ziegeleien, die Wolfsgrube). Sei es als ehemaliges Kirchengut, sei es als Gut eines Emigrierten, die Malmaison war im Jahre 1792 Nationaleigentum, und als solches ging sie damals in die Hand des Bankiers Lecouteux de Canteleu über; von diesem kaufte es für 160000 Franken Josephine im Jahre 1798, welche es vergrößern und verschönern ließ.

[1] Mad. Campan, Corresp. t. I, p. 3, 7. Ausführlicher d'Arjuzon p. 126.

[2] Von dem lateinischen Verbum manere stammt das altfranzösische maneir, bleiben, wohnen; vom lateinischen mansion(em) das französische maison, Haus, Wohnung; mansio ist also sinnverwandt mit domus; allein man kann nicht sagen, wie so manche tun, Malmaison komme von Mala Domus, sondern es kommt von Mala(m) Mansion(em). Sodann ist zu erwägen, daß das Wort mal, welches jetzt Adverb geworden ist, in der ältern Sprache noch Adjektiv war, wie man an folgenden Wörtern sieht: maladresse, malaise, malehête, malherbe, malheur. Mithin bedeutet la Malmaison das böse Haus. — Ueber die Malmaison berichtet kurz Joanne, Les environs de Paris, 2e éd. 1868, p. 191. G. Hiltl, Das böse Haus (Gartenlaube 1871, S. 133).

„In der Malmaison", sagt Frau v. Rémusat in ihren Memoiren,[1] „zeigte uns Frau Bonaparte jene überschwengliche Masse von Perlen, Diamanten und Kameen, welche von da an ihren Schmuck bildeten, schon jetzt wert, in den Märchen der Tausend und einen Nacht eine Rolle zu spielen und später noch außerordentlich vermehrt. Das eroberte und dankbare Italien hatte zu allen diesen Reichtümern beigetragen, insonderheit der Papst, welcher von der Rücksicht gerührt ward, die der Sieger auf ihn nahm, als er sich das Vergnügen versagte, seine Banner auf die Mauern Roms zu pflanzen. Die Säle der Malmaison waren kostbar ausstaffiert mit Gemälden, Bildsäulen, Mosaiken, lauter Beutestücken aus Italien, und ein jeder der Generale, welche in diesem Feldzuge eine Rolle spielten, konnte eine gleiche Beute vor sich ausbreiten."



Die Malmaison zur Zeit des Konsulats.

Domherr Meyer beschreibt die Lage der Besitzung im Jahre 1801 folgendermaßen[2]: „Malmaison liegt über Neuilly hinaus, etwa drei französische Meilen von Paris, am Wege nach S. Germain, nahe von Marly, genau an der Stelle, wo der Lauf der Seine einen scharfen Winkel in der Ebene macht. Man erblickt das Gut — welches das einfache Ansehen eines mittelmäßigen Pachthofes hat — ungefähr eine halbe Stunde weit von der Pariser Seite. An dem Hügel, der mit den Höhen von Marly und S. Germain eine Kette macht, liegt das nicht sehr ansehnliche, aber im Innern von dem Baumeister Perrier bequem und geschmackvoll eingerichtete Wohnhaus in einer Vertiefung. Hinter dem Hause lehnt ein kleiner Park sich an den Hügel und ist mit den Umgebungen und den Gebäuden selbst wie die meisten Landgüter von Frankreich von einer acht Fuß hohen Mauer umschlossen.[3] Der Boden dieser Gegend ist schlecht, und nur kärglich wachsen die neuen Pflanzungen, die an der Heerstraße hin, um die Ansicht des Gutes zu decken, angelegt wurden. Desto buschiger ist der kleine Park mit seinen hoch hervorragenden Pappelgruppen ... Ein halbe Stunde von der Malmaison auf der Pariser Seite führt

[1] Mém. de Mad. de Rémusat 1, 116.

[2] F. J. L. Meyer, Briefe aus der Hauptstadt 1, 110 f., 125.

[3] Joanne, Les environs de Paris, p. 191: Le château de la M. était devenu une des plus belles villas des environs de Paris.

die Landstraße zwischen Steinbrüchen durch, die einen Hohlweg bilden. Mehrere gegen die Straße offen gewesene Gänge dieser Klüfte waren mit einer zehn Fuß hohen Mauer erst frisch zugemauert. Mein Lohndiener erzählte mir nun, mit der diesen Leuten eigenen Uebertreibung, von Räuberbanden, die in diesen Schlupfwinkeln verborgen gewesen, von Anfällen auf die Vorbeifahrenden, von Totschlägen, von daraus geschöpften Besorgnissen neuer Mordpläne gegen den Konsul."

Ohne gerade hübsch zu sein, besaß Josephine einen eigentümlichen Reiz; in ihren Zügen lag Feinheit und Harmonie; ihr Blick war sanft; ihr sehr kleiner Mund verdeckte geschickt die schlechten Zähne; ihre Hautfarbe, ein wenig braun, wurde durch rote und weiße Schminke, die sie geschickt anwendete, verdeckt; ihre Gestalt war vollkommen, alle ihre Glieder geschmeidig und niedlich; die geringste ihrer Bewegungen war leicht und zierlich. Sie kleidete sich mit außerordentlichem Geschmack. Bei diesen Vorzügen und dem ausgesuchten Putz fand sie immer das Mittel, nicht von der Schönheit und der Jugend der sie umgebenden Frauen in den Schatten gestellt zu werden. Mit diesen Vorzügen verband sie eine außerordentliche Güte, außerdem eine bemerkenswerte Gleichheit in der Stimmung, viel Wohlwollen und eine beneidenswürdige Leichtigkeit im Vergessen dessen, was man ihr Uebles hatte tun wollen. Sie war keine Person mit außergewöhnlichem Geist; ihre Bildung war sehr vernachlässigt; allein sie empfand, was ihr fehlte, und setzte darum ihre Unterhaltung keiner Gefahr von dieser Seite aus. Unglücklicherweise mangelte ihr der Ernst in ihren Gefühlen und die Erhebung der Seele. Sie zog es vor, auf ihren Gatten eher den Reiz ihrer angenehmen Erscheinung als die Macht etwelcher Tugenden wirken zu lassen. Sie trieb die Gefälligkeit gegen ihn bis zum äußersten und sicherte ihr Ansehen nur durch Gefälligkeiten, die vielleicht gerade dazu dienten, jene Verachtung in ihm zu stärken, welche die Frauen ihm einflößten. Sie hätte ihm zuweilen nützliche Ermahnungen erteilen können; allein sie fürchtete ihn. Er dagegen übte auf sie einige verhängnisvolle Einflüsse aus; denn er flößte ihr die Mißachtung einer gewissen Moral, ein allzu großes Mißtrauen und die Gewohnheit der Lüge ein, welche sie beiderseits sehr geschickt zu gebrauchen wußten.[1]

Trotz der vielen Reichtümer, welche ihr aus Italien zugeführt worden waren, fehlten ihr oft die Mittel zur Bezahlung ihrer geringsten Ausgaben, und um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, suchte sie den Einfluß, welchen sie auf die mächtigen Leute dieser Zeit ausübte, zu verkaufen, so daß sie sich durch unkluge Verbindungen bloßstellte.

Allgemein hielt man Bonaparte verschollen und für Frankreich verloren, und schon ließen die Vornehmen seine Gemahlin es fühlen, indem man sie vernachlässigte. Bekümmert durch Sorgen um die Zukunft, zerfallen mit ihren Schwägern, denen sie nur allzu sehr Veranlassung zu bösen Anschuldigungen lieferte, und ohne Hoffnung auf die Rückkehr ihres Gemahls, kam sie in die Versuchung, ihre Tochter dem Sohne des Direktors Rewbel zu geben; allein der unbesonnene Plan scheiterte daran, daß Hortense durchaus nichts davon wissen wollte.

Eines Tages ging die Nachricht wie ein Lauffeuer durch Paris: „Bonaparte ist aus Aegypten zurück und am 9. Oktober 1799 bei Fréjus im südlichen Frankreich ans Land gestiegen." Sobald Josephine das vernommen hatte, nahm sie die Post, um ihn einzuholen; allein sie verfehlte ihn und kehrte eine Weile nach ihm nach Hause in

[1] Mad. de Rémusat, Mém. 1, 139 suiv.

der Straße Chantereine. Lucian Bonaparte hatte dem Bruder bereits einige Mitteilungen über sie gemacht, wahre und falsche. Klopfenden Herzens eilte sie die Treppe hinauf zu seinem Zimmer[1]; aber wie ward sie bestürzt, als sie das Zimmer verschlossen fand! Sie rief seinen Namen, drängte ihn zu öffnen; er antwortete ihr, daß die Tür für sie sich niemals mehr öffnen werde. Da brach sie in Tränen aus, fiel auf die Kniee, flehte zu ihm in ihrem und ihrer Kinder Namen; allein alles um sie her verharrte in tiefer Stille, und mehrere Stunden der Nacht gingen für sie in dieser schrecklichen Angst vorbei. Endlich, durch ihr Geschrei und ihre Beharrlichkeit nachgiebig geworden, öffnete Bonaparte gegen vier Uhr des Morgens und erschien mit einem strengen Angesicht, welches erraten ließ, daß er viel geweint hatte. Er warf ihr mit bittern Worten vor, wie sie sich während seiner Abwesenheit aufgeführt, wie sie ihn vergessen habe, rückte ihr all das Unrecht, das wirkliche und das erfundene, vor, womit Lucian seine Berichte überladen hatte, und kündigte ihr zuletzt eine ewige Trennung an. Hierauf wandte er sich an Eugen von Beauharnais, der um diese Zeit etwa zwanzig (18) Jahre alt sein mochte, mit den Worten: „Und Sie sollen die Last des Unrechts, das Ihre Mutter begangen, nicht tragen! Sie werden immer mein Sohn bleiben; ich werde Sie bei mir behalten.“ „Nein, mein General“, antwortete Eugen, „es ist meine Pflicht, das traurige Schicksal meiner Mutter zu teilen, und nunmehr nehme ich Abschied von Ihnen.“

Diese Worte begannen Bonapartes Festigkeit zu erschüttern; weinend öffnete er gegen seinen Stiefsohn die Arme; seine Gattin und Hortense umfaßten seine Kniee, und bald nachher wurde alles verziehen. Durch ihre Auseinandersetzung gelang es Josephinen, sich gegen die gehässigen Anschuldigungen ihres Schwagers zu rechtfertigen, und Bonaparte, der sie nunmehr rächen wollte, schickte um 7 Uhr des Morgens nach Lucian; auch befahl er, daß man ihn in das Schlafzimmer führe, wo die beiden gänzlich ausgesöhnten Gatten im gleichen Bette lagen.[2]

Man kann sich denken, was Bruder Lucian zu hören bekam. Nach dieser Zeit drang Bonaparte darauf, daß seine Gattin den Verkehr mit Frau Tallien und der ganzen Sippe der Direktoren abbrach. Bald darauf beseitigte er auch die Direktoren selbst durch seinen Staatsstreich vom 9. und 10. November 1799, infolgedessen er die republikanische Staatsform durch eine neue Verfassung der Monarchie näherte. An die Spitze des Staates trat das Konsulat, bestehend aus drei Konsuln, deren erster, Bonaparte, auf zehn Jahre gewählt ward, während seine beiden Kollegen, die nur beratende Stimme hatten, von ihm selbst ernannt wurden. Seine Amtswohnung nahm Bonaparte nebst den Kollegen zunächst im luxemburgischen Palast[3]; nachdem aber die neue Verfassung

---

[1] Ebendas. I, 147. Eugen v. Beauharnois schwächte in seinen Memoiren diese Erzählung ab; s. Fourmestraux, Eugène p. 56 et suiv.

[2] Meyer, Briefe I, 166: „Der Umgang des ersten Konsuls mit seiner Frau ist im eigentlichsten Verstande bürgerlich, nicht Pacisisch. Moncher Hondwerker in Pacis nennt seine Frau Madame und Vous; Bonaparte duzt die seinige und nennt sie nie anders ols bei ihrem Taufnahmen Josephine. Sie nennt ihn Général und gleichfalls du. Spricht sie von ihm, so heißt es Mon mari oder le Général, sehr selten le Consul. Ganz gegen die französische und französierende Sitte schlosen sie in demselben Bette. Vielleicht dürfte mon in Pacis nicht hundert Männer zählen, die ihren Frauen mit dieser Herzlichkeit begegnen ols Bonaparte der seinigen. Oft in der größten Gesellschoft faßt er sie mit beiden Händen beim Kopf und küßt sie.“

[3] Dorum sind auch die Beiefe der Frau Campan on Hortense um diese Zeit noch dem Luxemburg abressiert, t. 1, p. 19, 22, 27 (7. XII. 1799. 23. I. 1800. 29. I. 1800).

durch eine Volksabstimmung vom 25. Dezember 1799 mit großer Mehrheit angenommen war, verließ er am 19. Februar 1800 den Luxemburg und bezog seine Wohnung in den Tuilerien, die ihm zur Residenz angewiesen waren, und zwar in dem ersten Stockwerk des Palastes.[1] Gerne zog er sich zuweilen zur Erholung in die Malmaison zurück[2] mit einem kleinen Kreise seiner Vertrauten.

Nun lag ihm daran, seiner Konsularwürde einen gewissen vornehmen Anstrich zu geben und den Sansculotten-Ton, wie er bisher geherrscht hatte, aus seiner Nähe zu verbannen; darum führte er in seiner Umgebung eine gewisse Hofzucht oder Etikette ein, der sich Herren und Frauen, sowohl im Palast der Tuilerien als auf dem Landsitze seiner Gattin, der Malmaison, anbequemen mußten. Da er selbst wegen einer gewissen angebornen oder natürlichen Roheit oder Vernachlässigung seiner eigenen Erziehung sich nicht recht dazu eignete, eine derartige Umgestaltung der Sitte durchzuführen, und eine solche Reform überhaupt mehr Sache des Weibes als des Mannes ist: so sollte jetzt Josephine mit ihren erwünschten Eigenschaften des holden und anmutigen Umgangs in Wirksamkeit treten. Diese, wohl fühlend, daß feinere Hofsitte nur durch vornehme Leute eingeführt werden könne, vermittelte die Rückkehr ausgewanderter Edelleute und deren Verbindung mit der konsularischen Regierung.

Indessen konnte Bonaparte der Etiketten-Frage auch aus andern Ursachen keine weitere Aufmerksamkeit schenken. In dem Kriege der zweiten Koalition gegen Frankreich waren durch ungeschickte Leitung von Wien aus die beiden tüchtigsten Feldherrn, Erzherzog Karl und Suwórow, in ihren Erfolgen lahm gelegt und die Koalition so gesprengt worden, daß davon zu Ende des Jahres 1799 nur noch Kaiser Franz II. und Großbritannien übrig blieben. Bot nun auch der erste Konsul diesen beiden Mächten den Frieden an, so wollten sie nichts davon wissen; darum sah sich Bonaparte, dem die Fortsetzung des Krieges ohnehin zur Mehrung seines Ruhms und zur Befestigung seiner Macht notwendig erschien, gezwungen, den Kampf aufs neue anzuheben. Er selbst überstieg mit einem Heere im Mai 1800 den Großen S. Bernhard, flog von Sieg zu Sieg, so daß Österreich gezwungen wurde, am 9. Februar 1801 den ungünstigen Frieden zu Lüneville mit Frankreich zu schließen, und auch England das Jahr darauf, am 25. März 1802, den Frieden von Amiens einzugehn sich genötigt sah.

Mittlerweile war Hortense zur stattlichen Jungfrau herangewachsen. Ihre Erscheinung war — darin stimmen die Beobachter überein — äußerst angenehm; ein überaus frisches Aussehen ihrer Hautfarbe, feines Haar von reizender Färbung, ein sehr schöner Wuchs machten sie angenehm. Ihre Zähne freilich waren frühzeitig schadhaft; auch veränderten Krankheit und Kummer nachher ihre Züge. Wie ihre Mutter und ihr Bruder war sie nicht gerade hervorragenden Geistes; dafür besaß sie ein herrliches Gemüt.[3] Ihre Schulung in der Pension der Frau Campan dauerte nicht lange genug,

[1] Fourmestraux, Eugène, p. 62 suiv. Weil Hortense ihr Zimmer ebenfalls im ersten Stock hatte, wird sie von Frau Campan t. I, p. 80 ermahnt, die Vorhänge zu ziehen: les plus impudents muscadins viendraient se promenee sous vos fenêtres, après vous avoir vue à quelques bals.

[2] Eine Zeichnung von Isabey stellt ihn als Spaziergänger im Park der Malmaison vor. Hiltl in der Gartenlaube 1871, S. 134b.

[3] Ich wage diesen Ausdruck, obwohl es „Echtdeutsche" gibt, welche den französischen Männern und Weibern das „Gemüt" absprechen, weil die französische Sprache ja nicht einmal ein Wort dafür habe. Eine sehr geistreiche Begründung!

um eine hervorragende Bildung zu erhalten; sie erwarb dort mehr Anregung als Unterweisung. Allein indem sie diesen Mangel erkannte, gewann sie dadurch eine Art Hunger, sich selbst fortzubilden: was oft mehr taugt als ein vollgepfropfter Schulsack. In zarter Kindheit auf sich selbst angewiesen, durch Vereinsamung der mütterlichen Pflege vielfach entbehrend, schuf sie sich denn eine ideale Welt, worin ihre natürliche Neigung sie zur Tugend hinzog, von der sie sich strenge Grundsätze einprägte. Aber der Mensch lebt nicht für sich allein, sondern wird in die Welt gestellt, mit der er verkehren muß, und er darf die Sitten und Bräuche der menschlichen Gesellschaft, die doch auch einen gewissen moralischen Wert haben, nicht verkennen. Wiewohl Frau Campan in ihren Briefen an sie, immer wieder aus ihrer eigenen Erfahrung schöpfend, ihr treffliche Anweisung erteilte, so wäre eine leibhafte Führung für sie ersprießlicher gewesen; denn sie sah sich in ihrer Jugend oft unversehens in schwierige Lagen versetzt, bei denen sie raschen Entschluß fassen mußte. Zu ihrem Leidwesen mußte sie sich überzeugen, daß sie sich in solchen Fällen bei ihrer Mutter nicht Rats erholen konnte. Ich darf übrigens eine Eigenschaft, die alle Beauharnais mehr oder weniger auszeichnet, auch bei Hortense nicht vergessen, nämlich ihren Sinn für Wohltätigkeit und ihre Herzensgüte.[1]

Bonaparte hegte eine besondere Vorliebe für seine Stiefkinder, für Eugen und Hortense Beauharnais, und wiewohl er sonst die Frauenwelt nicht besonders hoch achtete, bei Hortense war das anders. Lassen wir darüber einen Zeitgenossen, den Domherrn Meyer, als Zeugen vernehmen.[2] „Von allen, die sie (Hortense) kennen, ist sie bewundert und geliebt wegen ihrer Herzensgüte, ihres Geistes, ihrer Talente. Der erste Konsul, ihr Stiefvater, liebt sie innigst. Schön ist es, die Liebe des großen Mannes, die allgemeine Achtung der Menschen so zu verdienen. Ich kenne Züge ihres Geistes, sah Briefe, worin das Herz sprach, und treffliche Zeichnungen von ihrer Hand, die bestätigen, was das laute Lob über sie sagt . . . Sein (Bonapartes) Liebling ist seine Stieftochter Mlle. Hortense Beauharnais in einem so vorzüglichen Grade, daß ich gerne noch einmal auf dieses liebenswürdige Verhältnis zurückkomme. Man freut sich, um den mit schweren Sorgen belasteten großen Mann ein Wesen beschäftigt zu sehen, das so gut und sanft und edel wie dieses seine wenige Muße froh macht. Liebevoller könnte er ihr als Vater nicht begegnen. Sie würde alles über sein Herz vermögen; nie aber macht sie den geringsten Gebrauch davon und wird selbst dadurch ihm noch teurer. Wie Kinder, sagte mir ein Augenzeuge der Familienszenen Bonapartes, spielen sie oft miteinander, haschen sich aus einem Zimmer in das andre, laufen in dem Park der Malmaison hintereinander her."

Rührend war auch die zarte Liebe, die sie für ihren Bruder Eugen hegte. Sie freute sich über sein Glück, seine Erfolge, seine liebenswürdige Gemütsart in schwesterlicher Teilnahme. Wie oft brach sie in die rührenden Worte aus: „Ich lebe nur von Eugens Leben!"

2. Hortense als Gattin.

Es war begreiflich, daß Hortense nicht lange auf Freier warten mußte, als sie aus der Pension austrat; denn von der Zeit an, da man inne wurde, daß alles dem ersten Konsul Gehorsam leistete, ward auch sie gesucht. Es ist früher (S. 139) erzählt worden, daß sie eine Verbindung mit dem Sohne des Direktors Rewbel ausschlug. Ein

[1] Schon in der Pension hieß sie la petite bonne. Mad. Campan, Corresp. t. 1, p. 51.
[2] Meyer, Briefe aus der Hauptstadt 1, 110. 115.

wenig später widerstand sie ihrer Mutter nochmals, welche sie mit dem Grafen v. Mun verheiraten wollte. Dieser Graf war einer von den vielen Flüchtlingen gewesen, welche beim Einbruch der Revolution ihr Vaterland verlassen hatten und vom Konvent auf die Liste der Verbannten gesetzt worden waren. Da Bonaparte gegen die Emigrierten jetzt eine mildere Stimmung hegte, so war es Josephinen gelungen, denselben von jener Liste zu streichen, und da er von seinem vormaligen Vermögen, das der Staat konfisziert hatte, noch eine sehr beträchtliche Summe zurückbekommen hatte, so wollte er um Fräulein v. Beauharnais werben. Allein Bonaparte hegte wenig Neigung zu dieser Verbindung. Vielleicht aber hätte die Frau Konsul ihren Willen gleichwohl durchgesetzt, wenn ihre Tochter nicht so hartnäckig Widerstand geleistet hätte. Ihr war nämlich zu Ohren gekommen, daß Herr v. Mun während seines Aufenthalts in Deutschland in Frau v. Staël verliebt gewesen sei; diese berühmte Frau erschien der Einbildung des jungen Mädchens wie ein seltsames Ungeheuer, und darum ward ihr auch der Graf verhaßt. Bald darauf faßte Duroc, ein junger, schöner Mann, der als Parmenio des neuen Alexander galt, den Feldzug nach Aegypten mitgemacht hatte und dann als Botschafter nach Berlin abgesandt war, eine heftige Neigung zu Hortense. Diese erwiderte seine Liebe, indem sie glaubte, in ihm den Mann zu finden, den sie suchte. Auch Bonaparte, der ihn schon sehr auszeichnete, erwies sich für diese Verbindung günstig. Aber nun war Frau Bonaparte dagegen. „Meine Tochter“, sagte sie, „muß entweder einen Edelmann oder einen Bonaparte heiraten!“ [1]

Es stritten sich auch hier, wie so oft im Leben, zwei Grundanschauungen über die Bedingungen eines glücklichen Ehebundes. Die eine, im allgemeinen jetzt noch durch den Adel und den Bauernstand vertreten, sucht dieselben mehr in den äußern Lebensbedingungen überhaupt, in Vermögens- und Standesverhältnissen; ihr Satz ist: erst die Möglichkeit einer leichten Existenz, dann wird sich die Liebe schon einfinden. Die andre, vertreten durch ideal angelegte Naturen, macht die persönliche Neigung der Verlobten zur Hauptsache; ihr Satz ist: wenn sich die beiden nur aufrichtig und innig lieben, so wird sich auch das äußere Lebensglück von selbst einfinden.

Hortense dachte ideal; allein Frau von Rémusat tadelt sie, indem sie sagt, ihr Widerstand gegen den Rat erfahrener Personen sei das Ergebnis eines Irrtums ihrer Einbildung gewesen, die seit ihrer Kindheit in dem Traume befangen war, daß ein Mädchen, welches vernünftig und glücklich sein wolle, nur einen solchen Mann heiraten könne, den sie leidenschaftlich liebe. Auch Frau Campan, die in ihrem Verkehr mit der ehemaligen Schülerin das Vorrecht einer aufrichtigen Beraterin besaß, kommt in ihren Briefen an Hortense wiederholt auf dieses Kapitel zu sprechen, aber immer im Sinne und Geist der erstgenannten Ansicht. „Ich möchte gerne erfahren, ob meine Hortense stets ihre Vernunft befragt, ob sie in ihrem jungen Kopfe nicht irgend etwas vorbereitet, was ihrem zukünftigen Glücke schaden könnte. Ich weiß, was Sie bedürfen: ein anständiges, angenehmes häusliches Leben; einen Wohlstand, der auf immer die Gläubiger, die drückenden Schulden oder die harten Entbehrungen fernhält; eine Gesellschaft von feinen Leuten, welche die echten Talente schätzt und durch den Reiz des guten Tones, wofür Sie so viel Sinn hegen, verschönert wird; das wahre Lebensglück kommt nicht wie in den Romanen durch eine plötzliche Wendung. Das Wahnbild, welches uns die Liebe vorzaubert, ist sehr oft von verhängnisvollen Folgen begleitet. Die geistreichste

[1] Mad. de Rémusat, Mém. 1, 156.

Frau findet, wenn sie verliebt ist, den Mann, dem sie ihre Leidenschaft zuwendet, voll Geist, so dumm er auch sein mag; alle seine schlechten Eigenschaften wendet sie in ihrem Liebesrausch zum guten. Wenn aber der Wahn der Liebe verflogen ist, dann bleibt gleichwohl das unauflösliche Band der Ehe; der Gatte erscheint dem nüchternen Auge mehr und mehr in seiner wahren Gestalt. An dieser veränderten Anschauung ist er jedoch nicht schuld; vielmehr ist er sich gleichgeblieben. Mit Unrecht mißt ihm hinterher die Frau die Schuld bei; sie sollte ihre eigenen Augen, ihr Herz anklagen, wodurch sie zu der unglücklichen Ehe verführt worden ist . . . Gewiß kann man es entbehren, in eine hohe Stellung in der Welt zu gelangen; man kann sogar überzeugt sein, es sei ein Glück, wenn man davon entfernt bleibe; aber anderseits ist es ebenso wahr, daß man ohne Schmerz nicht von bevorzugter Stellung heruntersteigt." [1]

Während des Jahres 1801 tauchte das Gerücht einer neuen Verbindung auf, welche Josephine einfädelte. Bonaparte hatte einen dritten Bruder, namens Ludwig, der, zu Ajaccio am 2. September 1778 geboren, jetzt also 23 Jahre alt war. Dieser mußte die militärische Laufbahn ergreifen, indem Napoleon ihn auf die Militärschule zu Chalons schickte, ohne daß er wollte. Als er seinen ältern Bruder auf dem Feldzuge nach Italien begleitete, war er 18 Jahr alt. Hier diente er als guter Soldat, aber ohne das Streben, sich einen Namen zu erwerben. Als der Zug nach Aegypten bevorstand, an dem er auch teilnehmen sollte, hätte er wünschen mögen, derselbe würde vertagt. Er hatte nämlich in der Pension, wo Karoline, seine Schwester, untergebracht war, nämlich bei Frau Campan, ein Mädchen kennen gelernt, Namens Emilie v. Beauharnais (S. 134), zu der er eine heftige Liebe faßte, und hatte sein Geheimnis einem Offizier offenbart, der nichts Eiligeres zu tun fand, als es seinem Bruder Bonaparte kund zu geben. Andern Tages erhielt er den Befehl,[2] sofort nach Toulon sich zu verfügen, um den Zug nach Aegypten mitzumachen. Als er von Aegypten zurückkam, war seine Geliebte schon mit Lavalette verheiratet. Im Anfang des Jahres 1801 sandte der erste Konsul seinen Bruder als Botschafter zum Zaren Paul; allein unterwegs erhielt er die Nachricht von dessen Ermordung (24. März) und mußte nach Paris zurückkehren, wo er zum Obersten des 5. Dragoner-Regiments befördert wurde. Jetzt redete ihm Bonaparte von einer Verbindung mit Hortense von Beauharnais. Ludwig aber wollte nichts davon wissen, ohne freilich seine Weigerung zu begründen, da das Lob der jungen Hortense in aller Mund war. Bald darauf mußte er mit seinem Regiment nach Portugal marschieren. Als er wieder zurückkam, redete Josephine ihm wiederum zu wegen der Heirat mit Hortense, und Bonaparte half ihr dabei. Der erste Konsul dachte schon jetzt an die Erhöhung seiner Familie und wünschte, daß auch Hortense an dem hohen Lose teilnehme, welches er seinem Bruder bestimmte. Frau Bonaparte verlangte ihrerseits ebenso sehr, daß diese Ehe zustande käme.

Ludwig und Hortense sahen sich also in eine peinliche Lage versetzt; denn keins von beiden mochte das andre. Zwar hätte man glauben sollen, ihrer Sinnesart nach würden sie gut zu einander passen.[3] Ludwig war eigentlich von Natur nicht soldatisch angelegt;

[1] Mad. Campan, Corresp. t. 1, p. 23, 31, 97, 353.

[2] d'Arjuzon, p. 283. — Correspondance de Napoléon I. t. IV, p. 92.

[3] Auch Frau Campan hatte sich durch den Schein täuschen lassen. Corresp. t. I, p. 169: D'après quelques mots de votre maman et ce que j'ai vu, je juge que vous allez former un lien auquel toute l'Europe applaudira; mais je veux, dans ma joie, y applaudir la première.



Isabey pinx. Weiser photogr.

Hortense de Beauharnais.

man hatte ihn zu dieser Laufbahn in einem Alter gezwungen, wo er über die Wahl seines Berufs noch nicht schlüssig sein konnte. Er besorgte zwar seinen Dienst musterhaft, aber ohne tieferes Interesse. Er hätte sich lieber wissenschaftlichen Studien und literarischen Arbeiten hingegeben, wie er später wirklich tat. Auch Hortense hatte als junges Mädchen mehr Neigung zum Stilleben gehabt; aber als sie in die Hofluft der Tuilerien kam, hätte Ludwig durch Waffen- und Heldenruhm vielleicht doch eher den Weg zu ihrem Herzen gefunden als durch seine Neigung zur Zurückgezogenheit; wenigstens erscheint sie in den Liedern, die sie komponierte, sehr begeistert für das Heldentum, wie wir nachher sehen werden. Wie dem aber auch sei, wären die beiden in ihrer Wahl frei gewesen, so hätten sie vielleicht Liebe zu einander gefaßt. Doch nun ward ihnen die Verbindung auferlegt als eine Pflicht, als eine Notwendigkeit, und gegen ein solches Muß sträubt sich das menschliche Herz insgeheim, und dann entstehen Gegensätze wider Willen und wider Verhoffen. Ludwig und Hortense gaben für jetzt den lebhaften Wünschen nach, die man ihnen äußerte: er mehr aus Furcht, sie mehr aus Achtung vor Bonaparte. Am 4. Januar 1802 fand ihre Hochzeit in den Tuilerien statt; Hortensias Mitgift soll 500000 Livres betragen haben.[1] Die Kirchen waren dazumal von der Schreckenszeit her noch nicht recht zugänglich; aber bereits unterhandelte man mit dem apostolischen Stuhle wegen des Konkordats, und der Kardinal Caprara gab dem jungen Paare den kirchlichen Segen im Saale des Hotels Bonaparte in der Rue Chantereine, welche jetzt Siegesstraße genannt wurde.

„Keine Zeremonie war so traurig; niemals empfanden zwei Brautleute das Vorgefühl aller Schrecken einer erzwungenen und unpassenden Ehe lebhafter als wir beide," sagt Ludwig selbst in seinen Memoiren.

Ludwig erhielt das Schloß Saint-Leu (Sancti Lupi) zum Eigentum, ob vor der Errichtung des Kaisertums oder nachher, ob durch Kauf oder durch Schenkung, ist mir

---

Je voyais un éloignement entre vous et le citoyen Louis, qui m'avait fait quitter à regret une idée que j'avais chérie longtemps. Je crois, comme je vous l'ai dit souvent, avoir *une connaissance assez profonde des caractères* et des analogies: j'avais remarqué en vous deux des goûts qui assurent, *par leur conformité*, le bonheur intérieur; vous avez seuls de quoi vous suffire, et la plus profonde retraite ne vous ennuyerait pas, si vous y étiez amenés par goût ou par nécessité. Voilà les unions par exellence, celles où deux êtres qui s'aiment bien n'ont besoin de personne. Vous serez le lien de deux familles qui ne doivent en faire qu'une, et qui toutes deux sont chères à la France. Je vous prédis donc *que vous vous aimerez beaucoup et toujours*, parce que le sentiment qui naît de la conviction est le seul durable; l'autre n'est qu'une étincelle qui est souvent aussi passagère qu'un accès de fièvre. — Ibid. t. i. p. 171: J'ai peu vu le citoyen Louis, mais je vois assez vite: il était bien difficile à marier; voilà la femme que je lui aurais fait faire, si cela pouvait se commander: *Instruite* et sans la plus légère prétention, sachant qu'elle a encore beaucoup de choses à acquérir, et aimant les apprendre de lui ou avec lui; de *l'esprit et du jugement*, nullement bel esprit; *des talents* pour s'en occuper, mais sans le moindre orgueil; *agréable* et non pas une beauté; *polie, prévenante*, mais avec dignité; *estimant les mœurs* au point de fuire ceux qui n'en ont pas, et regardant comme très bonne compagnie ceux qui font profession d'en avoir et qui en ont véritablement; *point avare*, mais nullement prodigue; *point coquette*, mais soignée dans sa parure avec une simplicité habituelle, dont on ne s'écarte que pour la représentation nécessaire. Voilà comme il fallait lui commander une femme pour le rendre heureux, et il n'y a qu' à louer l'homme qui désire toutes ces qualités dans sa compagne: il les a trouvées dans vous, mon ange, et ma tendresse ne m'abuse pas.

[1] C. d'Arjuzon p. 300.

nicht bekannt. Nordwärts von Paris liegt die Stadt Saint-Denis. Wenn man sich von dort nordwestlich wendet, so gelangt man nach der Stadt Montmorency (Mons Morenciacus in lateinischen Schriften genannt), wo einst die Stammburg einer der ältesten Adelsfamilien Frankreichs stand. In der gleichen Richtung weitergehend, kommt man nach Saint-Leu bei Taverny in der Nähe des Waldes von Montmorency, der sich ostwärts bis gegen Ecouen (Escuina) erstreckt, wo Napoleon im Jahre 1807 ein Mädchenpensionat für die Töchter, Schwestern oder Nichten der Mitglieder der Ehrenlegion errichtete, das er der Frau Campan zur Leitung übergab. Im 18. Jahrhundert hatten zu Saint-Leu zwei Schlösser gestanden; das eine hatte dem Herzog v. Orleans, das andre dem Connétable Matthias v. Montmorency angehört. Durch Ludwig Bonaparte gelangten sie in eine Hand; derselbe ließ das letztere schleifen und aus dem erstern einen Palast bauen; Hortense wirkte mit, daß aus dem düstern Schlosse ein prächtiges Herrenhaus mit freundlicher Umgebung geschaffen ward. Blumen zierten die Gärten; ein Bach schlängelte sich durch die schattigen Haine; eine herrliche Orangerie erhob sich; kurz, Saint-Leu ward ein glänzender Wohnplatz, so lange Hortense nach ihrer Hochzeit daselbst verweilte.

Am 10. Oktober 1802 wurde den jungen Eheleuten zu Paris das erste Kind geboren und Napoleon Karl getauft. Bei dieser Gelegenheit schrieb Frau Campan, indem sie auf das Glück der Ehe ihrer jüngern Nichte, Eglé Auguié, mit dem General Ney hinwies, an die Wöchnerin[1]: „Man hat mir gesagt, Ihr Gemahl habe Sie, die Mutter seines lieben Erstgebornen, mit Zartheit und merklicher Empfindung beglückwünscht; ich bin außerordentlich erfreut darüber; sicherlich werden auch Sie es gewesen sein. Sein Gemüt ist gefühlvoll; er wird sehr von Rührung ergriffen worden sein. Allein ich kenne die Mama des kleinen Wiegenkindes Napoleon zu gut; wird sie ihm ihre Freude darüber geäußert haben? Nicht wahr, an dieser Frage merkt man die Schulmeisterin? Ich wage beizufügen: die sehr zärtliche Mutter. Zwar empfinden die schlichten, reinen und gebildeten Seelen sehr wohl, was nur äußerlicher Beweis ist, und verschmähen solchen; allein wenn dies auch aus achtungswerten Eigenschaften entspringt, so wird es im häuslichen Leben zuweilen ein Fehler. Entschuldigen Sie, liebe Hortense! Diese Betrachtungen kommen lediglich aus dem Grunde meines Herzens; denn man hat mir gesagt, die Tränen hätten im Augenblick der Überraschung aus Ihren Augen gesprochen, und es hat mich außerordentlich gefreut, zu vernehmen, daß dieselben an Ihrer gewohnten Zurückhaltung zu Verräterinnen geworden sind. Wie viele Wünsche tue ich doch für Ihr Glück! Wenn ich Ihnen schreibe, kann ich kein Ende finden, indem ich hoffe, Sie läsen meine Zeilen; freilich bin ich auf die Hoffnung eingeschränkt; denn, wenn Sie mir antworten sollten, fangen Sie gar nicht an. — Sie haben sich vortrefflich gegen die beiden unglücklichen Töchter des Herzogs von Aumont bewiesen; sie sind dadurch von Dank durchdrungen; vergessen Sie dieselben nicht! Gott befohlen, lieber Engel! Ich küsse den Kleinen in seinem Bettchen. Bringen Sie mich beim lieben Papa wieder in Erinnerung!"

Man kann zwischen diesen Zeilen kaum sich des Eindrucks erwehren, daß Frau Campan um das kaltsinnige Benehmen Hortensias gegen ihren Gatten gewußt haben muß. Die Ursachen des Kaltseins bei Ludwig haben wir in dem mannigfaltigen Zwang kennen gelernt, den er in der Wahl seines Lebensberufs, in der Wahl seiner Gattin zu

[1] Ibid. t. 1, p. 214.

erdulden hatte. Es ist daher wohl kaum richtig, wenn Frau v. Rémusat in ihren Memoiren das Porträt Ludwigs ins Aschgraue, das der Hortense dagegen mit dem einnehmendsten Kolorit gemalt hat. Die Schuld an dem Mißverhältnis dieser Ehe lag, wie das in solchen Fällen sehr oft zu beobachten ist, an beiden Ehegatten, mehr oder minder. Denn auch Hortense war in ihrem Wesen nicht ganz ohne diejenigen Gebrechen, welche die Harmonie einer Ehe stören. Wie die meisten Menschen, welche schon in frühster Jugend dem Ernst des Lebens haben ins Angesicht schauen müssen, hatte sie in ihrer Kindheit durch den Verlust des Vaters, durch die Gefangennahme ihrer Mutter, durch eine Lehrzeit bei der Nähterin die Bitterkeit eines schlimmen Schicksals genossen und war, weil sie als Kind das Familienleben in den dafür empfänglichsten Jahren hatte entbehren müssen, auf sich selbst und ihre eigenen Gedanken angewiesen worden. Personen dieser Art gewinnen leicht einen gewissen Eigensinn nach der einen oder andern Richtung ihres Seelenlebens. Von solchem Eigensinn werden wir auch Spuren bei Hortense finden.

Böse Zungen suchten freilich die Entzweiung der beiden Ehegatten ganz anderswo, als sie naturgemäß gesucht werden müssen. Es ward das Gerücht verbreitet, Napoleon habe unerlaubten Verkehr mit Hortense gehabt, und darüber sei Ludwig untröstlich geworden. Der Konsul hat nun freilich genug andre Sünden auf dem Kerbholz gehabt; man brauchte ihm nicht noch etwas aufzuladen, was sichtlich auf bourbonischem und anderm Klatsch beruhte und seinem Verhältnis zu der kindlichen Stieftochter psychologisch widerstreitet. Wenn die beiden entzweit waren, so scherzte Napoleon: „Es sind Kinder. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich wiederholentlich entzweien werden. Und doch ist zwischen ihnen dazu nicht so viel Grund, als ein Blatt Papier dick ist.“ Das Memorial von Sant Helena bezeichnet den Klatsch ebenso als Verleumdung: „Man hatte die lächerlichsten Gerüchte über die Beziehungen Napoleons zu Hortense in Umlauf gesetzt; man hat behauptet, ihr ältester Sohn sei von ihm; aber solche Verbindungen bestanden weder in den Begriffen noch im Lebenswandel, und wenn man auch nur ein wenig die Sitten in den Tuilerien kennt, so wird man zugestehn, daß er sich an viele andre wenden konnte, ehe er sich zu einer so wenig natürlichen und so empörenden Wahl gezwungen sah. Ludwig verstand es auch sehr wohl, das Wesen dieser Gerüchte zu schätzen; allein seine Eigenliebe, seine Wunderlichkeit fand sich nichtsdestoweniger dadurch beleidigt; er schob sie oft vor zum Vorwand.“

Der Wahlspruch Hortensias,

mieux connue, mieux aimée;
moins connue, moins troublée,

erwahrte sich nunmehr; ihr Mißgeschick nahm jetzt erst seinen Anfang. Je mehr ihre Familie an Ansehen stieg, desto mehr sehnte sie sich nach einem bescheidenen Dasein. Ihre liebste Unterhaltung war die Beschäftigung mit der Kunst.

Eines Tages, als der erste Konsul in der Malmaison weilte, war man bereit, zu Tische zu gehen; aber Hortense war noch nicht anwesend. Der an Pünktlichkeit gewöhnte Bonaparte machte eine Bemerkung, welche ihre Mutter veranlaßte, in deren Zimmer hinaufzusteigen. Dort sah sie dieselbe damit beschäftigt, die Skizze einer Zeichnung zu machen. Die Mutter fragte sie, ob sie denn die Absicht hege, ihr Brot als Zeichnerin zu verdienen, da sie durch nichts dem Eifer für ihre Arbeit entzogen werden könne. Da antwortete Hortense in bedeutsamem Ernste: „Mama, in dem Zeitalter, da wir geboren sind, wer vermag dafür einzustehen, daß das nicht eintreffen könnte?“

Aber nicht nur für die zeichnenden Künste war sie begabt sondern auch für die Musik. Die lieblichen und anmutigen Melodien, welche Hortense in verschiedenen Zeitpunkten ihres bewegten Lebens komponiert hat, sind heute noch nicht veraltet.[1] Einige von ihnen, die ich namhaft machen will, klingen, wie wenn sie unter Beihilfe des Spinetts entstanden wären, so weich tönen dieselben; sie gemahnen lebhaft an die Minnelieder, welche v. Liliencron und Stade herausgegeben haben.

Le beau Dunois. — Partant pour la Syrie, le jeune et beau Dunois.

La Sentinelle. — L'astre des nuits, de son paisible éclat lançait des feux sur les tentes de France.

Les Chevaliers français. — Les preux chevaliers de France trop loins de leur beau pays, arrêtés dans leur vailiance par les frimats ennemis.

Marchons à la victoire. — Français, reprenons les armes, déjà le printemps paraît, semons partout les alarmes, que l'ennemi soit défait.

Conseils à mon frère. — Des guerriers le plus vaillant, des Français le plus brillant, au cri de l'honneur fidèle, vole où le danger l'appelle.

Retour en France. — Salut, ô beau pays de France, j'ai rempli mon noble devoir. J'armai mon bras pour ta défense: ah, qu'il est doux de te revoir!

Hymne à la Paix. — Fille du ciel, aimable paix, viens calmer, consoler la terre; rien n'est plus affreux que la guerre, rien n'est plus doux que tes bienfaits.

Ferner: Le Chant du Berceau, Autre ne sers (Schluß des Wahlspruchs der Beauharnais); le Lai de l'Exil; Moins connue, moins troublée. La Marche impériale wird auf sechs Pianos mit Begleitung eines militärischen Orchesters ausgeführt: ein Tonwerk, in welchem eine Frauenstimme sich mit den männlichsten Tönen vereinigt; nichts soll hinreißender sein.

Die großen Begebenheiten der Zeit, die sozusagen Schlag auf Schlag hintereinander folgten, lenkten ebenfalls von den quälenden Gedanken einer verfehlten Ehe ab. Am 25. März 1802 war zwischen England und Frankreich der Friede zu Amiens vereinbart worden. Zu Ostern (18. April) fand die feierliche Versöhnung Frankreichs mit der katholischen Kirche durch das abgeschlossene Konkordat statt. Am 26. April erließ der

[1] Ich habe zwei gedruckte Sammlungen davon auf Arenenberg gesehen:

1) *Romances mises en musique par S. M. L. R. H.* (sa Majesté la reine Hortense). Mit einem Bildnisse der Königin: Isabey pinx. Monsaldi sculps. Die Musik sehr klein in Stahl gestochen. Zu jedem Liede ein Bild (12 Lieder). Das Wappen zeigt einen vierfach geteilten Schild, links oben und rechts unten mit einem steigenden Löwen, rechts oben und links unten mit dem Adler, in der Mitte ein kleiner Schild mit H. Auf dem Vorschlagpapier steht von zittriger Hand geschrieben: Presented by Hortense, Queen of Holland, wife of Louis Bonaparte, to M^me Junot Duchess of Abrantes. Auf der gegenüberliegenden Seite: Ce charmant petit ouvrage a été fait aux frais de la Reine Hortense et n'a jamais été mis au jour; un très petit nombre seulement en a été présenté par la Reine à quelques personnages de hautes qualités. Cet exemplaire a appartenu à Madame d'Abrantes.

2) *Douze Romances mises en musique et dédiées au Prince Eugène par sa sœur.* Der Musiktext in Kupfer gestochen. Die Bilder lithographiert. Lith. de C. Constans à Paris. Das Jahr des Erscheinens ist unbekannt, fällt aber jedenfalls nach dem 5. Juni 1806. Frau Campan scheint in ihrem Briefe vom 3. Januar 1813 (t. 2, p. 92) darauf anzuspielen.

Sonst finden sich auf Arenenberg noch eine Anzahl Musikalien in einem Musikalbum, p. 80—85 ein paar Romanzen, die allem nach von Hortense nicht nur geschrieben, sondern auch komponiert sein könnten. Außerdem Variationen zur Romanze Le beau Dunois von Ernest Häusler, 1818, Augsburg.

Senat einen Beschluß zur Amnestie für die während der Revolution ausgewanderten Franzosen. Am 2. August übertrug die gleiche Behörde dem Konsul Bonaparte sein Amt auf lebenslängliche Dauer. Entgegen den Bestimmungen des Luneviller Friedens begnügte er sich nicht mit den dort festgestellten Grenzen Frankreichs, sondern erweiterte sie nach Süden; am 11. September vereinigte der erste Konsul mittelst eines Senatsbeschlusses das Piemont mit Frankreich anstatt mit der cisalpinischen Republik, die er kürzlich eingerichtet hatte. Die Insel Elba, von Toscana getrennt, wurde ein französisches Eiland, wie es Korsika schon früher geworden. In Deutschland versammelte sich die Reichsdeputation zu Regensburg und wies für die Verluste auf dem linken Rheinufer den geschädigten Fürsten reichliche Entschädigungen in den Gebieten der Bistümer und in den Reichsstädten an durch den Hauptschluß, welcher in den Sitzungen vom 24. August bis zum Februar 1803 durchberaten ward. Den widerwärtigen Bürgerkrieg zwischen den Unitariern und den Föderalisten in der Schweiz beseitigte Bonaparte teils durch militärische Besetzung des Landes, teils durch eine kluge Verfassung, die Mediation vom 19. Februar 1803, die er mit schweizerischen Abgeordneten besprach. Da Großbritannien den Frieden von Amiens nicht hielt, so kam es am 12. Mai 1803 zum Bruch mit Frankreich, welches bald darauf, den 22. Mai, dem Inselreich den Krieg erklärte, Hannover besetzte und die Elbe sperrte. Suchte nun der erste Konsul die mit der Herrschaft Englands unzufriedenen Irländer aufzuwiegeln, so unterstützte das englische Kabinett eine von Anhängern der Bourbonen angezettelte Verschwörung von Royalisten. Diese entdeckte Bonaparte, bestrafte die Teilnehmer (März 1804), ließ aber zugleich den daran unschuldigen Herzog v. Enghien auf badischem Gebiete aufgreifen und um 4 Uhr morgens den 21. März 1804 in einem Graben des Schlosses zu Vincennes erschießen.

Um den Bourbonen alle fernern Hoffnungen auf eine Wiederherstellung der Monarchie in ihrem Geschlechte zu benehmen, richtete Bonaparte für sich selbst einen Thron auf, dem die Größe seiner Taten und die Anerkennung des französischen Volkes eine hinlängliche Grundlage zu geben versprachen. Durch die infolge der Verschwörung in weiten Kreisen entstandene Besorgnis, die Revolution möchte neuerdings ausbrechen und die Jakobiner könnten die Schreckenszeit zurückführen, wurde besonders der Mittelstand in Frankreich zur Äußerung des Wunsches getrieben, man müsse endlich einmal eine feste Gewähr für Ruhe und Ordnung schaffen, damit den fortwährenden Gelüsten der unruhigen Köpfe nach Destruktion ein Riegel geschoben würde. In diesem Sinne wurden die gesetzgebenden Räte mit Adressen bestürmt, so daß kein anderer Ausweg vorhanden schien, als den Stimmen des Volkes nachzugeben. Zunächst redete man allerdings nur von der Erblichkeit der höchsten Magistratur im Staate. Bonaparte äußerte indessen, wiewohl es in seinem Innern vor Ehrgeiz glühend heiß war, gelassen und kalt, wie einst Octavianus, zum Scheine schwere Bedenken gegen die Wiedereinführung der Monarchie; allein verständnisinnig wurde ihm von der Legislative am 18. Mai 1804 die Kaiserwürde zuerkannt und die Erblichkeit derselben in seiner Familie festgestellt. Nach dem Kaiser, der nebst allen Palästen und Domänen des ehemaligen Königshauses 25 Millionen jährlicher Einkünfte erhielt, kamen dem Rang nach unter seinen Brüdern zunächst nur Joseph und Ludwig als „französische Prinzen“ mit dem Rechte der Thronfolge und dem Titel „Kaiserliche Hoheit“, jeder mit einer Million Einkommen. Lucian und Hieronymus, die sich nicht standesgemäß verheiratet hatten, blieben von diesem Rang und Titel ausgeschlossen (Hieronymus erhielt beides nachträglich), während die Schwestern Elise

(Bacciochi), Pauline (Borghese) und Karoline (Murat) zu Prinzessinnen erhoben wurden. Die Krönung Napoleons I. zum Kaiser (par la grace de Dieu et par les constitutions de la République) ward auf den Winter, nämlich den 2. Dezember 1804 verschoben. Erst wollte er, wie er sagte, noch einige Lorbeeren im Felde holen; darum reiste er am 18. Juli 1804 nach dem Feldlager zu Boulogne am Meer,[1] angeblich um einen Krieg gegen England anzufangen, tatsächlich aber um sich des Heeres zu versichern, von dem er sich huldigen ließ, indem er ihm unerhört schmeichelte. Den Krieg gegen die dritte Koalition unternahm er im folgenden Jahre.

So hohen Glanz das Jahr 1804 für Napoleon und seine Familie brachte, so tiefes Herzeleid verursachten zwei Missetaten, die er während desselben verübte, vielen ihm wohlgesinnten Personen, besonders seiner Gattin Josephine und deren Tochter Hortensia, also daß die letztere eines Tages sich äußerte: „Mein Stiefvater ist ein Komet, von dem wir nur den Schweif bilden; man muß ihm nachfolgen, ohne daß man weiß, wohin er uns führt.“[2] Ja, als ein Komet erscheint er auch in der großen Perspektive der Weltgeschichte; denn ein Komet hat dem Anscheine nach keine geordnete Bahn wie die andern Sterne; er tritt gleichsam eigenmächtig in den Kreis derselben herein, erregt mit seinem Schweif, der manchmal ungeheuerlich den halben Himmel bedeckt, Aufsehen und großen Schrecken, verschwindet aber nach einer Weile wieder, so daß man nicht weiß, wo er hingekommen ist.

Die erste Missetat war die schon erwähnte Ermordung des Herzogs v. Enghien am 21. März 1804, worüber Frau v. Rémusat das meiste Detail gibt.[3] Josephine scheint ihr Möglichstes getan zu haben bei ihrem Gatten, damit sie ihn von seinem Entschlusse, den Herzog erschießen zu lassen, abbringe; allein ihre Schritte waren erfolglos; er wies sie ab mit den Worten, die Weiber sollten sich mit solchen Dingen nicht befassen; seine Politik erfordre diesen Staatsstreich. Er erreiche damit, daß er sich in Zukunft milder bezeigen könne. Er müsse wählen zwischen dieser entscheidenden Tat oder einer langen Reihe von Verschwörungen, die er jeden Tag strafen müßte. Also wurde die Tat vollbracht, die in ganz Europa Entsetzen hervorrief. Während des Vormittags nach der Hinrichtung kam eine Menge Leute zur Malmaison, die beiden Nebenkonsuln, die Minister, Ludwig Bonaparte und seine Gattin; er hüllte sich in ein tiefes Schweigen, welches als mißbilligend erschien; Hortense war ganz eingeschüchtert, als ob sie nicht empfinden dürfte, und als ob sie fragen müßte, was sie denken sollte. Die Frauen waren damals noch mehr als die Männer der Zaubermacht des Trumpfwortes „Meine Politik“ unterworfen, womit Bonaparte die Gedanken, die Gefühle, selbst die Eindrücke niederschmetterte, so daß, wenn er es aussprach, niemand, namentlich keine Frau, es wagte, ihn zu fragen, was er eigentlich damit meine. „Ich habe Blut vergossen“, sagte er am Abend dieses Unglückstages zu seinen Gästen; „ich mußte es; ich werde vielleicht noch andres vergießen, aber ohne Zorn (mais sans colère) und ganz einfach, weil der Aderlaß zu den Berechnungen der politischen Arzneiwissenschaft gehört.“ Toller könnte sich ein Anarchist unsrer Tage nicht äußern. Darum freuten sich die Jakobiner in

[1] Hortense erzählt, daß sie von St. Amand aus für 8 Tage Erlaubnis von ihrem Gemahl erhalten habe, um sich das Lagerleben anzusehen. La reine Hortense 1834, p. 277—289. Vergl Mad. Campan, Corresp. t. 1, p. 294.

[2] Fourmestraux, Hortense p. 26.

[3] Mad. de Rémusat, Mémoires 1, 312—339.

Paris über diese Mordtat, indem sie sagten: „Er gehört zu uns; jetzt ist er auf eine Bahn geraten, wo er, um diese Erinnerung zu verwischen, genötigt sein wird, das Nützliche zu unterlassen, um uns mit dem Außerordentlichen zu betäuben.“ Die Errichtung des Kaiserreichs mit all seinem Pomp sollte diese Untat vergessen lassen.

Napoleon verließ Boulogne, um Belgien und das deutsche Rheinufer zu bereisen. In Laeken traf er mit Josephine zusammen, welche die Bäder von Plombières gebraucht hatte. Im September traf er in Aachen ein, wo er in der Marienkirche die Gebeine Karls des Großen sich zeigen ließ. Von dort eilte er nach Köln, wo die Bürger, wie rasend vor Freude, statt der Pferde den Kaiser in die Stadt zogen. Über Koblenz gelangte er nach Mainz; dort erschienen eine Anzahl westdeutscher Fürsten, die, wie Frau v. Rémusat sich ausdrückt (II, 41), anfingen, ihre Interessen in seine Hand zu legen; dort nämlich wurde der Grund zum Rheinbund gelegt, den schon Ludwig XIV. im Plan gehabt hatte. In Mainz besichtigte und prüfte er die Festung, die er für sehr wichtig hielt und zu ergänzen trachtete. Alsdann reiste er über Luxemburg nach Paris, wo er am 12. Oktober eintraf.

Er kam zu einem Freudenanlaß. Den Tag vorher war Hortense mit ihrem zweiten Sohne niedergekommen; er erhielt den Namen Charles-Napoléon-Louis (geb. 11. Oktober 1804). Dieses Ereignis verursachte dem Kaiserpaar große Freude. Besonders Josephine zog daraus Folgerungen, welche ihr für die Sicherung ihrer Zukunft schmeichelhaft vorkamen; allein gerade um diese Zeit wurde ein neuer geheimer Anschlag gegen sie angezettelt, der beinahe ihren Sturz herbeiführte.

Die zweite Missetat nämlich, welche in diesem Jahre 1804 geplant wurde, war die Scheidung von Josephine, weil sie ihm keinen Thronerben geschenkt hatte.[1] Zwar wurde dieselbe erst fünf Jahre später, am 16. Dezember 1809, vollzogen; allein der Gedanke daran faßte schon jetzt Wurzel. Um der bevorstehenden Kaiserkrönung die Weihe kirchlicher Bestätigung zu verleihen, gab sich Napoleon alle Mühe, den greisen Papst Pius VII. zu veranlassen, daß er nach Paris komme und der Feier beiwohne. Am 25. November 1804 kam der hl. Vater nach Fontainebleau. Während der Reise des Papstes stritt man sich in der Familie Napoleons über die Frage, ob Josephine mit dem Kaiser gekrönt werden oder nur Zuschauerin bei der Krönung sein solle. Josephine wünschte mitgekrönt zu werden, weil dadurch ihre Stellung gesicherter würde. Das Gegenteil wünschten des Kaisers Geschwister; denn es hatte sich schon längst erwiesen, daß die Bonapartes die Beauharnais nicht leiden konnten und ihrem Neid und Haß, wo sie konnten, Ausdruck gaben.[2] Namentlich riet Joseph Bonaparte, der Kaiser solle diese Gelegenheit benutzen, um sich eine Ehe mit einer europäischen Prinzessin möglich zu machen, weil er von Josephinen doch keinen Nachfolger mehr zu erwarten habe. Napoleon schwankte zwischen der Neigung zu seinen Geschwistern und der Liebe zu seiner Gattin. Sein Schweigen ängstigte die Kaiserin; sie ahnte, was hinter ihrem Rücken vorging. Da sie aber nicht fähig war, sich zu beherrschen, so reizte sie in ihrem Unmut den Zorn Napoleons, welcher ihr rundweg erklärte, sie solle sich zur Abreise aus Saint-Cloud rüsten, denn er müsse sich später doch von ihr scheiden lassen; „die Politik“ verlange es, daß er eine andre Gattin nehme, die ihm Kinder schenke. Er ließ auch seinen Stiefsohn Eugen

[1] Mad. de Rémusat, Mémoires t. II, p. 42—68.

[2] Man lese jetzt Fräulein Caroline d'Arjuzon p. 147 et suiv.

Beauharnais kommen, um diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Derselbe hörte den Entschluß des Kaisers, sich von Josephine scheiden zu lassen, mit gewohnter Ergebung an, wies aber allen Schadenersatz, womit dieser ihn trösten wollte, zurück, indem er erklärte, er werde nichts annehmen in einem Augenblick, wo ein solches Unglück seine Mutter heimsuche; er werde ihr, weil sie jetzt des Trostes bedürfe, überallhin folgen, wohin man sie verweise, selbst nach der Insel Martinique. Der Kaiser sah ihn, über diesen edelmütigen Entschluß sichtlich betroffen, finstern Blickes an. Josephine wollte auch ihre Tochter Hortense holen lassen, um ihren Rat zu erfahren. Diese war aber weniger erregt, als man es befürchtet hatte. Sie gab den Bescheid: „Ich kann mich in nichts einmischen; denn mein Mann hat es mir strenge verboten, selbst den geringsten Schritt dabei zu unternehmen. Meine Mutter ist sehr unklug gewesen; sie wird eine Krone verlieren; allein sie wird wenigstens Ruhe haben. Glauben Sie mir, es gibt Frauen, die noch unglücklicher sind als sie!" Diese Worte sprach sie mit einem Schmerze aus, welcher ihren Seelenzustand erraten ließ. „Übrigens", fügte Hortense hinzu, „wenn es in dieser Angelegenheit eine Möglichkeit des Ausgleichs gibt, so besteht diese in der Macht, welche die Tränen und die Anmut meiner Mutter über den Kaiser ausüben; man muß sie jetzt sich selbst überlassen." Der stille Kummer Josephinens überwältigte Napoleon in der Tat. Allein nach einer zärtlichen Aussöhnung brachte der Kaiser seine Gemahlin in neue Erregung, indem er ihr auseinandersetzte, von welcher Bedeutung die Trennung für ihn wäre. „Doch habe ich nicht den Mut, den letzten Entschluß zu fassen, und wenn du mir so viel Kummer zeigst und unentwegt mir gehorchst, so fühle ich mich niemals stark genug, um dich zum Fortgehen zu zwingen. Aber ich wünsche sehr, daß du zu gunsten meiner Politik zu entsagen wissest und mir alle Verlegenheiten dieser peinlichen Trennung ersparest."

Nach solchen Äußerungen ihres Ehemannes hätte gewiß manche rechtschaffene Gattin von Charakter ihre Stelle verlassen und sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Allein Josephine war gewohnt an Glanz, an Luxus, an den Verkehr mit der großen Welt; die Vereinsamung hätte sie getötet. Sie wählte die Rolle eines ergebenen Opfers und vereitelte damit allerdings die Angriffe der Geschwister des Kaisers. Dieser ärgerte sich über die boshafte Freude seiner Brüder und Schwestern, weil sie sich rühmten, sie brächten sie weg, und er fand jetzt eine geheime Freude darin, ihren Plan zu vereiteln. Eines Abends machte er seiner Gemahlin die überraschende Mitteilung, der Papst werde kommen und sie beide krönen; sie möge sich also mit den hierzu nötigen Vorbereitungen befassen. Man kann sich die Freude der Kaiserin über diese Lösung, aber auch zugleich den Ärger der Bonapartes denken.

Noch einen Kummer hatte Josephine auf dem Herzen: sie war mit ihrem Gemahl nicht kirchlich getraut; ihre Ehe hatten sie seinerzeit nur vor dem Zivilstandsbeamten geschlossen (S. 127). Deshalb äußerte sie dem wieder versöhnten Gatten den Wunsch, kirchlich mit ihm getraut zu werden. Napoleon zeigte keine Abneigung gegen ihren Wunsch, meinte aber, wenn er auch einen Pfarrer ins Schloß kommen ließe, so könnte die Trauung nicht so geheim bleiben, daß man nicht erführe, sie seien bisher nicht kirchlich getraut gewesen. Ob das sein wirklicher Grund oder nur ein Vorwand war, um sich die Möglichkeit einer Scheidung vorzubehalten: — er wies die Bitten seiner Frau in dieser Hinsicht immer sanft zurück.

Aber ein kluges Weib weiß sich zu helfen. Wir verstehen jetzt, warum Josephine

sehnsüchtiger als irgend jemand auf die Ankunft des Papstes wartete. Denn sie hoffte in dem hl. Vater einen kräftigen Beistand zur Erfüllung ihres Wunsches zu finden. Während der drei Tage, da Pius VII. in Fontainebleau anwesend war, benutzte sie die erste Gelegenheit, um ihm ihren Kummer und ihre Sorge anzuvertrauen, daß sie nur bürgerlich mit dem Kaiser verbunden sei und eine Scheidung befürchte. Pius versprach zu helfen. Zwei Tage vor der Krönung, die am 2. Dezember 1804 stattfinden sollte, erklärte der hl. Vater dem Kaiser in einer Unterredung, ihn könne er schon krönen, aber die Kaiserin nicht, weil er einem Konkubinatsverhältnis die kirchliche Weihe nicht erteilen dürfe. Napoleon schalt seine Frau nachher derb aus, scheute sich aber doch, den Papst vor den Kopf zu stoßen, zumal da die ganze Krönungsfeier programmäßig schon bekannt war. Am Morgen des folgenden Tages wurde ein Altar im Zimmer des Kaisers hergestellt, und der Kardinal Fesch vollzog die kirchliche Trauung. Sofort nach derselben verlangte die Kaiserin vom Kardinal einen Trauschein; diesen bewahrte sie wie ein Heiligtum auf, so daß er niemals in die Hände des Kaisers geriet.

Aber es war ein Häklein in dem ganzen Vorgang: der Pfarrer des Kirchspiels war nicht dabei gewesen, und dieses rituelle Häklein wurde fünf Jahre nachher für die wirkliche Scheidung zum Haken gemacht. — Einstweilen ward die Krönung vollzogen.

Während diese Ereignisse in der Welt sich abspielten, blieb Ludwig Bonaparte ein Soldat und ein Gatte wider Willen. Es schien, als ob sein mächtiger und gewalttätiger Bruder immer das Gegenteil von dem mit ihm vornahm, wozu er selbst Neigung und Lust hatte. Er wollte nun einmal kein Säbelraßler sein; aber wie zum Trotz ließ Napoleon ihn immer avancieren, da er wirklich seinen Dienst gut versah. Ludwig wurde Brigade-General, Divisions-General und Staatsrat noch während des Konsulats. Nachdem das Kaisertum eingerichtet war, erhob man ihn zur Würde eines „Prinzen" mit dem Titel Son Altesse Impériale le Prince Louis Bonaparte. Bald darauf reihte man ihn unter die sechs Großwürdenträger des Reichs und zwar mit militärischem Geschäftskreis: er wurde des Reiches Connétable. Als solcher überwachte er das Heerwesen, alle Maßnahmen und Werke zur Landesverteidigung, die Militärschulen u. s. w. Da bekam er Arbeit, Aufregung, Widerwärtigkeiten bis zur Erschöpfung genug. Von unzähligen ermüdenden Geschäften in der Tat niedergedrückt, bedurfte er durchaus einmal der Erholung und der Herstellung seiner Gesundheit; diese suchte er im Sommer 1805 zu Saint-Amand, wohin ihm seine Gattin folgte, durch Schlammbäder zu erzielen.[1] Aber nachher ging die Anstrengung aufs neue vor sich. Als Murat zum Heere abgegangen war, ernannte der Kaiser im November 1805 seinen Bruder Ludwig an dessen Stelle zum Gouverneur der Hauptstadt ad interim, indem er ihm wenige Truppen überließ. Nachdem dann Napoleon zum Kriege wider Preußen entschlossen war, traf er, um auch gleichzeitig gegen anderweitige Angriffe gerüstet zu sein, großartige Vorbereitungen nach allen Seiten. Unter andern sollte Ludwig ein Heer sammeln, um das nördliche Frankreich und Holland zu beschützen und das Gerücht zu verbreiten, daß er Preußen von Westfalen aus angreifen werde. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten, welche sich ihm bei dieser Aufgabe entgegenstellten, entledigte er sich derselben so schnell, daß er dem Kaiser nach Verlauf eines Monats von Nimwegen aus schreiben konnte, er gewärtige nun weitere Befehle. Napoleon war davon so angenehm überrascht, daß er dem Bruder

[1] Mad. Campan, Corresp. t. 1, p. 275—294.

seine Befriedigung öffentlich, sowohl in einem „Bulletin der großen Armee“ als in seinen Privatbriefen bezeigte. Der Kaiser aber hatte noch Größeres mit ihm vor. Ohne daß Ludwig etwas davon wußte, verhandelte er mit den Holländern wegen Umwandlung ihrer „Batavischen Republik“ in ein Königreich unter dem Szepter seines Bruders Ludwig. Den Anstoß zu diesem Vorgehen hatte ihm die Beobachtung gegeben, daß die Holländer vielfach dem kaiserlichen Dekret vom 22. Juni 1804 entgegen handelten, wornach die Einfuhr aller englischen Waren, welche entweder unmittelbar aus britischen Häfen oder aus den Kolonien kamen, strenge untersagt blieb, und ferner die Kunde, daß Ludwig sich die Zuneigung der Holländer erworben hatte. Als der Ausersehene von diesem Vorhaben hörte, ging er zu Napoleon, um ihm vorzustellen, die großen Pflichten des Königtums, welches ihm zugedacht sei, vertrügen sich schlecht mit seinem Trachten nach einem stillen Privatleben; er möchte lieber sich aus den öffentlichen Geschäften zurückziehen; ein ruhiges Leben würde seiner Neigung und besonders dem Zustande seines Körpers eher entsprechen; Hollands feuchtes und kaltes Klima sei der Herstellung seiner schwachen Gesundheit nicht förderlich; übrigens habe er Größe und Ruhm genug erworben. Allein der Kaiser zuckte die Achseln und versetzte barsch: Il vaut mieux mourir roi que de vivre prince.

Wenige Tage nachher, den 5. Juni 1806, wurde Ludwig in den Palast zu Saint-Cloud beordert, wie wenn es sich um eine einfache Gala-Vorstellung gehandelt hätte. Daselbst fand er eine Abordnung des holländischen Volkes, welche ihm im Beisein des Kaisers die Krone anbot. Napoleon ernannte ihn feierlich zum König von Holland, indem er ihn anredete: „Prinz, regieren Sie über diese Völker! Möge Holland Ihnen Könige verdanken, welche seine Freiheiten, seine Gesetze, seine Religion beschützen! Hören Sie jedoch nie auf, Franzose zu sein!“

Die letzte Aufforderung des Kaisers an seinen Bruder mußte die Holländer unangenehm berühren; das fühlte auch Ludwig, und deshalb betonte er in seiner Ansprache an die Abordnung, daß er als König stets die Interessen Hollands vertreten wolle. Das war jedoch gar nicht, was Napoleon wünschte; sein Bruder sollte vor allem Frankreichs Interessen im Auge behalten, und Holland sollte die Milchkuh Frankreichs sein und bleiben. Ludwig hatte jedoch eine edlere Absicht als sein Bruder. Nach einer vertraulichen Besprechung mit den holländischen Herren, von denen er den traurigen Zustand der Finanzen und mancher anderer Verhältnisse ihres Landes erfahren hatte, verabschiedete er sich vom Kaiser mit den Worten: „Ich werde nach meinem Willen handeln oder, wenn ich das nicht tun darf, hier bleiben; denn ich will kein Land regieren, welches mich nur durch sein Unglück kennen lernen würde.“

Andern Tages, als man bei der Kaiserin Josephine zum Frühstück versammelt war, trat plötzlich der Kaiser mit fröhlichem Gesichte ein, und indem er den kleinen Napoleon an der Hand führte, rief er: „Verehrte Damen, hier ist ein kleiner Knabe, der Ihnen eine Fabel von Lafontaine aufsagen wird, welche ich ihn diesen Morgen habe lernen lassen, und Sie werden sehen, wie gut er sie hersagt!“ Der Kleine begann:

Les grenouilles qui demandent un roi.

Les grenouilles, se lassant
De l'état démocratique,
Par leurs clameurs firent tant
Que Jupin les soumit au pouvoir monarchique.
Il leur tomba du ciel un roi tout pacifique:
Ce roi fit toutefois un tel bruit en tombant,

Que ta gent marécageuse,
Gent fort sotte et fort peureuse,
S'alla cacher sous les eaux,
Dans les joncs, dans les roseaux,
Dans les trous du marécage,
Sans oser de loug-temps regarder au visage etc.

Die Fabel bot jetzt eine Menge Anspielungen auf die Holländer und ihren neuen König, und bei jeder derselben lachte Napoleon laut auf. Er hatte sich hinter den Sessel gestellt, auf welchem Hortense saß; er zupfte sie am Ohr und fragte sie: „Was sagen Sie dazu, Hortensia?" Der Frau von Rémusat aber rief er zu: „Frau v. Rémusat findet, wie ich sehe, daß ich dem kleinen Napoleon eine gute Erziehung gebe."

Also ward Ludwig König wider Willen, wie er früher Soldat und Ehemann wider Willen geworden und mehrfache Würden gegen seine Neigung auf sich hatte nehmen müssen. Diesmal schlug es ihm jedoch gar nicht zum guten aus.

Am 15. Juni 1806 verließ Ludwig seinen Landsitz Saint-Leu mit seinen zwei Kindern Napoleon-Charles und Napoleon-Ludwig und ihrer Mutter Hortensia, um nach Holland zu reisen. Den 18. Juni kam er im Palast Du Bois beim Haag an, und am 23. hielt er seinen feierlichen Einzug im Grafen-Haag. Die Holländer empfingen ihn zwar geziemend, aber doch mit gemischten Gefühlen. Ungeachtet des Widerstandes, womit Ludwig die ihm von Napoleon aufgedrungene Krone angenommen hatte, dachte er, als er nunmehr den Thron bestieg, an nichts anderes, als die Interessen seines Landes und das Wohl seiner Untertanen zu fördern. Er gab daher den Holländern beim Empfang nicht nur gute Worte in Anreden, sondern bewies mit der Tat, daß es ihm Ernst war. Schon vor dem Einzug in die Hauptstadt hatte er die Truppen, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, entlassen und marschierte mit einer holländischen Besatzung in die Residenz. Auch die französischen Hofbeamten, die ihm sein Bruder mitgegeben, ersetzte er nach und nach durch holländische. Er hatte 700000 Franken aus Frankreich mitgebracht und suchte zu helfen, wo er konnte. Allein die Finanzen des Landes befanden sich in einem kläglichen Zustande; alle Kolonien außer Batavia und Curaçao waren verloren; Handel und Gewerbe, namentlich die Fischerei, lagen darnieder; neue Steuern einzuziehen, war nicht möglich. Ludwig schilderte seinem Bruder wiederholentlich die Notlage des Landes, bekam aber nur derbe Antworten[1]; er solle sich nicht rühren lassen, sondern fest bleiben; die erste Pflicht der Könige sei Gerechtigkeit, nicht der Dusel der Humanität.

Während Ludwig durch sein Wohlwollen, dem selbst Frau von Rémusat Anerkennung zollen muß,[2] sich die Zuneigung der Holländer zu erwerben wußte, gelang dies seiner Gemahlin auf anderm Wege. Ihr war der Ruf der Wohltätigkeit gegen die Leidenden vorausgegangen, und ihre anmutige und einnehmende Erscheinung selbst gewann ihr die Herzen des Volkes schneller, als es ihrem Gemahl gelungen war. Es ist begreiflich, daß sie sich über die Holländer, ihre Geschichte, ihren Handel und Wandel zu

[1] z. B. Correspondance de Napoléon I. XII, 616. 655. 698. XII, 17.

[2] Mém. de Mad. de Rémusat t. 3, p. 40: Louis Bonaparte — on lui doit cette justice — prit assez promptement les intérêts des peuples qui lui avaient été confiés, et résista tant qu'il put, aux mesures tyranniques que la politique impériale lui imposait. L'empereur lui en fit des reproches qu'il reçut avec fermeté, et il lutta de manière à s'attacher les Hollandais. C'est une justice qu'ils lui ont rendue.

unterrichten trachtete. Frau Campan, an die sie sich deswegen wandte, empfahl ihr verschiedene Werke, die ihr dienen konnten,[1] und die sie deshalb mit Aufmerksamkeit durchlas. Mehr noch durch persönliche Besprechung erhielt sie über alles, was ihr zu wissen notwendig war, Auskunft. Ungeachtet sie aber sich über Land und Leute zu unterrichten suchte, blieb sie doch Französin, und sie sah es gar nicht gerne, daß Ludwig bei Besetzung der höchsten Stellen im Staat und am Hofe ausschließlich Holländer berücksichtigte und die wenigen Franzosen, denen er Anstellungen minderer Wichtigkeit überließ, im allgemeinen mit großer Kälte behandelte; gerade das war ein Grund für sie, ihre Landsleute eine derartige Behandlung vergessen zu lassen, indem sie mit denselben wohlwollend verkehrte. Sehr leid tat es ihr, daß ihr Gemahl den Herrn v. Broc vom Hofe entfernte und ihn als Gesandten nach Madrid (seit 10. April 1807) schickte; denn dieser Mann war der Gatte der liebsten Jugendfreundin Hortensias, Adèle Auguié, einer Nichte der Frau Campan (s. S. 134). Dieselbe konnte sich nicht entschließen, die Königin zu verlassen; denn sie ahnte lebhaft, daß diese bald Trost und Rat und Sorge einer treuen Freundin nötig haben werde.[2] Es dauerte nämlich nicht lange, so artete die Kälte zwischen Ludwig und Hortense in Mißhelligkeit aus. Hortense wollte die Politik Ludwigs gegenüber den Holländern nicht verstehen; sie fand vielmehr nur das für richtig, was Napoleon anstrebte, den sie fast abgöttisch verehrte. Bei so verschiedenen Ansichten war es begreiflich, daß daraus Quellen der Uneinigkeit zwischen dem Königspaar entstanden.

König Ludwig war außerordentlich eifersüchtig auf seine Gemahlin. Schon das konnte er nicht leiden, daß sie von den Holländern geehrt und gepriesen wurde; jede persönliche Verehrung gegen sie schnitt ihm in die Seele; ihm allein sollte man huldigen. Während er anfänglich verlangt hatte, daß die Königin einen prächtigen Hof hielt, änderte er jetzt diese Forderung, indem er seine Gattin nach und nach zu einem einsamen Leben zwang, welches sie vom Verkehr mit dem Volke fernhalten sollte. Auch umgab er sie mit Spionen, die ihm alles, was sie unternahm, hinterbringen sollten; ihre Briefe wurden unterschlagen; ihren Schreibtisch fand sie mehrmals geöffnet. Durch solch beständigen Ärger bemächtigte sich ihrer ein abhärmender Gram, der sie zuletzt gegen die Erfolge ihrer wohlwollenden Bestrebungen gleichgültig machte. Sie lebte fast wie eine Gefangene; Freude fand sie nur noch in der Beschäftigung mit den Künsten und in der Zärtlichkeit für ihren ältern Knaben. Von diesem Kinde ward sie auch sehr geliebt; aber das erregte die Eifersucht des Gemahls. Bald ward man bei Hofe inne, daß man sich bloßstellte, wenn man sich den Anschein gab, man lege der Königin irgend eine Wichtigkeit bei; darum sah sie sich allmählich von den Höflingen verlassen. Ein Unglücklicher, der sich an sie gewendet hätte, wäre verdächtig geworden; ein Minister, der sich mit ihr über eine geringfügige Sache besprochen hätte, würde sich das Mißfallen zugezogen haben. Kein Wunder, daß sie melancholisch und durch die erzwungene Einsamkeit kränklich ward. Das neblige holländische Klima vermehrte ihr Übel. Sie nahm sichtlich ab. Endlich erklärten die Ärzte, sie müsse eine Kur machen, indem sie ihr die Bäder zu Aachen

[1] Mad. Campan, Corresp. t. 1, p. 316 et suiv.

[2] Mad. Campan, Corresp. t. 1, p. 354 et suiv. — Richtig sagt Jerrold vol. 1, p. 41: the court was sharply divided into two hostile parties, the French and the Dutch. The King was loyal to his subjects; the Queen headet the French party; and so husband and wife quarrelled until their hostilities became a public scandal.

verordneten. Wie war sie froh, aus Holland wegzukommen! Da erklärte ihr der Gatte, der selbst auch krank war, er werde sie begleiten, und so blieb der Verhaßte ihr zur Seite.[1]

Im September 1806, als der Krieg mit Preußen bereits beschlossene Sache war, mußte sich auch der holländische König mit seinen Truppen auf dessen Schauplatz begeben. Die Königin reiste nach Mainz zu ihrer Mutter, welche mit einem Teile des Hofes dorthin befohlen ward. Nach der Schlacht bei Jena marschierte Ludwig mit seinen Truppen nach Westfalen und besetzte Münster, Osnabrück, Paderborn und Ostfriesland. Bald nach der Rückkehr in sein Königreich geschah zu Leyden ein Ereignis, welches dem Könige Gelegenheit gab, sich bei seinem Volke beliebt zu machen. Es war dies das Unglück der Stadt Leyden.[2] Am 12. Januar 1807 $^1/_2$5 Uhr flogen zwei Pulverschiffe in die Luft und zerstörten ganze Gassen, wobei viele Menschen umkamen. König Ludwig setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte, beteiligte sich selbst am Rettungswerk und verschaffte manchen obdachlosen Familien Unterkunft auf seinem Schlosse du Bois. Als er im darauffolgenden Sommer sein Land bereiste, ward er allenthalben mit aufrichtiger Herzlichkeit empfangen.

Die Art und Weise jedoch, wie Ludwig sich die Zuneigung des holländischen Volkes erwarb, indem es ihm ernst war, diese seine Untertanen, soweit es an ihm lag, glücklich zu machen, gefiel dem Kaiser ganz und gar nicht. Durch seine Spione und Augendiener, die in Holland alle Schritte des Königs beobachteten, erfuhr er alles, was in dem neugeschaffenen Reiche vorging. Da er nun gewohnt war, gerade diesen Bruder wie einen unselbständigen Knaben zu behandeln, so bediente er sich in seinem Briefwechsel mit ihm einer Ausdrucksweise, die weder diplomatisch noch zierlich französisch, sondern recht klotzig lautete, so daß schon deren Ton den König beleidigen mußte.[3] Napoleon kannte unter anderm auch die Zwistigkeiten in der Ehe des Königspaares und hatte erfahren, daß Ludwig es nicht gerne sah, wenn Hortense, die außerordentlich schön und gern tanzte, an den Hofbällen teilnahm. Da schrieb er ihm nach der Schlacht von Eylau den 4. April 1807 von Finkenstein in Ostpreußen aus seinem Hauptquartier: „Sie haben die beste und tugendhafteste Frau, und Sie machen sie unglücklich. Lassen Sie sie doch tanzen, so viel sie will! Das verlangt ihr Alter! Ich besitze eine vierzigjährige Frau; aber ich schreibe ihr aus dem Kriegslager, sie solle auf den Ball gehen. Und Sie verlangen, daß eine zwanzigjährige Frau, die ihre Jugend zerrinnen sieht, und die noch in Idealen schwebt, wie in einem Kloster lebe oder wie eine Amme, welche immer ihr Kind baden muß? Sie bekümmern sich viel zu viel um ihr häusliches Leben und zu wenig um die Staatsverwaltung. Ich würde Ihnen das nicht sagen, wenn ich keine Teilnahme für Sie hegte. Machen Sie die Mutter ihrer Kinder glücklich! Sie haben nur ein Mittel: bezeugen Sie ihr viel Achtung und Vertrauen! Unglücklicherweise haben Sie eine zu tugendhafte Frau; wenn Sie eine Kokette hätten, die würde sie gehörig an der Nase herumführen. Aber Sie haben eine edelstolze Frau, die der bloße Gedanke, Sie

[1] Mémoires de Mad. de Rémusat t. III, p. 37 et suiv.

[2] Von J. P. Hebel im Rheinländischen Hausfreund beschrieben. Vgl. Mad. Campan, Corresp. t. 1, p. 356 et suiv., wo der Königin andeutungsweise zugeredet wird, sich mit ihrem Gemahl zu versöhnen.

[3] In Beilage 3 gebe ich dieses ganze Schreiben vom 4. April 1807 als Beispiel der Sprache, die Napoleon mit seinem Bruder Ludwig führte. — Auch Hortense erhielt Ermahnungen von Frau Campan, Corresp. t. 1, p. 363.

könnten eine üble Meinung von ihr haben, empört und betrübt. Sie hätten eine Frau haben sollen, wie ich solche in Paris kenne, die hätte Sie am Narrenseile geführt und unter dem Pantoffel gehalten. Es hat nicht an mir gefehlt; ich habe es Ihrer Frau oft gesagt."

Ein Unglück pflegt nie allein zu kommen. Am 5. Mai 1807 starb im Haag unerwartet, kaum 4 1/2 Jahre alt, der ältere Sohn Ludwigs, der Prinz Napoleon-Karl (S. 146), in der Zeit von wenigen Stunden an der Halsbräune (croup), jener gefährlichen Kinderkrankheit. Es war derselbe, welcher vor kurzem Lafontaines Fabel von den Fröschen hatte aufsagen müssen, ein holder Knabe, der Napoleons Liebling war. Vierzehn Jahre später verschied an demselben Tage auf der Felseninsel St. Helena der Kaiser, dessen Namen er trug, und der, in Ermangelung eines eigenen Sohnes, wahrscheinlich diesen Prinzen zu seinem Nachfolger ernannt hätte. Man kann sich den Schmerz der Königin kaum vorstellen; sie fiel in solche Verzweiflung, daß man für ihr Leben fürchtete. Man war genötigt, sie gewaltsam von der Leiche des Kindes loszureißen, welche sie festhielt.[1] Auch das Leid des Königs, obwohl gemäßigter, war nicht weniger groß. Einmal über das andere fiel die arme Mutter in Irrsinn, indem sie mit lautem Geschrei ihrem Sohn und dem Tod rief und ohne die umstehenden Personen zu erkennen. Wenn dann das Bewußtsein bei ihr wieder ein wenig zurückkehrte, beharrte sie in tiefem Stillschweigen, gleichgültig gegen alles, was man zu ihr sagte. Nur zuweilen dankte sie ihrem Gemahl, welcher, über ihren Zustand erschrocken, ihr alle Sorgfalt und Pflege angedeihen ließ; sie tat das mit einem Tone, der erkennen ließ, wie leid es ihr sei, daß es eines solchen Unglücks bedurfte, um ihre ehelichen Mißverhältnisse zu ändern. Das Herzeleid war geeignet, eine aufrichtige Annäherung zwischen beiden Gatten herbeizuführen. Unglücklicherweise dauerte dieselbe aber nicht lange. Eines Tages geschah es, daß Ludwig, seiner wunderlichen und eifersüchtigen Sinnesart getreu, während er an ihrem Bette saß, ihr versprach, er werde sich künftighin befleißen, ihr Leben trostreicher zu gestalten, nur solle sie ihm ein volles Geständnis über die beleidigenden Fälle von Untreue ablegen, die er ihr vorhielt. Hortense antwortete ihm mit der ganzen Feierlichkeit des Schmerzes, den sie über diese grundlose Zumutung empfand, sowie in Kraft der Hoffnung, bald sterben zu können, die sie hegte, daß sie in Bereitschaft, ihre Seele Gott dem Herrn zurückzugeben, auch nicht vom Schatten eines Gedankens an solche Schuld gedrückt werde. Da Ludwig nicht an ihre Unschuld glauben wollte, forderte er von ihr eine eidliche Bekräftigung ihres Geständnisses. Als er auch diese erhalten hatte, konnte er sich dessenungeachtet nicht entschließen, ihrer Versicherung Glauben zu schenken; er fing also von neuem an, sie mit der drängenden Bitte um Geständnis zu quälen, und zwar mit solcher Zudringlichkeit, daß die arme Frau, die ohnehin von Gram erfüllt war, unwillig in die Worte ausbrauch: „Laß mich in Ruhe! Ich werde dir ja nicht entwischen. Morgen können wir ja wieder davon sprechen." So redend, verlor sie abermals das Bewußtsein.

[1] Siehe Mém. de Mad. Rémusat t. III, p. 137 et suiv. Fourmestraux, Hortense p. 99 et suiv. 214 et suiv. — La Reine Hortense 1834, p. 301 n.: „Mon fils aîné, mort en Hollande, avait été déposé à Notre-Dame, en attendant que S^t Denis fût achevé. Les Bourbons l'en firent ôter en 1814. Je le réclamai, et le fis placer dans l'église de S^t Leu. J'avais fait construire tout près une chapelle pour madame de Broc, amie de mon enfance, que j'avais perdue en 1813.

Man nahm Bedacht darauf, die Unglückliche aus den Räumen wegzubringen, wo alles sie an den Tod ihres ältern Kindes erinnerte. König Ludwig fertigte einen Eilboten an die Kaiserin Josephine ab, um sie zu veranlassen, daß sie ihre Tochter auf seinem Schlosse Laeken bei Brüssel abhole. Ohne langes Bedenken reiste die Kaiserin nach Belgien und traf dort mit dem Königspaare zusammen. Hortense befand sich in einem wahrhaft erschrecklichen Zustand von Betäubung; indessen bewirkte die Umarmung ihrer lieben Mutter den ersten Strom von Tränen aus ihren Augen, der ihr gepreßtes Herz sichtlich erleichterte. Ludwig war selbst von Leid niedergedrückt und befand sich in einem solchen Zustande von Gebrechlichkeit, daß er kaum zu gehen vermochte.

Da der König nicht länger verweilen konnte, reiste er nach Holland zurück. Die Zurückbleibenden aber überlegten miteinander, wo die Königin sich am besten erholen könnte, und sie kamen zu dem Entscheide, daß sie, nach mehreren Tagen der Ruhe in der Malmaison, sich nach Cauterets in den Pyrenäen begeben sollte. Man hoffte nämlich, Bewegung und Bergluft würden ihr Heilung bringen. Sie, die sonst ihren eigenen Willen hatte, ergab sich jetzt wie ein Kind; willenlos folgte sie, wohin man sie führte. Unter den Frauen aber, welche mit der Kaiserin nach Belgien gekommen waren, befand sich Karoline Murat, Napoleons Schwester, die gar nicht geeignet war, die beiden Eheleute zu versöhnen, indem sie, obwohl einst Mitschülerin Hortensias in der Pension zu Saint-Germain, diese jetzt als Schwägerin grimmig haßte. Sie sah es sehr ungern, daß ihr Bruder Ludwig sich um seine leidende Gattin so besorgt zeigte, und lauerte daher nur auf eine Gelegenheit, die Zwietracht der beiden neuerdings zu entflammen.

Während Hortensia etwa vierzehn Tage in der Malmaison verweilte, erhielt sie aus Ostpreußen ein Beileidschreiben vom 20. Mai 1807 aus der Feder Napoleons; dieser fügte jedoch die Worte hinzu: „Liebe Tochter! Alles, was ich aus dem Haag mitgeteilt erhalte, bezeugt mir, daß Sie sich nicht zu mäßigen wissen; denn so berechtigt auch Ihr Schmerz ist, so sollte er doch Maß und Ziel haben. Schonen Sie doch Ihre Gesundheit! Suchen Sie sich zu zerstreuen und beherzigen Sie, wie das menschliche Leben mit so viel Klippen umgeben ist und die Quelle so vieler Unglücksfälle werden kann, daß der Tod nicht als der größte erscheint!"

Gegen Ende des Monats Mai reiste sie über Bordeaux in die Bäder zu Cauterets. Sie zeigte sich immer noch fühllos gegen alles, vergoß keine Träne, schlief nicht, sprach nicht, und jeden Tag um die zehnte Stunde, da ihr Sohn gestorben war, verfiel sie einem heftigen Zufall. Ihr Anblick war dann zum Erbarmen.

Mit wenigen Begleitern in den Bergen angelangt, machten die unabsehbaren Höhen und die lachenden Täler einen überwältigenden Eindruck auf sie. Fast immer noch in einem Zustand der Überspanntheit schritt sie durch die Täler der Pyrenäen, erkletterte die Felsen, versuchte die schwierigsten Höhen zu ersteigen, um vor sich selber zu fliehen. Der Zufall wollte, daß sie in Cauterets mit einem jungen, aber noch unbekannten Herrn namens Decazes zusammentraf, der wie die Königin von einem Leid beschwert war. Er hatte seine junge Gattin verloren; er war auch krank und niedergedrückt. Diese beiden Personen begegneten einander und verstanden einander in ihrem Gram. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Königin, allzu unglücklich, um die für ihren Stand schickliche Wohlanständigkeit zu beobachten, indem sie ihre Annäherung den Gleichgültigen versagte, einem Manne hingegen, der wie sie bekümmert war, zugänglicher ward. Da Herr Decazes jung und von ziemlich schöner Gestalt war, so suchten der Müßiggang

des Badelebens und die unvorsichtigen Äußerungen der Verleumdung an dieses Zusammentreffen einige Bedeutung zu heften. Hortensia befand sich zu sehr außerhalb eines gewöhnlichen Seelenzustandes, als daß sie irgend etwas Böses geahnt hätte. Kurzum, es wurden Briefe nach Paris geschrieben, worin einige leichte Worte über die Königin und Herrn Decazes standen.[1]

In den ersten Tagen des Monats Juli kam König Ludwig auf Besuch zu seiner Gemahlin. Der Anblick dieser armen Mutter und des einzigen Kindes, das ihr geblieben, scheint ihn gerührt zu haben. Denn nachdem die beiden Gatten seit geraumer Zeit voneinander getrennt gewesen, lebten sie jetzt liebevoll beieinander in vollständiger Vertraulichkeit, welche die Geburt ihres dritten Kindes erzeugte. Man darf annehmen, daß, wenn Ludwig von Cauterets geradewegs nach Holland zurückgekehrt wäre, diese Einigung von Dauer hätte sein können; allein er kam mit seiner Gemahlin im August nach Paris,[2] und die Innigkeit ihres ehelichen Verhältnisses wurmte Hortensias geheime Feindin, die Frau Murat. Sie flüsterte ihrem Bruder neue Unruhen in die Seele. Sie erzählte ihm, ohne daß sie es zu glauben schien, von dem Zusammentreffen der Königin mit dem Herrn Decazes; sie trieb es so weit, daß sie ihm den Argwohn einflößte, ihre jetzige Schwangerschaft werde damit in Zusammenhang gebracht. Das war genug für den leichtgläubigen, eifersüchtigen Ludwig.

Mittlerweile war Napoleon nach Abschluß des Friedens von Tilsit über Königsberg (10. Juli 1807) und Dresden nach Hause gefahren und am 7. August in St. Cloud eingetroffen. Es folgten jetzt Feste auf Feste, eins glanzvoller als das andre. Eine Menge deutscher Fürsten waren eingetroffen. Am 23. August ward die Ehe Jéromes, des Königs von Westfalen, mit der Prinzessin Katharina von Wirtemberg in der Kapelle der Tuilerien eingesegnet. Auch Ludwig und Hortense waren geladen. Hortense war abgemagert; aber die Tränen, welche sie noch immer über den Verlust ihres Kindes vergoß, der schlimme Zustand ihrer Gesundheit waren nicht imstande, ihre Feinde zu entwaffnen. Der Verleumdung war es gelungen, ihrem Gemahl den Samen des Argwohns ins Herz zu streuen. Ludwig wollte mit ihr nach Holland zurückreisen, und Hortense wollte ihm willig mit dem überlebenden Sohne dorthin folgen. Aber da die Kaiserin über den Zustand ihrer Tochter beängstigt war, zog man die Ärzte zu Rat; diese erklärten alle, daß das holländische Klima einer kränklichen Frau, die in gesegneten Umständen sich befinde, nicht zuträglich sein könne. Und der Kaiser entschied, daß er seine Stieftochter samt ihrem Knaben bis auf weitern Befehl bei sich behalten werde. Also mußte König Ludwig allein nach Holland zurückreisen; denn dem durch seine Erfolge jetzt machtberauschten Bruder zu widerstreben, schien ihm ein vergebliches Bemühen. Das Einverständnis der beiden Ehegatten war jetzt wiederum zerstört, und Hortense blieb unter sothanen Verhältnissen lieber in ihrer Heimat.

Ludwig berichtet selbst,[3] daß sie als Ehegatten vom 4. Januar 1802 bis zum September 1807 (dem Zeitpunkt ihrer letzten Wiedervereinigung) kaum vier Monate im

[1] Man möchte aus den Worten der Mad. Campan t. 1, p. 391 suiv. fast schließen, daß auch ihr etwas davon zu Ohren gekommen wäre. — Mlle. Cochelet, Mém. t. 1, p. 139 erzählt die Sache ein wenig anders.

[2] Der Königin gehörte damals ein Palast in der rue Cerutti, welche in der Restauration den Namen rue d'Artois bekam und jetzt rue Lafitte heißt. Fourmestraux, Hortense p. 105, n.

[3] Georges Duval p. 10.

ganzen beisammen gewohnt hätten, da sie dreimal durch große Zeiträume hindurch getrennt gewesen wären. Hortensia aber, mit Grund durch das erneute Mißtrauen ihres Gatten aufs tiefste beleidigt, fühlte die Zuneigung, die sie abermals für ihn empfunden hatte, rasch und für immer ersterben und an Stelle der Liebe in ihrem Herzen einen wahren Haß gegen ihn aufquellen. Zu Frau Rémusat[1] sagte sie wiederholt: „Von jetzt an fühle ich, daß es für mein Unglück kein Heilmittel gibt; ich sehe mein Leben für gänzlich zerstört an. Ich habe einen Abscheu vor aller Größe, vor dem Thron; ich verwünsche das oft, was die Menschen mein Glück nennen; ich fühle mich allen Genüssen des Lebens entfrembet; mich kann kein Schein mehr täuschen; ich bin wie tot für alles, was um mich her vorgeht." Wie oft schon mochten solche Worte aus dem Munde unglücklicher französischer Fürstinnen von den grauen Zeiten der Merowinger an bis zur Revolution herunter erklungen sein!

Als man der Genüsse in den Tuilerien satt geworden war, beschloß der Kaiser, die Festlichkeiten in dem prachtvollen Schloß zu Fontainebleau, etwa 60 km südöstlich von Paris, oberhalb von Melun, auf dem linken Ufer der Seine, in einer neuen Gegend fortzusetzen. Dort waren schöne Wälder und Jagdgründe. Nächst den geladenen Fürsten wählte man eine vornehme Gesellschaft aus, die am 21. September 1807 von Paris nach Fontainebleau reiste, wo der Hofhalt des Kaisers für 5000 Gäste eingerichtet war. Dort begann ein neues Festleben, das bis zur Mitte Dezembers dauerte. Bei Tage unterhielt man sich mit der Jagd; am Abend erfreute man sich am Ball oder am Schauspiel. Es würde von unserm Thema stark ablenken, wenn ich hier auf eine Schilderung dieser Festtage eintreten wollte.[2] So sehr sich Napoleon Mühe gab, um seinen Gästen Vergnügen zu verschaffen, so mußte er doch bald erfahren, daß man sich zu langweilen anfing. Ein Vierteljahr lang auf höhern Befehl sich zu amüsieren, bekommt man doch zuletzt satt, namentlich wenn alles nach einem etwas einförmigen Programm sich abwickelt, wie es der Kaiser in Aussicht genommen. Da konnte es denn nicht fehlen an allerlei abenteuerlichen Begebenheiten.

Der jüngste Bruder Napoleons, Hieronymus, hatte, wie wir vernommen, zu Ende Augusts mit der wirtembergischen Prinzeß Katharina Hochzeit gehalten; denn da er König von Westfalen werden sollte, wie der 16. Artikel des Tilsiter Friedens vom 7. Juli 1807 vorschrieb, und ein deutsches Land von 3000000 Untertanen zu regieren bekam, so war es eine wichtige Maßregel, daß ihm Napoleon eine deutsche Fürstentochter zur Gemahlin gab. Die junge Frau, der man seine frühern leichtsinnigen Streiche verschwieg, hing ihm in vertrauensvoller Liebe an. Jung und schön, voll Anmut und Würde, wollte sie sich nun noch amüsieren; denn schon am 6. Dezember sollte sie mit ihrem Gemahl zu Kassel eintreffen. Aber dieser gab ihr bald Gelegenheit zu einer sehr starken Erregung ihrer Eifersucht.

In der Pension der Frau Campan zu Saint-Germain hatte eine jüngere Verwandte der Hortensia, nämlich Stephanie v. Beauharnais, gelebt. Es war der Vorsteherin gelungen, derselben einige Freude an der Arbeit beizubringen; jedoch indem jede Unterbrechung des Kurses diese Arbeitslust schädigte, so sprach Frau Campan in einem Schreiben an Hortense vom 16. Juli 1805 den dringenden Wunsch aus, man möchte die Stephanie

[1] Mém. de Mad. de Rémusat t. 3, p. 210.

[2] In den Mém. de Mad. de Rémusat t. III, 218 et suiv., 228 et suiv., 286 et suiv. wird man darüber hinlänglich unterrichtet.

bis zu deren Verheiratung in ihrer Anstalt lassen.[1] Nach der Schlacht bei Austerlitz (2. Dezember 1805) dachte Napoleon eifrig daran, seine nächsten Verwandten im Rang zu erheben und mit fürstlichen Personen zu vermählen. Durch Adoption des Kaisers der Franzosen wurde Stephanie dessen Tochter und hiernach Prinzeß von Frankreich. Napoleon bestimmte für sie den Erbprinzen von Baden. Gleichzeitig vereinigte er mit Baden den Breisgau, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Komturei Mainau. Da aber der Erbprinz Karl bereits mit der Tochter des Kurfürsten von Bayern, der Prinzeß Augusta, verlobt war, so suchte deren Mutter, welche die Franzosen glühend haßte, dieses Verlöbnis festzuhalten, weil Napoleon die Absicht hatte, die bayrische Prinzeß mit seinem Stiefsohn Eugen v. Beauharnais zu vermählen. Allein ihr Widerstand gelangte nicht zum Ziele; denn am 8. April 1808 wurde Stephanie mit dem Kurprinzen Karl vermählt, und vorher schon, am 14. Januar 1806, Augusta mit Eugen. Indem aber Karl seine persönliche Neigung bereits der frühern Verlobten zugewendet hatte, so blieb das Verhältnis, welches durch politischen Zwang zustande gebracht worden war, zunächst sehr kühl, und Stephanie hatte einige Mühe, die Abneigung ihres zukünftigen Gatten zu überwinden.[2] Damals war sie ungemein angenehm, heiter und fröhlich und hatte großen Erfolg. Der leichtsinnige eben vermählte König Hieronymus wurde verliebt in sie, und Stephanie machte das Spaß. Sie tanzte mit ihm auf allen Hofbällen, und da seine junge Gattin Katharina etwas beleibt war, tanzte sie nicht, sondern blieb sitzen, indem sie die Fröhlichkeit der beiden jungen Leute schmerzlich beobachtete, welche immer wieder an ihr vorbeihüpften, ohne auf den Gram zu achten, den sie empfand. Eines Abends endlich, als das gute Einverständnis der beiden sehr augenscheinlich zu Tage trat, sah man plötzlich mitten im Feste die neue Königin von Westfalen erblassen, in Tränen ausbrechen und in Ohnmacht fallen. Der Ball wurde unterbrochen. Man brachte die Unglückliche in einen benachbarten Salon. Die Kaiserin und einige Hofdamen bemühten sich eifrig, ihr Hilfe zu schaffen. Man gewahrte, wie der Kaiser seinen Bruder mit harten Worten anließ und sich dann entfernte. Hieronymus war in Schrecken geraten, näherte sich seiner Gemahlin, und indem er sie auf seine Knie setzte, suchte er sie durch Liebkosungen zum Bewußtsein zu bringen. Wieder zu sich gekommen, vermochte Königin Katharina ihrem gepreßten Herzen nur durch Tränen Luft zu schaffen. Die Anwesenden machten sich ihre Gedanken im Stillen, wie ein solcher Mensch ohne irgend welche Verdienste König von Westfalen und Gemahl einer so vortrefflichen Prinzeß habe werden können. Des andern Tages befahl Napoleon seiner Gemahlin Josephine, mit ihrer Nichte Stephanie nachdrücklich zu sprechen wegen ihres Benehmens; sie setze ihre ganze Zukunft aufs Spiel; ihre Pflicht und ihr Vorteil legten es ihr nahe, mit dem Kurprinzen von Baden gut zu leben; sie sei nun einmal bestimmt, anderwärts als in Frankreich zu verweilen, und wahrscheinlich werde man ihr in Deutschland wenig Dank zollen für solchen Leichtsinn, den man allenfalls in Paris an ihr dulde. Sie gestand, sie habe sich selbst schon wiederholt Vorwürfe über die Unvorsichtigkeit ihres Betragens gemacht; allein sie werde eben in ihrem Innern beherrscht von der Begierde,

[1] Mad. Campan, Corresp. t. 1, p. 268, 278, 282.

[2] Man sehe die kurzen Artikel des † Hrn. Fr. v. Weech in den Badischen Biographien Th. 1. 1881, S. 20—21, und in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. 36. 1893, S. 95 f. Eine ausführlichere Lebensbeschreibung der Großherzogin Stephanie scheint nicht vorhanden zu sein. Die folgende Begebenheit berichten die Mém. de Mad. de Rémusat, t. 3, p. 245 et suiv.

sich zu amüsieren. Sie versprach jedoch, sich zu bessern. Von Stund an wurde sie auch anders. Darum gelang es ihr, die Liebe und Achtung ihres Gatten und der ganzen großherzoglichen Familie zu erwerben. Wie alle Beauharnais, zeichnete sie sich durch Wohltätigkeit aus, besonders in den Notjahren 1816 und 1817.[1]

Als während dieser Festlichkeiten in Fontainebleau der Kaiser eines Tages mit Josephine über die Zwistigkeiten des Königs von Holland mit seiner Gattin, über dem Hinschied des jungen Prinzen Napoleon und über die zarte Gesundheit des zweiten Knaben, der ihnen noch blieb, das Gespräch hinlenkte, fing er sachte an von der Notwendigkeit zu sprechen, wo er selbst vielleicht eines Tages sich gezwungen sähe, eine andre Gattin zu nehmen, die ihm Kinder schenkte. Er zeigte einige Erregung, indem er sich über diesen Gegenstand äußerte, und fügte bei: „Wenn das einträte, dann wäre es an dir, liebe Josephine, mir dieses Opfer zu erleichtern! Ich würde auf deine Freundschaft zählen, die mich von allen gehässigen Folgen dieses gewaltsamen Bruches befreite. Nicht wahr, du würdest von dir aus den Mut fassen zum Rücktritt?" Da die Kaiserin die Sinnesart ihres Gatten hinlänglich kannte, welche fähig war, das Heiligste den Interessen der Politik zu opfern, so hütete sie sich wohl, durch ein unbedachtsames Wort ihm sein Vorhaben zu erleichtern oder ihn die Hoffnung einzuflößen, daß sie durch Entsagen die Wirkung des Aufsehens, welche ein solcher Schritt in der Welt hervorrufen müßte, abzuschwächen willens sei. In ruhigem Tone versicherte sie ihm, sie werde seinen Befehlen gehorchen, aber niemals einem solchen Vorschub leisten; er sei der Herr, welcher über ihr Schicksal verfügen könne. Aber so ruhig und fest sie sich auch in seiner Gegenwart benahm: hinterher, wenn sie es einer Vertrauten offenbarte, weinte sie doch bitterlich und schrie über die Undankbarkeit, womit er sie verlassen wollte. Auch regte sich der Stolz in ihr, indem sie sich ins Gedächtnis rief, daß, als sie sich mit Bonaparte verlobte, er sich für sehr geehrt halten durfte, mit ihr in die Ehe zu treten, und daß es gehässig sei, sie jetzt aus der Höhe zu verstoßen, nachdem sie ihm gelobt habe, auch sein schlimmes Schicksal zu teilen. Zuweilen entfuhren ihrer aufgeregten Phantasie Befürchtungen der schlimmsten Art, als ob er fähig gewesen wäre, sie auf gewaltsame Weise aus dem Wege zu räumen, wenn sie nicht gutwillig von ihrer Ehe zurücktreten wollte; hatte er ja doch bei verschiedenen Gelegenheiten in seinem Leben nicht besser gehandelt, wenn seine Politik es ihm so als wünschenswert erscheinen ließ. Eingeweihte wunderten sich nur, daß eine Frau, die wie selten eine über ihren Gatten so schmerzlich enttäuscht sein mußte, dennoch so fest sich an die vermeintliche Glückseligkeit einer unsichern Fürstenwürde anklammern konnte. Falls die Kaiserin etwa bei ihrer Tochter Trost für ihren Kummer holen wollte, so fand sie bei derselben begreiflicherweise kein Verständnis für ein solches Leiden; denn Hortense, die durch die Behandlung von Seite ihres Gatten und durch den Tod ihres Erstgebornen die Eitelkeit des Daseins einer unglücklichen Fürstin genugsam gekostet hatte, sprach ihrer Mutter wiederholentlich

[1] Nach dem Tode des Graßherzogs Karl (1818) verlegte Stephanie ihren Wohnsitz nach Mannheim, wa sie das früher kurfürstliche Schlaß bezog, das sie in den Sommermonaten mit Baden ader dem Landsitze Umkirch bei Freiburg oder seit 1825 mit einer Villa in Mannenbach bei Arenenberg vertauschte. Sie widmete sich der Erziehung ihrer Töchter und versammelte um sich einen erlesenen Kreis vornehmer und durch geistige Bedeutung hervarragender Personen. Als Napalean III. das Kaiserreich wieder errichtete, nahm die Graßherzogin St. zuweilen varübergehend Aufenthalt in Paris ader i Nizza, z. B. im Jahre 1852. Sie starb in Nizza 71 Jahre alt 1860.

die Worte der Verwunderung aus: „Wie kann es einem leid sein beim Verlust eines Thrones?"

Man kann sich leicht denken, mit welchen Gefühlen die Kaiserin die vielen Feste anordnete und mitmachte, besonders da der Kaiser mehr als einmal auf diesen Gegenstand der Scheidung mit ihr zu sprechen kam.[1] Die Sache schien ihn dann ebenfalls sehr aufzuregen; es entfielen ihm bei solchen Unterredungen heiße Tränen; denn im Grunde mochte er Josephinen doch gerne. Indessen ging der gefürchtete Sturm noch einmal an beiden vorüber; die Festlichkeiten verstummten; die fremden Fürsten kehrten in ihre Heimat zurück; die Aufmerksamkeit richtete sich jetzt nach der pyrenäischen Halbinsel, wo ganz unerhörte Begebenheiten vor sich gingen. Da Portugal sich nicht zur Feindschaft gegen England gebrauchen lassen wollte, rückte ein französisches Heer ins Land; der Regent schiffte sich am 29. November 1807 mit seiner Familie nach Brasilien ein, und am 1. Februar 1808 hatte das Haus Braganza aufgehört zu regieren. Wie ein Tiger lauerte der eroberungslustige Napoleon auf die Beute in Spanien, die ihm durch den Streit am dortigen Hofe näher gerückt ward, und wenn auch daselbst zu Anfang Novembers 1807 eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn zustande kam und Napoleon aus den Festen heraus am 16. November eine Reise nach Italien unternahm: er ließ im Februar 1808 Truppen unter Murat nach Spanien einrücken, welche am 23. März ihren Einzug in Madrid hielten. Schon am 6. Juni ernannte Napoleon seinen ältern Bruder Joseph, der bisher Neapel regiert hatte, zum Könige von Spanien, und am 9. Juli hielt der neue König seinen Einzug in Madrid. Zum Könige von Neapel ward am 15. Juli der bisherige Großherzog von Berg, Joachim Murat, der Gemahl von Napoleons Schwester Karoline, und zum Großherzog von Berg am 3. März 1809 der noch unmündige zweite Sohn des Königs von Holland, Charles-Napoleon-Louis (s. S. 151) ernannt, wobei man das Land auf stark 300 Quadratmeilen mit fast einer Million Einwohnern vergrößerte. Indessen schon im Frühling des Jahres 1808 bildete sich der Aufstand des spanischen Volkes; am 6. Juni, an demselben Tage, an welchem Napoleon seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien proklamierte, erklärten die Spaniolen den Krieg gegen Napoleon, und am 6. Juli siegten sie bei Baylen in Andalusien über die Franzosen, die dadurch alle Errungenschaften, welche sie gemacht hatten, wieder einbüßten. Hierdurch gereizt, beschloß Napoleon, persönlich an der Spitze des Heeres gegen die Spanier zu ziehen. Aber bei den drohenden Rüstungen, welche jetzt Österreich im Vertrauen auf den Erfolg des spanischen Aufstandes vornahm, schien es dem Kaiser nötig, sich den Rücken durch innigere Vereinigung mit Rußland zu decken. Er bewog daher den Zaren Alexander I. zu einer Zusammenkunft in Erfurt, die unter glänzendem Gepränge vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808 dauerte und den Feinden den Glanz und die Macht seiner Herrschaft zu ihrem Schrecken vor Augen stellen sollte. Nach 14 Tagen Aufenthalt in Paris rückte er zu Anfang Novembers ins Feld, und am 4. Dezember war Madrid wieder in seinen Händen und Joseph neuerdings König von Spanien. Am 22. Januar 1809 kehrte Napoleon schon wieder in die Tuilerien zurück, und nun begann der Krieg gegen Österreich, den er hauptsächlich mit den Truppen des Rheinbundes führte; leider fiel derselbe zu Ungunsten Österreichs aus, das durch den Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 außerordentlich geschwächt wurde.

[1] Über diese neue An- und Aufregung des Vorhabens der Scheidung s. Mém. de Mad. de Rémusat t. 3, 281—314.

Mittwoch den 20. April 1808 um 1 Uhr des Nachts erblickte zu Paris in der Straße Cerutti (später Lafitte) das Licht der Welt der dritte Sohn[1] Ludwig Bonapartes, Königs von Holland, und der Hortense v. Beauharnais. Da aber der Kaiser seit Anfang Aprils in Bayonne verweilte, um daselbst die spanische Königsfamilie zu umstricken, so wurde die Taufe des Neugebornen verschoben. Am 2. Juni ward er nach dem Willen des Kaisers in Gegenwart des Kardinals Fesch, des Grafen Ségur und andrer Großen des Reichs, Karl Ludwig Napoleon getauft; er ist derselbe, welcher am 2. Dezember 1852 als Napoleon III. in Frankreich das Kaisertum erneuerte. Auch diesem Sohne ward die Vaterschaft des Königs von Holland, der sowohl bei der Geburt als bei der Taufe abwesend war und sich durch seinen Gesandten vertreten ließ, von bösen Zungen unbegründeter Weise abgesprochen.[2] Ein Eilbote, der in 60 Stunden den Weg von Paris nach Bayonne zurücklegte, brachte dem Kaiser die Nachricht von der Geburt am Sonntag den 24. April in sein Schloß Marsac, wo er noch bis zum Abschluß des berüchtigten Vertrages vom 5. Mai verweilte. Napoleon und Josephine waren sehr erfreut über dieses Ereignis.

Indessen war das Kind so schwach geboren, daß die Mutter besorgen mußte, sie werde es am Tage der Geburt schon wieder verlieren. Man mußte, wie sie später erzählte, es in Wein baden und in Baumwolle einwickeln, um es ins Leben zu rufen. Die Mutter selbst glaubte den Tag nicht mehr zu überleben, so sehr hatten die vielen Seelenschmerzen sie geschwächt.[3]

Als Josephine von der spanischen Grenze in der Nacht gen St. Cloud zurückgekehrt war, fuhr sie, obwohl von der Reise ermüdet, am Morgen um halb vier in einem Strich nach Paris, um ihre Tochter in der Straße Cerutti zu besuchen. Die Ehrendame der Königin von Holland, Gräfin d'Arjuzon, war durch einen Eilboten von dem frühen und unvorhergesehenen Besuch der Kaiserin verständigt worden und hatte der Königin Mitteilung davon gemacht. Hortense stand eilends auf, eilte der Mutter entgegen, und beide Frauen begrüßten sich stumm unter Tränen und Umarmungen. Die Amme brachte den Neugebornen, der noch wie ein Engel schlief, der Kaiserin, welche ihn herzte, ohne ihn zu wecken. Frau Bure hieß die Amme; es war dieselbe, welche treu bei ihrer Herrschaft jahrelang aushielt, so daß wir sie 1830 noch auf Arenenberg finden werden.

Die Jahre 1808 und 1809 verflossen, ohne daß wir etwas Wichtiges aus dem Leben Hortensias erführen. Nach der Einnahme von Wien schrieb Napoleon von Ebersdorf aus am 28. Mai 1809[4] einige vorwurfsvolle Zeilen an sie nach Baden-Baden, ohne daß wir den Grund des Vorwurfs durchschauen könnten: „Ich bin gar nicht zufrieden, liebe Tochter, daß Sie Frankreich ohne meine Erlaubnis verlassen, und besonders, daß Sie meine Neffen über die Grenzen geführt haben! Da Sie in den Bädern zu Baden sich befinden, so bleiben Sie dort; allein eine Stunde nach Empfang dieses Schreibens schicken Sie meine

[1] Thirria, Napoléon III. t. 1, p. 1 et suiv. — Duval, Napoléon III. p. 2.

[2] Der Klatsch ist zurückgewiesen von Thirria 1, 2 n. Vgl. oben S. 159.

[3] Duval, Napoléon III., p. 19 aus Jerrold vol. I, p. 63 und dieser aus den handschriftlichen Memoiren der Königin.

[4] Jerrold, vol. I, p. 67; Duval p. 16; der Brief fehlt in der Corresp. de Napoléon I.; aber er wird ergänzt durch ein Billet an Josephine vom 31. Mai 1809 in den Lettres de Napoléon à Joséphine, t. 11, p. 66.

beiden Neffen nach Straßburg zurück zur Kaiserin! Dieselben dürfen nie aus Frankreich herausgehen! Es ist das erste Mal, daß ich Ursache habe, mit Ihnen unzufrieden zu sein; allein Sie hätten ohne meine Erlaubnis nicht über meine Neffen verfügen sollen; Sie sollten die üble Wirkung, welche das hervorbringt, empfinden. Da Ihnen die Bäder zu Baden-Baden wohlbekommen, so können Sie selbst ja einige Tage dort verweilen; aber ich wiederhole es: verlieren Sie keinen Augenblick, um meine Neffen nach Straßburg zurück zu befördern! Wenn die Kaiserin sich ins Bad nach Plombières begibt, dann werden sie dieselbe begleiten; jedoch dürfen sie die Rheinbrücke bei Straßburg niemals überschreiten!"

Nach dem Wiener Frieden sollte nun des Kaisers Scheidung von Josephine, die, wie wir gesehen, schon seit Jahren geplant war, tatsächlich vollzogen werden. Am 26. Oktober 1809 traf Napoleon frühmorgens in Fontainebleau ein, und alsbald ergriff er Maßregeln, um seinen Plan auszuführen. Ich unterlasse es, über diese Scheidung ausführlicher zu berichten, da dieselbe in ihren Einzelheiten bekannt genug ist.[1] Eugen v. Beauharnais wurde vom Kaiser aus Mailand herbeigeholt, um seine Mutter zu beschwichtigen, und auch Hortense erschien bei Hofe, als sie hörte, was vorgehen sollte. Napoleon wollte keine gewaltsame Verstoßung in Szene setzen, sondern eine Auflösung der Ehe durch den freien Willen der beiden Ehegatten; dieselbe sollte vor einem Familienrat erklärt und durch Senatsbeschluß in feierlicher Form anerkannt werden. Da er Josephinens Leidenschaft für Glanz und hohe Stellung genugsam kennen gelernt hatte, und wußte, daß bei ihr der Widerstand gegen die Scheidung hauptsächlich darin wurzelte, so verstand er sich leicht zu dem Zugeständnis, daß ihr Los nach der Scheidung immer noch glänzend sein sollte. Allein wenn wir auch zugeben, daß Napoleon aus Neigung zu Josephine die möglichste Schonung bei der Trennung der Ehe walten lassen wollte, so muß doch festgestellt werden, daß, wofern er sie wahrhaft geliebt hätte, er sich niemals zu diesem Schritte hätte verstehen können. Er war eben ein Egoist, der alles, auch das Heiligste im Leben, seiner Politik opferte. Zu verwundern ist freilich, daß Josephine nicht schon lange von dem Egoisten sich trennte; allein wir kennen ihre Gründe; dieselben waren nicht edler als die seinigen. Hortense fühlte das Unwürdige in dem Benehmen der beiden sehr wohl; wir wissen auch, daß sie ihre Mutter tadelte; allein nirgends wird uns mitgeteilt, ob sie den Kaiser, den sie wegen seiner Größe und seiner Erfolge abgöttisch verehrte, infolge dieser neuen niederträchtigen Handlung verachtete oder auch nur einen freimütigen Tadel gegen ihn äußerte. Auch ihr Bruder Eugen scheint nicht eben mutvoll gegen das Verfahren seines Stiefvaters, des mächtigen, geredet zu haben. Also ging die Scheidung ziemlich glatt durch alle Instanzen vor sich, und am 17. Dezember stand sie schon im Amtsblatt. Darnach hatte der Senat am Tage zuvor die Auflösung der zwischen Napoleon und Josephine eingegangenen Ehe beschlossen, hatte der letztern den Rang einer gekrönten Kaiserin bestätigt, ihr zwei Millionen Franken Einkünfte zugesprochen, die Nachkommen Napoleons zur Gewährung einer Jahrespension von einer Million Franken aus der Zivilliste angehalten, ungerechnet der aus dem Staatsschatze gewährten zwei Millionen, und überließ ihr die Schlösser Navarra (bei Evreux in der Normandie) und die Malmaison nebst einer Menge wertvoller Gegenstände. Auch von Seite der Kirche wurde keine Einsprache erhoben. Im Jahre 1804 war dem Papst freilich gemeldet

[1] Wer will, kann sie nachlesen bei Fourmestraux, Hortense, p. 118—145.

worden, daß der Kardinal Fesch das Kaiserpaar eingesegnet habe, mithin Josephine die rechtmäßige Gemahlin Napoleons sei. Allein jetzt fand man heraus, jene Einsegnung sei ohne die vom Konzil zu Trient zur Gültigkeit der Ehe geforderte Gegenwart des eigenen Pfarrers oder seines dazu bevollmächtigten Vikars und zweier Zeugen geschehen (oben S. 153). Der Ausspruch des Diözesangerichts vom 9. Januar 1810 ging daher auf die Nichtigkeit der vermeintlichen Ehe, und er ward auch bei der Appellation von dem Offizial des Erzbischofs am 12. Januar bestätigt.

Also war die Ehe bürgerlich und kirchlich getrennt. Josephine zog sich in die Malmaison zurück, wo ihre Kinder sie zu trösten suchten. Napoleon aber nahm seinen Aufenthalt zu Trianon in Versailles; schon den nächsten Tag und dann immer häufiger besuchte er sie, oder wenn er daran verhindert war, schrieb er ihr zärtliche Briefe,[1] die als solche eine charaktervolle Frau hätten empören müssen.

In diesen verhängnisvollen Tagen war auch der König Ludwig von Holland nach Paris gekommen, um an dem Familienrate den 15. Dezember teilzunehmen; denn er hegte für die Kaiserin viel Teilnahme, die er ihr persönlich bezeugen wollte. Nun hätte man annehmen können, sein aufrichtiges Bedauern und der Schmerz Hortensias als Tochter hätten die beiden vielleicht wieder versöhnen sollen. Allein das geschah keineswegs. Anstatt in seinem Palast in der Straße Cerutti, den Hortense bewohnte, Wohnung zu nehmen, stieg er zuerst im holländischen Gesandtschaftshotel und dann bei seiner Mutter Lätitia ab. Während seines ganzen Aufenthalts in Paris sah er die Königin nur öffentlich oder wenn die Hofsitte es gebieterisch erforderte. Zu gleicher Zeit verlangte er einen Familienrat, um sich von seiner Gattin scheiden zu lassen. Allein um ärgerliches Aufsehen zu vermeiden, erlaubte man den Gatten bloß, getrennt von einander zu leben. Die Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und dem König aber sollten zwei Minister vergleichen; denn Napoleon verlangte immer entschiedener, Ludwig sollte sein Vasall sein und die Interessen Hollands denen Frankreichs, beziehungsweise Napoleons, unterordnen. Als nun Holland durch französische Truppen sich bedroht sah, drückte Ludwig den Wunsch aus, Hortensia sollte zu gleicher Zeit mit ihm in sein Reich zurückkehren. Napoleon erlaubte, daß Hortense mit dem noch unmündigen Großherzog von Berg nach Holland ziehe; nachher könne sie sich unter dem Vorwande geschwächter Gesundheit wieder entfernen.

Mittlerweile tat Napoleon Schritte, um eine zweite Ehe einzugehen. Zuerst dachte er an die Großfürstin Anna von Rußland; allein er bekam von dem Zaren indirekt einen Wink, der einem Korbe gleichsah, und der ihn sehr verletzte. Am 8. März 1810 ließ er in der Hofburg zu Wien um die Hand der Erzherzogin Marie Luise werben und erhielt die Zusage des Vaters und der Tochter. Den 11. März fand die Trauung mit einem Stellvertreter in Wien statt. Die Reise führte über München nach Straßburg. Napoleon fuhr ihr entgegen; den 1. April fand zu St. Cloud die Zivilvermählung und am folgenden Tag die kirchliche Einsegnung in der Kapelle des Louvres statt durch den Kardinal Fesch. Vorsichtig zog man diesmal den Pfarrer von St. Germain-l'Auxerrois als dem Kirchensprengel des Schlosses der Tuilerien und zwei Zeugen bei. Mehrere Tage lang folgten prachtvolle Feste, und am 27. April trat Napoleon seine Hochzeitsreise nach Belgien und an die nordwestliche Küste Belgiens an, von wo er nach vier Wochen gen St. Cloud zurückkehrte.

[1] z. B. Correspondance de Napoléon, t. 20, p. 78, 88.

Hortense war ihrem Gemahl aus politischen Gründen nach Amsterdam gefolgt. Aber auch diesmal genügte eine kurze Prüfung, um sie zu überzeugen, daß sie an der Seite ihres Gemahls auf kein Glück mehr zu hoffen, sondern nur Tränen und Reue zu erwarten hätte; denn wirklich bewies ihr der König, selbst bei öffentlicher Anwesenheit, nur Gleichgültigkeit und Kälte.[1] Sie begriff, daß ihr künftiger Aufenthalt nur noch bei ihrer Mutter sein könne. Jedoch wollte sie von ihrem Gemahl nicht die Erlaubnis, abzureisen, einholen, weil dieser aus politischen Rücksichten sie vielleicht hätte verweigern können. Allein da der schlimme Gesundheitszustand ihr den natürlichen Vorwand zu einer Luftveränderung darbot, so entfernte sie sich von Amsterdam, um einige Tage auf dem königlichen Schlosse Loo zu verweilen, von wo sie unter dem Schleier fremden Namens nach Frankreich zurückreiste.

Nach Fontainebleau, wo Hortense vermutlich nach der Hochzeitsreise des Kaisers zu Anfang Junis auf Besuch war, schrieb ihr Frau Campan, um sie gegen die Bitterkeit ihrer leidenden Seele zu stärken.[2] „Da weilen nun Ihre Majestät bei einem mächtigen Beschützer, der sowohl Ihr Mißgeschick als auch Ihre Tugenden kennt und der Ihr beständiger Schutz sein wird; suchen Sie Ihre teure Gesundheit wieder herzustellen, von welcher das Glück vieler aufrichtiger Freunde abhängt; kräftigen Sie Ihr Leben, und die öffentliche Meinung wird zuletzt den Kummer, welcher Ihre Seele zerriß und welche die Welt daran verhinderte, der Reinheit Ihrer Gefühle und Ihrer Lebensweise alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, begreifen ... Nach einem glänzenden Ruf, den man der Begeisterung des Augenblicks oder der Anmaßung verdankt, mag man sterben, um denselben zu erhalten; allein nach einer reinen Lebensweise, die von den Völkern nicht genugsam erkannt ist, muß man leben bleiben; dies ist das einzige Mittel, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Es gefällt mir ungemein, was man einer gewissen Königin in einer neuern Tragödie in den Mund legt; unschuldig angeklagt, erscheint sie vor einem Gerichtshofe und sagt, nachdem etliche Unmenschen wider sie Zeugnis abgelegt haben:

Ma vie est un témoin qu'il faut entendre aussi.

---

[1] Fourmestraux, Hortense, p. 148 et suiv. Duval, p. 13 et suiv. erzählt, wie Ludwig in seinem Palast zu Amsterdam die Gemächer völlig verrammelte. — In dem Konversations-Lexikon von Brockhaus liest man (unter dem Art. Hortense), der Ruf der Königin von Holland sei nicht unbescholten gewesen; sie habe ein Verhältnis zu dem holländischen Admiral Verhuel und bald darauf zu dem General Flahaut unterhalten. Die Frucht des letztern sei die Geburt eines Knaben gewesen mit dem Namen Charles-Auguste-Louis-Joseph Morny, geb. 23. Oktober 1811. (Dieser Morny, so genannt, weil er vom Grafen Morny adoptiert worden, spielte nachmals eine hervorragende Rolle.) Auf welchem Klatsch diese Angaben wieder beruhen, kann ich nicht wissen. Sonderbar wäre es denn doch, daß der eifersüchtige König Ludwig oon Holland sich beim Geburtsakt seines dritten Sohnes (20. April 1808) laut Moniteur vom 21. April 1808 durch den Admiral Verhuel vertreten ließ, s. Thirria, t. 1, p. 2 f. und Duval, p. 3.

[2] Mad. Campan, Corresp. t. 2, p. 41. Das Datum dieses undatierten Briefes wird man teils aus den vorhin (S. 167) angezeigten Hochzeitsfeierlichkeiten, teils aus dem Satze des Briefes p. 43 erschließen: la grossesse [de l'Impératrice Marie Louise] et les temps d'hiver nous priveront pour long-temps de la visite de Sa Majesté l'Impératrice. Der Herausgeber Buchon merkt an: la grossesse de l'Impératrice M. L. venait d'être déclarée. — Josephine adressierte ihre Briefe (Lettres de Napoléon à Josephine, t. 2, p. 312—324) an Hortense oom 8. Juni bis 18. Juli 1810 nach Plombières. In demjenigen vom 14. Juni heißt es: L'Empereur est d'avis que tu ne retournes plus en Hollande, le Roi ne s'étant pas conduit comme il aurait dû le faire; ta santé et la démarche que tu as faite étaient nn sacrifice; tu as prouvé par là à l'Empereur et à la famille de ton mari, combieu tu désirais faire une chose qui leur était agréable. — Im übrigen ist das Itinerar der Königin nicht immer lückenlos herzustellen.

Ja wohl, das Leben ist ein minder verdächtiger Zeuge als alle die, welche für oder gegen reden können! Leben Sie also, gnädige Frau; leben Sie, teure und innig geliebte Hortensia (verzeihen Sie mir diese Ausdrucksweise, die durch nichts der Achtung, welche ich für die Majestät hege, schadet, und die sie den zartesten Gefühlen vereinigt!), damit Sie von allen geachtet und von denen, die Sie kennen, verehrt werden."

Es ist aus diesen Zeilen leicht zu entnehmen, daß die Pfeile der Verleumdung die Königin Hortensia nicht verschont hatten. Nie freilich schenkte der Kaiser den Gerüchten Glauben; er äußerte sich indessen über das Benehmen seiner Stieftochter folgendermaßen:[1] „Hortense, sonst so gut, so edel gesinnt, so ergeben, ist nicht ganz schuldlos gegen ihren Mann; ich muß es gestehen, ungeachtet aller Zuneigung, die ich für sie hege, und der wirklichen Anhänglichkeit, die sie für mich hat. So wunderlich, so unerträglich Ludwig sein mochte: er liebte sie, und in solchem Falle, wo so große Interessen im Spiele sind, muß jede Frau immer sich beherrschen können und Geschicklichkeit besitzen, zu lieben, wenn die Reihe an ihr ist. Hätte sie es verstanden, sich zusammenzunehmen, so hätte sie sich den Kummer ihrer letzten Händel (procès)[2] erspart; sie hätte ein glücklicheres Leben geführt; sie wäre ihrem Manne nach Holland gefolgt; Ludwig hätte Amsterdam nicht geflohen; ich hätte mich nicht gezwungen gesehen, sein Reich mit dem französischen Kaiserreich zu vereinigen — was ja dazu beigetragen hat, mir in Europa den Untergang zu bereiten — und viele Dinge wären anders von statten gegangen."

Das Verhältnis des Königs von Holland zum Kaiser von Frankreich war inzwischen aufs äußerste zugespitzt. Als Ludwig den 5. Juni 1806 zum König von Holland ernannt worden war, wollte er aufrichtig für das Wohl seiner Untertanen sorgen und sein Volk glücklich machen. Napoleon verlangte dagegen, er solle das Interesse Hollands demjenigen Frankreichs unterordnen. Und als Ludwig widerstrebte, drohte Napoleon, er werde Holland dem französischen Reiche einverleiben. Man muß anerkennen — und selbst der Lobredner Napoleons, Thiers muß das — daß Ludwig recht hatte, wenn er hierin dem Kaiser widerstand. Einen Augenblick dachte er in der Verzweiflung an Empörung gegen seinen tyrannischen Bruder, nämlich Holland mittelst Durchstechung der Dämme unter Wasser zu setzen; allein da die Holländer selbst ihm zu verstehen gaben, daß sie den Widerstand für unmöglich und unglücklich hielten, da brach der Unglückliche zusammen, indem er sich auch von denen verlassen sah, für die er sich opfern wollte. Jetzt brachte er ein andres Opfer: er dankte am 1. Juli ab[3] zu gunsten seines (2.) Sohnes Napoleon Ludwig und, in Ermanglung dessen, seines (3.) Sohnes Karl Ludwig Napoleon und übertrug die Regentschaft bis zu deren Mündigkeit der Königin Hortense. Zugleich erließ er eine Proklamation an seine Holländer und ein Kreisschreiben an die europäischen Höfe, um sie über die Beweggründe und Bedingungen seines Rücktritts in Kenntnis zu setzen.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Juli stieg der König in Verkleidung in einen Wagen und fuhr davon, ohne jemand ein Wort darüber zu sagen, wohin er reise. Unerwartet tauchte er nach einigen Tagen zu Teplitz an der Nordgrenze Böhmens im Erzgebirge

[1] Im Mémorial de Sainte Hélène bei Fourmestraux, Hortense, p. 152, Duval, p. 16.

[2] In einem Briefe der Campan an Hortense vom 29. Januar 1815 (t. II, p. 155) heißt es: votre tendresse maternelle n'a pu vous dissimuler ce que l'on risque en se livrant *aux plaidoyers*. Bezieht sich auf Hortensias Prozeß mit ihrem Gatten betreffend die Zuteilung der beiden Söhne. Siehe weiter unten 5. III. 1815.

[3] Die Abdankungsurkunde vom 1. Juli 1810 bei Fourmestraux, p. 154, ist lesenswert.

auf und bat um Aufnahme und Schutz unter dem bescheidenen Titel des Grafen von St. Leu. Dann wies man ihm zu Graz in Steiermark ein wohnliches Palais zur Wohnung an, in dessen Nähe in einem schönen Waldtal ein der Mutter Gottes geweihtes Kirchlein „Maria Grün" sich befindet. Er selber schilderte nachmals die Schönheit des Waldes und der einfachen Kirche in einem Gedichte, das auf einer Tafel noch in der Nähe der Kirche steht.

Die Anzeige von der Flucht des Königs Ludwig traf am 6. Juli in Paris ein, als dort eben der Befehl zur Abberufung desselben ausgefertigt ward. Schon am 9. Juli erschien das kaiserliche Dekret, welches Holland mit Frankreich vereinigte. Damit war die vorgesehene Regentschaft Hortensias und die Thronfolge ihres Sohnes in Holland aufgehoben. Am 20. Juli richtete Napoleon an den letztern ein Schreiben,[1] das in cynischer Weise offenbart, in welcher Weise Ludwig von ihm behandelt wurde. „Das Benehmen Ihres Vaters", heißt es darin, „betrübt mein Herz; nur seine Krankheit vermag es zu erklären. Wenn Sie einmal erwachsen sind, werden Sie seine Schuld und die Ihrige bezahlen. Vergessen Sie nie, in welche Stellung Sie meine Politik und der Nutzen meines Reiches jemals versetzen mögen, daß Ihre erste Pflicht mir gilt, die zweite dem französischen Reiche; alle Ihre andern Pflichten, selbst die gegen die Völker, welche ich Ihnen anvertrauen könnte, kommen erst nachher."

In derselben Nacht des 1. Juli, wo König Ludwig in Holland über seiner Abdankung brütete, geriet der Tanzsaal des österreichischen Gesandten Fürsten von Schwarzenberg, welcher dem Kaiserpaar und dem Hofe in seinem Palais ein Fest gab, durch eine überhängende Crêpe-Guirlande in Brand, wodurch viele vornehme Personen verunglückten.

daz hûs von einem winde mit kraft vil hôhe enbran:
ich wæn, ie volc deheinez græzer angest mêr gewan.

Auf dieses schreckliche Ereignis folgte im nächsten Jahre, den 20. März 1811, ein freudiges, die Kaiserin Marie Luise gebar einen Thronfolger. In ganz Frankreich und wo man sich vom Kaiser abhängig fühlte, feierte man diese Geburt in festlicher Weise. In der Taufe erhielt der ersehnte Knabe den Namen Napoleon Franz Karl Joseph. Übrigens gedieh der Täufling und wurde stark. Er bekam den Titel König von Rom und später Herzog von Reichstadt; er starb 1832.

Im übrigen fiel in den beiden sogenannten ruhigen Jahren des ersten Kaiserreichs 1810 und 1811 nichts vor, was uns besonders interessieren könnte. Nachdem Napoleon umsonst versucht hatte, seinen Bruder nach Frankreich zurückzurufen, ließ er ihm durch Senatsbeschluß ein Leibgedinge (un apanage) bewilligen, um ihn für die Krone Hollands zu entschädigen; da aber Ludwig sich von jeder Art Ehrbegierde stets frei wußte, schlug er es für sich und seine Söhne aus, indem er erklärte, daß, sintemal er wider Willen auf den Thron erhoben worden, er sein Geschick mit demjenigen Hollands verbunden habe, und da er seine Gefühle und Pflichten diesem Lande verbungen, könne er nichts annehmen, was die Welt glauben ließe, er habe seine Sache verräterisch preisgegeben. Er verbot auch der Königin, irgend eine Abfindung der genannten Art anzunehmen, und trat ihr zum Unterhalt alles ab, was er in Frankreich und Holland besaß.[2]

Hortense, welche nun schon lange der Aussicht auf ein glückliches Eheleben entsagen gelernt hatte, heftete fortan alle ihre Vorstellungen von Glück an die lebhafte Liebe zu ihrer Mutter, an die leidenschaftliche Zärtlichkeit für ihre Kinder und an den Umgang

[1] Fourmestraux, Hortense, p. 157.
[2] Fourmestraux, Hortense, p. 157.

mit Freunden und Bekannten. Die Gesellschaften in der Malmaison, jener Villa, welche Napoleon nach der Scheidung der Kaiserin zum Wohnsitz erteilt hatte, trugen das Gepräge edler und geistvoller Vertraulichkeit. Da verkehrten die Musiker Spontini, Méhul, Boieldieu, Cherubini, die Maler Ciceri, Isabey, Vernet, ebenso auch Literaten und Staatsmänner. Nach der Scheidung kaufte der Kaiser für Josephine außerdem Schloß und Landgut Navarra bei Evreux in der Normandie von einem Herrn Roy, an den es aus dem Besitze der Familie Bouillon übergegangen war. Man konnte keinen prächtigern, schöner gelegenen Sitz ausfindig machen. Als freilich Josephine nach dem ausdrücklichen Wunsche des Kaisers an demselben Tage, wo Marie Luise ihren Einzug in Paris hielt, sich auf das normannische Landgut begab, war das Schloß zerrüttet und ohne Hausgerät. Deshalb gewährte der Kaiser alle erforderlichen Summen für die Arbeiten der Ausbesserung, der Verschönerung und der Zimmerausstattung. Auch erhob er den ganzen Besitz zu einem Herzogtum behufs lebenslänglicher Nutznießung der Ex-Kaiserin; nachher sollte dieses Herzogtum Navarra an den Prinzen Eugen, ihren Sohn, und von diesem an alle seine männlichen Nachkommen übergehen.

Seit der Vereinigung Hollands mit Frankreich hatte Königin Hortense den Genuß des Besitztums zu St. Leu; denn entgegen der Verfügung ihres Gemahls (S. 170) hatte Napoleon daraus ein Leibgedinge (un apanage) zu gunsten ihres zweiten (3.) Sohnes Ludwig Napoleon Bonaparte hergerichtet.[1] Ihr eigenes Hotel befand sich in der Stadt, rue Cerutti Nr. 8.

Im Verlaufe der beiden stillern Jahre sann Napoleon über großartige Pläne der Gründung einer Weltmonarchie. Zu diesem Zwecke sollte zunächst ein Kriegszug gegen Rußland unternommen werden. Am 9. Mai 1812, vormittags 10 Uhr, bestieg er mit Maria Luise, welche mit ihrem Vater, dem Kaiser Franz I., in Dresden zusammen kommen wollte, den Wagen und fuhr über Chalons und Metz nach Mainz, wo er eine glänzende Musterung seiner Truppen abhielt. Auf der Weiterreise empfing er von Station zu Station, Aschaffenburg, Würzburg, Bamberg, Freiberg Fürsten des Rheinbundes zur Huldigung. Am 16. Mai abends fuhr das Kaiserpaar unter Kanonendonner und Beleuchtung der Straßen in die Residenz zu Dresden ein. Nach einer Reihe unerhört prachtvoller Festlichkeiten begab sich Napoleon am 29. Mai in der Richtung nach Nordosten zum Heere, und seine Gemahlin reiste am 1. Juli zurück über Teplitz, Prag, Karlsbad und Eger nach Frankreich; am 18. Juli war sie schon wieder in St. Cloud. Von einem so kolossalen Heere, wie es jetzt gegen Rußland marschierte, hatte man seit den ältesten Zeiten nichts mehr vernommen; man mußte schon auf Xerxes zurückgehen; denn man schätzte des Kaisers Heer über eine halbe Million. Das war das Erhabene an diesem Kriegszug. Aber das Ende desselben fiel anders aus, als Bonaparte sich's gedacht hatte. Sein Heer wurde in Rußland teils durch die Russen, teils durch Hunger

[1] So erzählt die Königin selbst in ihrem Buche: La reine Hortense 1834, p. 190 note. Schon am 22. Januar 1810 schrieb ihr Napoleon: Ma fille, j'ai ordonné que l'on vous remit Saint-Leu. Chargez votre homme d'affaires de preudre possession de cette campagne en votre uom et de la meitre en état. Faites y faire les dispositious qu'Il vous plaira, et chaugez les persounes qui ne vous couvienneut pas. Vous avez besoin d'une campagne; vous ue pouvez pas en avoir une plus agréable que celle-la. Und am 26. April: J'ai reçu votre leitre. Je suis bien aise que vous soyez arrivée avec vos enfauts en bonne santé. Je pars demain pour Anvers, oà je serai le 1er mai; j'aurai là da vos nouvelles. Ou m'assure que vous êtes contente du Roi et de la Hollande, ce qui me fait grand plaisir. Correspondance de Napoléon I., t. XX, p. 159, 369.

und Kälte fast gänzlich vernichtet. Im Schlitten fuhr er durch Warschau (10. Dezember) nach Dresden ganz kleinlaut, dann ebenso über Weimar nach Mainz, von dort über den Rhein, und am 18. Dezember, nachts 11 Uhr, stand er vor den Tuilerien, wo man ihn zuerst nicht einlassen wollte, weil man ihn in seiner Winterkleidung nicht kannte. Und das war die Kehrseite des großartigen Feldzuges, und es schien ihm selbst das Lächerliche daran zu sein, obwohl es mehr schrecklich als lächerlich war.

Während dieser Ereignisse in Rußland widmete Hortense ihre Zeit meistens der Erziehung ihrer beiden Knaben, die, wenn sie zuweilen abwesend war, der Obhut der Großmutter anvertraut wurden. Der ältere besaß ein sehr gutes Gedächtnis. Als Frau Campan[1] einst bei der Ex-Kaiserin Josephine in der Malmaison auf Besuch war, sagte der etwa siebenjährige Junge eine längere Stelle aus der Rolle des Achilles in Racines Iphigenie her und zwar mit so richtiger Betonung, daß man annehmen mußte, er habe verstanden, was er aufsagte. Der jüngere, kaum vier Jahre alt, war mehr mit Spiel beschäftigt; er hatte einen seiner kleinen Füße in eine Karton-Rolle gesteckt und lief nun, mit der Peitsche in der Hand, als „gestiefelter Kater" (chat botté) in den Gemächern umher, ohne auf etwas zu hören. Es war ein hübscher, lebhafter Knabe mit frischem Gesichtchen, den man nicht genug betrachten konnte. Der ältere bekam Unterricht im Deutschen von dem Philologen Hase aus Schlesien,[2] welcher nachmals Konservator der Manuskripte auf der Nationalbibliothek und Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften wurde. Der jüngere erhielt anstatt der Bonne (Frau Bure) eine Gouvernante, Frau v. Bambers, und einen Lehrer in der Person des Abbé Bertrand, der bisher im Institut der Frau Campan angestellt war (S. 131).

Napoleon III. hegte im Alter noch die Absicht, der Welt eine Lebensbeschreibung von sich aus eigener Hand zu hinterlassen. Sein Vorhaben ist aber leider bei einem ganz kleinen Bruchstück stehen geblieben, welches im Besitz der Kaiserin Eugenie sich befindet unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben", und welches der Engländer Blanchard Jerrold herausgegeben hat.[3] Darin erzählt er folgendes aus seiner Kindheit; er war der jüngere von den beiden noch lebenden Prinzen:

„Meine Erinnerung führt mich in die Malmaison zurück. Noch sehe ich die Kaiserin Josephine in ihrem Salon zu ebener Erde, wie sie mich mit Liebkosungen überhäufte und bereits meiner Eigenliebe schmeichelte, indem sie geflissentlich meine lustigen Einfälle zur Geltung brachte. Denn meine Großmutter „verdarb" mich (me gâtait) im eigentlichen Sinne des Wortes, während anderseits meine Mutter von meiner zartesten Kindheit an darauf ausging, meine Fehler zu unterdrücken und meine guten Eigenschaften zu entwickeln. Ich entsinne mich wohl noch, wie mein Bruder und ich, als wir in der Malmaison ankamen, die Freiheit erhielten, alles zu tun, was wir wollten. Die Kaiserin, welche die Pflanzen und die Treibhäuser leidenschaftlich gern hatte, erlaubte uns, die Zuckerrohre abzuschneiden und sie auszusaugen, und stets ermunterte sie uns, alles was wir wollten, zu verlangen. Eines Tages, am Vorabend eines Festes, als sie uns die gleiche Aufforderung stellte, verlangte mein um 3 Jahre älterer und gefühlstiefer Bruder eine Uhr mit dem Bilde unsrer Mutter. Als aber die Kaiserin zu mir sagte: „Ludwig, verlange, was dir am meisten Vergnügen macht!" da bat ich um die

[1] Sie schreibt es selbst in einem undatierten Briefe an die damals abwesende Königin Hortense, t. 1, p. 81. Fourmestraux, Hortense, p. 169.

[2] Lettres de Napoléon à Joséphine, t. 2, p. 375.

[3] Jerrold, vol. I, p. 72. Duval, p. 45.

Erlaubnis, mit den Gassenbuben im Kot herumzulaufen. Man möge diese Bitte nicht lächerlich finden; denn so lange ich in Frankreich blieb, verursachte es mir immer großen Verdruß, daß ich stets im Vier- oder Sechsspänner durch die Stadt fahren mußte. Als unser Hofmeister vor unsrer Abreise im Jahre 1815 uns eines Tages auf den Boulevards führte, verursachte mir dies die lebhafteste Empfindung des Glücks."

„Wie aller Kinder, ja mehr als vielleicht aller Kinder, zogen die Soldaten meine Blicke auf sich und bildeten den Gegenstand aller meiner Gedanken. So oft ich in der Malmaison aus dem Salon entwischen konnte, eilte ich nach der Freitreppe, wo immer zwei Grenadiere der Kaisergarde standen, welche die Wache bezogen. Als ich mich eines Tages ans Fenster des Erdgeschosses stellte, richtete ich das Wort an einen der beiden Grimmbärte, welche auf die Wache zogen. Der Wachtstehende, welcher wußte, wer ich war, antwortete mir lachend und herzlich. Ich sagte zu ihm — ich erinnere mich —: „Ich kann auch exerzieren; ich habe eine kleine Flinte." Und der Grenadier forderte mich auf zu kommandieren, und da rief ich ihm zu: „Präsentiert Gwehr! Schultert Gwehr! Beim Fuß Gwehr!" Und der Grenadier führte alle Bewegungen aus, um mir Freude zu machen. Man begreift, wie groß mein Entzücken war. Aber um ihm meine Erkenntlichkeit zu beweisen, lief ich dahin, wo man uns Biscuits gegeben hatte. Ich nahm eines und eilte zurück, indem ich es dem Grenadier in die Hand drückte, der es lachend nahm, während ich mich des Glückes schämte, in der Meinung, ich hätte ihm ein großes verursacht."

„Oft ging ich mit meinem Bruder, der drei Jahre älter war als ich, zum Frühstück beim Kaiser. Man ließ uns in ein Zimmer eintreten, dessen Fenster auf den Garten der Tuilerien ging. Sobald der Kaiser eintrat, kam er auf uns zu, faßte uns mit beiden Händen am Kopf und stellte uns so aufrecht auf den Tisch. Diese außergewöhnliche Art, uns aufzuheben, setzte unsre Mutter in nicht geringen Schrecken, und der Doktor Corvisart beteuerte ihr, daß diese Handlungsweise sehr gefährlich sei."

Ganz Frankreich trauerte über das ungeheure Unglück des mißlungenen russischen Feldzuges. Jeden Tag kamen Krieger mit erfrorenen Händen und Füßen oder sonst in verkrüppeltem Zustande an. Der Anblick dieser unglücklichen Opfer des Krieges ging allen Menschen zu Herzen. Man wünschte sehnlichst den Frieden, und nirgends mehr als in der Frauenwelt. Selbst am Hofe gab man diesem Sehnen leisen Ausdruck. Dem kleinen König von Rom lehrte man zum Nachtgebet den Beisatz: „O mein Gott, flöße dem Papa die Sehnsucht ein, Frieden zu machen, zum Glück von Frankreich und von uns allen!" Napoleon lächelte, als er das Kind dies lallen hörte, und sagte nur, er sei auch für den Frieden, aber für einen dauerhaften, den man erst erkämpfen müsse. Um die Trauer vergessen zu lassen, befahl er, Feste und Bälle abzuhalten. Auch Hortense mußte, ob sie wollte oder nicht, daran sich beteiligen.

Unterdessen, während Napoleon Vorbereitungen traf, die im russischen Feldzuge erlittene Scharte auszuwetzen, bildete sich gegen ihn eine Koalition von Fürsten und Völkern an der Ostsee. Schon im April 1813 zog er wieder ins Feld nach Deutschland; denn diesmal wurde der Krieg auf deutschem Boden ausgefochten. Doch gewahrten kundige Männer, daß der Komet, welcher den europäischen Himmel so lange blutrot gefärbt hatte, sich gegen den Horizont darniedersenkte. Doch konnte Napoleon anfangs Mai noch seinen Sieg bei Lützen nach Paris melden. Hortense, welche sich nach Saint-Leu zurückgezogen hatte, lud die Kaiserin Marie Luise auf eine kleine Feier dieses Sieges

zu sich ein.[1] Bald nachher begab sie sich zur Erholung mit einigen ihrer Hofdamen, Frau v. Broc und Fräulein Luise Cochelet, nach Aix in Savoyen, indem sie die Knaben ihrer Mutter Josephine in der Malmaison übergab. In Aix-les-Bains wurde sie von neuem Unglück betroffen. Die Königin machte mit ihren Begleiterinnen häufig Ausflüge in die Umgebung. Eines Tages, den 10. Juni 1813, wurde sie von Frau v. Broc bewogen, den Wasserfall bei Grésy zu besuchen. Der Vorschlag ward angenommen, und die Gesellschaft fuhr zu dem Fall zwei französische Meilen von Aix. Man stieg aus, ließ den Wagen auf der Straße stehen und ging zu Fuß gegen die Mühle, welche ihr Wasser von dem Wasserfall bezog. Um diesen besser betrachten zu können, mußte man auf einem Brett, welches der Müller legte, über einen kleinen Arm des Flusses schreiten, dessen Wassermasse mit fürchterlicher Schnelligkeit dahinströmte. Zuerst trat die Königin auf das Brett, und geschwind war sie hinüber. Frau von Broc wollte nachfolgen; sie tat einen Fehltritt, stürzte in den Strudel und verschwand augenblicklich. Die Frauen erhoben ein gräßliches Geschrei. Der Graf d'Arjuzon, welcher mitgefahren war, sprang herbei. Es war zu spät. Die Königin stand ganz allein jenseits auf einem glatten Felsen; das Brett war auch weg. Sie verlor die Besinnung nicht, schwang ihren Shawl in das Gewässer, hielt sich am Uferrand und rief mit lautem Geschrei nach der verschwundenen Freundin. Umsonst, sie war nicht mehr zu sehn! In Verzweiflung springt die Königin mit Gefahr ihres Lebens über den Sturzbach herüber; sie ist außer sich und ruft gemeinsam mit den andern um Hilfe. Es kommen Leute von allen Seiten herbeigesprungen; aber alle Bemühungen bleiben umsonst. Man wollte die Königin wegführen; allein sie sagte, sie werde nicht von der Stelle weichen, bis man die Leiche gefunden. Und sie blieb auf einem daliegenden Baumstamm sitzen wie vernichtet, ohne Kraft und ohne Hoffnung; hie und da rief sie Fräulein Cochelet: „Luise, ich bitte dich, man soll sie doch suchen!" Die Bauersleute leiteten das Wasser ab. Nach vielen Bemühungen gelang es, die Ertrunkene herauszuziehen. Alle Versuche, Sie wieder zu beleben, waren fruchtlos. Man brachte die Leiche zum Wagen, und Fräulein Cochelet fuhr mit ihr in die Stadt, wo sie dieselbe den barmherzigen Schwestern übergab.

Frau von Broc war 30 Jahre alt, als sie eines so grausamen Todes starb. Ihr Mann, der General Broc, hatte im Winter von 1810/11 in Italien den Tod gefunden. Als junges Mädchen hatte Adelheid Auguié (so hieß sie mit ihrem Familiennamen, (s. S. 134) in der Pension ihrer Tante, Frau Campan, und bald auch im Herzen ihrer Mitschülerin Hortense einen Platz erobert. Die gleiche Gemütsart, das gleiche Erbarmen mit dem Unglück, die gleiche Neigung zu den Künsten hatte von Tag zu Tag die Freundschaft zwischen den beiden Seelen befestigt. Und jetzt die plötzliche Trennung durch den Tod! Man wird mitfühlen, welch ein schmerzliches Leiden die arme Hortense nun wieder durchmachen mußte. Ihr Gram klingt wieder in den Briefen der Frau Campan,[2] von der sie auf Thomas à Kempis hingewiesen ward. „Die Nachfolge Christi, das schönste Buch nächst dem Evangelium, das trostreichste von allen, bietet in herbem Herzeleid die köstlichste Beruhigung."

---

[1] Die Beschreibung derselben und die Begebenheit mit dem ältern Prinzen sehe man bei Mlle. Cochelet, Mémoires, t. 1, p. 75, et suiv. und Fourmestraux, Hortense, p. 175, et suiv. Die Cochelet, deren Denkwürdigkeiten mit Neujahr 1813 beginnen und sich bis zum Jahre 1815 erstrecken, wird für diese Jahre als die Hauptquelle anerkannt.

[2] Mad. Campan, Corresp. t. 2, p. 94 et suiv.

Zwei Monate nach diesem schrecklichen Vorfall ließ die Königin an der Unglücksstätte ein Denkmal aufrichten mit dem Namen der Verunglückten und den Worten: „O, die ihr diesen Ort besuchet, tretet hier nur vorsichtig fürbaß auf den Abgründen! Denket an eure Lieben!" Den Leichnam der Verblichenen aber ließ ihre Freundin nach St. Leu überführen und daselbst in der Kirche gleichen Namens (Sancti Lupi) im Familienbegräbnis der Bonaparte-Beauharnais bestatten.[1] In Aix stiftete die Königin einen Spital, den sie den barmherzigen Schwestern daselbst zur Besorgung übergab.[2] Bei ihrer Rückkehr hielt sie sich nur wenige Tage in St. Leu auf und machte noch mit ihren Prinzen eine Nachkur in Dieppe.

Während die Königin Hortense in ihrem tiefen Schmerze über den neuen Verlust sich in die Stille zurückzog und in Werken christlicher Barmherzigkeit ihre Zeit zubrachte, rang der Kaiser samt den Truppen des Rheinbundes mit den Heeren der Alliierten in wechselndem Erfolge unter verzweifelter Anstrengung. Hortense fand es angezeigt, bei den schlimmen Nachrichten, die aus Deutschland kamen, ihre Wohnung in Paris (rue Cerutti) zu nehmen. Napoleon erlitt am 18. Oktober auf den Feldern bei Leipzig eine entscheidende Niederlage, die ihn zum Rückzug aus Deutschland nötigte. Am Abend des 9. Novembers 1813 kam der geschlagene Kaiser auf unscheinbarer Kutsche bei seinem Schlosse in St. Cloud an. Unter Tränen empfing ihn Marie Luise in bitterm Weh; denn seine Lage war jetzt verzweifelt geworden. Die siegreichen Feinde planten den Vormarsch nach Frankreich, und schon wagten auch viele Franzosen Einspruch und Widerspruch gegen die endlose Kriegssucht des Kaisers, den sie in glorreichen Tagen angebetet hatten.

Ludwig, weiland König von Holland, hatte in Graz alle Begebenheiten des Kriegsschauplatzes verfolgt, und als die Dinge diese schlimme Wendung nahmen, litt es ihn nicht mehr in Steiermark. Obwohl seine Krankheit sich nicht gebessert hatte, faßte er den Entschluß, seinem unglücklichen Bruder beizuspringen. Denn wenn er auch mit Recht noch immer einen Groll im Herzen gegen denselben empfand, welchen ihm niemand hätte verargen können, so war jetzt das Schicksal des Vaterlandes auf dem Spiele. Daher verließ er, allen Strapazen trotzend, seinen bisherigen Wohnort, reiste durch die Schweiz und kam gerade am Neujahrstag 1814[3] nach Paris, wo er bei seiner Mutter Lätitia abstieg. Als die Königin Hortense die Ankunft ihres Gemahls erfuhr, geriet sie anfänglich in Furcht, es möchten die Quälereien des Ehezwists ihr das Leben neuerdings verbittern; denn der Kaiser hatte ihr beständig in den Ohren gelegen, sie sollte sich wieder versöhnen, indem er das für eine leichte Sache hielt. Als sie aber hörte, was Ludwigs wahre Absicht sei, sagte sie: „Mein Mann ist ein guter Franzose; er beweist es durch seine Rückkehr nach Frankreich in einer Zeit, da ganz Europa sich gegen unser Vaterland erklärt. Er ist ein rechtschaffener Mann, und wenn unser beider Gemütsart nicht miteinander übereinstimmen konnte, so kam das daher, daß wir Mängel an uns hatten, die sich nicht miteinander vertrugen. Ich meinerseits besaß zu viel Stolz; man verwöhnte

[1] Fourmestraux, Hortense, p. 422, und Joanne, Les environs de Paris, p. 262.

[2] Über die Vorgänge bei dieser Gründung sehe man Cochelet, Mém. t. 1, 99 suiv.

[3] So Fourmestraux, Hortense, p. 185; die Cochelet, t. 1, 136 datiert dagegen un matin dans les premiers jours de novembre. Die sonst keineswegs zuverlässige Ida v. St. Elme (Mém. d'une contemporaine, t. 4, p. 377) schildert die Betrübnis der Bewohner von Graz beim Abschied ihres Gastes.

mich in meiner Jugend; vielleicht glaubte ich, viel Wert zu besitzen. Und wie sollte es möglich sein, mit solchen Anlagen mit jemand zusammen zu leben, der zu mißtrauisch ist! Allein unsre Interessen sind dieselben, und es ist seiner Gesinnung würdig, daß er kommt, um sich mit allen Franzosen zur Verteidigung seines Vaterlandes zu vereinigen: so muß man für alles, was das Volk für unsre Familie getan hat, erkenntlich sein." Mithin hatte die unfreiwillige Entfremdung, welche die grämliche Sinnesart des Königs Ludwig der Königin Hortensia eingeflößt, niemals die Achtung anzutasten vermocht, welche sie für die vaterländische Gesinnung ihres Gatten laut bekannte.

Indessen fiel Ludwigs Zusammenkunft mit dem Kaiser sehr frostig aus. Die Bedingungen, welche Napoleon ihm auferlegen wollte, waren derart, daß er davon absehen mußte, einen tätigen Anteil an dem angehobenen Kampfe zu nehmen; er wollte in keine Bedingung willigen, welche mit seinem vormaligen Benehmen in Widerspruch stand.

Spanien, wo König Joseph und die Franzosen durch Wellington vertrieben waren, gab der Kaiser, da er sich jetzt für sein eigenes Dasein wehren mußte, am 13. Dezember 1813 an Ferdinand VII. zurück. Nachdem er am 23. Januar seiner Gemahlin die Regentschaft übertragen hatte, verabschiedete er sich in der Frühe des 25. Januars 1814 von seiner Gemahlin und seinem Sohne, die er beide zum letztenmal umarmte, und eilte zu Wagen nach Chalons an der Marne, um an der Spitze seines Heeres gegen die Verbündeten zu kämpfen. Königin Hortense, die am Abend vorher in den Tuilerien vom Kaiser Abschied genommen hatte, zog sich in ihr Palais in der Cerutti-Straße zurück; mit Angst erwartete sie täglich die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, der sich mehr und mehr der Hauptstadt näherte. In Paris herrschte Angst vor den wilden Kosaken. Es hieß, der Großfürst Konstantin habe seinen Truppen versprochen, sie sollten sich an den Kohlen der eingeäscherten Stadt Paris wärmen, und sein Bruder, der Kaiser Alexander, habe geschworen, er werde in den Tuilerien schlafen. Die Pariser träumten nur noch von Gemetzel, Blutbad und Plünderung.[1] Über des Kaisers Bedrängnis freuten sich die Jakobiner, welche er bisher niedergedrückt hatte; dann die Altadeligen, welche die Hoffnung hegten, daß die Bourbonen wieder auf den Thron kommen könnten; aber auch frühere Anhänger Napoleons, welche er irgendwie verletzt hatte.

Die Verbündeten waren am 28. März 1814 schon in Meaux; am 30. März standen sie bereits vor den Toren von Paris. Napoleons Bruder Joseph berief am 28. März den Staatsrat, um zu erörtern, was im Falle eines Angriffs auf Paris mit der Kaiserin und dem Kronprinzen zu geschehen habe. Die Meinungen waren geteilt; jedoch siegte die Mehrheit, welche für Flucht stimmte. Nun wurde eifrig gepackt. Da kam die Königin Hortense, die noch immer ein unüberwindliches Vertrauen auf das Genie des Kaisers hegte und nicht an die aufregenden Nachrichten glauben wollte. Sie beschwor die Kaiserin, nicht aus Paris zu fliehen; es seien ja noch 30 000 Mann zur Verteidigung und sei Mundvorrat genug vorhanden; die Hauptstadt räumen hieße nichts anderes, als sie den Anhängern der Bourbonen preisgeben, die schon lange darauf gelauert hätten, hieße die Verbündeten von allen Schwierigkeiten einer Belagerung befreien. Allein das Zureden der mutigen Frau half nichts; Marie Luise zitterte für ihr und des Sohnes Schicksal und war froh, daß sie sich auf den Beschluß des Staatsrates stützen konnte. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben; der junge König von Rom machte aber im letzten Augenblick Schwierigkeiten: „Hier bleiben!" schrie er; „nicht nach Rambouillet

[1] Cochelet, Mém. t. 1, p. 157.



Nach einem Original-Stich auf Arenenberg. Walser photogr.

fahren! Das ist ein elendes Schloß." Die Gouvernante wollte ihn an der Hand nehmen; er schlug um sich und rief: „Ich will mein Haus nicht verlassen; ich will nicht fort! Wenn Papa nicht da ist, so habe ich zu befehlen!" Man mußte zuletzt den diensttuenden Stallmeister herbeirufen; der nahm die strampelnde kleine Majestät mit Kraft in die Arme und schob sie in den Wagen. Traurig verließ Hortense die Tuilerien und kehrte in ihr Palais in der Cerutti-Straße zurück, wo eine Anzahl der besten und aufrichtigsten Freunde der kaiserlichen Familie auf ihre Zurückkunft wartete. „Ich bin außer mir über die Schwäche, von der ich soeben Zeuge gewesen bin. Sollten Sie es glauben? Man reist wirklich ab, und so leichten Kaufs gibt man Frankreich und den Kaiser preis! Ach, in den entscheidenden Lebenslagen haben ja die Frauen allein Mut! Ich fühle es, ich bin ohne Zweifel diejenige, welche beim Verluste der Größe am wenigsten leiden würde; allein es entrüstet mich, da ich sehe, wie man so wenig Tatkraft entwickelt, wenn sie am nötigsten wäre. Wenn das Schicksal uns erhoben hat und die Geschicke eines Landes von dem unsrigen abhangen, so ist es Pflicht, sich auf der Höhe festzuhalten, auf welche das Glück uns gestellt hat." [1] Und als man sie fragte, was sie unter diesen Umständen zu tun gedenke, sprach sie: „Ich mag nicht auf der Landstraße zur Gefangenen gemacht werden; ich bleibe in Paris; ich werde mit den Parisern alle Geschicke, die guten und die schlimmen, teilen."

Und alsbald schrieb sie ihrer Mutter, um sie zu bewegen, daß sie nach dem Schlosse Navarra in der Normandie sich verfüge, weil sie in der Malmaison Gefahr laufe, die Ankunft der Kosaken zu erleben. Der Familienrat der Bonaparte hatte beschlossen, nach Blois sich zurückzuziehen. König Ludwig hatte den Auftrag, die Kaiserin Marie Luise dorthin zu begleiten. Er schrieb an seine Gattin Hortense, indem er diese Flucht ebenfalls tadelte; er forderte sie gleichwohl auf, mit den beiden Knaben Paris zu verlassen. Sie zögerte. Bereits zeigte sich der Feind draußen in der Bannmeile der Stadt. Die Zeit drängte. Ein Bote des Königs erschien, welcher sofort seine Söhne forderte, um sie mit sich zu nehmen, und der Königin sagen ließ, nach der Einnahme der Hauptstadt könnte man sich ihrer leicht als Geisel bemächtigen.[2]

Jetzt ließ Hortense einspannen und fuhr mit dem Knaben und einiger Begleitung in der Richtung gegen Versailles nach Glatigny im Chesnay. Es war spät in der Nacht. Die Königin entschloß sich, hier zu nächtigen. Als die Knaben schlafen gingen, weilte sie noch bei ihnen in der Betrübnis einer Mutter, welche die edelste Sache, die schönsten Kronen, die glänzendsten Geschicke für ihre Kinder verschwinden sieht, die noch zu jung sind, um die Bitterkeit eines solchen Verlustes zu empfinden. Sorglos schliefen sie ein und träumten vielleicht von Kosaken, da man in den letzten Tagen so viel von denselben gesprochen hatte.[3]

Kaum eingeschlafen, wurde man durch Kanonendonner geweckt; denn noch in der Nacht des 29. März gingen die Alliierten zum Angriff über von der Ost- und Nordseite der Stadt. Erschrocken stand man auf. Mit Tränen in den Augen sagte Hortense: „Ach, bis jetzt habe ich die Kanone nur an Festen gehört oder zur Feier der Siege unsrer Heere. Man muß sich also an das Gegenteil gewöhnen!" Sie ließ daher wieder

[1] Cochelet, Mém. t. 1, p. 178 et suiv. Das Folgende ist ebenfalls aus diesen Memoiren gezogen.
[2] Cochelet, Mém. 1, 182, 186.
[3] Cochelet, Mém. 1, 189, 191.

anspannen und die Flüchtlinge reisten durch Versailles zum kleinen Trianon. Es war Tag und sehr schönes Wetter geworden. Im Garten vernahm man deutlich alle Schüsse von Paris her. Als das Schießen aufhörte, wußte man nicht, was jetzt geschah. Doch schien es geraten, daß man von Trianon sich entfernte. Man fuhr also wieder durch Versailles auf die Straße nach Südwesten, um Rambouillet zu gewinnen. Als man hier spät ankam, fand man die Könige Joseph und Jérôme, welche die Absicht hegten, die Kaiserin Marie Luise in Blois einzuholen. Hier erfuhr man, daß die Hauptstadt am 30. kapituliert habe; auch ging das Gerücht, die Kosaken seien den Reisenden schon ganz nahe. Aber wie sollte man von hier entrinnen? Nirgends waren Pferde zu bekommen; denn bei der allgemeinen Flucht war jeder Huf in Beschlag genommen worden.[1]

König Ludwig war mit der Kaiserin und dem Kronprinzen um diese Zeit schon in Blois. Da er aber für seine beiden Söhne in Furcht lebte, sandte er einen Offizier an die Königin mit dem gemessenen Befehl von der Regentin selbst, sie solle sofort aufbrechen und sich in Blois einfinden. Aber die Königin Hortense fand, sie habe eine heiligere Pflicht zu erfüllen, nämlich ihrer Mutter zur Seite zu stehen und die Befehle des Kaisers abzuwarten. Der Reiseplan wurde also abgeändert. „Ich gedachte nach Blois zu reisen, und jetzt werde ich mich nach Navarra in der Normandie begeben," sagte sie ihrer Umgebung. Nach einem Umwege, den das Erscheinen der Kosaken verursacht hatte, gelangte man endlich des andern Tages zum Schlosse Navarra, wo die Kaiserin Josephine mit Tränen des Kummers und der Freude zugleich ihre Tochter und deren Knaben in die Arme schloß. Sie war ohne Nachrichten über die Lage geblieben und erfuhr erst jetzt, daß Paris am 30. März kapituliert habe, daß die Verbündeten am 31. März in die Stadt marschiert seien, und daß wieder alles weiße (bourbonische) Kokarden trage. Aber selbst manche von denen, welche zum Ehrengeleite der Kaiserin Josephine gehörten, zeigten jetzt ihr wahres Angesicht, dem man ansah, daß sie die Ankömmlinge kaum leiden konnten; sie fragten: „Bleiben Sie? Reisen Sie ab? Wohin wenden Sie sich?"[2]

Während dieser Zeit, wo der Hof nach Blois und die Königin Hortense zu ihrer Mutter nach dem Schlosse Navarra geflohen war, eilte Napoleon in ungeheuren Tagemärschen gegen Paris; es ergab sich, daß, wenn der Hof nicht geflohen wäre und alles preisgegeben hätte, es noch möglich gewesen wäre, die Alliierten zu schlagen. So aber war es zu spät. Der knechtische Senat, der am 1. April unter dem Vorsitz des verräterischen Talleyrand sich versammelte, beriet ein am 3. April erschienenes Dekret, in welchem öffentlich erklärt ward, daß Napoleon Bonaparte samt seiner Familie des Thrones entsetzt und Volk und Heer des Eides der Treue gegen ihn entbunden sei. Am 6. April war auch schon die Verfassung im Entwurfe vollendet, wornach der Bruder des (1793) hingerichteten Königs unter dem Namen Ludwig XVIII. den Thron besteigen sollte. Am 11. April unterschrieb Napoleon seine Abdankung; zugleich erhielt er für seine Familie verschiedene Vorteile von den Verbündeten zugesichert, z. B. für die Königin Hortense und deren Kinder 300 000 Fr. Einkommen in Domänen oder in Renten nebst sicherm Geleite. Am 20. April nahm der Kaiser in Fontainebleau Abschied von seiner Garde und begab sich nach Elba, wo er am 3. Mai anlangte.

[1] Cochelet, Mém. 1, 192—195.

[2] Ibid. 1, 198, 200, 203.

Als die Frauen auf Schloß Navarra die Kunde davon erfuhren, brachen sie in Tränen aus. Josephine rief: „Ach, liebe Hortense, wie wird er unglücklich sein! Wie, er ist auf die Insel Elba verwiesen, und dazu ohne seine Gattin? Ich möchte mich mit ihm verweisen lassen.“ Es ist nämlich beizufügen, daß Marie Luise sich nach Fontainebleau zu Napoleon begeben wollte, daß sie aber am 16. April zu Rambouillet bei einer Unterredung mit ihrem Vater dazu bestimmt wurde, anstatt das Schicksal ihres Gemahles zu teilen, mit ihrem Sohne nach Wien zurückzugehen.[1]

Da Hortense aus verschiedenen Anzeichen zu der Befürchtung kam, daß sie und alle, welche zu Napoleons Familie gehörten, fortan bittere Verfolgungen und Kränkungen zu erleben hätten, so faßte sie einen schnellen Entschluß, den sie eines Tages ihrer Vorleserin und Freundin Luise Cochelet unter vier Augen mitteilte. „Luise“, sagte sie zu ihr, „ich habe einen Plan gefaßt! Meine besondere Stellung sondert mich ab auf Erden. Meine Mutter kann in Frankreich bleiben, da die Scheidung sie frei macht; aber ich trage einen Namen, der nicht mehr in diesem Lande Raum hat, da die Bourbonen zurückkehren. Ich besitze kein Vermögen als meine Diamanten; ich will sie verkaufen, nach Martinique auswandern und dort in der Behausung meiner Mutter wohnen. Ich bin dort als ganz kleines Kind gewesen und bewahre eine angenehme Erinnerung daran. Gewiß ist es für mich ein großes Opfer, Frankreich, meine Mutter und meine Freunde zu verlassen; allein dort werde ich einmal ruhig leben können. Man muß in großen Ereignissen einen großen Mut fassen. Ich werde meine Kinder gut erziehen, und das wird mir zum Troste gereichen.“[2]

Fräulein Cochelet wurde durch diese unerwartete Eröffnung der Königin so erregt, daß sie kaum Worte finden konnte, um auszudrücken, daß sie glücklich wäre, wenn sie ihr Los teilen dürfte. Hortense wollte zuerst durchaus nichts von diesem Anerbieten wissen; da aber Luise nicht nachgab, so nahm sie es an. Nun wurde von den beiden verabredet, daß Luise nach Paris gehen sollte, um ihre eigene Mutter auf die Trennung vorzubereiten und in der Stille alle Vorkehrungen für die große Reise zu treffen. Am 3. April fuhr sie nach der Hauptstadt; es tat ihr weh, am Schlagbaum Russen Wache halten zu sehn. Die Stadt war ruhig, aber düster. Die vornehmen altadeligen Damen der Vorstadt Saint-Germain dagegen waren ganz außer sich vor Freude über die Reaktion; sie gingen, ja sie liefen an den Armen der Fremden, wie wenn sie ihre Brüder wieder gefunden hätten. Als Luise in die Cerutti-Straße gelangte, fand sie das Palais der Königin besetzt von Schweden. In ihrem Arbeitszimmer hatte Hortense alle Schlüssel stecken lassen, so daß Neugierde ihre Papiere und Briefe mustern konnte. Allein gerade weil sie nichts verschlossen hatte, dachten die Einquartierten nicht daran, Nachforschungen zu halten, und Luise traf alles in Ordnung.[3]

Im übrigen ging das Geheimnis der Auswanderung nach Martinique bald verraten; denn Luise konnte es nicht bei sich behalten. Graf Nesselrode, der vormals als russischer Gesandtschaftssekretär mit der Fürstin Wolkonsky öfter bei Hortense auf Besuch gewesen war, kam jetzt zuerst in das Palais der Cerutti-Straße, um sich bei Luise nach dem Verbleib der Königin zu erkundigen. Als er die Mitteilung von der Absicht

[1] Cochelet, Mém. 1, 206, 221.
[2] Ibid. 1, 207.
[3] Ibid. 1, 207, 208, 214, 216, 217.

der letztern hörte, nannte er dieselbe eine Narrheit. Er erwähnte, die maßgebenden Persönlichkeiten hätten eine hohe Achtung vor Hortense und würden dafür sorgen, daß sie in Frankreich unangefochten bleiben könne. Darauf ließ Zar Alexander die Königin von Holland bitten, sie möchte mit ihrer Mutter Navarra verlassen und nach der Malmaison kommen; er würde sie gerne besuchen. Allein Hortense bewies hier ihren Eigensinn. Die Mutter, sagte sie, könne nach der Malmaison gehen, sie aber nicht. Die Verwandten von des Kaisers Seite seien jetzt ein Opfer der Ereignisse, und sie selbst könne sich den Feinden nicht nähern; sie sei wahrhaft betrübt über das große Unglück der Familie und dürfe das den Verbündeten gegenüber nicht unterdrücken, noch sich ihnen als Schutzflehende zeigen, da sie ja nichts von ihnen fordern möge. Sie zweifle nicht, daß der Zar ihr sehr wohlgesinnt sei; allein wenn sie auch früher neugierig gewesen wäre, ihn kennen zu lernen, so wolle sie ihn doch jetzt nicht sehen; denn er sei der Feind und Besieger des Kaisers. In der Tat wollte sie die Kaiserin Marie Luise, die, wie früher (S. 177) erzählt worden, nach Rambouillet gekommen war, besuchen; denn sie sei die unglücklichste von allen und bedürfe am meisten Trost. Luise Cochelet mußte sie erinnern, daß sie dadurch ihre ganze Lage und die Zukunft ihrer Kinder vernichte; daß sie sich mit einer Familie verbinde, von der sie nie geliebt worden, von der sie nur Unheil und Kummer erfahre. Und was Marie Luise betreffe, so sei dieselbe jetzt ganz auf Seite von Österreich und werde den Besuch der Königin nicht einmal gerne sehen. Allein Hortense setzte ihren Kopf durch und kam am 6. April nach Rambouillet. Marie Luise empfing sie kalt und sichtlich verlegen; auf die herzlichen und von Aufopferung für Napoleon und Frankreich zeugenden Worte, welche Hortense an sie richtete, antwortete die Kaiserin: „Mein Vater wird hieherkommen (S. 179); Ihre Anwesenheit wird ihm unbequem sein." Das war alles, was sie zu hören bekam; kein Wort des Bedauerns oder der Liebe für ihren unglücklichen Gemahl.[1]

Jetzt war Hortense von ihren schwärmerischen Gefühlen geheilt. Sie bestieg ihren Wagen und fuhr unterwegs an Kaiser Franz vorbei, der mit Metternich in einer kleinen Kalesche daherkam, um seine Tochter abzuholen. Josephine verlegte ihren Wohnsitz nach der Malmaison, und Hortense folgte ihr. Ich übergehe hier die Schilderung der Besuche, welche die verbündeten Monarchen und viele vornehme Personen den beiden Frauen abstatteten; man kann sie in den Memoiren der Fräulein Cochelet nachlesen, die sehr viel interessante Einzelheiten darüber beibringt. Hortensias beide Knaben konnten nicht begreifen, daß man die Fremden so aufmerksam aufnahm, da sie doch die Feinde ihres Onkels seien, und man mußte ihnen auseinandersetzen, daß alle, besonders der Zar, es gut mit ihnen meinten. Prinz Ludwig (nachmals Napoleon III.), der gewöhnlich wenig sprach, aber desto mehr beobachtete, hatte aufmerksam auf diese Erklärung geachtet. Sobald der Zar wieder nach der Malmaison auf Besuch kam, ergriff er einen Fingerring, welchen sein Onkel Eugen ihm geschenkt hatte, schlich sich auf den Zehen an die Seite des Zaren, ließ ihm den Ring in die Hand gleiten und lief dann, so schnell er konnte, davon. Seine Mutter rief ihn zurück und fragte ihn, was er soeben getan habe. Ludwig antwortete, indem er errötete und den Kopf verlegen senkte: „Ich habe nur diesen Ring; mein Onkel Eugen hat mir ihn zum Geschenk gebracht, und ich wollte ihn dem Kaiser

[1] Cochelet, Mém. 1, 219, 227, 232, 236, 238, 240. Vgl. Mad. Durand, Mes souvenirs sur Napoléon, sa famille et sa cour. t. II. Paris 1819 in-12°. p. 1 et suiv.

Alexander schenken, weil er gegen Mama so gut ist." Der Zar küßte den Knaben, befestigte den Ring an seiner Uhrkette und sagte gerührt, er werde ihn fortan immer tragen.[1]

Die fremden Herrschaften, welche die Prinzen täglich in der Malmaison verkehren sahen, sagten zu den Kleinen, wenn sie das Wort an sie richteten, nach Hofbrauch stets: „Durchlauchtigster Herr!" (Monseigneur) und „Ew. kaiserliche Hoheit!" (Votre Altesse Impériale). Darüber gerieten die Jungen, die daran gar nicht gewöhnt waren, in nicht geringes Erstaunen; denn ihre Mutter hatte immer darauf gehalten, daß man sie als Kinder behandle, mit Freundlichkeit, aber ohne Umstände. Sie, die ihr Herz von dem Zauber irdischer Größe längst frei wußte, fürchtete nichts mehr, als daß ihre Kinder durch das Bewußtsein fürstlicher Hoheit verdorben würden. Darum gab sie sich Mühe, ihnen begreiflich zu machen, sie seien gar nichts, als wozu sie aus sich selbst taugten. Und zu Luise Cochelet sagte sie: „In der Lage, in welcher sie sich befinden, kann ich ihnen keine nützlichere Unterweisung erteilen, als daß sie trotz des Glanzes, der sie umgibt, allen Wechseln des Lebens unterworfen seien. Das wird sie lehren, auf die Dauerhaftigkeit ihrer Größe kein zu starkes Vertrauen zu setzen, und wird sie daran gewöhnen, nur auf sich selbst zu zählen."[2]

In der Tat fing man an, die Bonapartes und die mit ihnen in Verwandtschaft, Dienst oder Verkehr gestanden, am bourbonischen Hofe sehr abschätzig zu behandeln. Eines Tages fragte die Herzogin von Angoulême an der königlichen Tafel den Prinzen von Bayern, indem sie auf den Großherzog von Baden hinwies: „Ist das nicht der Fürst, welcher eine dieser Prinzessen von Bonaparte geheiratet? Welch eine Schwachheit, daß er sich mit Bonaparte durch Verwandtschaft verbunden hat!" Der Prinz von Bayern antwortete nichts darauf; aber es war doch sehr unzart, zu übersehen, daß er selbst ebenso sehr mit der Familie verbunden war als der Großherzog von Baden, und beide zusammen noch weniger als der Kaiser von Österreich, der nicht weit weg saß und die Anrede hätte vernehmen können.[3]

Um diese Zeit gelangte ein Schreiben aus den Tuilerien nach der Malmaison, worin gesagt war, daß König Ludwig XVIII. der Mademoiselle de Beauharnais den Titel Herzogin gewähre. Als Hortense die Schrift gelesen hatte, rief sie lebhaft aus: „Glaubt man wirklich am Hofe, daß ich eine solche Formel annehme? Ludwig XVIII. kann, nachdem er als König von Frankreich anerkannt ist, durch irgend welche Willensäußerung mir den Besitz meiner Güter um Saint-Leu herum bestätigen; allein ich kann nicht zugeben, daß er in dieser Weise einen Titel hinzufügt, den ich anzunehmen zwar berechtigt bin, der aber, wenn ich ihn annähme, mir den Schein verliehe, als würde ich die Kraft desjenigen Titels, der mir zugehört hat, verleugnen. Ich habe diesen Titel „Königin" erhalten, ohne ihn zu wünschen; er hat mich nicht glücklich gemacht, und ich werde ihn ohne Bedauern aufgeben. Was liegt übrigens an dem Titel, den man mir gibt? Aber wenn es sich darum handeln sollte, mich vor einer siegreichen Partei zu erniedrigen, so werde ich keine Zugeständnisse machen."[4]

Die Königin hatte ihren Hofstaat entlassen und nur wenige Dienerschaft behalten. Fräulein Luise Cochelet war Vorleserin und besorgte den Dienst als Hofdame bei ihr.

[1] Cochelet, Mém. 1, 240, 244, 285, 286.

[2] Ibid. 1, 286, 288.

[3] Ibid. 1,258.

[4] Ibid. 1, 260. Nach dem Vertrage vom 11. April sollte jeder seinen Titel behalten, 1, 265.

Frau v. Boubers, die seit dem Konsulat immer bei ihr gewesen, war Hofmeisterin ihrer Kinder und in gewisser Art Ehrendame. Aus der Pension zu Ecouen, welche (S. 189) ohnehin bald aufgehoben wurde,[1] ließ sie ein Mädchen kommen, welches sie daselbst hatte erziehen lassen; es war Elisa de Courtin. Sie behielt sie immer bei sich; später verheiratete sie sich mit dem Dichter Kasimir Delavigne. An Herren behielt Hortense im Dienst: den Hofkavalier (écuyer) Herrn v. Marmold und als Hofverwalter (intendant) Herrn Devaux. Der Abbé Bertrand, ihr Almosenier, blieb ebenfalls und gab den Prinzen Unterricht. Damit auch diese Jungen sich bei dem Unglück des Vaterlandes bescheiden lernten und immer wieder daran dächten, ließ sie ihnen für die Zeit, wo fremde Truppen auf französischem Boden weilten, den gewohnten täglichen Nachtisch entziehen.[2]

Zar Alexander, welcher für die Königin Hortense und ihren nunmehr aus Italien heimgekehrten Bruder Eugen tiefe Achtung hegte und bezeugte, äußerte eines Tages den Wunsch, Saint-Leu anzusehen. Kaiserin Josephine, Königin Hortense und Prinz Eugen empfingen ihn daselbst am 14. Mai 1814. Die Gesellschaft, zehn Personen stark, fuhr in einer Art Break oder Bankwagen (char-à-bancs) im Walde von Montmorency herum, in welchem die Königin Lichtungen für hübsche Straßen und andre Verschönerungen hatte anbringen lassen. „Gehört das Ihnen?" fragte Alexander seine Wirtin. „Nein", antwortete Hortense, „das ist bereits an den Prinzen von Condé zurückgegeben." „Aber worauf wird denn das gewünschte Herzogtum sich gründen?" fragte der Zar wiederum. „Auf Güter, die weiter entfernt liegen, und die auch sehr schön sind."[3]

Nachdem Kaiser Alexander Einsicht von dem Besitztum der Königin genommen hatte, gab er sich sehr viel Mühe, daß die Sache einmal in Ordnung kommen sollte; denn es schien nun sehr deutlich, daß die bourbonische Regierung sich es angelegen sein ließ, die Ausführung des Vertrags zu Fontainebleau vom 11. April zu hintertreiben, worin der Familie des Kaisers Napoleon eine beruhigende Zukunft zugesichert war. Es handelte sich für die Königin darum, ein Herzogtum einzurichten, welches ihr einen unabhängigen Vermögensstand wahrte, den sie auf ihre Kinder übertragen konnte, und dazu bedurfte es einer rechtskräftigen Urkunde des neuen Beherrschers von Frankreich. Wer hätte es aber glauben mögen, daß diese Urkunde den Diplomaten mehr Mühe verursachte als der erste Pariser Friede? Der Titel Königin, den Hortense bis jetzt von Rechts wegen geführt hatte, schien den Bourbonen so schwer verdaulich (si dur à digérer), daß sie ihn in der Urkunde nicht wollten stehen haben. Darum setzte man „Hortense-Eugenie, bezeichnet in dem Traktat vom 11. April", und damit zwang man Ludwig VXIII., sie als Königin anzuerkennen, da dort ausdrücklich gesagt war, daß jedermann aus der Familie seine Titel behalte. Dieser Ausweg schien der Diplomatie bewundernswert, und so wurde das Schriftstück abgefaßt.[4]

Die Kaiserin Josephine, welche einst mutvoll die Unglücksfälle der Revolution ertragen hatte, besaß nicht mehr die Kraft, um die zu tragen, die jetzt über sie hereinbrachen; oft sagte sie: „Ich kann mich über das Schicksal des Kaisers und über das, welches meinen Kindern droht, nicht trösten: sie sind nun ohne Stütze, ohne Vermögen und haben keinen Gönner mehr als den Zaren von Rußland. Aber darf man auf ihn

[1] Mad. Campan, Corresp. t. 2, p. 145.
[2] Cochelet, Mém. 1, 332, 333, 275.
[3] Ibid. 1, 274.
[4] Ibid. 1, 264.

zählen? Er verspricht viel und tut nichts." Zu Luise Cochelet sagte sie, als der Zar das Gut zu Saint-Leu besah, unter vier Augen: „Fräulein, ich kann eine entsetzliche Betrübnis, die sich meiner bemächtigt, nicht überwinden! Ich gebe mir alle Mühe, dieselbe vor meinen Kindern zu verheimlichen; allein ich leide nur umsomehr darunter. Ich fange an den Mut zu verlieren. Der Zar ist allerdings voll Rücksicht und Liebe gegen uns; aber alles das sind nur Worte. Er wäre ja freilich in der Machtstellung, um etwas für uns zu tun. Wissen Sie, was geschehen wird, wenn er verreist ist? Man wird nichts von dem, was man versprochen, halten; ich werde meine Kinder im Unglück sehen, und diesen Gedanken kann ich nicht ertragen." Hortense bemerkte wohl, daß ihre Mutter in Gegenwart fremder Personen aufgeräumt schien, daß sie aber, wenn sie allein war, sich einer Betrübnis hingab, die sie ängstigte. Auch waren Besuche für sie immer anstrengender. Als der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit seinen beiden Prinzen, welche wegen ihrer Artigkeit sehr gefielen, am 23. Mai zum Besuche nach der Malmaison kam, wußte die Kaiserin sich so zu beherrschen, daß man wieder ganz beruhigt über ihren Zustand wurde. Des andern Tages empfing sie die Großfürsten Nikolaus und Michael von Rußland; allein ab und zu entfernte sie sich, um auf der Chaise-longue etwas auszuruhen, und ließ dann ihre Tochter die Ehre des Hauses im Salon besorgen. Darauf besahen die jungen Herren mit Prinz Eugen die Umgebung der Malmaison, während die Königin bei der Mutter blieb, die sich über ein wenig Katarrh beschwerte. Hortense wünschte, sie möchte zu Bette bleiben und nicht zur Mittagstafel erscheinen; allein die Kaiserin erwiderte, sie pflege einen Katarrh nie, und erschien dann zur Tafel. Als am 25. Mai Fräulein Cochelet zur Malmaison kam, fand sie die Kaiserin in Tränen. Eben hatte sie in einer Zeitung gelesen, man habe die Absicht, den Sarg des ältesten Sohnes der Hortense, der in Holland im Jahre 1807 gestorben (S. 158), und dessen Leiche in der Gruft der Kirche zu Unsrer lieben Frauen in Paris ruhe, auszuheben und auf einem Friedhofe zu beerdigen. „Ach Gott", rief die Kaiserin weinend, „nicht einmal die Toten läßt man mehr ruhen! Das ist ja wie zur Schreckenszeit der Revolution!" Als inzwischen Hortense hereingetreten war, sagte sie: „Sei ruhig, liebe Mutter! Ich werde die Reste meines teuren Sohnes in der Kirche zu Saint-Leu bestatten, damit sein Grabmal den neidischen Blicken der Feinde entzogen bleibe. Ich sehe mit Betrübnis, durch welch gehässige Leidenschaften unser Vaterland gegenwärtig regiert wird; allein dadurch, daß man die Erinnerungen an unsre Familie mit Schmach bedecken will, kann man Frankreich nicht glücklich machen." Die Reste des früh verblichenen Sohnes der Hortense ruhen heute noch in der Krypta der Kirche zu St. Leu neben denen seines Vaters und seines Bruders.[1]

Freitag den 27. Mai, abends zwischen 7 und 8 Uhr, kam der Zar, um sich nach dem Befinden der Kaiserin zu erkundigen; dann berichtete er, wie sehr man sich in den Tuilerien bitten lasse, um das Diplom (les lettres patentes) betreffend das Herzogtum Saint-Leu endlich ausfertigen zu lassen, ungeachtet es von allen Mächten gefordert werde. Nachdem man die Form der Abfassung für gut befunden, komme man auf andre Spitzfindigkeiten, indem man durchaus nichts davon wissen wolle, was auch nur den Schein erwecken könne, daß man der Familie Bonaparte einen Titel zugestehe.[2]

[1] Cochelet, Mém. 1, 272, 274, 276, 293—295. Fourmestraux, Hortense, p. 427. Joanne, Les environs de Paris, p. 262.

[2] Ibid. 1, 297.

Des andern Tages wollte der Zar in die Malmaison zum Essen kommen. Prinz Eugen war durch einen heftigen Fieberanfall ans Bett gefesselt, und auch die Kaiserin lag zu Bette. Hortense gedachte daher den Gast zu bitten, daß er seinen Besuch auf einen andern Tag verlege; allein er kam zu schnell, als daß sie das noch hätte tun können. Als er erschien, führte sie ihn an das Krankenlager ihres Bruders und eilte dann zu ihrer Mutter, die nicht aufgestanden war. Als man zum Essen rief, verließ sie die Kranke ohne irgend eine Besorgnis, weil der Hausarzt gesagt hatte, daß dieser Katarrh nichts zu bedeuten habe. Sie teilte aber der Mutter nicht mit, daß der Zar zum Besuch erschienen sei, aus Furcht, dieselbe möchte sich für verpflichtet erachten, hinunter zu gehen und bei der Tafel die Wirtin zu machen. Alexander verlängerte jedoch seinen Besuch diesmal nicht, sondern fuhr bald weg. Er hatte seinen Leibarzt kommen lassen, um die Kranke zu untersuchen; aber dieser hatte ihren Zustand als sehr beunruhigend erklärt. Aus diesem Grunde ließen Hortense und Eugen die berühmtesten Ärzte von Paris zur Konsultation bitten. Dieselben bezeichneten ihr Leiden als eine Halsentzündung, welche keine Hoffnung lasse, aber von langer Dauer sein werde. Da entschied die Königin Hortense, daß von den Hofdamen, um ihre Kräfte zu schonen, abwechselnd je eine eine Nacht bei der Kranken wachen müsse, und daß sie selbst gleich die erste Nacht diese Wache übernehmen werde. Jedoch konnten die Damen sie dazu bringen, daß sie, die den ganzen Tag auf den Beinen gewesen und viel zu denken und zu kümmern gehabt hatte, den Dienst ihrer ersten Kammerfrau anvertraute, jedoch mit dem Bedeuten, dieselbe solle sie beim geringsten beunruhigenden Anzeichen der Kranken herbeiholen. Dieser Versicherung ungeachtet, konnte Hortense begreiflich einem rechten Schlafe sich nicht überlassen, sondern erhob sich wiederholentlich in der Nacht, um sich nach der Mutter zu erkundigen. Die Kammerfrau versicherte sie, die Kaiserin befinde sich gut, weil sie sich nicht beklage und nicht zu leiden scheine, und sie nötigte die Königin, sich wieder schlafen zu legen. In früher Morgenstunde traten Eugen und seine Schwester in das Zimmer ihrer Mutter; da fiel ihnen die Veränderung ihrer Gesichtszüge so sehr auf, daß der Prinz keine Hoffnung mehr hegte. Er führte seine Schwester weg, um die Messe zu hören: es war heute der heilige Pfingsttag, den 29. Mai 1814. Sie gingen miteinander die Treppe hinunter, und während man da drunten die Messe las, welche nur durch Schluchzen unterbrochen wurde, versah droben der Abbé Bertrand die Kranke mit den Sterbesakramenten, die sie in Ruhe und Ergebung empfing. Gleich nach der Messe stiegen die beiden Geschwister wieder hinauf ins Krankenzimmer. Die Mutter streckte ihnen die Hände entgegen; sie wollte sprechen, allein man verstand kein Wort mehr von dem, was sie sagte. Bei diesem Anblick fiel Hortense starr zu Boden; man trug sie bewußtlos hinaus. Eugen aber kniete am Bette seiner Mutter nieder, und diese verschied nach einigen Augenblicken in seinen Armen.[1] Das Unglück des Kaisers Napoleon hatte sie getötet. Je mehr sie die fremden Monarchen mit Würde bei sich empfangen wollte, desto mehr erhoffte sie von ihnen die Sicherung der Existenz für ihre Kinder, und desto mehr sah sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Indem sie dann ihre Furcht und Bekümmernis in sich verschloß, erlagen ihre Kräfte den Leiden der Seele: ihr Herz war tödlich getroffen.

Wie sehr sie allgemein beliebt gewesen, das bewiesen die vielen Beileidsbezeugungen und ihr Leichenbegängnis; dasselbe wurde den 2. Juni gefeiert. Hinter dem Sarge

[1] Cochelet, Mém. 1, 300—308. Fourmestraux, Hortense, p. 340 et suiv.

gingen die beiden Kinder Hortensias vor dem zahlreichen Trauergeleite. Hortense und Eugen befanden sich in solchem Zustande des Herzeleids, daß sie zu Hause bleiben mußten. Der Zug bewegte sich von der Malmaison auf der Pariser Straße nach der benachbarten Stadt Rueil, in deren Kirche die Leiche bestattet wurde. Im Jahre 1825 ließen ihre Kinder ihr ein prachtvolles Grabmal von karrarischem Marmor errichten.[1]

Hortense war beim Verscheiden ihrer Mutter in jenen Zustand völliger Vernichtung gefallen, in den sie seit dem Tode ihres ersten Sohnes bei jedem großen Seelenschmerz geriet, welcher sie betraf. Ruhe war das Haupterfordernis für ihre Genesung; darum brachte Eugen die arme Schwester aus dem Sterbehaus nach Saint-Leu, wohin auch Luise Cochelet bald nachfolgte. Diese hatte große Mühe, um denen, welche sie in diesen Tagen der Trauer und des eigenen Leidens besuchen wollten, den Eintritt in ihr Zimmer zu verbieten; denn in solchen Lagen sind die Menschen wie unsinnig; sie denken nicht an den Zustand der Leidenden, nur an die Pflicht, welche ihnen die herkömmliche Sitte vor den Leuten auferlegt. Frau Campan, die auch gekommen war, öffnete mit Gewalt die Türe, um ihre teure Schülerin zu sehen; allein sie konnte ihr nur die Hand küssen und mußte sich wieder entfernen. Nach und nach erholte sich die Unglückliche etwas von ihrem Leiden.[2]

Während der großen Trauer um die verstorbene Kaiserin geschahen in der politischen Welt wichtige Dinge. Am Pfingstmontag den 30. Mai 1814 wurde der erste Pariser Friede geschlossen und zugleich verabredet, daß nach einem Vierteljahr, also auf 1. September, ein Kongreß aller Staaten Europas in Wien zusammentreten sollte, um die europäischen Angelegenhenheiten aufs neue festzustellen. Am 4. Juni erteilte König Ludwig XVIII. dem Lande eine Verfassung unter dem Namen Charte. Nach Abschluß des Pariser Friedens begann auch der Abmarsch der fremden Truppen aus Frankreich, der Österreicher, Preußen und Russen. Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm III. bekamen eine Einladung nach England.

Nachdem Alexander an der Spitze seines Generalstabes auf dem Marsfelde seine Truppen gemustert und verabschiedet hatte, ritt er nach Paris, um sich reisefertig zu machen, und kam dann den 3. Juni nach der Malmaison und nach Saint-Leu, wo er Abschied von seinen ihm so liebgewordenen Personen nahm. Obwohl die Königin noch sehr schwach sich fühlte, stand sie auf; denn ihr Bruder bat sie, mit dem Zaren und mit ihm zum Mittagessen zu kommen. Hortense konnte nur schwer zu diesem Anstandsbesuch bewogen werden; denn sie war immer noch sehr angegriffen und hatte ihr Leiden noch nicht durch Tränen zu erleichtern vermocht. Nach der Tafel, als man sich im Salon vereinigte, sagte sie nicht ein Wort und schien kaum zu hören, was um sie her gesprochen wurde. Da kam ein Kurier und brachte dem Zaren ein Papier. Dieser rief Fräulein Cochelet zu sich und sprach zu ihr: „Hier endlich ist das Dokument (les lettres patentes) betreffend das Herzogtum Saint-Leu. Ich mag es ihr in diesem Zustand des Leidens nicht übergeben; tun Sie es, wenn sie sich wieder wohler befindet. Ich habe es gewissermassen aus den Händen reißen müssen, dieses Dokument der Gerechtigkeit und der Genugtuung. Die Königin braucht dafür niemand zu danken, und ich bitte sie dringend, keinen Dank dafür abzustatten. Ich erwarte ihren Bruder in

[1] Cochelet, Mém. 1, 316. Fourmestraux, Hortense, p. 348—353. Joanne, Les environs de Paris, p. 173.

[2] Cochelet, Mém. 1, 311.

Wien; ich habe der teuren Kaiserin das Versprechen gegeben, ihren Kindern ein Freund, eine Stütze zu sein, und will alles für sie tun, was ich vermag." Noch in der Nacht reiste er ab nach England.[1]

Als Luise das Aktenstück mit pochendem Herzen der Königin übergab und alles wiederholte, was der Zar zu ihr gesagt hatte, antwortete dieselbe: „Ich wünschte gegen niemand eine Verpflichtung zu haben. Indem der Kaiser mich genötigt hat, seine guten Dienste anzunehmen, hat er mich in die Notwendigkeit versetzt, mit den Bourbonen zu verhandeln; denn da ich das Vermögen annehme, welches man mir überläßt, muß ich dafür danken, und ich will es tun, was auch der Kaiser von Rußland dagegen sagen mag. Meine Mutter lebt nicht mehr; mein Bruder wird mich verlassen; der Zar wird notwendig diesen so oft verheißenen Schutz vergessen, und dann stehe ich allein mit zwei unerwachsenen Söhnen und muß gegen diese ganze Erbitterung und Leidenschaftlichkeit kämpfen, die ich täglich gegen den Namen ausbrechen sehe, welchen ich trage. Ach, ich fürchte sehr, daß ich den Entschluß noch zu bedauern habe, den zu fassen man mich gezwungen hat!"[2]

Die Hinterlassenschaft der verstorbenen Kaiserin wurde von den Feinden auf zwölf Millionen angegeben; allein diese Angabe beruht auf böswilliger Unwahrheit. Die Malmaison war das einzige Grundeigentum Josephinens gewesen und bot, weil unproduktiv, mehr eine Last als ein Einkommen. Sie wurde dem Prinzen Eugen überlassen, der dadurch beträchtliche Schulden zu bezahlen erhielt. Das Schloßgut Navarra war ein Majorat, von welchem Josephine lebenslänglich die Nutznießung hatte; dieses fiel mit Ausnahme der es umgebenden Waldungen, die dem Staate gehörten, ebenfalls an Eugen. Dagegen erhielten die beiden Geschwister seit mehrern Monaten keine Renten mehr aus dem Staatsschatz ausbezahlt.[3]

Nun kam noch etwas Peinliches für die arme Hortense, der Abschied von ihrem Bruder. Wir wissen bereits, wie sehr die beiden Geschwister einander liebten, und können daher begreifen, wie schwer es ihnen werden mußte, sich zu trennen. Er sprach ihr, so viel er vermochte, Mut und Trostesworte zu und verhieß ihr, wenn der Kongreß zu Wien im September sich verzögere, sie in Aix in Savoyen zu treffen, wohin sie zu gehen gedachte. Eugen eilte nach München zu seinen Schwiegereltern. Hortense aber bedurfte dringend der Ruhe und Erholung. Weil sie in Aix auch mit der Kaiserin Marie Luise zusammenzutreffen hoffte, so erhob die französische Regierung, zu deren Bereich Savoyen damals noch gehörte, Schwierigkeiten, als sie das Vorhaben erfuhr, und ließ ihr sagen, daß, wenn sie eine Probe ihres Wunsches geben wolle, dem Staate keine Schwierigkeiten zu bereiten, sie auf die Reise dorthin verzichten solle. Das war die erste Heldentat der Schikane, zwei Frauen nicht zusammenkommen zu lassen.[4]

Jetzt mußte sich Hortense doppelt vereinsamt fühlen: die Mutter war gestorben, der Bruder fort; nur noch die beiden Knaben und die wenigen Diener waren bei ihr. Ihre Befürchtung, daß die bourbonische Regierung sie mit Kleinlichkeiten quälen werde, war eingetroffen. Um dieser allen Vorwand dazu wegen des Titels „Königin von

[1] Cochelet, Mém. 1, 318—320.
[2] Ibid. 1, 321. Vgl. was Hortense selbst über die Sache bemerkt: La reine Hortense, p. 190, note.
[3] Cochelet, Mém. 1, 324—331. Fourmestraux, Hortense, p. 220 et suiv.
[4] Cochelet, Mém. 1, 331, 332. 2, 6. Fourmestraux, Eugène, p. 325.

Holland" zu benehmen, ließ sie sich etwa vom 5. Juni an offiziell nur noch **Herzogin von Saint-Leu** nennen.[1]

Die Kinder vertraute sie der Sorgfalt ihrer Hausgenossen an: der Gouvernante Frau Boubers, die für sie wie eine Mutter besorgt war; dem Herrn Devaux, der sie keinen Augenblick verlassen sollte, und der Aufsicht des guten Abbé Bertrand, der dem ältern lateinische Stunden geben und den jüngern lesen lehren sollte. Mit sich auf die Reise nahm sie zwei Kammerfrauen, zwei Bediente und einen Eilboten. Am 25. Juli abends verreisten sie von St. Leu über St. Denis nach Plombières in den Vogesen, wo sie einige Bekannte trafen. Da Luise Cochelet an dem Benehmen eines Herrn etwas aussetzte, sagte Hortense: „Ich weiß wohl, daß die angenehmen Umgangsformen nicht alles ausmachen im Charakter eines Mannes, und daß sie bisweilen gemeine Fehler verdecken helfen; allein im Verkehr mit der Gesellschaft bilden sie, wie das Talent gut zu singen oder ein Instrument gut zu spielen die Fähigkeit, anmutig, höflich, liebenswürdig zu sein.[2]

Nachdem die Herzogin hier einige Tage der Ruhe genossen hatte, erhielt sie einen Brief von ihrem Bruder und der Großherzogin von Baden, welche sie einluden, nach Baden-Baden zu kommen. Sie zögerte natürlich nicht, der Einladung Folge zu geben, und kam am 10. August mit ihrem kleinen Gefolge dort an. Wie freuten sich die beiden Geschwister, sich wiederzusehen an einem Orte, wo so viele Verwandte und Bekannte zusammen weilten! Da traf Hortense Eugens Gattin, ihre Schwägerin Auguste, die Großherzogin Stephanie, den König von Bayern und seine Gemahlin, die Markgräfin von Baden, die Zarin von Rußland. Sie mußte die Wohnung mit Eugen teilen, so sehr war in Baden alles angefüllt von fürstlichen Personen und von vornehmen Gästen aus allen Ländern. Unter den letztern bemerkte man den jungen Fürsten Ypsilanti, der im letzten Kriege einen Arm verloren hatte und viel von seinen Abenteuern erzählte. Einen sonderbaren Besuch bekam Fräulein Cochelet, nämlich von Frau Krüdener aus Livland. Seit 1809 hatten sie einander nicht mehr gesehen; damals hatte diese Frau durch ihr einfaches Wesen und ihre schöne Seele Luisens Bewunderung und Freundschaft erworben, ohne daß man ihr Übertreibung vorwerfen konnte. Als Luise sie jetzt beim Eintreten umarmen wollte, wurde sie von ihr durch eine ernsthafte Gebärde davon abgehalten. Ihr von Gott begeistertes Aussehen, der prophetische Ton ihrer Stimme, ihre feierliche Haltung: alles an ihr setzte in Erstaunen. „Ich will Ihre Königin besuchen", sagte sie; „ich muß sie aus einer Gefahr retten, von der sie bedroht ist." „Was haben Sie ihr denn zu sagen?" rief Fräulein Luise erschrocken. „Ich werde ihr das enthüllen, was Gott will, daß sie wissen soll. Es ist Ihnen bekannt, wie sehr ich sie liebe. Seit 1809 habe ich sie nicht wieder gesehen; aber ich habe oft für sie gebetet. Sie soll sich ihrer Schickung unterwerfen; sie ist von Gott geliebt. Die arme Königin Luise von Preußen, diese engelgleiche Fürstin, und die Königin Hortense, das sind meine beiden himmlischen Vorbilder von Frauen und Märtyrern. Gott hat mir die Sendung aufgetragen, ihnen zu dienen. Ich habe Ihnen alles geschrieben, was ich einst für Königin Luise war. Gegenwärtig kenne ich alle Leiden, welche auf Hortense warten. Seitdem ich sie gesehen, hat sie eine Krone, eine glänzende Lebensstellung, eine Freundin, eine

[1] Der erste Beleg dazu, den ich kenne, findet sich in einem Briefe der Frau Campan an Fräulein Cochelet (Mém. 1, 354), welcher mit den Worten beginnt: J'envoie savoir des nouvelles de madame *la duchesse de Saint-Leu*, und welcher vom 9. Juni datiert ist.

[2] Cochelet, Mém. 2, 7. 22. 26. 27.

zärtliche Mutter verloren. Alles das weiß ich; aber Gott liebt sie und will sie prüfen. Möge sie sich seinem Willen ergeben; sie ist noch nicht an das Ende ihrer Leiden angelangt!" „Aber liebe Frau von Krüdener, setzen Sie sich doch! Lassen Sie uns miteinander plaudern wie vormals! Sie erschrecken mich ja mit solcher Enthüllung der Zukunft einer Frau, die wir beide lieben." „Ja, sie wird mit ihrer so reinen, so erhabenen Seele glücklich sein! Aber sie möge nichts von den Menschen erwarten! Gott allein wird sie beschützen. Vor allen Dingen soll sie nicht nach Frankreich zurückkehren, sondern nach Rußland gehen; der Kaiser Alexander wird die Zuflucht der Unglücklichen sein!" „Aber Sie setzen mich in Schrecken. Was kann ihr noch Unheilvolleres zustoßen als alles das, was sie bisher erdulden mußte?" „Ach, Sie wissen nicht, wie entsetzlich das Jahr 1815 sein wird. Sie glauben, der Kongreß werde endigen? Lassen Sie sich belehren! Der Kaiser Napoleon wird seine Insel verlassen. Er wird größer sein als je; allein die, welche sich zu seinem Anhang schlagen, werden vertrieben, verfolgt, bestraft werden; sie werden nicht mehr wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen." Bei der ganzen Rede stand sie. Ihr zarter Wuchs, ihre außerordentliche Magerkeit, ihr in Unordnung befindliches Haar, ihre flammenden Augen: alles an ihr hatte wirklich etwas Übernatürliches, was einem unwillkürlich eiskalt ums Herz machte. Fräulein Luise Cochelet bat sie, weil die Herzogin nicht zu Hause war, den folgenden Tag zu kommen. Das geschah denn auch. Mehrmals in der Folge wiederholte sie ihre Besuche, und immer warnte sie die Herzogin davor, nach Frankreich zurückzukehren.[1]

Am 28. August verließ Hortense Baden-Baden, um heimzureisen. Beim Abschied sagte Eugen zu ihr: „In Wien werde ich, was mir durch die Verträge versprochen ist, zurückfordern, und wenn ich dann einmal einen ruhigen Winkel ausfindig gemacht habe, so sollst du bei uns wohnen." Die Reise ging über Straßburg, Zabern und Pfalzburg. Ungeachtet ihres Bestrebens, unerkannt zu reisen, begab es sich doch, daß Offiziere, denen sie unterwegs begegnete, sie laut als Königin begrüßten und feiern wollten. Das war nun freilich eine Huldigung, die sie jetzt nicht brauchen konnte. Die Anhänger der Bourbonen lauerten überall nach Beweisen, um sie als Aufwieglerin zu verzeigen und zu verschreien. Darum verbat sie sich derartige Ehrenbezeugungen mit gewohnter Artigkeit. Als sie eine Strecke zu Fuß auf die Höhe der Vogesen gelangte, sah sie sich wiederholt um; denn die Aussicht auf das Elsaß war prachtvoll. Am 30. August war sie mit ihrer Begleitung wieder zu Hause auf Schloß Saint-Leu. Allein ihres Bleibens war nur ein paar Tage, weil der Arzt darauf bestand, daß sie Seebäder, und zwar diesmal im Havre, nicht in Dieppe nehme. Also fuhr sie mit ihrer Begleitung den 6. September ab, indem sie den strengen Befehl gab, das Inkognito nicht zu verraten. Die Reisenden stiegen im Havre, wo alle Gasthöfe von Engländern und andern Fremden besetzt waren,

[1] Cochelet, Mém. 2, 37. 40. 42. 43. 49. 50. 60—71. 72—94. Julie von Vietinghoff (1764—1824), welchen Namen die Livländer mit dem Namen der französischen Familie Bête-en-Court zusammenbringen, hatte eine vorzügliche Geistesbildung erhalten, im 18. Jahre den Baron v. Krüdener geheiratet, war mit ihm als Diplomaten in Italien herumgekommen, hatte in den ersten Jahren der Revolution in Frankreich gewohnt und nachher ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt, so daß sich ihr Gatte von ihr scheiden ließ. Sie versuchte sich auf literarischem Gebiete mit dem französischen Roman Valérie (1803), der großes Aufsehen erregte. Von da an geriet sie in eine mystische Richtung und fing an, zur Buße zu rufen, was man in jenem Zeitalter nicht verstand. Merkwürdig bleibt immer, daß sie die Wiederkehr Napoleons vorhersagen konnte im Jahre 1814.

in einem elenden Wirtshause ab, das so unreinlich war, daß sie sich die Nasen zuhalten mußten. Entschlossen, nicht da zu bleiben, schickte die Herzogin ihren findigen Diener Rousseau aus, um ein andres Quartier, und wäre es auch ein Privathaus, zu mieten. Es gelang ihm in der Tat nach langem Suchen, eines der letztern Art ausfindig zu machen, worin man eine schöne Aussicht auf das Meer genoß. Da jedoch das Inkognito bald verraten wurde, so kehrte die Herzogin mit ihrem kleinen Gefolge schon am 19. September wieder nach St. Leu zurück. Dort besserte sich ihr Zustand im Leben der häuslichen Ruhe zusehends.[1]

Bereits am folgenden Tage erschien jedoch Frau Campan und meldete, die schöne Erziehungsanstalt in Ecouen, deren Vorsteherin sie gewesen, sei aufgehoben, und das alte Schloß, worin dieselbe untergebracht war, sei an den Prinzen von Condé abgetreten. Derselbe bedurfte es freilich nicht; da aber die Anstalt eine Schöpfung Napoleons war, so mußte sie aufgehoben werden, der Haß der Bourbonen litt es nicht anders. Dadurch ward Frau Campan mit ihren Zöglingen auf die Gasse gestellt. Aber es kam noch Schlimmeres. Eines Tages sprach ein junger Mann in schwarzer Kleidung zu Saint-Leu vor; er war vom Könige Ludwig von Holland, der jetzt in Italien weilte, abgesandt, um die beiden Söhne abzuholen, welche der Vater in seiner Nähe haben wollte. Das war ein neuer Jammer für die Königin. „Ich hätte vielleicht den Mut", rief sie aus, „mich von meinen Kindern zu trennen, wenn es zu ihrem Wohle geschähe; aber wer wird für sie besorgt sein wie ich? Ein Mann kann seinen Kindern viel schöne Kenntnisse beibringen; aber nur einer Frau, und zwar der Mutter, kommt es zu, den Samen des Edeln und Guten in ihr Herz zu streuen. Meine Kinder haben mich nötig, mich allein. Dieser Gedanke wird mir den Mut einflößen, alle Folgen meiner Weigerung auf mich zu nehmen." Für den Augenblick freilich verging ihr die Kraft zu einem solchen Vorhaben, und in kurzer Zeit waren die guten Wirkungen der Bäder und des ruhigen Lebens, das sie seit einem Monat genoß, wie verschwunden. Ihr Nervenleiden trat wieder in seiner ganzen Stärke auf. Ihre Frauen waren ratlos. Es entstand nun ein lebhafter Austausch von Briefen zwischen der Königin und ihrem Gatten; dieser wollte sich zuletzt genügen lassen, wenn sie ihm wenigstens den ältern Sohn abtrete. Allein dazu wollte sie sich auch nicht verstehen. Die Sache drang jetzt in die Öffentlichkeit, und die Feinde ergriffen den Anlaß, um ihrer grenzenlosen Leidenschaft in den Zeitungen Luft zu machen. Hortense duldete es nicht, daß man die Angriffe widerlege; nur als man ihren abwesenden Gatten angriff, da forderte sie in ihrem edlen Sinn einen Freund auf, die aus feigem Versteck auf den Wehrlosen abgesandten Geschosse abzuschlagen; allein da die Verfolgungen nicht nachließen, faßte sie den Entschluß, dem Haupte der Bourbonen, dem Könige Ludwig XVIII., den man ihr als zugänglich schilderte, einen Besuch zu machen, wie sie es sich schon nach dem Weggang des Zaren vorgenommen hatte (S. 186), um ihm für sein Dokument betreffend Saint-Leu zu danken, indem sie zugleich die Hoffnung hegte, dadurch den Feinden den Mund zu stopfen. Ludwig gab ihr ohne Bedenken die verlangte Audienz mit Worten freundlicher Beruhigung; nach ihrem Weggang kamen Bekannte zu ihr aufs Schloß und meldeten ihr, daß sie vernommen hätten, wie die Begegnung dem Könige beinahe den Kopf verdreht habe; er sei ganz bezaubert von ihrem Geist, von ihrem Takt, von ihrem ganzen Benehmen und spreche nur von ihr; ja man habe sich ihm gegenüber am Hofe bereits den Scherz erlaubt, zu

[1] Cochelet, Mém. t. 2, p. 97—99, 104, 107, 109, 133.

sagen, er solle doch die Scheidung anordnen und sie heiraten, wenn er sie so reizend finde.[1]

Hortense täuschte sich indessen, wenn sie annahm, der Haß und die Verfolgungen, welche die Feinde gegen sie ausübten, würden sich jetzt vermindern. Im Gegenteil, ihre gute Aufnahme beim Könige steigerte nur die Leidenschaften, und die Angriffe auf sie wüteten wo möglich noch toller als vorher. Ja, es hieß jetzt, Saint-Leu sei die Brutstätte hochverräterischer Pläne der Bonapartisten, die dort ein- und ausgingen. Um diesem Vorwurf die Spitze abzubrechen, verlegte sie ihre Wohnung vom Lande in die Stadt. „Man wird", sagte sie, „hier besser beobachten können, was ich tue, und wer bei mir ein- und ausgeht." Am 16. November zog sie von Saint-Leu nach Paris, wo sie ihr Hotel in der Cerutti-Straße bewohnte und wie in der letzten Zeit möglichst wenig Besuche annahm. Unterdessen wurde ein Prozeß um den Besitz des ältern Sohnes in Gang gesetzt, der sich bis ins nächste Jahr fortspann und weder die bösen Zungen der Feinde beschwichtigte, noch die Ruhe der Königin förderte. Am 24. Dezember erging der Befehl von der Regierung, alles Vermögen der Familie Bonaparte unter Siegel zu legen; man begann beim Kardinal Fesch und schritt dann vor nach Morfontaine, einem Besitztum Josephs, des ehemaligen Königs von Spanien. Als die Beamten des andern Tages bei der Königin eintraten, empfing sie der Intendant Devaux mit fester Einsprache. Er machte den Vertrag mit der Königin, ferner ihre besondere Stellung geltend, und diesmal gewann das Recht die Oberhand. Man gab nach und zog ab. Solche und andere Quälereien dauerten bis zum Frühjahr.

Unterdessen war der Kongreß zu Wien den Winter über versammelt; allein weder die Kaiserin Marie Luise noch Prinz Eugen bekamen das, was ihnen durch den Vertrag vom 11. April des verflossenen Jahres zugesichert war. Auf einmal hieß es am 6. März 1815 in Paris, Napoleon sei den 1. März von Elba geflohen und in der Bucht von Juan zwischen Antibes und Cannes gelandet. Es war Montag, als Hortense diese Nachricht erfuhr. Sie war im Boulogner Holz spazieren gefahren und kam an den Tuilerien vorbei zur Königlichen Brücke; da sprengte ein vornehmer Reiter daher, der ihr die Neuigkeit brachte. Sie ließ anhalten und wurde, als ihr der Herr versicherte, er habe es eben jetzt vom Herzog Philipp von Orleans gehört, bleich wie der Tod. „Ach Gott," schrie die Königin, „welch ein Unheil wird über den Kaiser, über Frankreich und über uns hereinbrechen! Das ist schrecklich! Er hat eine solche Unklugheit nicht begehen können; man ist gewiß übel berichtet." Der Reiter hatte Mühe, die Herzogin zu überzeugen. „In den Tuilerien," fuhr er fort, „wohin die Kunde schon gestern Nacht gedrungen ist, herrscht die größte Aufregung, und man wird gegen die Anhänger Napoleons jedenfalls die strengsten Maßregeln ergreifen." „Glauben Sie," fragte Hortense, „daß meine Kinder dabei in Gefahr sich befinden?" „Ei, ich möchte nicht dafür stehen, daß man sie nicht als Geisel ergriffe; das wäre eine natürliche Maßregel." Das war genug für die unglückliche Mutter. Sie verabschiedete sich und fuhr rasch nach Hause, in die Cerutti-Straße.[3]

Die Prophezeiung der Frau von Krüdener erfüllte sich, wie es schien. Während die kaiserlich Gesinnten über die frohe Kunde in Entzücken gerieten, war die Königin

[1] Cochelet, Mém. 2, 137. 142. 143. 157. Souvenirs de Mad. Récamier 2, 77.

[2] Ibid. 2, 159. 167—168. 240. 245—249. 191. 193.

[3] Ibid. 2, 268.

tieftraurig und von unheilvollen Ahnungen erfüllt. „Ich beklage den Entschluß des Kaisers," sagte sie, „ich würde alles auf der Welt darum geben, wenn er nicht nach Frankreich zurückgekehrt wäre, weil ich für ihn kein Glück und keine Erfolge mehr sehe. Viele werden sich für ihn, viele sich wider ihn erklären, und wir werden einen Bürgerkrieg haben, dessen beklagenswertes Opfer der Kaiser selber sein wird." In ihrem Hotel angekommen, schickte sie die treue Luise zu einer Frau R., die ihr früher schon vorgeschlagen hatte, im Falle der Not die Prinzen im Hause ihrer Mutter zu bergen. Die Cochelet besorgte ihren Auftrag nach Wunsch, und als es dunkel geworden war, traten die beiden Knaben, von der Amme und ihrem Kammerdiener begleitet, aus der Hintertüre des Hauses, schritten leise durch den Garten und gelangten an ihren Zufluchtsort, den niemand verraten sollte, bis die Gefahr vorüber wäre. „Wenn ich nur," sagte die Königin, „die Kleinen in Sicherheit weiß, so schöpfe ich daraus Mut für mich selbst."[1]

Mittwoch den 8. März, mitten im Strudel des Ereignisses, war Gerichtstag; die Königin von Holland oder, wie sie amtlich hieß, die Herzogin von Saint-Leu verlor den Prozeß, den sie gegen ihren Gatten führte, den König Ludwig von Holland oder, wie er sich bescheiden nannte, Graf von St. Leu. Allein sie ertrug diesen Schlag jetzt ruhiger, als sie es einige Tage vorher getan hätte; denn dieses rein persönliche Erlebnis mußte vor dem schweren Ereignis des Tages, womit sich jedermann befaßte, zurücktreten. Nun kam die Nachricht, Oberst Labédoyère, der, weil er den Bourbonen nur ungern diente, in der letzten Zeit oft zum Besuche bei der Königin gewesen und im Februar zu seinem Regimente nach Südfrankreich abgegangen war, sei bei Grenoble den 7. März mit seinen Truppen zu dem dorthin vorgedrungenen Napoleon übergetreten. Da der Oberst, welcher das erste Beispiel des Abfalls der Truppen gegeben, zu der engern Besuchsgesellschaft der Herzogin gehört hatte, so galt es in Regierungskreisen für ausgemacht, daß dieser Putsch des Tyrannen, den man übrigens dem Volke als eine lächerliche Unternehmung Napoleons darstellte, in den Salons der Bonapartistin ausgeheckt worden sei. Indem man aber die Sache als eine Verschwörung aufgefaßt wissen wollte, sollte jetzt die Polizei ihre Spione in Tätigkeit setzen, um sich der Verschwornen zu versichern. Auch der Königin drohte diese Gefahr; aber sie zeigte sich sehr gottergeben, weil sie sich schuldlos wußte in dieser Sache, und weil sie überhaupt immer verkannt wurde. Doch ließ sie sich zuletzt überreden, zu einer Freundin, die in der Nähe des Hotels wohnte, Zuflucht zu nehmen. Nachts um 9 Uhr schritt sie durch die Gartentür und gelangte zu den Leuten, die ihr von früher her ihren Reichtum verdankten. Allein wie war sie erstaunt, als der Mann sie kalt empfing und sie nur für diese Nacht im Hause behalten wollte; denn er glaubte, Napoleons Unternehmen müsse fehlschlagen, und er selbst könnte sich durch seine Gastfreundschaft gegen die Königin Unannehmlichkeiten aussetzen. Aber Hortensia wollte den Mann nicht in diese traurige Gefahr bringen, sondern kehrte des andern Morgens früh in ihr Hotel zurück, indem sie über diese undankbare Handlung mit Recht betrübt war.[2]

Am 9. März war Napoleon schon nach Lyon vorgerückt. Je näher er kam, desto mehr geriet man in den Tuilerien in Verzweiflung, desto mehr steigerte man die Nachstellungen. Die Gefahr für Hortense wurde immer größer, weil die Straße, in welcher

[1] Cochelet, Mém. 2, 270. 277. 278. Auch der Kaiser Napoleon III. erwähnt diese Flucht in dem Fragment seiner Autobiographie bei Jerrold, vol. i, s. 73.

[2] Ibid. 2, 275. 279. 287. Correspondance de Napoléon I., t. 28, p. 11—18.

sie wohnte, von Spähern wimmelte, und es auch nicht mehr rätlich schien, hinten durch die Gartentür zu entkommen. Die Frauen waren wie auf Nadeln. Da erschien Luisens Bruder Adrian als Retter. Hortense sollte sich als Kammerfrau verkleiden und am Arme des jungen Mannes nach der Duphot-Straße geleitet werden. Dort wohnte eine Frau Lefèbvre, welche der Königin von Martinique her bekannt war, und welche sie hie und da in Paris aus Anhänglichkeit besucht hatte. Geschwind kleidete sich die Königin in Luisens Gewand; aber als deren Bruder ihr den Arm bot, kam ihr der Anzug und die ganze Sache so komisch vor, daß sie in ein tolles Gelächter ausbrach. Ungeachtet ihre Lage keineswegs lächerlich war, machte sich ihre schon lange gepreßte Seele hierdurch Luft und gewann wieder die Freiheit des Fühlens und Denkens. Das komische Paar trat hinaus zur Wegreise; es regnete; der Bruder trug einen Schirm und konnte damit das Gesicht seiner Dame den Blicken der Späher verdecken. Glücklich gelangten beide an ihren Bestimmungsort, und die Königin wurde dort freudig aufgenommen. Mit Bangen erwartete man seine Rückkehr; aber als er zurückkam, war er nicht guten Humors. „Du hast mir da", sagte er zu seiner Schwester, „einen schrecklichen Kavalierdienst aufgetragen. Beim Umbiegen zum Boulevard haben uns die Leute scharf aufs Korn genommen, so daß ich für die Königin zitterte und nicht wenig in Furcht geriet, man möchte uns nachfolgen. Zur Vermehrung meiner Angst tat die Königin nichts als lachen. Ich sagte ihr, sie sollte sich in acht nehmen; sie sollte nicht mit solcher Eleganz einhergehen, und die kleinen Taffetschuhe hätte sie auch zu Hause lassen können." Der Unmut des Bruders kam natürlich nur von der Furcht, die er für die Königin hegte; im Grunde des Herzens war er zufrieden, daß er ihr einen nützlichen Dienst hatte leisten können.[1]

In Lyon hatte der Kaiser bereits einige Verordnungen gegen die Einrichtungen der Bourbonen erlassen, unter anderm die Wiedereinführung der dreifarbigen Kokarde statt der weißen Lilien, die Wiedererstellung der kaiserlichen Gerichte, die Auflösung der Kammern. Von Lyon weg zog er den 13. März an der Spitze von 25000 Mann nach Mâcon, dann weiter nach Châlon an der Saone, und den 18. März traf er schon in Auxerre ein. Am Hofe hatte man das größte Vertrauen auf General Ney, vormals einer von Napoleons Marschällen, gesetzt, obwohl er nur eines Küfers Sohn war. Seine Gattin, Eglé Auguié, Nichte der Frau Campan, Schülerin von Saint-Germain (S. 134) und Freundin Hortensias, war kurz nach der Landung Napoleons bei dieser auf Besuch gewesen und hatte sich als Echo ihres Gatten über das Unternehmen des Kaisers in ziemlich abfälligen Ausdrücken ausgelassen, welche die Königin kalt beantwortete. Als sie dagegen zwei Tage nach der Abreise ihres Mannes zum Heere sich in die Tuilerien verfügte, wurde sie dort förmlich geliebkost und gehätschelt: „Ihr Gemahl wird unser Retter sein."[2] Gewiß hatte er keine verräterischen Absichten, sondern meinte es ehrlich mit dem Kampf für den König. Allein die niederschlagenden Nachrichten über den raschen Rückgang der bourbonischen Sache und die allgemeine Begeisterung der Franzosen für den ruhmreichen Kaiser bestimmten ihn, bei Auxerre den 18. März ebenfalls zu ihm überzutreten. Jetzt gab man am Hofe alles verloren. In der Nacht vom 19. auf den 20. März, als man vernahm, daß Napoleon in Fontainebleau eingezogen sei, floh der König mit seinen Verwandten und Ministern nach Belgien und England.

[1] Cochelet, Mém. 2, 288—293.

[2] Ibid. 2, 276. 278.

Als der Tag anbrach, wehte noch die bourbonische weiße Fahne auf dem Dache der verödeten Tuilerien; aber bald füllte sich der Palast mit Bonapartisten.

Königin Hortense war aus ihrem Verstecke nach Hause in ihr Hotel geholt worden, wo sie gerade zum Mittagessen eintraf. Nach der Tafel meldete ihr ein Offizier der Nationalgarde, daß alle vormaligen Minister des Kaisers in den Tuilerien beisammen seien, daß sie eingeladen sei, dorthin sich zu begeben, und daß der Kaiser bald ankommen werde. Die Königin fuhr auch in der Tat mit ihrer Hofdame, Frau d'Arjuzon, nach des Kaisers Palast. Unterdessen holte Fräulein Luise Cochelet die Prinzen aus ihrem Verstecke. Man hatte ihnen nicht gesagt, weshalb sie hierher gebracht worden. Luise traf sie beim Spielen und Possenmachen, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, was draußen in der Welt vorging. Ihre Gefangenschaft hatte für sie eine Art Ferien gebildet, deren Dauer von 14 Tagen ihnen viel zu kurz vorkam, während sie den Ihrigen fast Jahrhunderte schienen. Es war ihnen aber gleichwohl angenehm, zu erfahren, daß sie ihre Mutter und — den Onkel wiedersehen sollten. Was den Abbé Bertrand betrifft, der seine Stunden im Lesen und Latein wieder beginnen sollte, so mochten die Jungen ihn leicht entbehren; die Purzelbäume und die Streiche traten an Stelle der Spaziergänge, deren sie beraubt waren.[1]

In den Tuilerien hatte sich alles mit Menschen angefüllt; da drang um 5 Uhr plötzlich ein Wagen in den Hof des Palastes, und es ertönte ein tausendstimmiger Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Napoleon wurde von mehrern Männern die Treppe hinaufgetragen und war so ergriffen von dem Empfang, daß ihm die hellen Tränen in die Augen kamen. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er seine innere Bewegung vor dem Volk nicht mehr beherrschen konnte. Die Königin Julie (von Spanien) und Hortense hatten große Mühe, durch das Gedränge zu ihm zu gelangen. Allein er empfing sie auffallend kalt. Er fragte seine Stieftochter, wo sie ihre zwei Kinder hätte, und als sie ihm mitteilte, sie seien verborgen, versetzte er: „Sie haben meine Neffen in eine schlechte Lage, mitten unter meine Feinde gebracht. Das Elend wäre besser für sie gewesen als der Schutz des Zaren. Und dieser Prozeß mit Ihrem Gatten, wer hat Ihnen dazu geraten? Man hat Sie Ihr Familienunglück zur Schau stellen lassen, welches Sie hätten verbergen sollen. Sie haben Ihren Prozeß verloren, das ist recht.“ Hortense weinte. Dessenungeachtet öffnete er ihr seine Arme und drückte sie an sein Herz. „Ich bin ein guter Vater, und Sie wissen es. Sprechen wir nicht mehr von alledem! Sie haben also die arme Josephine sterben sehen. O, wie hat mir das Herz geblutet!“[2] Bis um Mitternacht mußte Luise auf die Königin warten; endlich kam sie völlig erschöpft; die Kinder schliefen schon fest. Kaum konnte sie ihrem Bruder nach Wien noch ein paar Worte über des Kaisers Ankunft schreiben, so fielen auch ihr die Augen zu.[3]

Am folgenden Tage begab sich die Königin frühzeitig in die Tuilerien; sie brachte ihre beiden Söhne mit, die sehr begierig waren, ihren Onkel wiederzusehen. Sie wurden mit Zärtlichkeit aufgenommen; er liebkoste sie sehr und behielt sie lange; es schien, als

[1] Cochelet, Mém. 2, 320.

[2] Thiers, Hist. du Consul. et de l'Empire, t. XIX, p. 203. Cochelet, Mém. 2, 321. Souvenirs de Mad. Récamier 2, 78 et suiv.

[3] Cochelet, Mém. 2, 316. 317.

wolle er auf die beiden Jungen die Zuneigung übertragen, welche er seinem eigenen Sohne, dessen er beraubt war, nicht mehr bezeigen konnte. Mit Stolz zeigte er sie dem Volke, das sich unter seinen Fenstern zusammendrängte, und sie sahen der Heerschau zu, was für sie ein großes Fest war. Hortense hoffte nun, ein ruhiges Leben zu genießen; am Vormittag empfing sie nicht gerne Besuch, weil das die einzige Zeit war, die sie ihren Kindern und ihren gewohnten Beschäftigungen widmen konnte. Allein vergeblich schloß sie dann ihre Türe: wohl oder übel gelangte man bis zu ihr. Jedermann hatte um etwas zu bitten und wandte sich an die Königin als an diejenige Person, welche am leichtesten beim Kaiser Zugang hatte.[1]

Das geschah auch von seiten zweier hochgestellten Damen, der Frau Herzogin v. Orleans und der Herzogin v. Bourbon. Erstere hatte wegen eines Beinbruchs in Paris zurückbleiben müssen, und Hortense, die davon gehört, hatte sich nach ihr erkundigen lassen. Durch ihre Fürbitte gestattete der Kaiser beiden Frauen den Aufenthalt in Frankreich und bewilligte außerdem der Herzogin v. Orleans, der Mutter des nachmaligen Königs Philipp (1830—1848), eine Pension von 400000 Fr., und der Herzogin v. Bourbon eine solche von 200000 Fr. Die beiden Prinzessen hatten sich in der gleichen Lage befunden wie Hortense unter den Bourbonen, vereinsamt und ohne Stütze in ihrem Vaterlande. Hortense wußte wohl, wie das traurig war, und darum hatte sie Schritte beim Kaiser für beide getan.[2]

In dieser Zeit entwickelte Napoleon eine wunderbare Tätigkeit; es gab Tage, an denen er über hundert Briefe diktierte oder schrieb. Es galt nämlich jetzt, den Staat umzugestalten, und das Heer, welches in die Brüche gegangen war, wieder herzustellen; denn vom Ausland kamen schlimme Botschaften. Als der in Wien versammelte Kongreß am 7. März die Kunde von seiner Entweichung aus Elba vernommen hatte, entstand ein Sturm der Entrüstung bei den dort versammelten Potentaten und Staatsmännern, und es hieß: „Weder Friede noch Waffenstillstand; keine Versöhnung mehr mit diesem Menschen!“ Am 13. März schon vereinbarten sie die Erklärung: „daß Napoleon Bonaparte sich selber außerhalb der bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen gestellt und daß er als Feind und Ruhestörer der Welt sich der öffentlichen Acht preisgegeben hat.“ Napoleon hatte sich also in seiner Berechnung getäuscht; anstatt eines von Parteien zerrissenen Kongresses fand sich jetzt ein wenigstens im Hasse gegen ihn geeinigter Kongreß. Auf Zar Alexander, der das Jahr zuvor dem Kaiser noch einiges Wohlwollen bewiesen hatte, wurde gestichelt; das bewog den empfindsamen Mann, gegen Napoleon jetzt Worte des bittersten Hasses auszusprechen. „Europa bedarf eines Beispiels“, sagte er zu einem Agenten Hortensias, der ihn für die Wendung der Dinge in Paris zu gewinnen suchte. Als aus den Briefen Hortensias und Eugens, die auf dem Tische des Kongresses lagen, ihre Zuneigung zu Napoleon deutlich hervortrat, glaubte der Zar nun auch an die Vorgabe der Bourbons, sie beide seien Teilnehmer einer Verschwörung, und er wollte den Prinzen Eugen, mit dem er sonst gern Arm in Arm durch die Straßen Wiens spazieren gegangen war, sogar verhaften lassen, während er

[1] Cochelet, Mém. 3, 6. 19.

[2] Ibid. 3, 20. Einige Briefe der Herzogin von Orleans an Hortense aus den Monaten März und April des Jahres 1815 finden sich abgedruckt in dem Buche von Hortense, La Reine Hortense, p. 183—187.

sich bisher bemüht hatte, beim Kongreß ein Fürstentum für ihn herauszuschlagen. Eugen erklärte sich offen und mutig gegen ihn, suchte jedoch seinen Zorn zu beschwichtigen.[1]

Während des drohenden Gewitters kam dem bedrängten französischen Kaiser oft das Bild seiner treuen Josephine in den Sinn, und eines Tages ließ er seiner Tochter sagen, er möchte einen Besuch in der Malmaison machen und dort mit einigen Gästen das Frühstück nehmen. Hortense, die seit dem Tode ihrer Mutter selber nie mehr das Sterbehaus derselben gesehen hatte, eilte hinaus, um auf den folgenden Morgen alles Nötige vorzubereiten. „Es ist eigentlich eine Schwäche", seufzte sie, als sie mit ihren Begleiterinnen spät in der Nacht daselbst ankam und ihr Schlafzimmer betrat, „daß man Leid trägt um den Verlust der Verstorbenen. Wäre meine liebe Mutter zufrieden, wenn sie heute noch lebte? Und wer sagt uns, daß sie morgen nicht in Verzweiflung geriete? Man sollte eigentlich eher die beklagen, welche zurückbleiben, und besonders diejenigen, deren Geschicke mit den großen Ereignissen dieser Welt verknüpft sind. Für sie gibt es weder Ruhe noch Glück." Am andern Morgen erschien der Kaiser mit einigem Gefolge. Nach dem Frühstück bestieg man die Wagen, fuhr durch das Gehölz, besuchte das Schweizerhaus und die Schloßgalerie, welche einige Gemälde von hohem Werte enthielt; dann flüsterte er der Tochter mit erregter Stimme zu: „Ich möchte das Zimmer der Kaiserin Josephine sehen." Die Königin erhob sich, um ihn zu begleiten; aber er sagte zu ihr: „Nein, Hortense, bleiben Sie hier; ich werde allein hingehen; es würde Sie zu sehr aufregen." Einige Zeit nachher kam er wieder mit nassen Augen und sichtlich bewegt heraus; eine wehmütige Erinnerung hatte seine Seele durchdrungen. Bald darauf fuhr man nach Paris zurück.[2]

Der Krieg mit den Verbündeten war jetzt unvermeidlich geworden; allein bevor der Kaiser ins Feld zog, wollte er Volk und Heer durch ein Fest ermuntern, für das er eine Bezeichnung aus der Zeit des Königs Pipin hervorholte, nämlich das **Maifeld** (Champ-de-Mai), obschon es auf den 1. Juni verschoben wurde. Er hatte nämlich angekündigt, daß an diesem Feste die Kaiserin Marie Luise und der König von Rom gekrönt werden sollten; allein diese ließ man nicht von Wien wegkommen, und auch die Eröffnung der Kammern mußte er auf den 5. und 7. Juni verschieden. Königin Hortense begab sich mit ihren beiden Prinzen zum Festplatz auf dem Marsfelde. Es waren ihnen auf einer Tribüne Plätze hinter dem Thronsessel des Kaisers vorbehalten worden. Gegenüber dem Throne erhob sich ein Altar, an welchem die neuen Adler eingesegnet wurden, die der Kaiser an das Heer verteilte. Die Marschälle, die Generale, die hohen Staatsbehörden waren bei der Feier gegenwärtig. Alles war begeistert; das Fest schien gelungen. Nur Hortense konnte die Sicherheit und die Freude des Volkes nicht teilen.[3]

Bald darauf mußte der Kaiser ins Feld ziehen. Vorher begab sich eine rührende Abschiedsszene, welche der Verfasser der Briefe aus London erzählt.[4] „Ich habe den jungen Prinzen Ludwig gesehen", schreibt er, „bei einer Gelegenheit, die mir unvergeßlich bleibt. Es war am Tage vor der Abreise Napoleons nach Waterloo. An diesem Tage hatte mich der Kaiser zu sich rufen lassen, um mir einen wichtigen Auftrag zu geben.

---

[1] Über die Sinnesänderung des Zaren gegen Hortense u. s. w. sehe man Cochelet, Mém. 1, 303. 3, 80 et suiv.

[2] Ibid. 3, 30—39. Fourmestraux, Hortense, p. 225.

[3] Ibid. 3, 70—80 mit dem amtlichen Bericht in der Anmerkung.

[4] Lettres de Londres 1840 bei Duval, p. 49. Jerrold, vol. 1, s. 94.

Als ich zum elysäischen Palast kam, befand sich der Kaiser noch beim Frühstück mit seiner Familie. Außer seinen Brüdern und der Königin Hortense hatte er die beiden Knaben der letztern bei sich, mit welchen er gern spielte, und aus welchen er wahrhaft verwöhnte Kinder machte, besonders aus dem jüngern, der durch sein Alter und seine Gestalt am meisten an seinen eigenen Sohn, den König von Rom, erinnerte, welcher damals in Österreich festgehalten wurde. Ich war in ein anstoßendes Zimmer geführt worden. Der Kaiser schien traurig und sorgenvoll, obwohl seine Rede kurz und betont, sein Gedanke klar und genau war. Ich hörte mit der größten Aufmerksamkeit auf alles, was er mir sagte, als ich mich zufällig umsah und bemerkte, daß die Türe, durch welche der Kaiser eingetreten war, halb offen stand. Ich wollte hingehen, sie zu schließen; aber ich sah alsbald einen kleinen Knaben ins Zimmer schlüpfen und sich dem Kaiser nähern. Es war ein reizender Junge von sieben bis acht Jahren mit blondlockigem Haar, blauen ausdrucksvollen Augen und in der Uniform der Lanzenreiter der Kaisergarde. Sein Gesicht trug den Ausdruck eines schmerzlichen Gefühls; sein ganzes Auftreten offenbarte heftige Bewegung, welche er zurückzuhalten sich anstrengte. Als das Kind sich genähert hatte, kniete es vor dem Kaiser nieder, legte den Kopf und die Hände auf dessen Knie, und dann ließ es seinen Tränen freien Lauf. „Was hast du, Ludwig?" rief der Kaiser mit einer Stimme, welche deutlich durchblicken ließ, daß diese Unterbrechung ihm ungelegen kam, „warum kommst du hierher, und warum weinst du?" Aber das eingeschüchterte Kind antwortete nur mit Schluchzen; allmählich indessen beruhigte es sich und sagte endlich mit sanfter, aber trauriger Stimme: „Sire, meine Hofmeisterin sagte mir eben, daß Sie in den Krieg ziehen wollen. O, gehen Sie nicht fort! Gehen Sie nicht fort!" „Aber warum willst du, daß ich nicht fortgehe?" rief der Kaiser mit einer durch die Sorge seines jungen Neffen gemilderten Stimme. „Das ist ja nicht das erste Mal, daß ich in den Krieg ziehe. Warum bist du betrübt? Fürchte nichts! Ich werde bald wiederkommen." „O, lieber Onkel! Die bösen Verbündeten wollen Sie töten. Lassen Sie mich mitgehen, lieber Onkel!" Der Kaiser antwortete nichts; die Liebe des Kindes ging ihm sehr zu Herzen. Er nahm den Knaben auf seine Knie, schloß ihn in seine Arme und drückte ihn heftig an sich. Bewegt von dieser rührenden Szene, weiß ich selbst nicht mehr, welcher Gedanke mir durch den Kopf ging; aber ich beging die Torheit, daß ich vom Könige von Rom sprach. „Ach", rief der Kaiser aus, „wer weiß, wann ich ihn wiedersehen werde?" Der Kaiser war tief bewegt. Bald aber gewann seine Stimme wieder Festigkeit, und er rief laut: „Hortense! Hortense!" Und als sie herbei eilte, sagte er zu ihr: „Führen Sie meinen Neffen hinweg, und geben Sie seiner Hofmeisterin einen Verweis, weil sie durch unbesonnene Reden die Empfindsamkeit des Knaben erregt!" Nachdem er dann den Kleinen durch einige sanfte Worte beruhigt hatte, wollte er ihn seiner Mutter zurückgeben. Als er aber sah, wie sehr ich ergriffen war, sagte er lebhaft zu mir: „Umarmen Sie ihn! Er hat ein gutes Herz und eine schöne Seele." Während ich den Knaben mit Küssen und Tränen bedeckte, fügte er die Worte hinzu: „Ja, mein Lieber, er ist vielleicht die Hoffnung meines Geschlechts!"

Montag den 12. Juni, frühmorgens 4 Uhr, reiste Napoleon zu seinem Heere ab, diesmal düster und verstimmt. Mit seinem alten Glück begann er jedoch den Kampf. Er warf sich zuerst auf die Preußen und trieb sie, die des Angriffs noch nicht gewärtig waren, am 15. Juni von der Sambre bis hinter Fleurus. Am folgenden Tage siegte

er über sie bei Ligny, wo Blücher stürzte und von Glück sagen konnte, daß er der Gefangenschaft entging. Am gleichen Tage (den 16.) griff Ney bei dem hochgelegenen Wirtshause zu den vier Armen (Quatrebras) den linken Flügel Wellingtons mit gutem Erfolg an. Aber nun geschah am Sonntag den 18. Juni die große Schlacht bei Waterloo, wodurch Napoleons Heer und Glück gründlich zertrümmert wurden; am 21. Juni, morgens um 4 Uhr, langte er in Paris an und stieg vor dem elysäischen Palast ab.

Hortense hatte diese schrecklichen Junitage im dumpfen Sinnen hingebracht; aber jetzt, da alle verzagten oder grollende Stimmen erhoben, war sie stark und entschlossen, beim unglücklichen Kaiser auszuharren bis zum letzten Augenblick. Am Abend der Rückkehr besuchte sie ihn und kehrte, über sein Mißgeschick bestürzt und ermattet, zurück. Am 22. Juni sandte er den Kammern seine Abdankung. Er besaß jetzt keinen Fuß breit Land mehr in Frankreich; darum bat er seine Stieftochter, ihn in der Malmaison aufzunehmen. Hortense sagte ihm das nicht nur zu, sondern sie begleitete ihn auch. Zuvor aber ließ sie, da die Verbündeten im Anmarsch waren, ihre beiden Knaben wieder an einen sichern Ort verbergen, nämlich bei ihrer Strumpflieferantin, Frau Tessier am Boulevard Montmartre. In der Malmaison war sie freilich in Gefahr, das Schicksal Napoleons zu teilen; allein wenn man sie warnte, sagte sie: „Der Kaiser hat mich stets als sein Kind behandelt; es ist darum billig, daß ich ihm als dankbare Tochter beistehe." Mehrere seiner getreuen Generale und Marschälle hatten ihn dorthin begleitet; in ihrer Umgebung kam er wieder zur Sammlung des Geistes. Aber was nun? Er wollte nach Amerika auswandern und im Hafen von Rochefort ein Schiff besteigen. Nun näherte sich der Tag des Abschieds. Hortense ließ die Kinder aus ihrem Verstecke holen, trotzdem daß sie in große Gefahr geraten konnten. Der Kaiser segnete die beiden lieben Knaben, als er sie zum letztenmal umarmte. Napoleons Mutter war die letzte Person der kaiserlichen Familie, die hergekommen war, um vom Kaiser Abschied zu nehmen. Ihre Trennung glich einem von den erhabenen Augenblicken in der Geschichte, deren klassisch einfacher Ausdruck uns ergreift. „Lebe wohl, mein Sohn!" sagte Frau Lätitia, indem ihr zwei große Tränen entrollten, als sie ihm die Hand reichte. Die Antwort des Kaisers war ebenso kurz: „Liebe Mutter, lebe wohl!" Dann vereinigten sich Mutter und Sohn in einer letzten Umarmung, in welcher Hoheit, Demut und Liebe ineinanderflossen. Sie sahen sich nicht wieder. Auch Talma, der große Tragöde, erschien noch in diesem Augenblick; er hatte sich in einen Nationalgardisten verkleidet und war nach der Malmaison gekommen, um sich von dem Kaiser, dem er so oft die Welt auf den Brettern dargestellt hatte, zu verabschieden. Jetzt trat der General Becker ein, der von der Regierung hergesendet war, um des Kaisers Abreise zu betreiben. „Sire, alles ist bereit," sagte er. Napoleon trug einen kastanienbraunen Rock mit bürgerlichem Schnitt, einen runden Hut, und, indem der General vorausging, folgte er ihm durch den Vorplatz nach dem Garten. Seine Haltung schien ruhig. Die Soldaten, die Spalier bildeten, weinten. Jetzt stand ihm noch ein schwerer Abschied bevor, nämlich der von Hortense; sie erwartete ihn im Park. Dort überreichte sie ihm eine schwarzseidene Binde und bat ihn, dieselbe unter den Kleidern um den Leib zu tragen. Da sie schwer war, wollte er wissen, was sie enthalte. Es war ihr großes Diamantenhalsband. Da sie nämlich nicht ahnen konnte, welches Schicksal ihm bevorstände, so dachte sie, ein so wertvoller Gegenstand könnte ihm in der Not nützlich sein. Er wollte es zuerst nicht nehmen; doch ließ er sich dazu bestimmen, weil er wußte, daß es kindliche Liebe und treue Fürsorge

ihm schenkte. Schluchzend umarmte sie ihn; dann riß er sich los und eilte zu seinem Wagen. Es war abends halb sechs Uhr den 29. Juni eintausendachthundert und fünfzehn. Am 8. August fuhr er auf dem „Northumberland" aus England ab nach St. Helena.[1] Dort erlosch der Komet.

3. Flucht der Königin Hortense nach Konstanz. Ankauf des Arenenbergs.

Die Lage Frankreichs gestaltete sich nun der Art, daß Hortense an nichts anderes denken konnte, als ihr Vaterland zu verlassen, wo Familie und Freunde ihr mangelten und sie keinen Schutz mehr fand vor Verfolgungen, und selbst wenn sie diesen Entschluß von sich aus nicht gefaßt hätte, so wurde sie dazu gezwungen. Sie gedachte in ein Land auszuwandern, wo sie ruhig leben könne, einerlei ob nach der Schweiz oder nach Amerika.[2]

Fräulein Cochelet sorgte ihrer Herrin für ein Versteck in einem kleinen hübschen Hause an der Taitbout-Straße in geringer Entfernung und gegenüber der kleinen Gartentür der Königin. Die Prinzen, die noch in dem Hause am Boulevard Montmartre verborgen waren, wurden nebst der Amme und dem Kammerdiener in das neue Versteck geholt. Es war auch höchste Zeit; denn am 4. Juli 1815 ging die provisorische Regierung von Frankreich einen Vertrag ein, wornach das ganze französische Heer (noch etwa 100 000 Mann) sich jenseits der Loire zurückziehen sollte. Am 7. Juli rückten Blücher und Wellington mit ihren Truppen in Paris ein; zwei Tage darauf erschien der Bourbonenkönig Ludwig XVIII., und am 18. Juli trafen auch die drei verbündeten Monarchen, Kaiser Franz, Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm III. in der Hauptstadt ein. Der Entschluß auszuwandern, reifte jetzt immer mehr bei der Königin. Sie wollte nach der Schweiz reisen, wo sie in der Nähe von Genf ein kleines Haus hatte, Namens Pregny; allein sie mußte noch Pässe haben für die Reise. Unterdessen wurde dem Fürsten von Schwarzenberg ihr Hotel in der Cerutti-Straße angewiesen und zwar im Erdgeschoß. Die Königin war zufrieden in dem Gedanken, daß die Gegenwart des Oberbefehlshabers der feindlichen Truppen sie und ihr Haus beschirmen würde. Sie nahm auch keinen Anstand, aus ihrem Verstecke wieder in ihr Hotel zurückzukehren, ohne freilich die Kinder mitzunehmen.[3] Wiederholt mutete man ihr zu, sich an den Zaren Alexander mündlich oder schriftlich zu wenden; allein sie wollte nichts davon wissen, sei es, daß die Umstände sich seit einem Jahre geändert, sei es, daß der Zar andern Sinnes geworden, sei es, daß sie selbst eigensinnig war.[4]

Am Morgen des 17.[5] Julis ließ der preußische General v. Müffling, Platzkommandant von Paris, für die verbündeten Heere, den Verwalter der Königin, Herrn Devaux, zu sich entbieten und eröffnete ihm, daß die Königin Hortense, nunmehrige

---

[1] Cochelet, Mém. 3, 127. 135. 139. 145. 146. 150.

[2] Ibid. 3, 160. 161.

[3] Ibid. 3, 160. 161. 163. 177. 181. Für den Einzug der Verbündeten und Ludwigs XVIII hat die Cochelet andre Daten 3, 179 (3. VII.). 3, 181 (4. VII.). 3,184 (10. VII.).

[4] Über die veränderte Meinung der Königin von dem Zaren s. Cochelet 3, 177. 188—193. 196—202. Eugen sagte von seiner Schwester: parfois tu es une douce entêtée. Cochelet, Mém. 3, 178.

[5] Das Datum des 19. Julis, wie Cochelet, Mém. 3, 207 schreibt, worin ihr andre nachfolgen, ist unrichtig. Seite 212 gibt sie selbst als Datum der Abreise den 17. Juli 1815 an.

Herzogin von Saint-Leu, die Stadt Paris binnen zwei Stunden zu verlassen habe. Herr Devaux hielt ihm entgegen, es sei unmöglich, daß die Königin sich in so kurzer Zeit auf den Weg begeben könne; es sei ja nichts vorbereitet. Herr v. Müffling wollte auf seiner Forderung beharren, verstand sich aber zuletzt, noch einige Stunden dazu zu geben; jedenfalls dürfe sie nicht mehr in Paris schlafen; zu dieser Bedingung habe er sich verpflichten lassen. Herr Devaux meldete diesen gemessenen Befehl seiner erstaunten Herrin; diese nahm ihn mit eisiger Ruhe auf und traf ihre Vorbereitungen zum Einpacken. General Müffling anerbot ihr eine aus verbündeten Truppen bestehende Bedeckung; sie schlug dieselbe aus; dagegen nahm sie einen österreichischen Offizier an, der sie begleiten und während ihrer Reise sie und ihre Kinder beschützen sollte. Es war das ein Adjutant des Fürsten v. Schwarzenberg, Graf v. Boyna, Kammerherr des Kaisers von Österreich. Indessen hatte derselbe wegen der überstürzten Eile, womit alles betrieben wurde, seinen Auftrag nur mündlich erhalten, und dieser Mangel eines schriftlichen Ausweises verursachte den Reisenden mancherlei Widerwärtigkeiten.[1]

Am Abend um 9 Uhr standen die Wagen bereit zum Einsteigen. In den ersten stiegen die Amme des jüngern Prinzen Ludwig und die Kammerfrau Vincent, in den zweiten die Königin mit den beiden Knaben, in den dritten Herr v. Marmold, Hofkavalier und Graf v. Boyna. Die Königin empfand in diesem Augenblicke weniger das Schmerzliche der Trennung von ihrem Vaterlande, wo sie so viel Widerwärtiges, so viel Ungerechtigkeit, so viel Leid erfahren hatte, als vielmehr das Ungewisse ihrer Zukunft, der sie in fremdem Lande entgegen ging. Die Reisenden nächtigten das erstemal auf dem Schlosse Bercy, kurz vor Paris, wohin sie von einer Bekannten eingeladen wurden.[2]

Fräulein Cochelet aber und Abbé Bertrand blieben in Paris zurück, weil sie noch viel Notwendiges zu ordnen hatten. Luise hörte, daß Frau v. Krüdener nach Paris gekommen sei; da sie einander häufig besuchten, so brachte sie in Erfahrung, daß der erste Gedanke der hl. Allianz von der Krüdener dem Zaren beigebracht worden sei.[3] Diese Proklamation der drei Monarchen vom 12. September 1815 war nicht sowohl, wie gewisse Geschichtschreiber sagen, zur Niederhaltung der Volksrechte, zur Beförderung des Absolutismus und irgend einer Tyrannei erlassen, sondern sie war der Ausfluß einer frommen Stimmung des ideal gerichteten Zaren, der sie den andern beiden oktroyierte; politisch genommen ein totgebornes Kind. Bei der Bereinigung der ökonomischen Angelegenheiten Hortensias wurde Luise unterstützt durch eine dem Hause vertraute Frau Dépréville; sie und Luise bekamen dafür das Mobiliar der Zimmer, welche sie bewohnten, zur Belohnung. Die Möbel der Königin, welche man jetzt verpackte, wurden ihr nachgeschickt von Paris nach Genf und von Genf nach Augsburg; anderes, was man ohne Bedenken nicht im Palast der Königin belassen konnte, wurde der Frau Dépréville aufzuheben anvertraut. Nach einigen Tagen konnte dann der Nachtrab sich ebenfalls auf die Reise begeben: der Abbé Bertrand, Fräulein Cochelet, ihr älterer Bruder Carli und ein österreichischer Schwadronschef namens Appel.[4]

[1] Cochelet, Mém. 3, 207. 212.

[2] Ibid. 3, 212.

[3] Ibid. 3, 226. Auch Metternich in seinen Memoiren 1, 214—216 stimmt mit ihrer Auffassung überein.

[4] Ibid. 3, 228—234.

Die Herrschaft hatte unterdessen einen großen Vorsprung gewonnen. Die Reise war schon an und für sich in diesen Zeitläufen unangenehm genug, wurde aber höchst bedenklich, als man durch Gegenden kam, wo der Zorn der Royalisten über Bonapartes Familie den höchsten Grad erreicht hatte. In Dijon erlebte es Hortense, daß Herren und Damen unter wüstem Geschrei sie zur Gefangenen machen wollten, wobei es der ganzen Tatkraft des Grafen von Boyna bedurfte, sie zu befreien, da die Angreifer, lauter wütende Anhänger und Anhängerinnen der Bourbonen, ihre schlimmste Feindin, wie sie glaubten, endlich einmal in ihrer Gewalt hatten. Es war der Königin am meisten peinlich, daß sie von Landsleuten bedroht und von Fremden beschützt wurde. In Dole fand das Gegenteil statt. Die Bevölkerung, welche bonapartisch gesinnt war, sah es auf den österreichischen Offizier ab; denn sie glaubte, er führe die Königin als Gefangene mit sich; man wollte ihn töten, um sie zu befreien. Darum hatte sie große Mühe, den Leuten den wahren Sachverhalt begreiflich zu machen.[1]

Endlich erreichte die kleine Gesellschaft den Schweizerboden bei Genf und stieg im Gasthof Sécheron ab. Um Geld zu ersparen, schickte sie alsbald ihre Pferde auf ihr Landgut Pregny, welches nicht weit von Genf entfernt lag. Sie hoffte, in einigen Tagen daselbst einziehen zu können, sobald Fräulein Cochelet und die Möbel, welche sie von Paris erwartete, bei ihr eingetroffen wären. Die Königin fing an aufzuatmen; denn sie meinte jetzt am Ziele ihrer Reise zu sein; ihre Pässe, von den Gesandten aller Großmächte unterzeichnet, waren in Ordnung und wiesen sie nach der Schweiz, einem freien Lande, wo sie nach ihrer Einbildung sich das wahre Glück am liebsten in einer Sennhütte (chalet) dachte. Allein die trüglichen Einbildungen der Königin waren nicht von langer Dauer. Denn kaum waren die Behörden Genfs von ihrer Ankunft unterrichtet worden, als sie ihr, der Herzogin von St. Leu, wie sie amtlich tituliert wurde, den Befehl zugehen ließen, sie habe sich zu entfernen, da es ihr nicht erlaubt sei, auf dem Gebiete der Republik Aufenthalt zu machen. Nicht nur die „Herzogin", sondern auch ihr Begleiter, der Graf v. Boyna, kam in Verlegenheit; denn er hatte vom Kaiser Franz den Befehl erhalten, die Herzogin nicht zu verlassen, bis sie in der Schweiz in Sicherheit sei. Er konnte sie weder nach Frankreich zurückbringen, noch sie anderswohin als in die Schweiz geleiten, da sie keinen Paß für ein andres Land besaß. Mit Mühe gelang es ihm, einen Aufschub von wenigen Tagen zu erwirken, bis von Paris weitere Weisungen der Verbündeten einträfen. Als Frau v. Staël, die bekannte Schriftstellerin, in Coppet von der Anwesenheit der Königin erfuhr, fand sie nichts Gescheidteres zu tun, als dem Landammann der Waadt davon Kenntnis zu geben und ihm die Warnung zugehen zu lassen: „Nehmen Sie sich in acht, daß nicht der Kanton Waadt durch eine Verbindung mit Bonapartisten am meisten sich einer Unannehmlichkeit aussetze, und wählen Sie, wenn Sie können, lieber den Kanton Neuenburg, der keine politische Farbe hat!" Der Königin dagegen ließ sie sagen, es tue ihr leid, daß sie ihr keine Dienste in dieser Verlegenheit leisten könne; sie betreibe augenblicklich eine Forderung von zwei Millionen bei Frankreich, welche ihr Vater Necker den Bourbonen geliehen, und da würde es sie sehr verdächtig erscheinen lassen, wenn man wüßte, daß sie mit der Königin in näherer Verbindung stände.[2]

---

[1] Cochelet, Mém. 3, 235—242.

[2] Ibid. 3, 243—245. 250. Budé p. 116 et suiv.

Bald nachher machte sie einen Gang nach ihrem Gute Pregny, wo sie sich niederlassen wollte, und darum einige Anordnungen traf; allein sie mußte auch diesen Gedanken fahren lassen; denn als sie in den Sécheron zurückkam, meldete ihr Graf v. Voyna, sie müsse abreisen. Der französische Gesandte bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, Graf August v. Talleyrand (1814—1823), (nicht zu verwechseln mit seinem Verwandten, dem berüchtigten Verräter Talleyrand-Périgord) habe der Genfer Regierung anzeigen lassen, sie solle die Herzogin von St. Leu ausweisen; denn Frankreich werde nicht dulden, daß sie so nahe an der Grenze verweile. Und die Herren von Genf leihen ja den Bourbonen ihre Dienste. „Aber wohin soll ich denn gehen? In der Schweiz bleiben darf ich nicht und nach Frankreich zurückkehren auch nicht. Werft mich in den See; denn irgendwo muß ich doch Platz bekommen!" fügte sie lächelnd hinzu. „Wahrhaftig", sagte Voyna zu Herrn v. Marmold, „ich verstehe die Königin nicht. Ich weiß mir nicht zu helfen. Es handelt sich um ihre Ruhe, vielleicht um ihr Leben, und sie findet noch Worte, um darüber Späße zu machen. Daran erkennt man die ganze Leichtfertigkeit der Französinnen." Allein das Benehmen der Königin wurzelte nichts minder als in Leichtfertigkeit. Nachdem sie der Ungerechtigkeit und dem Übelwollen ausgesetzt gewesen, deren Angriffe sich der schlimmsten Waffen bedienten, die es gab, war sie in ihrer Verzweiflung auf alles gefaßt und nicht imstande, neues Unglück schwerer als das frühere zu nehmen. Noch einmal wurden bei der Genfer Regierung Schritte getan; aber man erhielt als große Gnade (grande grâce) nur die Vergünstigung, einen Tag länger bleiben zu dürfen. In dieser Zeit kam dann auch Abbé Bertrand mit Fräulein Cochelet an, die der Königin nachgereist waren; von diesen erfuhr sie, daß Napoleon gefangen worden sei von den Engländern.[1]

Jetzt entschloß sich Hortense, nach Aix in Savoyen sich zu begeben, wo sie und ihre Mutter früher längere Aufenthalte gemacht hatten. Dort mußten noch dankbare Erinnerungen an ihre Wohltaten vorhanden sein, und wenn sie auch keine Freunde unter den neuen Behörden zu finden hoffte, so war sie doch sicher, im dortigen Volke Mitgefühl zu finden, das ihr als Schirm dienen konnte. Während sie in der freien Schweiz eine Zuflucht vor ihren Verfolgern zu finden gehofft hatte, war sie jetzt froh, als sie dem ungastlichen Boden Genfs den Rücken kehren konnte. Immerhin hegte sie die Zuversicht, bald nach Pregny zurückzukehren, falls die Behörden ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten; da man sich nämlich in der Badezeit befand, so war das Leben in jenem Kurort sehr teuer und der Platz jedenfalls äußerst beschränkt. Darum sandte sie den Abbé Bertrand, Herrn v. Marmold und einige Dienstboten nach Pregny, um die nötigen Vorkehrungen zu treffen. In Aix angekommen, verabschiedete sich Graf v. Voyna, um nach Paris zurückzukehren. Er versprach der Königin, ihr andre Pässe und diejenigen Papiere zu verschaffen, welche für ihren künftigen Aufenthalt erforderlich wären. Ungefähr eine Woche nachdem die Königin eine Wohnung bezogen hatte, kamen die nach Pregny verordneten Herren und Dienstboten samt den Pferden ebenfalls nach Aix, zum großen Erstaunen ihrer Herrschaft. Die Genfer Behörden hatten ihnen nämlich am 9. August den Befehl zugeschickt, sofort sich wegzubegeben und das Gebiet des Kantons Genf zu verlassen.[2]

Trotzdem scheint die Königin den Gedanken an eine Niederlassung in der Schweiz nicht aufgegeben zu haben. Wenigstens schrieb Fräulein Cochelet von Aix aus an den

[1] Cochelet, Mém. 3, 252—254.
[2] Ibid. 3, 255. 256. 274.

Sohn der Frau v. Krüdener, Herrn Baron Krüdener, den damaligen russischen Geschäftsträger bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, der zu dieser Zeit im Bad Schinznach im Kanton Aargau sich erholte. Die Frage der Niederlassung ging allmählich ihrer Lösung entgegen. Am 24. Juli 1815 hatten die vier Großmächte unter sich vereinbart, es würden die aus Frankreich verbannten oder flüchtigen Bonapartisten, wenn sie richtige französische Pässe besäßen, in Österreich, Rußland und Preußen zugelassen mit der Bedingung, daß ihnen gewisse Provinzen in diesen Staaten angewiesen würden, und daß sie unter besondrer Überwachung ständen; dagegen könne denselben kein Aufenthalt weder in der Schweiz, noch in den deutschen Mittelstaaten, noch in den Niederlanden, noch in Italien gestattet werden. Vermutlich stützten sich diejenigen schweizerischen Behörden, welche den verbündeten Mächten Knechtesdienste leisteten, auf diese letztre Vorschrift, als sie sich dem Aufenthalt der Königin in der Westschweiz widersetzten. Durch die Bemühungen des nach Paris zurückgekehrten Grafen v. Boyna geschah es, daß die Großmächte für die „Herzogin von St. Leu" eine Ausnahme eintreten ließen. Denn die Gesandten der verbündeten Mächte beschlossen in ihrer Sitzung vom 27. August 1815, sie seien geneigt, der Frau Herzogin von St. Leu zu gestatten, daß sie ihren Aufenthalt in der Schweiz fortsetze, woselbst sie von den Bevollmächtigten der vier Höfe und demjenigen des Königs von Frankreich bei der schweizerischen Eidgenossenschaft werde überwacht werden. Dieser Beschluß wurde der Herzogin in Aix durch den Präfekten, Baron Finot in Chambéry, der ihn seinerseits von dem französischen Polizeiminister Decazes erhalten hatte, am 6. September 1815 mitgeteilt.[1]

Mittlerweile kam eine Hiobspost um die andre aus Frankreich: die Wegführung des Kaisers nach St. Helena (8. August), Hinrichtung und Ermordung treuer Bonapartisten Labédoyère, Ney); aber das Allerschlimmste war, daß zu Ende Septembers der Baron Zuyte, ein Abgesandter des Königs Ludwig von Holland, der sich in Rom niedergelassen hatte, in Aix erschien, um den ältern Prinzen, welcher ihm laut Urteil (S. 191) zugesprochen war, abzuholen. Da der Baron keineswegs einen Charakter zu haben schien, der einer Mutter Vertrauen einzuflößen vermochte, so wollte Hortense den Sohn nicht mit demselben allein reisen lassen, sondern bestellte seinen Hofmeister aus Paris, damit er ihren Sohn nach Italien begleite. Dieser Lehrer war ein rechtschaffener Mann; er besaß weder große Talente, noch große Kenntnisse; aber seine Gesinnung war nicht zweifelhaft, und das war für die Königin jetzt die Hauptsache. Die unglückliche Mutter konnte nun keine Mittel mehr, um sich der Trennung zu widersetzen. Sie mußte den Sohn einem Vater überlassen, der dem Knaben fremd war, und dem er daher keine Liebe entgegenbringen konnte. Es war eine herzzerreißende Szene, dieser Abschied des elfjährigen Knaben von seiner Mutter und dem kleinen Bruder Ludwig, die in bittern Tränen zerflossen. Der Kleine war so betrübt über den Abschied seines Bruders, daß er krank ward und die Gelbsucht bekam, welche glücklicherweise ohne Gefahr verlief; die Mutter aber erkrankte so ernstlich, daß sie mehrmals täglich in Ohnmacht fiel, die alle ganz ratlos ließ; denn mochte sie auch jedesmal ein wenig sich erholen, so fiel sie doch mehr und mehr der Entkräftung anheim, weil sie keine Speise genoß, so daß sie keinen Schritt mehr gehen konnte.[2]

[1] Cochelet, Mém. 3, 303. 308. 309. 310. Giraudeau p. 13.

[2] Ibid. 4, 11. 31.

In diesen Tagen erhielt sie einen Protokollauszug über die Sitzung, welche die Botschafter der Großmächte am 21. Oktober 1815 ihretwegen gehalten hatten. Darin war mitgeteilt, daß die Konferenz der Bevollmächtigten nichts dagegen einzuwenden habe, wenn die Herzogin von St. Leu mit ihrem Sohne Ludwig, sowie auch mit ihrem Gefolge, sich im Kanton St. Gallen niederlassen wolle, jedoch mit der Verpflichtung, dieses Gebiet nicht zu verlassen. Unterzeichnet waren: Castlereagh, Hardenberg, Humboldt, Weißenberg, Rasumosky, Metternich und Capo d'Istria. Da ihr indessen nach Erkundigungen, welche Luise Cochelet von Baron Krüdener erhalten hatte, das Klima von St. Gallen als zu rauh geschildert wurde, so beschloß sie, sich in Konstanz niederzulassen in der Hoffnung, daß sie dort gut aufgehoben würde, weil sie mit dem Großherzog von Baden durch dessen Gemahlin, Stephanie von Beauharnais, verwandt sei. Sie verlangte also von der eidgenössischen Regierung nur die Erlaubnis zur Durchreise, sowie die hiezu erforderlichen Pässe. Unterdessen rückte die Jahreszeit vor; aber der Zustand der Königin besserte sich nicht. Wie sollte sie zur Winterszeit eine so lange Reise aushalten können? Die geringe Sorgfalt, die sie auf ihre Genesung verwendete, flößte am meisten Besorgnis ein; denn es schien, als sehe sie das Hinschwinden ihrer Kräfte gerne, und als finde sie Trost nur in der Hoffnung, daß durch den Tod ihren mannigfachen Leiden endlich ein Ziel gesetzt werde. Der Gedanke an ihren Sohn vermochte sie allein, die nötigen Schritte zur Abreise zu tun; denn für sie selbst waren ihr alle Verhältnisse, alle Örtlichkeiten ganz gleichgültig. Diese ihrer Gesundheit so schädliche Entmutigung hatte den höchsten Grad erreicht. Da brachte man ihr eines Tages einen Brief von ihrem Bruder Eugen. Schon die Schrift der Adresse, die sie so lange nicht mehr gesehen hatte, erregte sie lebhaft; sie vermochte wieder zu weinen und empfand darin eine wahrhafte Erleichterung für ihr gepreßtes Herz. „Es bleibt mir doch noch eine wahrhafte Liebe auf Erden", wiederholte sie mit frohem Entzücken, „mein guter Bruder bekümmert sich um mich; ach, seine zärtliche Sorgfalt belebt meine Seele!" Mehrmals las sie den Brief des Bruders, und indem sie darin den Ausdruck dieser so warmen Liebe wiederfand, welche eines der süßesten Gefühle ihres Lebens war, fühlte sie sich wieder erquickt, und von diesem Augenblicke an dachte sie entschieden an ihre Abreise. Übrigens suchte sie seit dem Jahre 1813, wo sie ihre liebe Freundin, Frau Broc, auf so schreckliche Weise verloren hatte, ihren Trost in der christlichen Religion und in der christlichen Wohltätigkeit.[1]

Nun kam auch der Schweizer-Paß an, den Wyß, der Bürgermeister des in diesem Jahre regierenden Vororts Zürich für die Herzogin von St. Leu ausstellte, nämlich daß sie mit ihrem Sohne und ihrem Gefolge durch die Kantone Genf, Waadt, Bern, Aargau, Zürich und Thurgau ungehindert nach Konstanz reisen könne. Derselbe war datiert vom 17. November 1815.[2] Auch von Paris aus kam Zustimmung zu dem Reiseziel, das die Herzogin nach Konstanz verlegt hatte.[3]

Am 28. November 1815 verließ die Königin mit ihrem Gefolge in drei Gefährten, einem Fuhrwagen und einem Planwagen die Stadt Aix und kam abends in Genf an, stieg aber erst in Pregny aus; denn sie wollte Geld ersparen und erinnerte sich, daß man sie das letzte Mal im Gasthaus als Königin, d. h. sehr teuer bezahlen ließ. Da

[1] Cochelet, Mém. 4, 33, 35.
[2] In französischer Sprache abgedruckt bei Cochelet, Mém. 4, 43. Budé p. 126.
[3] Cochelet, Mém. 4, 45.

aber die Räume seit langer Zeit nicht bewohnt waren, so herrschte darin eine eisige Kälte. Trotzdem und ungeachtet die Gesellschaft durch das lange Fahren wie gerädert sich fühlte, hätte sie noch schlafen können, wenn nicht Hufschlag und Waffenlärm sie geweckt hätte. Was war's? Fünfzig Mann umzingelten das Gebäude, um am Morgen Haussuchung zu machen auf höhere Anordnung. Während nämlich Napoleons Bruder, der König Joseph, auf dem Meere sich befand, um nach Amerika zu reisen, hatte sich das Gerücht verbreitet, er habe sich in der Schweiz verborgen. Man hatte angenommen, eine Kammerfrau der Königin, mit Namen Fräulein Lacroix, welche groß und stark war und kein weibliches Gesicht hatte, könnte der verkleidete König Joseph sein, und man kam, um Augenschein davon zu nehmen. Die Männer durchsuchten das ganze Haus, mußten aber mit langer Nase abziehen.[1]

Ich übergehe die Quälereien und Hindernisse, welche die Königin auf ihrer fernern Reise von Genf nach Lausanne, Payerne, Murten, Bern erfahren mußte; sie geben ein klägliches Beispiel, wie sich die schweizerischen Polizeibeamten als Schergen der bourbonischen Regierung gebrauchen ließen; doch darf ich nicht verschweigen, daß sich ihre Reise verbesserte, je tiefer sie in die deutsche Schweiz vorrückte. Am 5. Dezember verließ sie Bern, speiste in Aarau, schlief in Baden; den folgenden Tag fuhr sie über Zürich und nächtigte in Winterthur; den 7. Dezember nahm sie das Mittagessen in der Krone zu Frauenfeld, in dem Gebäude, das jetzt der Hypothekenbank gehört und neben der katholischen Stadtkirche sich befindet. Diese Krone war ein alter Gasthof, den die aus Isni stammende katholische Familie Rogg notorisch schon während des dreißigjährigen Krieges (1633) inne gehabt hatte. Die Reisenden empfanden große Freude, daß die Kronenwirtin Rogg Französisch sprach. Das stimmte sie zu der Annahme, daß ihr Gasthaus (son gite) das beste auf der ganzen Reise gewesen, obgleich es nicht besser war als die andern. Zu der Zeit, da die französischen Truppen gegen die Österreicher das siegreiche Treffen bei Frauenfeld lieferten (25. Mai 1799) war die Rogg noch „ein junges, hübsches Mädchen", und seither hatte sie den französischen Unterricht, den sie von den artigen französischen Offizieren erhalten, nicht vergessen.[2] Sie erinnerte sich mit Freude einiger von ihnen, deren Namen nachmals berühmt wurden. Die Namen Lorge, Lecourbe, Molitor, Oudinot und Foy, dazumal Schwadronschef der leichten Artillerie, wurden von ihr mit einem unbefangen liebevollen Interesse ausgesprochen. Sie erkundigte sich nach dem Schicksal aller dieser Generale mit dem Eifer einer Verliebten. Ihr Gasthaus hatte oft die Ehre gehabt, den Oberbefehlshaber (Masséna?) zu herbergen, welcher (25. September 1799) die berühmte (zweite) Schlacht bei Zürich gewann. Frau Rogg erzählte der Königin begeistert von der Bewunderung, die sich in Frauenfeld erhalten habe, für die Kaltblütigkeit, die Geistesgegenwart und den Mut des jungen Schwadronschefs Foy. Dieser Offizier, welcher mit seiner Schwadron in Frauenfeld sich befand, wollte einen ihm befreundeten Oberst besuchen, der auf den Vorposten das Dorf Pfyn

[1] Cochelet, Mém. 4, 54—57.

[2] Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Kaplan Kuhn in Frauenfeld stammte Frau **Genovefa Rogg**, geb. Weber, von Menzingen im Kanton Zug; sie wurde den 24. Februar 1794 mit Jos. Ulrich Rogg von Frauenfeld, Stadtrichter, **Kronenwirt** und Großrat getraut. Sie starb den 19. Februar 1852 im Alter von 78 Jahren, 3 Monaten, 6 Tagen. Zur Zeit des Treffens bei Frauenfeld zwischen Franzosen (Oudinot) und Österreichern (Petrasch), war sie bereits 26¹/₂ Jahr alt und verheiratet, also kein junges Mädchen mehr, wie die Cochelet meint.

besetzte. Auf einmal ward er von einer Schar Reiter umzingelt, welche auf Rekognoszierung ausgeritten waren. Es war nicht möglich, sich zu verteidigen, und nachdem man ihm nur seinen Säbel weggenommen, übergab der kommandierende Offizier ihn zwei Dragonern, die ihn nach Weinfelden, ins Quartier des Generals Korsakow bringen sollten. Um dorthin zu gelangen, mußte man einen Hohlweg passieren (franchir un défilé), welcher so eng war, daß zwei Reiter darin nicht nebeneinander vorwärtskommen konnten. Einer der Dragoner ritt also voran, befahl dem Gefangenen, ihm zu folgen, während sein Kamerad, der hinten nachritt, ihn mit den Augen bewachte. Alle drei ritten so ihres Weges, als Foy auf eine geschickte Weise seine Schabracke aufhob, unter welcher sich zwei Pistolen befanden, die man ihm wegzunehmen vergessen hatte. Hurtig ergriff er die eine dieser Waffen, jagte dem vordern Reiter eine Kugel in den Kopf; in dem gleichen Augenblick kehrte er sich um und wollte auf diese Weise sich des andern Dragoners entledigen, als der letztere sich gefangen gab.[1]

Noch am gleichen Tage verließen die Reisenden Frauenfeld und ihre liebenswürdige Wirtin, fuhren auf der Landstraße durch die Winterlandschaft des Thurtales linkshin auf die Höhe und stiegen abends spät, halb erfroren und totmüde zu Konstanz in dem ziemlich primitiven Gasthof zum Goldenen Adler an der Marktstätte ab, wo sie vorderhand Quartier nehmen wollten, bis von Karlsruhe Bescheid käme.[2]

Eine kleine Schneckentreppe führte in das zweite Stockwerk hinauf, wo eine einzige Wohnung zu benutzen war. Man befand sich jetzt im Großherzogtum Baden, welches die Königin wie eine Zufluchtsstätte ansah; der Gedanke, daß es nun möglich werde, sich hier ruhig niederzulassen, flößte ihr Geduld ein. Doch fand sich ein Umstand, an den sich die Gesellschaft nicht gewöhnen konnte; das war der Geruch der gußeisernen Öfen. Dieser verursachte ihnen soviel Kopfschmerzen, daß sie des andern Tages, um demselben zu entfliehen, obwohl es außerordentlich kalt war, ins Freie gingen, und die Stadt näher ansahen, die damals von ihrem frühern Glanze nur noch den Namen und die wundervolle Lage erhalten hatte. Ihre Straßen, ihre stillen Plätze, auf denen im Sommer wahrscheinlich Gras wuchs, das ruhige Aussehen der guten gastfreundlichen Bürger: dieser Anblick der stillen Stadt gefiel der Königin ungemein und nicht weniger dem kleinen Ludwig, der in seiner Phantasie schon Pläne machte von zukünftigen Gondelfahrten. Hortense hatte bisher im Verkehr mit der Welt und deren Größen soviel zu leiden gehabt, daß der Gedanke an Zurückgezogenheit, ja selbst an Einsamkeit einen mächtigen Reiz auf sie ausübte.

Die Königin durfte als nahe Verwandte der Großherzogin Stephanie berechtigte Hoffnung fassen, daß sie in Konstanz bleiben dürfe; allein sie sah sich getäuscht. Bald nach ihrer Ankunft daselbst erschienen der Bürgermeister der Stadt und der Kammerherr von Gemmingen in ihrem Gasthof, um im Auftrage des Großherzogs ihr anzuzeigen, daß ihr Aufenhalt in Konstanz nicht möglich sei. Sie gab zur Antwort, daß der Zustand ihrer Gesundheit und die Strenge der Jahreszeit ihr nicht

[1] Luise Cochelet, verehelichte Frau Parquin, starb den 7. Mai 1835 auf dem Wolfsberg; sie muß also ihre Memoiren vor diesem Datum geschrieben haben, die Erzählung von der Einkehr in der Krone mithin zwischen 1815 und 1835. Sie sagt t. 4, p. 84: Madame Rhok, qui vit encore au moment où j'écris ces mémoires. Und in der Note fügt sie bei: L'hôtel de *la Couronne* à Frawenfeld est maintenant un des meilleurs gites de la Suisse.

[2] Ibid. 4, 84.

weiter zu reisen erlaubten; man möchte ihr Frist geben bis zum nächsten Frühjahr. Diese Antwort war ihr inzwischen von der Großherzogin beigebracht worden, welche ihr geschrieben hatte: „Fasse Mut und bleibe ruhig! Vielleicht werden sich die Dinge bis zum nächsten Frühling zur Befriedigung aller in Ordnung bringen lassen.“ Der Kammerherr v. Gemmingen, den man von Karlsruhe hergeschickt hatte, berief sich auf die Vereinbarung der vier Großmächte vom 24. Juli (S. 202), wornach die Glieder der Familie Bonaparte nur in Preußen, Österreich und Rußland, nicht aber in den Mittelstaaten sich niederlassen dürften. Der Großherzog Karl suchte wie die schweizerische Eidgenossenschaft einem Konflikt mit Frankreich und den Großmächten auszuweichen, und dagegen konnte seine Gemahlin nicht viel einwenden, befand sie sich doch selbst in schwieriger Lage, als Verwandte der Königin dem Hasse der Partei preisgegeben, die jetzt Europa beherrschte. Viele Ränke wurden eingeleitet, um ihren Gemahl zur Scheidung zu veranlassen; allein Karl widerstand einer solchen Zumutung mit aller Kraft. Er hatte täglich Gelegenheit, seine Gattin, der er in Liebe zugetan war, gegen seine eigene Familie zu verteidigen, und die Ankunft der Königin in seinem Staatsgebiete bildete für ihn eine neue Verlegenheit, die er vermeiden wollte. Anderseits hätte er der Königin gefällig sein und der entschiedenen Anhänglichkeit seiner Gemahlin Genüge leisten mögen.[1]

So lange Hortense im Goldenen Adler wohnte, wo weder ein Piano noch französische Bücher sich fanden, empfand sie den Winteraufenthalt in der kleinen Landstadt[2] allmählich als eine herbe Verbannung, die ihr nichtsdestoweniger viele Ausgaben verursachte, da man sie auch bei ihren Zahlungen stets als „Königin“ behandelte. Darum trachtete sie darnach, ein eigenes Haus zu mieten und eigenen Haushalt zu führen. Nach längerm Suchen fand sie ein hübsch gelegenes Haus in der Vorstadt Petershausen am See, in dem vormals Schultheißschen Gute, welches nun einer Frau Zumstein gehörte. Das dreistöckige Haus, welches bis 1806 als Fabrik benutzt worden war, hatte so viele Fenster, daß es aussah wie eine Laterne; auf einer Außentreppe stieg man auf eine hölzerne Laube, von welcher man in die Zimmer gelangen konnte.[3] Es handelte sich ja weder um einen Palast noch um ein Hotel, sondern nur um ein geräumiges, reinliches Haus, welches eine schöne Aussicht hatte. Bis die nötigen Reparaturen fertig waren, blieb man im Goldenen Adler (im ganzen seit der Ankunft 5. Dezember 1815 bis 4. Januar 1816). Ende Dezembers kamen auch die Kisten mit den Möbeln, welche von Paris nach Pregny und von da an den Bodensee geführt worden waren, in Konstanz an.

[1] Cochelet, Mém. 4, 85—87.

[2] Luise Cochelet ist so gerecht, daß sie anfangs der dreißiger Jahre, wa sie ihre Memairen niederschrieb, dem Aufschwung der Stadt Kanstanz unter der graßherzoglichen Regierung in einer Anmerkung (t. 4, p. 88) folgende Anerkennung zallt: „Vor 15 Jahren (1815) war Konstanz aller Hilfsmittel, die man auf Reisen fa gerne zur Hand hat, gänzlich bar; allein diese Stadt hat sich sehr verändert seitdem. Hübsche Läden und prächtige Warenlager sind eröffnet warden; Fabriken hat man gegründet; ein Kasina ist daselbst gebaut warden; Dampfschiffe durchfurchen den Ober- und Untersee und führen alljährtich Tausende von Fremden her. Die möblierten Gasthöfe in Kanstanz wetteifern mit den schönen Gasthöfen der Schweiz, die sich nicht weniger durch den guten Tisch, den man dart genießt, als durch die Reinlichkeit, die daselbst herrscht, mit Recht empfehlen; kurz, Kanstanz ist heutzutage (1830—35) eine derjenigen Städte, wetche wert genug sind, um Fremde, die ihre schöne Lage bewundern wallen, herzuziehen.“

[3] Ibid. 4, 88. 99. 100. Über den Galdenen Adler s. Marmor, Topagraphie der Stadt Konstanz S. 214, und das Schultheißisch-Zumsteinsche Gut, ebenda, S. 368. Cochelet, Mém. 4, 240.

Die kahlen Wände des künftigen Wohnhauses wurden tapeziert; man beeilte sich auszupacken und die Möbel, diese alten Bekannten, in der neuen Wohnung aufzustellen. Die Königin hatte jetzt wieder ihr großes Bette, ein gutes Kanapee und ein Piano nebst den gewohnten kleinern Gegenständen, welche ihr die „Laterne“ zum gemütlichen Heim umwandelten. Gleich nach Neujahr 1816 konnte die Königin mit ihrem kleinen Hofe das Haus beziehen und ihre gewohnten Beschäftigungen, namentlich Musizieren und Malen, wieder aufnehmen.[1]

Als eine wichtige Aufgabe betrachtete sie nun aber die Erziehung ihres kleinen achtjährigen Ludwig, der durch sein lebhaftes Naturell und seine Abneigung gegen das Lernen ihr diese Aufgabe keineswegs erleichterte. Dabei war er öfter krank und niemals kräftig genug, um andauernd zum Lernen angehalten werden zu können. Der gute Abbé Bertrand hatte daher ein schwieriges Stück Arbeit, wenn er diesen unabhängig gearteten Knaben zum Gehorsam bringen wollte. Der Prinz wurde aber keineswegs vom Umgang mit Bürgerskindern abgeschlossen, und im Verkehr mit denselben erschien er auch durchaus nicht als verzärtelter Schwächling. Dazu hieß er bei seinen Konstanzer Spielgenossen einfach „Louis“ und wurde in keiner Weise als Fürstenkind ausgezeichnet. Von allen Spielen gefielen ihm diejenigen am besten, welche mit tüchtigen Leibesübungen verbunden waren und etwas Kriegerisches an sich hatten. Auch damals wie schon früher trat ein Zug im Wesen des Prinzen hervor, der ihn während seines ganzen Lebens nie verlassen hat: seine außerordentliche Freigebigkeit. Eines Tages, da er gegen das Verbot die Umzäunung des Gartens verlassen hatte und entwischt war, so daß der Abbé sich den Hals ausschrie, um ihn herbeizurufen, sah ihn Fräulein Cochelet zuerst zurückkehren; er kam hemdärmlig und barfuß und watete durch Kot und Schnee. Über seinen Aufzug ein wenig verlegen, erzählte er, daß er beim Spielen vor dem Garten eine arme Familie habe vorbeigehen sehen, deren Elend ihm Mitleid eingeflößt, und da er kein Geld habe geben können, habe er dem einen der Kinder seine Schuhe geschenkt und dem andern seinen Rock. Derartige Vorfälle konnte man oft an ihm erleben, und sie beglückten seine selber auch sehr wohltätige Mutter, die natürlich nie gestattete, daß man den Prinzen deswegen besonders lobe.[2]

Die Königin hatte das Zumsteinsche Haus noch gar nicht lange bezogen, so bekam sie einen sehr angenehmen Besuch: die regierende Fürstin Amalie Zephyrine von Hohenzollern-Sigmaringen, geborene Fürstin v. Salm-Kirburg, die Beschützerin der kleinen Geschwister Beauharnais, Eugen und Hortense, im Jahre 1792 (S. 125); obwohl etwa 52 Jahre alt, immer noch eine durch Güte, durch einen lebhaften und gebildeten Geist, durch die Ruhe und die Zierlichkeit ihres Auftretens angenehme Erscheinung. Da Sigmaringen in der Nähe liegt, so erwiderte die Königin diesen lieben Besuch. Gegen den Frühling hin bereitete sich für Hortense eine noch größere Freude vor. Ihren Bruder Eugen, nunmehr Herzog von Leuchtenberg genannt, mit dem sie immer in lebhaftem Briefwechsel stand, wagte sie nicht in Bayern zu besuchen, aus Furcht, sie könnte ihm

[1] Cochelet, Mém. 4, 101, 104, 105.

[2] Ibid. 4, 248. 249. Man vergleiche auch Marmors Aufsatz „der Kaiser im Flügelkleide“ in der Gartenlaube 1865, S. 103—107. Spielkamerad des Prinzen in Konstanz war sein Milchbruder, der Sohn der Amme desselben, der junge Bure, nebst mehrern Knaben der Vorstadt Petershausen. Wenn Marmor S. 105 b von einem Töchterchen der Luise Cochelet spricht, so muß das auf einem Irrtum beruhen; denn Luise verheiratete sich erst später mit Oberst Parquin.

politischen Verdruß dadurch bereiten, weil die Diplomaten stets glauben machen wollten, ihr bloßes Dasein bedeute eine Gefahr für den Thron der Bourbonen; legte doch der französische Gesandte in der Schweiz Verwahrung ein gegen einen Besuch, den die Großherzogin Stephanie bei der Königin in Konstanz machen wollte. Als daher Hortense nicht nach München kommen wollte, eilte Eugen in der Charwoche (1816) zu ihr. Diese Liebe des Bruders bildete ja in ihrem ganzen Leben den besten Trost für ihre Leiden. Hortense zählte inzwischen die Tage bis zu seiner Ankunft und fand bei deren Annäherung die Lebhaftigkeit, die Fröhlichkeit und beinahe die Gesundheit ihrer ersten Jugend wieder. Sie ging in ihrer bescheidenen Wohnung leichten Schrittes von einem Zimmer ins andre, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Endlich kam er. Was hatten die Geschwister sich alles zu erzählen, seitdem sie einander nicht mehr gesehen! Die Königin hatte gehofft, daß ihre Person während des Winters von der Politik vergessen, und daß die Befürchtungen, welche sie einflößte, endlich zur Ruhe gekommen seien. „Du bist im Irrtum, liebe Hortense," sagte der Bruder zu ihr, „Haß und böser Wille schlafen nie. Du kannst machen, was du willst; man wird dein Tun immer aus deiner politischen Stellung und nie aus deiner Sinnesart heraus erklären." Die Zeit seines Besuchs verschwand wie der Blitz für die Schwester. Sie setzte ihm auseinander, daß sie die Absicht hege, sich an den Ufern des Bodensees dauernd niederzulassen. Aber ihre Pläne, die sie bisher gefaßt hatte, waren ins Wasser gefallen. Schon hatte sie ein Bauernhaus am Abhang des Staderberges, wo die Lorettokapelle steht, angekauft, in der Erwartung, der Großherzog würde ihr einen Teil seiner schönen Waldung zu billigem Preise abtreten, umsomehr, als dieser Lorettowald kein angestammtes Besitztum des badischen Hofes, sondern eine neuere Erwerbung aus dem Nachlasse des Klosters Petershausen war, die zuerst dem Kaiser Napoleon gehört hatte, welcher sie an den Prinzen Ludwig zur Vervollständigung seiner Apanage abgetreten hatte. Der Großherzog verweigerte ihr die Abtretung des verlangten Waldstückes, und kam ihr auch, als verlautete, sie wolle ein Haus in der Stadt kaufen, zuvor, so daß man denken mußte, er habe so gehandelt, um ihr den Plan, sich in Konstanz dauernd niederzulassen, zu vereiteln.[1]

Der Besuch Eugens bei Hortense dauerte nur eine Woche; allein das war hinreichend für die Diplomatie, die Ohren zu spitzen. Der Prinz erfuhr es bei seiner Rückkehr nach München und schrieb ihr darüber; sie selbst erhielt auch einen Beleg dafür. Zu einer Zeit, wo sie es am wenigsten erwartete, bekam sie von Herrn v. Metternich einen Paß mit einem sehr artigen Schreiben, worin sie der österreichische Premier einlud, ihren Wohnsitz in Bregenz aufzuschlagen, da er erfahren habe, daß ihr die Ufer des Bodensees so wohl gefielen. Aber Hortense war klug genug, um einzusehen, daß Metternich sie nur in eine Falle locken wollte. Bald darauf besuchte sie ihren Bruder, der über den Sommer seinen Aufenthalt am Würmsee oder Starnbergersee nahm, wo ihre Anwesenheit weniger Aufmerksamkeit erregte als in München. Ein Beispiel, wie unangenehm es war, als Königin zu reisen, erlebte sie auf der Hinreise an den Starnbergersee in Bregenz, wo man ihr für ein sehr mittelmäßiges Mittagessen 25 Louisd'or forderte. Zur Rede gestellt, antwortete der Wirt, das sei der Preis für gekrönte Häupter; der Zar und der Kaiser von Österreich hätten diesen Preis auch bezahlen müssen. Nach Konstanz zurückgekehrt, entschloß sich Hortense auf den Rat der dortigen Ärzte, im

[1] Cochelet, Mém. 4, 115—117. 131—133—135. 144 Marmor in der Gartenlaube 1865, S. 106a.

Juli 1816 eine Molkenkur zu Gais in den Appenzeller Bergen zu machen (pour y prendre des bains de petit-lait et le boire). Dort bewegte sie sich viel in freier Luft auf den Höhen. Da die Dorfkinder bemerkten, daß sie mit ihrer Gesellschaftsdame immer wieder nach vierblättrigem Klee suchte, brachten sie den beiden Damen ganze Büschel solchen Klees, ohne zu bedenken, daß man nach dem Volksglauben diesen Klee selbst finden muß, wenn er einem Glück bringen soll. Schon vor ihrer Abreise nach Gais hatte die Königin, um sicher zu sein, daß sie von den appenzellischen Behörden nicht auch verfolgt werde, an den Landammann Zellweger in Trogen geschrieben, der, obwohl ein Gegner der Bonapartes, ihr dessenungeachtet eine artige Einladung zugesandt hatte, und nun, nachdem sie sich gegenseitig Besuch abgestattet, ein Verehrer der Königin wurde.[1]

Übrigens hatten sich während Hortensias Kur zwei Männer als Spione brauchen lassen, welche der österreichischen Regierung täglich über das Tun der Königin Bericht erstatten mußten; der eine war aus St. Gallen, der andre aus Bregenz. Allein sie konnten gar nichts beobachten, was von Belang für eine derartige Berichterstattung gewesen wäre, so daß der St. Galler eines Tages Fräulein Cochelet, die Gesellschaftsdame Hortensias, in aller Naivetät bat, sie möchte ihm helfen etwas zu finden, was ihre Auftraggeber zufriedenstellen würde (de lui aider à trouver quelque chose qui pût satisfaire ceux qui les envoyaient). Aus dieser Tatsache ersah Hortense, daß Metternichs Polizei sie immer noch verfolgte. Darum wandte sie ihr Augenmerk bei der Umschau nach einem geeigneten Aufenthaltsorte auf die schweizerische Seite, und täglich machte sie Ausflüge nach dem thurgauischen Seeufer, immer in der Absicht, einen Platz zu entdecken, wo sie sich mit ihrem Gefolge ein gemütliches Heim gründen könnte.[2] Ihr Hofhalt in Konstanz hatte sich etwas vergrößert. Luise Cochelet hatte, da alle Personen, welche mit den Napoleoniden in irgend einer Beziehung gestanden, aus diesem Grunde Gefahr liefen, verfolgt zu werden, ihre Mutter und ihren Bruder Adrian (S. 192) eingeladen, nach Konstanz zu kommen, und beide waren auch, da die Königin die Erlaubnis dazu gegeben, ins Haus aufgenommen worden. Durch die Ordonnanz vom 2. September 1816 wurden inzwischen die Gemüter etwas beruhigt, und Adrian, der eher im Vaterlande als in der Fremde sich eine Zukunft zu sichern hoffte, kehrte im Winter 1816/17 wieder nach Frankreich zurück, während die Mutter und Fräulein Elise Courtin noch länger dablieben. Nun machte man die Königin auf das Schloß Arenenberg bei Mannenbach am Untersee, anderthalb Stunden von Konstanz, aufmerksam, einen Wohnplatz, der ihr außerordentlich wohl gefiel, und der wohl schon lange käuflich war.[3] Das alte Schloß, wie es damals war, ist unsrer Anschauung noch durch

[1] Cochelet, Mém. 4, 135. 140. 143. 178. 182. 195—206. Die Geschichte mit dem Landammann Z. (4, 204—206) scheint doch mehr um des Scherzes willen als der Wahrheit gemäß berichtet zu sein, und die Zumutung der Ehescheidung (il lui disait que dans la Suisse le divorce était permis et qu'il lui serait facile de faire prononcer le sien dans son canton) paßt nicht recht weder zu der Ehrenhaftigkeit des Landammanns Z. noch zu dem Ernste der Königin in solchen Sachen.

[2] Ibid. 4, 197 et suiv. 4, 239.

[3] Das Schloß war schon 1807 zur Verpachtung ausgeschrieben, s. Beilage 4. Es gehörte seit dem Jahre 1737 der reichsfreiherrlichen Familie v. Streng an, und ihr erster Eigentümer, Anton Prosper v. Streng, ließ durch den Konstanzischen Stadt-Jäger Andreas Rimele im Jahre 1764 einen Plan des Schlosses und Gutes mit den Ansichten des Schlosses von den vier Himmelsgegenden und dem v. Strengschen Wappen anfertigen mit der Aufschrift: „Grundriß des Freysitz Arenenberg in der Landgrafschaft Thurgau ligend." Dieser Riß ist noch im Schloß vorhanden; eine Ansicht daraus geben wir als Stirnleiste S. 213.

Zeichnungen erhalten, von denen wir zwei abdrucken lassen. Das Wohngebäude erscheint auf denselben mit Zinnen und einem Glockentürmchen; eine gezinnte Umfassungsmauer mit vier Rundtürmen zog sich um die ganze Hofreite mit Ökonomiegebäuden und Dienstwohnungen. Dieses Schloßgebäude, welches sich daselbst befand, würden wir jetzt wegen der Ringmauer, von der es umgeben war, und wegen der patrizischen Bauart ältern Stils als malerischer bezeichnen denn das spätere schlichte Landhaus der Hortense. Auf dem Vorsprunge der Anhöhe erbaut, beherrschte es beim Ausblick den Untersee und die Insel Reichenau. Nach Westen ruhte das Auge auf hübschen Landzungen, die mit Bäumen bepflanzt, und die voneinander durch kleine Buchten von reizendem Anblick getrennt waren. Das Dorf Mannenbach mit seinem Kirchlein und dem Pfarrhause erschien besonders beim Sonnenuntergang in der anmutigsten Beleuchtung. Auf der Anhöhe weiter oben gegen Süden erhob sich das Schloß Salenstein in burgähnlichem Stile und versenkt in eine dichte Baummasse. Nach Osten hin blickte das Auge auf das Dorf Ermatingen, welches so freundlich am See gelegen und so reizend von den Wellen bespült war, und die Aussicht erstreckte sich in der Ferne bis zu den Häusern und Türmen der Stadt Konstanz.[1]

Wiederholt hatte man den Damen in Konstanz von dem berühmten Kloster Einsiedeln im Kanton Schwyz gesprochen. Teilweise aus frommem Antrieb, teilweise aus Neugierde entschlossen sich Fräulein Cochelet, Fräulein Courtin und Frau Zumstein (die Eigentümerin des Wohnhauses, das Hortense in Miete besaß) zu einer Wallfahrt dorthin. Die malerische Schönheit der Gegenden, durch welche sie reisen mußten, die Lage der Abtei und deren Pracht, die Frömmigkeit des würdigen Priesters, der ihr vorstand: alles befriedigte sie. Als sie wieder heimkamen, machten sie der Königin eine solche Schilderung von ihrer Reise, daß in ihr der Wunsch sich regte, auch eine Wallfahrt dorthin zu unternehmen. Sie benutzte dazu die letzten schönen Herbsttage des Jahres 1816, und Luise Cochelet mußte sie begleiten. Die Königin wurde im Kloster mit allen denkbaren Zeichen der Achtung und Auszeichnung empfangen. Man wies ihr unter den für Fremde bestimmten Zimmern das schönste an, und die wohlwollende Gastfreundschaft, welche sie daselbst erhielt, schien sie alle die Ehren wiederfinden zu lassen, welche sie seit dem Niedergang ihrer hohen Stellung eingebüßt hatte. Nach Konstanz zurückgekehrt, sandte sie dem Abt zum Andenken einen Hortensiazweig in Diamanten (une branche d'hortensia en diamants), der vormals in den Tagen des Ruhms und der Größe ihr Haupt geschmückt hatte, um damit dem Bilde der hl. Jungfrau Ehrerbietung zu erweisen. Diese strahlende zu Füßen des Holzbildes der Madonna niedergelegte Blume drückte sinnig die Gefühle der Geberin aus, das Nichtige der verlornen irdischen Größe und den Trost, welchen ihre Seele von derjenigen begehrte, deren Mutterherz auch so viel gelitten.[2]

Inzwischen kam der Winter; Kälte und Schnee trieben die Damen ins Haus hinein. Den Tag über beschäftigten sie sich mit ihren Lieblingsarbeiten; die langen Abende aber vereinigten alle zur Lektüre oder Unterhaltung. Damals faßte Hortense den glücklichen Gedanken, ihre Memoiren niederzuschreiben, um dereinst der Geschichte, gegenüber den falschen Gerüchten und Verleumdungen, eine Stütze der Wahrheit zu bieten. Von diesen Memoiren hat sie selbst nur ein kleines Bruchstück im Jahre 1834 veröffentlicht (La Reine Hortense en Italie pendant l'année 1831); die ganze Handschrift ging nach ihrem Tode durch verschiedene Vertrauenshände und scheint jetzt im

[1] Cochelet, Mém. 4, 271.

[2] Ibid. 4, 239—241.

Besitze der Kaiserin Eugenie sich zu befinden. Schon manches davon ist in verschiedenen Büchern, welche sich mit der Königin von Holland befassen, z. B. bei d'Arjuzon, Duval, Jerrold, abgedruckt oder ausgezogen worden; eine Herausgabe des ganzen Manuskripts würde der Geschichtsforschung einen sehr dankbaren Dienst leisten.[1]

Prinz Ludwig war von einer solchen Lebhaftigkeit, daß er nur infolge der Leichtigkeit seines frühreifen Verstandes etwas lernte; es war aber noch schwieriger, ihn zu überwachen als ihn zu unterrichten; der gute Abbé Bertrand konnte lange allen Eifer auf ihn verwenden, er entwischte ihm oft. Mehr und mehr sah daher die besorgte Mutter ein, wie notwendig es sei, daß die Erziehung ihres Sohnes fortan stärkern Händen anvertraut werde. Sie erkundigte sich daher bei dem angesehenen Philologen Boissonade in Paris nach einem für die Stelle eines Hofmeisters geeigneten Manne; derselbe empfahl ihr den jungen Philipp Lebas (1794—1860). Doch verzögerte sich die Anstellung noch ein wenig. Die Erziehung des lebhaften Knaben war für die Königin die wichtigste Angelegenheit, wie ihre Liebe zu ihm ihr lebhaftestes Gefühl bildete. Sie selbst gab ihm Unterricht im Zeichnen und Tanzen, da keine Lehrer dafür zu haben waren. Des Abends stand die Lektüre stets in Beziehung zu seinen augenblicklichen Unterrichtsgegenständen; bald war es eine Reise, die sich auf das, was er in der Geographie lernte, bezog; bald Einzelheiten über das, was er in der Geschichte betrieb. Samstags widmete die Mutter den ganzen Tag ihm; man ließ ihn in ihrer Gegenwart alles, was er die Woche hindurch gelernt hatte, wiederholen, und wiewohl es oft Latein oder eine den Beschäftigungen der Königin ebenso fremde Sache war, wollte sie durch die Aufmerksamkeit, die sie den geringsten Einzelheiten des Unterrichts schenkte, dem Kleinen die Teilnahme erweisen, womit sie seine Fortschritte verfolgte.[2]

Im übrigen fand sich alles, was zur bessern Gesellschaft in Konstanz gehörte, bei der Königin zum Besuche ein. Fräulein Cochelet erwähnt es dabei als etwas Merkwürdiges, daß diese Leute alle Französisch sprachen, und sie zog daher in Betracht, wie die Schulung der Deutschen in dieser Hinsicht vorgeschrittener sei als die der Franzosen. „Alle jungen Leute," sagt sie, „besaßen Talente, womit sie in Paris Ehre eingelegt hätten, wiewohl sie nie aus ihrer Stadt herausgekommen waren." Unter den jungen Mädchen faßte die Königin besonders eins ins Auge, das von vollendeter Schönheit war; sie besaß einen zierlichen Wuchs, ein reguläres Gesicht, eine blendend weiße und frische Hautfarbe; ihr blondes Haar war wunderschön, und ihre Arme hätten Malern und Bildhauern zu Modellen dienen können. Sie hatte auch ein bemerkenswertes Talent für das Piano. Dieses schöne und interessante Mädchen hieß Fräulein Mollenbeck. Sie war eine Waise und lebte allein bei ihrem nicht eben reichen Bruder. Die Königin ward durch ihre Vereinsamung bewogen, sie an sich zu ziehen. Denn da keine der französischen Damen Deutsch konnte, so mußte Fräulein Mollenbeck den Dolmetscher

[1] Cochelet, Mém. 4, 247. 248: Les mémoires de la reine, commencés à Constance en 1816, ne verront le jour qu'après elle. Elle les a continués depuis, en revenant sur toutes les années antérieures à celles où elle les a commencés; c'est un *legs* qu'elle a préparé et qu'elle laissera aux historiens que le temps aura rendus impartiaux, et qui voudront écrire l'histoire de notre époque d'une manière précise et véridique. — *Testament de la Reine* (dans Fourmestraux p. 384): Madame Salvage conservera aussi mes Mémoires jusqu'à ce qu'elle puisse les remettre à mon fils. — Jerrold vol. 1, s. 55: Unpublished Memoirs of Queen Hortense, in the possession of the Imperial family.

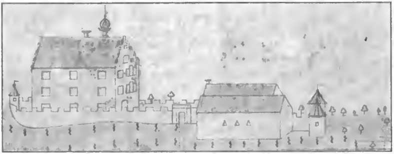
[2] Duval, p. 63. Cochelet, Mém. 4, 248. 249.

machen. Noch im 18. Jahre hatte sie in ihrem Wesen etwas sehr Kindliches; ein Nichts konnte sie zu Tränen rühren; „sie trieb," sagt die Cochelet, „die deutsche Empfindlichkeit (la susceptibilité allemande) aufs äußerste, und ob sie gleich das Französische wunderbar gut verstand, so nahm sie Scherzworte selten freundlich auf. Dies Mädchen blieb vier Jahre bei der Königin; dann verheiratete sie sich und wurde einige Zeit nachher irrsinnig![1]

Ungeachtet des zurückgezogenen Lebens, welches die Damen in Konstanz führten, blieben sie doch nicht vergessen; die Diplomatie suchte nach einem Vorwand, sie zu vertreiben; allein da sich kein solcher darbot und es schwierig war, in ihrem Tun einen solchen zu finden, so bedeutete man dem Großherzog von Baden ganz einfach, er habe die Königin aus seinem Gebiete zu entfernen. Noch mitten im Winter erschien ein Herr Frank, welcher beauftragt war, der Königin das Bedauern des Großherzogs auszudrücken und ihr die traurige Notwendigkeit, in der er sich befinde, bekannt zu geben und sie zu bitten, daß sie sich entferne. Die Königin ertrug diese Verfolgung, wie sie alle Leiden ertrug, mit Ruhe, Entsagung und Würde. Sie antwortete dem Herrn Frank, sie werde von Konstanz wegziehen, sobald die Jahreszeit weniger streng sei und ihre Gesundheit ihr erlaube, sich auf die Reise zu begeben. Prinz Eugen, ihr Bruder, hätte sie schon längst gern nach Bayern in seine Nähe gezogen; dann wären beide Geschwister doch einmal auf die Dauer beieinander geblieben. Allein die Königin argwöhnte so sehr, ihrem Bruder Verlegenheiten diplomatischer Art zu verursachen, daß sie zögerte, seinen dringenden Bitten nachzugeben, und das geschah erst dann, als sie Kenntnis davon erhielt, daß König Max von Bayern den Wunsch des Prinzen Eugen teile. Der Aufenthalt in München brachte sie nicht in Versuchung. Das Vorhandensein eines Hofes verdarb ihr das Glück, in der Nähe ihres Bruders zu leben. Prinz Eugen bezeichnete ihr dann Augsburg als eine von München nicht weit entfernte Stadt, wohin er öfter auf Besuch kommen könnte; außerdem befanden sich in derselben ein vorzügliches Gymnasium und alle Hilfsmittel, welche die Königin für die Beschulung ihres Sohnes wünschen konnte: was denn in ihren Augen den Ausschlag gab. Zu Ende des Monats Februar 1817 hoffte sie von Konstanz abzureisen, so schwer es ihr wurde, diese schöne Gegend zu meiden.[2]

Noch zur rechten Zeit wurde ihr hinterbracht, daß das Schloßgut Arenenberg jetzt feil sei, und sie zögerte nicht lange, mit dem Eigentümer, Baron Streng, in Unterhandlung zu treten. Durch ihre Erfahrungen gewitzigt und vorsichtig geworden, stellte sie eine Anfrage an die Regierung des Kantons Thurgau, wie sich dieselbe zu ihrem Vorhaben, Grundeigentum auf thurgauischem Boden zu erwerben, verhalten würde. Es wurde der Königin in verbindlichem Schreiben vom 1. Februar 1817 mitgeteilt, daß sie im Gebiete des Kantons Thurgau Grundeigentum erwerben dürfe, wo es ihr beliebe.[3] Nun verhandelte sie ernstlich mit dem Baron Streng; der Kauf, welcher Schloß und Gut umfaßte, wurde für 30000 Gulden abgeschlossen und am 10. Februar vor dem Berlinger Kreisgericht in Gegenwart des Oberamtmanns Gräflein gefertigt oder aufgelassen.[4] Von dieser Zeit an kaufte der treue Verwalter Vincenz Rousseau (gestorben

[1] Cochelet, Mém. 4, 251. Corresp. de Mad. Campan 2, 293.
[2] Ibid. 4, 270 et suiv. 253. 254.
[3] Ibid. 4, 239. S. Beilage 5.
[4] Ibid. 4, 271. 272. Den vollständigen Kaufbrief findet man in der Beilage 6.



1764 Rimele delin.

Prospekt des alten Schlosses Arenenberg von Süden nach Norden.

6. August 1840) nach dem Willen der Königin Hortense eine Menge Kulturland aller Art in der Umgebung des Schloßgutes an, sodaß dasselbe zuletzt ein ansehnliches Areal umfaßte.

Nicht weit von Arenenberg erhob sich die alte Burg Sandegg. Dieselbe hatte 1807 ein Bauer, namens Johannes Eigenmann aus Homburg, von dem Fürstabt Gerold zu Muri und dessen Konvent erworben; der ganze Komplex umfaßte zwei Schlösser Sandegg mit Kapelle, Bauernhof, Haus, Scheune, Stallung, Hofstadt, Kraut- und Baumgarten, nebst Äckern, Wiesland und Waldboden. Eigenmann verkaufte beide Schlösser Sandegg, Hofkapelle und was die Ringmauer umfaßte, nebst Grund und Boden ohne die Güter an die Brüder Baptist und Johann Peter Delisle in Konstanz, welche das alte Schloß entfernten und am neuen Renovationen vornahmen. Fräulein Luise Cochelet, die Gesellschaftsdame der Königin, kaufte dieses Gebäude, damit ihre Mutter darin leben könnte, wenn die Königin ihr neues Besitztum bezog.[1]

Es ist nicht meine Absicht, die Leser mit der frühern Geschichte des Arenenbergs zu behelligen; aber einige wenige Notizen will ich hier zur Befriedigung der Neugier doch einstreuen. Im Mittelalter stand dort oben ein Bauernhof, der in den archivalischen Akten nie anders als Narrenberg genannt wurde, während ein Teil der Seehalde zwischen Mannenbach und Ermatingen unter dem Namen Arnhalde bekannt war. Was ein „Narrenberg" heißen soll, kann man bloß ahnen; doch kann man zweifeln, ob die Bezeichnung bedeuten soll: Berg eines Narren oder mehrerer Narren (Montagne d'un fou oder Montagnes des fous); denn beides kann in der bloßen Wortgestalt enthalten sein. Es heißt sprichwörtlich: „Auf den Rücken des Narren gehört die Rute." „Wer der Narren Geselle ist, der wird Unglück haben." Mit dem Worte Narr verbinden wir freilich verschiedenerlei Sinn. Entweder meinen wir — und das ist wohl die älteste Bedeutung — damit einen Irrsinnigen, einen Geisteskranken, oder dann einen, der den Narren bloß spielt (Fastnachtsnarr), oder einen Menschen, der im allgemeinen normal ist, aber doch hie und da albern redet oder töricht handelt. Narrenberg, Schallsberg, Gauchsberg sind wie Affental nicht ganz seltene Ortsbezeichnungen. Weil wir aber die Veranlassung zu jener alten Benennung des Berges, die sicherlich nur scherzhaft gemeint sein wird, nicht überliefert bekommen haben, so sind wir aufs Raten angewiesen,

[1] Kaufprotokoll des Kreises Berlingen. Cochelet, Mém. 4, 273.

was es mit dem Narren hier speziell auf sich hatte. Weniger Schwierigkeiten verursacht der Name Arnhalde. Das Bestimmungswort ist kein anderes als Aar (Adler), welches wir freilich fast nur noch aus Liedern und Dichtungen kennen. Wer aber Bedenken tragen sollte, anzunehmen, daß dort an dem verhältnismäßig kleinen Abhang jemals Adler gehorstet hätten, den können wir damit trösten, daß er in dem Namen nicht einmal den königlichen Vogel zu sehen braucht; unsre Vorfahren legten sich selbst gerne Namen von Tieren bei, und jetzt noch heißen manche Menschen Bär, Fuchs, Wolf und dgl. Zu solch einem Menschennamen verwendete man auch das Wort Aar; Arnold und Arnulf sind uns ja bekannt. So gibt es auch Ortsnamen, die mit diesem Personennamen zusammenhängen: Arnheim, Arnhofen, Arnstadt, Arnang. Warum nicht auch Arnhalde? Die Halde, die einem Manne Namens Aar (Adler) zugehörte?[1] Wie man nun mit Narrenberg ein ganz bestimmtes Grundstück hinter den jetzigen Ökonomiegebäuden auf der Höhe des Arenenbergs bezeichnete, so hieß Arnhalde nur ein Teil des Abhangs gegen die Landstraße und den See; allein mit der Zeit verwendete man den Namen Narrenberg nicht mehr bloß für jenes Grundstück, sondern für das ganze Gut und ebenso Arnhalde auch für das ganze Besitztum.[2]

In der ersten Zeit, aus der uns überhaupt schriftliche Kunde über dieses Gut überliefert ist, stand dort oben nur ein Bauernhaus, das ein Pächter oder Lehenbauer bewohnte, und die Arnhalde scheint nicht dazu gehört zu haben. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts gehörte es der Patrizierfamilie Breisacher in Konstanz, deren einer namens Karl eine reiche Frau, Appalonia Hundbiß aus Ravensburg, heiratete, wodurch er Teilhaber der großen Ravensburger Handelsgesellschaft wurde. Während des Schwabenkrieges, wo die Güter der Konstanzer Bürger auf thurgauischem Gebiete von den Schweizern allen Unbilden ausgesetzt waren, machte den 11. April 1499 ein Haufe Konstanzer einen

[1] Mit der Widerlegung dilettantischer „Meinungen“ über die Etymologie der beiden Namen Arnhalde und Narrenberg (s. Thurg. Beiträge, Heft 10, S. 122 f.) kann und will ich mich hier nicht abgeben. Wer in diesen Dingen mitsprechen will, muß genaue Kenntnis der altdeutschen Lautlehre besitzen, so gut als derjenige, welcher griechische und lateinische Wörter ableiten möchte, das nur tun kann auf Grund genauer Einsicht in die Lautlehre der altklassischen Sprachen. Die germanische Wortbildung hat nun eben auch ihre Gesetze. Das Substantiv aro (Adler, Aar), Genetiv arin hat ein kurzes a, sonst müßte es in unserer Mundart ǫr lauten, was nicht der Fall ist, wie noch der Name Stockar beweist, und es können daher diesem Worte nicht alle möglichen Stämme (arnen finnen, erarnen erklimmen, aren pflügen, ahe und aae Wasser) untergelegt werden. Und wenn denn das N in Narrenberg prosthetisch sein sollte (wie in nast für Ast, Nergətə für Ergətə, Negəlisê für Egəlsê u. dgl.), lag es dann nicht ebenso nahe, die Arnhalde in eine Narrenhalde zu verwandeln? Das ist aber nie geschehen.

[2] Fragen wie nach den Benennungen des Schloßgutes, wie sie in den alten Pergamenturkunden vorkommen (das Repertorium der Arenenberger Akten, welches im thurgauischen Kantonsarchiv vorhanden ist, kann als erst spät angelegt hier nicht ausschlaggebend sein, sondern nur die Originalien im Schloßarchiv), so wird als älteste und lange Zeit gangbarste der Name Narrenberg angegeben; anno 1467. 1470. 1480. 1489. 1500. 1505. 1512. 1520. 1530. 1532. 1539. 1544. 1545. 1546. 1548. 1552. 1554. 1555. 1556. 1558. 1565. 1568. 1574. 1575. 1579. 1583. 1585 VI. 19. 1588. 1595. Anno 1764 wird ein Grundstück das Narenbergli genannt. Seltener heißt es anno 1432 IV. 24: sin gůt *Arnhalden* das man nempt den *narrenberg*. 1583: Eustach von Landtsfrid zu Dachsberg und *Arnshalden*. 1585 VII. 11: sitz und gůt *Arrenshalden* oder der *Narrenberg*. Sonst bezeichnet Arnhalden immer nur die Seehalde unter dem Schlosse; anno 1402: von dem wingarten in *Arnhalden*. 1512: uf Märken Gilgen *Arnhalden*. 1575: höwwachs vnder dem Narrenberg genant *Arnhalden*. 1585: holz und holzboden die *Arnhalden*.

Streifzug längs des thurgauischen Seeufers hinunter nach Ermatingen und Mannenbach. Als nun Karl Breisacher diesen Anlaß benutzen wollte, um seinen Bauer auf dem Narrenberg vor den ergrimmten Schweizern zu retten, wurde er von denselben erschossen.[1] Zu welcher Zeit das Herrenhaus gebaut wurde, ist nicht sicher. Stumpf sagt beim Jahre 1548: „Vnder Ermatingen am See hinab folgen etlich Schlösser vnd Lusthäuser, als Narrenberg, ein lustig Haus, etwan durch ain Gaisberger, weyland Burgermeister zu Constanz (1546—1548, gestorben 19. August 1548), von Grund erbuwen.“[2] Auf Begehren eines seiner spätern Eigentümer, des Junkers Hans Konrad von Schwarzach, ward dieses Herrenhaus im Jahre 1585 von den Eidgenossen zum Freisitz erhoben, d. h. der jeweilige Besitzer konnte die niedere Gerichtsbarkeit innerhalb seiner Hofreite, die mit einem Zaun oder mit einer Mauer umgeben war, also über Frevel seiner Dienstboten, Gäste oder Eindringlinge selber ausüben; Vergehen jedoch, welche auf seinen Gütern außerhalb des Einfangs vorfielen, gehörten nach wie vor vor das niedere Gericht der Dörfer Salenstein und Frutweilen, in deren Bann das Schloßgut lag. Eine derartige von den Bauerngerichten befreite Gerichtsbarkeit erstrebten mehrere Guts- und Schloßbesitzer im Thurgau und erhielten sie auch von den sieben den Thurgau regierenden Ständen meistens, besonders wenn sie das Geld nicht sparten. Für ein Herrenhaus war der Name „Narrenberg“ nachgerade nicht mehr schicklich, und so nannte dann schon der Herr von Schwarzach und nach ihm jeder spätere Besitzer dieses Schloß und Schloßgut Arenenberg mit einer leichten Veränderung des deutschen Namens ins Lateinische, als ob dort oben eine römische arena, d. h. ein Kampf- oder Turnierplatz in einem Amphitheater vorhanden gewesen wäre.[3] Die spätere Geschichte Arenenbergs bietet nichts dar, was in diesem Zusammenhange von epischem oder dramatischem Interesse wäre. Die Eigentümer des Schlosses, welche sich einredeten, der Name Freisitz verleihe ihnen gewissermaßen das Vorrecht, von allen Pflichten gegen die dörfische Markgenossenschaft befreit zu sein, gerieten deswegen vielfach in Streit mit den Bauern, die sich mit Recht solche Emanzipationen nicht gefallen lassen wollten.

---

[1] Gregor Mangolts Kl. Chronik von Konstanz aus dem Jahre 1544 Chronik vom Schwabenkrieg bei Ruppert, Konstanzer Beiträge 5, 242.

[2] Gregor Mangolt: „Im Jahre 1543 buwt Bastian Gaisberg das schön Lusthus ob Hermatingen, den Narrenberg, von grund.“ Der konfuse Rütiner in seinem Diarium II, p. 5a (handschriftlich): „Narrenberg arx civis cujusdam, qui ob illam arcem subinde rexatur pulcberrimas aedes. H. de Ulm (Karl Breisacher?) habet nuper uxorem de Ravenspurgia conditione, ut illuc migret.“ Dir Reihe der Besitzrr des Arenenberges von der ältesten bis auf die neueste Zeit sehe man in der Beilage 7.

[3] Ich finde den Namen Arenenberg zum ersten Mal genannt in einem Kaufbrief vom 30. Dez. 1585, im Hausarchiv daselbst, laut welchem Hans Konrad von Schwarzach die Christinenwiesr im Schwarzgraben für 35 fl. erwarb. Seit dem 11. Juli dieses Jahres ist in den Urkunden nicht mehr die schlichtr Bezeichnung „Behusung“, sondern „Schloß“ gebraucht. Zwar nahmen auswärtige Kanzleien, denen der nrumodische Name Arenenberg noch nicht geläufig war, immer noch den alten „Narrenberg“ in die Feder, z. B. die eidgenössische Kanzlei a. 1586 VI. 5.: des huses Narrenberg. 1586 VII. 30: Arenenberg oder Narrenberg; so auch der Schreiber von Salenstein und die reichenauische Kanzlei 1595 VII. 20 schlichtweg „Inhaber des Narrenberges“. Allein Arenrnberg kam doch mehr und mehr in Gebrauch, und im 18. Jahrhundert war es die herrschende Benennung geworden, während die Familie Betz von Konstanz die Namensformen Arrnberg, Arrrnberg (a. 1611, 1628, 1636) angewendet wissen wollte. Es fehlt nicht an Namen, die einen Anklang zu Arenenberg bieten; gerade in Konstanz finden wir im 13 Jahrhundert eine Familie „im Sand“, die lateinisch Arena genannt wurde, z. B. Zürch. U.-B. 3, 246 Wartmann, U.-B. 3, 167. 737.

Königin Hortense ließ nun mancherlei Veränderungen an dem Arenenberg vornehmen, nachdem er in ihr Eigentum übergegangen war. Zunächst sollte die Umfassungsmauer geschleift, das Haus selbst teilweise umgebaut, und der Hühnerstall samt dem Schloßhof in eine Terrasse mit Blumenbeeten verwandelt werden; im Erdgeschoß wollte sie nach französischer Weise einen Salon haben. Sodann sollten überhaupt die Umgebungen des Hauses und das Gehölz am Seeabhang durch hübsche Spazierwege und Anlagen ein freundlicheres Aussehen gewinnen. Heute, da alle diese Umänderungen längst vor sich gegangen sind, hat man Mühe, sich in das Aussehen des alten Schlosses zurückzuversetzen.[1]

Kaum hatte der eidgenössische Vorort Bern erfahren, daß die Herzogin von St. Leu das Schloß und Landgut Arenenberg angekauft habe, als er aus Furcht, es könnte der Schweiz Unannehmlichkeiten verursachen, den 3. März 1817 eine Zuschrift an die Regierung des Thurgaus richtete, worin er das Begehren an sie stellte, daß sie jenen Kauf rückgängig mache. Der Kleine Rat lehnte jedoch, gestützt auf ein Gutachten seiner diplomatischen Kommission, die Zumutung, welche sich auf einen Tagsatzungsbeschluß vom 29. Juli 1815 gegen die aus Frankreich nach der Schweiz sich begebenden Anhänger Bonapartes berief, höflich ab, indem er darauf hinwies, daß jener Beschluß nur für die damaligen kritischen Zeitumstände gefaßt worden sei, und daß die Herzogin überhaupt nur periodisch ihren Aufenthalt im Thurgau zu nehmen gedenke. Zugleich machte die Behörde den 18. März der Herzogin von St. Leu konfidentielle Mitteilung von dem Begehren des Vorortes, sprach dabei die Hoffnung aus, es werde ihr gelingen, die Gültigkeit ihrer Verfügung zu rechtfertigen, und äußerte der verfolgten Frau gegenüber, wie tief die Regierung durch das Vorgehen des Direktorialkantons gekränkt sei. In ihrer Antwort, worin sie für das aufrichtige Wohlwollen der thurgauischen Behörde dankte, bat sie diese inständig, sie solle die Schritte nicht vornehmen, welche die Tagsatzung vermöchten, ihr den Aufenthalt auf thurgauischem Boden zu gestatten; denn sie sei entschlossen, für einmal ihr Landgut nicht zu bewohnen, sondern ihren Wohnsitz nach Bayern zu verlegen. Allein der Vorort wollte sich mit dieser Auskunft nicht begnügen, sondern brachte die Sache auf der Tagsatzung den 29. Juli 1817 zur Sprache. Dort wandte die thurgauische Gesandtschaft ein, die Regierung des Thurgaus hege nach Verfluß zweier ruhiger Jahre, im Vertrauen, daß dieser Güterankauf und selbst der Aufenthalt der Frau von St. Leu ohne Nachteil sei, keinerlei Bedenken; außerdem habe die Herzogin die Zusicherung gegeben, auf Jahre hinaus ihren Wohnsitz nicht im Thurgau zu nehmen. Allein es half nichts. Mit einer Mehrheit von $17^1/_2$ Standesstimmen entschied die Tagsatzung, daß an dem Ausweisungsbeschluß vom 29. Juli 1815 festzuhalten sei, und daß infolge desselben die Regierung des Kantons Thurgaus eingeladen werde, der Frau von

[1] Cochelet, Mém. 4, 272. Jerrold, vol. 1, s. 123. 124. Wenn dieser sagt: Arenenberg has been described as a fine feudal seat which Hortense transformed into a beautiful *palace*, so ist das übertrieben. Arenenberg wurde zu einer geschmackvollen Villa umgebaut, wie wir deren jetzt genug und noch schönere in der Schweiz haben. Abbildungen des alten Strengschen Gebäudes, das durchaus nicht unschön war, sondern mehr den Charakter eines Schlosses an sich trug als Hortensias Landhaus, verglichen mit solchen der Villa aus frühern und spätern Jahren (wir bringen solche zur Veranschaulichung) mögen den Unterschied dem Auge vergegenwärtigen. — „Vielleicht ist es manchem nicht uninteressant, zu erfahren, daß Napoleons III. Schlößchen zu Arenenberg im Kanton Thurgau mit Cauber Schiefer gedeckt ist.“ Jos. Kehrein, Volkstümliches aus Nassau. Lpz. 1891, S. 193, Note. Caub, eine Stadt am Rhein, im Nassauischen.

St. Leu den Aufenthalt in ihrem Gebiete nicht zu gestatten.[1] Indessen hatte sich Hortense von Konstanz entfernt; die Sache kam in Vergessenheit; die Thurgauer verlegten sich auf den passiven Widerstand, und so blieb der Arenenberg nach wie vor das Eigentum der Königin von Holland. Nach Jahren kam sie, um auf dem Schlosse zu wohnen, und kein Hahn krähte darnach. Der ganze Lärm war ja auch eigentlich nur durch den Grafen August von Talleyrand, der in den Jahren 1814—1823 die bourbonische Regierung Frankreichs als Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft vertrat, hervorgerufen worden.[2]

Am 6. Mai 1817, in dem Teurungsjahre, verließ die Königin mit Fräulein Cochelet nebst dem neunjährigen Prinzen Ludwig die Stadt Konstanz, um in Augsburg zu wohnen. Vor ihrer Abreise war sie noch einmal auf Arenenberg gewesen, um ihrem Verwalter Vincenz Rousseau, der am 11. November dieses Jahres für sich und seine Gattin die Bewilligung zur Niederlassung erhielt,[3] die dringendsten Umbauten anzugeben, welche gemacht werden mußten, bevor sie wiederkäme; auch ließ sie einige Personen ihres Hauses auf Arenenberg und in Konstanz, indem sie nur das, was ihr in diesem Augenblick unumgänglich notwendig war, mitnahm, in der Erwartung, daß ihre zukünftige Wohnung sich eignete, sie mit ihrem ganzen Gefolge aufzunehmen. Nach dem Plane des Werkmeisters Wehrle von Konstanz wurde die Umfassungsmauer geschlissen, ebenso fielen die Ökonomiegebäude mit Ausnahme eines einzigen, und das Hauptgebäude verlor seine Zinnen und sein Türmchen. Neben dem Wohngebäude wurde ein weitläufiges einstöckiges Gebäude mit einem Erdgeschoß, mit Stallungen, Räumen für ökonomische Zwecke, und überdies noch eine Kapelle zum Hausgottesdienst errichtet.[4] Obwohl Hortense nur fünf Vierteljahre in Konstanz sich aufgehalten hatte, verloren die Armen und Dürftigen durch ihren Weggang sehr viel; denn sie hatte denselben immer reichliche Unterstützungen verabreicht, so daß Mutter und Sohn noch lange in dankbarem Andenken der ganzen Gegend standen.

4. Augsburg und Arenenberg.

Die Übersiedelung nach Augsburg, der altschwäbischen Stadt am Lech, die erst den 4. März 1806 zu Bayern gekommen war, hatte für Hortense den doppelten Zweck, ihrem geliebten Bruder Eugen näher zu sein und sodann nach einiger Zeit den Prinzen Ludwig in das dortige Gymnasium unterzubringen. Für jetzt freilich konnte das letztere noch nicht stattfinden; denn der Junge konnte noch zu wenig Deutsch, um dem Unterricht in einer höhern Lehranstalt folgen zu können. Da außerdem der Abbé Bertrand seiner Aufgabe, den Knaben in seinen häuslichen Arbeiten und Erholungen zu beaufsichtigen, nicht mehr recht gewachsen schien, so hatte die Königin, wie früher (S. 211) erzählt worden ist, einen jüngern Gelehrten, namens Philipp Lebas (1794—1860) angestellt, der erst im Jahre 1820 nach Augsburg in seine Stellung als Hofmeister einrückte. Ich erlaube mir zu bemerken, daß manche Partien im Leben der Königin Hortense entweder

[1] S. Beilage 8. Repertorium der Abschiede der eidg. Tagsatzungen aus den Jahren 1814—1848. Bd. I (1874), S. 240 f. Eidg. Abschied 1817, S. 172.

[2] Cochelet, Mém. 4, 282. 276.

[3] Protokoll des Kl. Rats vom 25. Navember 1817, § 2555.

[4] Cochelet, Mém. 4, 288. 276. Mit der Übersiedelung nach Augsburg schließen die Memoiren der Fräulein Cochelet, welche sich später mit Oberst Parquin auf dem Wolfsberg verheiratete und am 7. Mai 1835 starb. Marmor in der Gartenlaube 1865, S. 198 a.

durch Mangel an Zeitangaben oder durch falsche Zeitangaben, die sich wie Tuberkeln bei den Autoren vererbt haben, nur mit Mühe im Zusammenhang auffassen und darstellen lassen. Geradezu als Wildnis in der Chronologie erscheinen die Angaben über den Aufenthalt in Augsburg.[1] Wie lange dauerte derselbe? Wann trat der Prinz in das Gymnasium ein; wann nahm er seinen Austritt? Manche sprechen von drei, andre von vier, wieder andre von sieben Jahren Schulunterricht. Blieb die Königin immer in Augsburg, oder weilte sie während der Schulzeit auch anderswo? Ich will versuchen, da und dort einige Lichtung in das Dickicht einzuhauen, ohne daß ich mir schmeicheln dürfte, diesen Urwald ganz durchsichtig zu machen. Eine wesentliche Erleichterung bei dieser Aufgabe verdanke ich gefälliger Mitteilung von zwei Angaben aus Augsburg selbst.[2]

Zunächst galt es, da die Königin nicht zur Miete wohnen wollte, ein eigenes Haus in der Stadt anzukaufen, wobei ihr der um sie besorgte Bruder, Prinz Eugen, nicht unwesentliche Beihülfe wird geleistet haben. Es fand sich ein passendes in dem Gebäude F 372 der hl. Kreuzstraße. In Auszügen aus dem Grundbuche, die sich im Stadtarchiv zu Ausburg befinden, ist die Herzogin von St. Leu vom 16. Mai 1817 bis zum 11. März 1828 als Eigentümerin dieses Hauses bezeichnet. Daraus folgt aber nicht, daß der Prinz bis zum letztgenannten Datum in Augsburg wird zur Schule gegangen sein, oder daß Hortense bis zum Jahre 1828 in diesem Hause wird gewohnt haben. Häuser sind meist schwieriger zu verkaufen als anzukaufen. Sie kann von Augsburg früher weggezogen sein, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, das Gebäude aus der Hand zu geben.

Ferner: Als die Königin im Monat Mai des Jahres 1817 ihr Haus in der Stadt bezog, behielt sie den Prinzen bei sich zu Hause und ließ ihm Privatunterricht geben, damit er befähigt würde, in das dortige St. Anna-Gymnasium einzutreten. Vor allem mußte er Deutsch lernen; denn was er in den fünf Vierteljahren von den Gassenjungen in Konstanz an deutscher Sprache sich zu eigen gemacht hatte, war zum Eintritt in die höhere Schule nicht ausreichend. Auch sonst wird es in Sprachen und Wissenschaften nötig gewesen sein, ihm Nachhülfe zu verschaffen.[3] Vier Jahre, von 1817 bis

[1] Auch der sonst ziemlich gut unterrichtete Jerrold erweist sich für diesen Zeitabschnitt als unbestimmt und unklar. Man vermißt hier sehr die Fortsetzung der Erinnerungen des Fräuleins Cochelet, welche die Königin nach Augsburg begleitet hat, und noch mehr vermißt man die so lange ersehnte Herausgabe von Hortensias Memoiren.

[2] Herr Dr. Adolf Buff, I. Sekretär des hist. Vereins von Schwaben und Neuburg hatte die Güte, durch Schreiben vom 10. November 1896 mir das Wohnhaus der Herzogin von St. Leu zu bezeichnen und die durch den damaligen Rektor C. Hofmann am St. Anna-Gymnasium ausgezogenen und in Beilage 14 wörtlich abgedruckten zwei Schulzeugnisse mitzuteilen. Weitere Angaben über die Augsburger Zeit finden sich in dem nicht ganz zwei Oktavseiten füllenden anonymen Aufsätzchen „Ein Augsburger Gymnasiast" im 45. Band des deutschen Jugendfreundes von Franz Hoffmann, dessen Darstellung, nach 1870 geschrieben, einen stark chauvinistischen Beigeschmack hat.

[3] Jerrold, vol. 1, s. 117 sagt: first the Abbé Bertrand (who remained at his side long after he had ceased to direct his studies), then M. Lebas, then Professor Diezi and M. Gastard (who taught him physics and chemistry), and finally M. Vieillard (who remained his intimate friend and most trusted adviser to the end of his life) directed his studies. Allein zur Vorbereitung auf die erste Klasse des Gymnasiums bedurfte es doch wohl nicht eines so großen Personals. Es scheint mir, daß einzelne dieser Herren erst angestellt wurden, als der Prinz den Schulunterricht in Augsburg abbrach. Von Prof. Diezi, einem Schweizer, damals zu Konstanz lebend (wie Schönhuth S. 18 berichtet), gest. 1852 zu Mergentheim, ist dies ziemlich sicher; er unterrichtete den Prinzen in den lebenden Sprachen.

1821, ging er nicht in eine öffentliche Schule, sondern erhielt zu Hause Privatunterricht; von wem, wird freilich nicht sicher angegeben; jedenfalls haben aber der Abbé Bertrand und Lebas dabei mitgewirkt, ohne daß wir den Zeitpunkt genauer bestimmen könnten, in welchem der letztere in seine Stelle als Hauslehrer eintrat.

Über die Dauer des öffentlichen Schulunterrichts, den der Prinz an der St. Annenschule in Augsburg genoß, ist nichts Bestimmtes bekannt. Die beiden Zeugnisse, die ich in Beilage 14 mitteile, scheinen für diese Frage nicht maßgebend zu sein; denn der Schüler könnte noch mehrere Klassen hinaufgestiegen sein, ohne daß Zeugnisse vorhanden wären; nur die Maturität zum Abgang auf die Hochschule hat er wohl weder erstrebt noch erlangt. Ein bißchen mehr zu erfahren über die Dauer einer Klasse, über die Lehrgegenstände, über die Zahl der Klassen, wäre man wohl neugierig, und nicht minder darüber, wann der Prinz aus der Schule austrat. Denn daß die Königin Hortense, der man das St. Annengymnasium für ihren Sohn warm empfohlen hatte, in Augsburg ein eigenes Haus erworben und den ganzen Apparat von verschiedenen Hauslehrern nach Augsburg genommen habe, damit der Prinz daselbst nur von Michaelis 1821 bis Johannis 1823 die Schule besuchte, will unsereinem nicht recht einleuchten.[1] Andre reden von vier, und wieder andre von sieben Jahren; allein keiner bringt einen Beweis für seine Behauptung.[1]

Aus den Zeugnissen[2] ergibt sich, daß der Prinz neben seinen Mitschülern auf der gleichen Schulbank saß. Ganz wie es heute noch bei einzelnen Externen an den französischen collèges geschieht, wo der maître d'études seine schutzbefohlenen Schüler zur Schule begleitet und nach derselben wieder abholt, so tat es auch Ludwigs Hofmeister. Unter seinen Mitschülern, erzählt der Berichterstatter im Jugendfreund, durfte sich der Kleine ein Dutzend Spielkameraden auswählen, wobei nicht die Geburt, sondern die guten Sitten maßgebend waren. Diese zwölf kamen jeden Mittwoch, Sonnabend und Sonntag in das Haus der Herzogin, um mit ihrem Schulkameraden aus Frankreich zu spielen. Zur Sommerszeit machte man „Soldätles" im Garten; zur Winterszeit fanden Schneeballenschlachten statt, und nur bei schlechtem Wetter spielte man Lotto oder wildes Verstecken in den großen und weiten Räumen der Wohnung, wobei zum Entsetzen der sorgsamen Kammerfrau selbst die Gemächer der Herzogin nicht respektiert, vielmehr oft in große Unordnung gebracht wurden. Alle Spielkameraden duzten den Prinzen, und die deutsche Sprache war als die einzig erlaubte streng vorgeschrieben. Das hatte den Erfolg, daß der junge Franzose sich schnell die Sprache seiner neuen Heimat aneignete

[1] Bei Jerrold, vol. I, s. 117 heißt es: „Most chroniclers have said that Prince Louis was at Augsburg *only four years*, but he remained there *much longer*. When his mother left after the death of Prince Eugene, in 1824, Prince Louis stayed behind with his tutor. Indeed, the Queen was not always with her son while he was at college. She travelled much, and then she naturally preferred the beauty of Arenenberg to the austerity and gloom of Augsburg."

[2] Außer den in der Beilage 14 abgedruckten direkten Zeugnissen für den Fleiß und die Begabung des Prinzen haben wir noch ein indirektes von Jos. Beck, Wessenberg, S. 492: „Schreiber dieses, der Jahre lang Anlaß hotte, häufig ouf dem Arenenberg zu erscheinen und dort ouch öfter mit Wessenberg zusammentraf, hat kaum je so fleißig und säuberlich geschriebene deutsche Schulhefte und Präparationen angetroffen als die des jungen Prinzen Louis. Die Lektüre römischer Klassiker, zumal des Cäsor und des Tacitus, Geschichte und insbesondere Mathematik bildeten auch später die anhaltend und emsig betriebenen Studien des on Johren schon reifern jungen Mannes."

und Gedanken vornehmer Überhebung über die andern gar nicht bei ihm aufkommen konnten, wie er denn überhaupt sich stets als ein freundlicher, verträglicher Knabe zeigte. Freilich fehlte es auch nicht an losen Bubenstreichen. So riß der Prinz eines Tages dem Papagei der Schwiegermutter des Hofmeisters, die im Nachbarhause wohnte, sämtliche Schwanzfedern aus, damit er seine Mütze und die seiner Kameraden nach Jägerart schmücken konnte — ein Unfug, welchen der Hofmeister mit Arrest und dem Fernbleiben der Gespielen für die Zeit von acht Tagen bestrafte. Wöchentlich einmal war bei der Herzogin Abendgesellschaft, und im Winter wurden auch dann und wann französische Theatervorstellungen veranstaltet, an welchen der Prinz tätigen Anteil zu nehmen hatte, wobei er seine Rolle meistens gut spielte. Im ganzen aber lebte man einförmig und einsam in dem Hause an der Heiligenkreuzstraße in Augsburg. Zwei Hofdamen, Fräulein Luise Cochelet und Fräulein v. Mollenbeck,[1] der Hausgeistliche Abbé Bertrand, der Hauslehrer Lebas und der Haushofmeister Lacroix bildeten den Hofstaat der Herzogin. Die Wohnung aber war mit Erinnerungszeichen an den von ihr abgöttisch verehrten Kaiser Napoleon angefüllt.

Seit sie sich in Augsburg niedergelassen und die politischen Treibereien gegen sie nachzugeben anfingen, konnte die Königin, freier in ihrer Bewegung geworden, einige Ausflüge machen, ohne bei den reizbaren verbündeten Mächten Verdacht zu erregen. Mehrmals reiste sie nach Italien, um die Familienglieder des Kaisers zu besuchen, die sich in Rom zusammenfanden. Das erste Mal freilich, im Jahre 1818, gebrauchte sie die Bäder in Livorno, behaftete sich aber mit dem bösen Fieber in einer Jahreszeit, wo dieselben dort häufig auftreten.[2] Unterdessen waren die Bauten und Anlagen auf Arenenberg fertig geworden, und Hortense konnte bereits dort Aufenthalt nehmen. Da entschloß sich auch ihr Bruder, Prinz Eugen von Leuchtenberg, in ihrer Nähe eine Villa zu erbauen. Er erwarb mit Erlaubnis der thurgauischen Regierung im Spätjahr 1819 von Johannes Eigenmann von Homburg den Bauernhof beim Schlosse Sandegg samt Kraut- und Baumgarten, Reben, Wiesen, Äckern und Holzboden, und ließ unweit des alten Burgstocks ein modernes, schönes Landhaus erbauen, dem er den Namen Eugensberg zulegte, welchen es heute noch trägt. Dort wohnte er zeitweise nach dessen Vollendung während des Sommers.[3] Auch die verwitwete Großherzogin Stephanie, deren Gemahl nur allzu früh, im Jahre 1818, gestorben war, fand endlich ungehinderte Gelegenheit, den lange ersehnten Besuch bei ihrer Verwandten, diesmal auf Arenenberg, im Herbst 1820 zu machen, welchen Anlaß die thurgauische Regierung benutzte, den beiden Damen bei der Durchreise durch Frauenfeld ein Diner zu verabreichen.[4] Die europäische Allianz-Polizei verhielt sich jetzt still; das Diner schadete weder den Bourbonen noch dem eidgenössischen Vorort Bern.

Den 5. Mai 1821 starb Napoleon I. auf der Felseninsel St. Helena. Von ihm schrieb Hortense in dem Bruchstück ihrer Memoiren, das sie dreizehn Jahre später veröffentlichte: „So groß in seinen Fähigkeiten und so groß in seiner Seele schien er, der seinen Geist auf das Wohl der Völker verwendete, diese an Ketten zu legen, um für

[1] Sie verheiratete sich im Jahre 1821 mit einem Baron v. Öttingen, ward aber nachmals irrsinnig. Corresp. de Mad. Campan, t. 2, p. 223. 299. 303.

[2] Corresp. de Mad. Campan, t. 2, p. 209.

[3] Eugens Gesuch um die Erlaubnis, Grundeigentum zu erwerben, s. Beilage 12.

[4] S. Beilage 13.

immer ihre Ketten zu brechen; er, der das Jahrhundert der Freiheit vorbereitete, indem er die Nationen aufklärte und in unsre Sitten wie in unsre Gesetze die Herrschaft der Gleichheit einführte: er starb auf einer ungesunden, wüsten Insel, fern von den Seinen, der Willkür der Feinde preisgegeben, von Frankreich verkannt, das er so mächtig und so glücklich gemacht hatte, von Europa verkannt, wo eine jegliche seiner Eroberungen Einrichtungen brachte, die heutzutage vermißt werden! Ihm blieb anstatt alles Trostes in seiner Vereinsamung nur die glorreiche Zukunft, die ihm niemand rauben konnte. Er allein mußte ein Vorgefühl von der Gerechtigkeit empfinden, die ihm einst zuteil werden würde, weil er allein das Gute kannte, welches er hatte ausüben wollen." [1]

Die Nachricht von seinem Tode erhielt die Königin im Sommer, als sie zu Baden im Aargau Bäder gebrauchte; dorthin kam nun auch ihre ehemalige Erzieherin und alte Freundin Frau Campan, die im Jannar zuvor ihren Sohn durch den Tod verloren hatte. Es tat ihr unter diesen Umständen wohl, ihre liebste Schülerin nach so langer Trennung wiederum und zwar glücklicher zu sehen, als sie früher in Frankreich gewesen, und sie folgte ihrer Einladung auf den Arenenberg sehr gerne, blieb auch daselbst bis zum Oktober. Die Gegend am Untersee gefiel ihr außerordentlich wohl, und sie konnte sich nicht satt sehen an dem Ausblick auf die Wasserfläche und den schönen Hintergrund des Hegaus. Es war das letzte Mal, daß ihnen vergönnt war, einander zu sehen; glücklich über ihren Besuch, kehrte die Frau wieder in ihre Heimat zurück nach Mantes, wo sie bald darauf, den 16. März 1822, starb.[2] Den Winter über weilte Hortense in Augsburg; dort besuchte sie ihr Bruder und die Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen. Ihre Ausflüge und Reisen verlegte sie meistens auf die Schulferien, wie auch der Hauslehrer Lebas dieselben in Paris zuzubringen pflegte.[3]

Selten wird man ein Leben unter den Menschen finden wie das der Königin Hortense; nach kurzer Dauer glücklichen Daseins wurde sie immer wieder von zermalmenden Schicksalsschlägen heimgesucht. Im Anfang des Jahres 1823 bekam ihr Bruder Prinz Eugen einen Schlaganfall. Von seinem Leibarzt wurde ihm eine Kur zu Marienbad in Böhmen verordnet, wo er sich bald wieder erholte. Vor seiner Abreise von München hatte er die Absicht geäußert, nach der Kur einige Zeit auf seinem neuen Landhaus Eugensberg im Thurgau, ganz nahe bei Arenenberg, einen Aufenthalt zu machen. Da der Gebrauch der böhmischen Bäder ihm günstig gewesen war, konnte der Prinz seinem Vorhaben Folge geben, und ihm wurde auf Eugensberg die aufmerksamste und emsigste Pflege zuteil, nicht allein von seiner Schwester Hortense, sondern auch von seiner Base, der Großherzogin Stephanie von Baden. „Welch glückliche Zeit," schreibt Hortense in ihren gedruckten Memoiren, „diese vierzehn Tage, welche wir miteinander an den Gestaden des Sees zubrachten! Wie doch die Beseitigung eines Unglücks dem Leben Genuß verschafft! Wie es sich mit allen den Wohltaten verschönert, welche der Himmel uns läßt! Damals empfand ich das Glück lebhaft, welches mir noch übrig blieb; alle andre

[1] Mém. de la reine Hortense, p. 2. Prinz Ludwig schrieb der Mutter, nachdem er die Todesnachricht erhalten, einen für seine bonapartische Gesinnung sehr interessanten Brief, den Jerrold, vol. 1, s. 100 in fac-simile mitteilt. Die Bemerkung: je puis vous assurer d'avance que je n'ai pas *dégringolé* bezieht sich wohl auf seine Lokation oder Promotion in der Schulklasse.

[2] Corresp. de Mad. Campan, t. 2, p. 276 et suiv. p. 312. 293. 294. Auch J. A. C. Buchon, Quelques souvenirs war schon 1821 zum Besuch auf Arenenberg (p. 119) und das zweite Mal 1832.

[3] Girandeau p. 16.

Widerwärtigkeit war verschwunden. Mir war bange gewesen, meinen Bruder, meinen Freund, meine Stütze zu verlieren, und er wurde mir wieder geschenkt! In Sorglosigkeit gewiegt, verreiste ich nach Italien." Ende Augusts kehrte der Herzog von Leuchtenberg nach München zurück; aber bald ließen seine physischen Kräfte nach. Seine Heiterkeit, seine Beweglichkeit schienen nach und nach abzunehmen und einer unwillkürlichen Schwermut zu weichen. Um sich etwas anzuregen, beteiligte er sich an einer Eberjagd, wie er solche mit Vorliebe betrieb; allein gleich nachher beklagte er sich über Schwindel. Man nahm seine Zuflucht zu einem Aderlaß, der ihm Erleichterung verschaffte. Allein gegen Weihnachten erhielt er wiederum einen Schlaganfall, der ihn auf der linken Seite lähmte. Von da an nahm die Entkräftung immer mehr zu, bis er am 21. Februar 1824 starb zum größten Leidwesen des bayerischen Volkes, bei welchem er sehr beliebt war. Selbst der König von Frankreich gab ihm, als er die Kunde von seinem Tode vernahm, das Zeugnis: „Prinz Eugen war ein rechtschaffener Mann und ein Ehrenmann." [1]

Königin Hortense war noch in Rom, als die Todesnachricht zu ihr gelangte. Sie war grausam dadurch betroffen; denn ihr Bruder war ihr das Liebste, was sie auf der Welt besaß. Als Frau Récamier ihr daselbst einen Beileidsbesuch machte, fand sie die ganze Familie der Bonaparte um die Trauernde vereinigt.[2]

Es ist behauptet worden, Hortense habe nach dem Tode ihres Bruders Augsburg nicht mehr längere Zeit bewohnt, sondern sich alsbald nach Arenenberg zurückgezogen.[3] Dem widerspricht aber erstens das Datum eines Briefes vom 20. November 1825, den ihr Sohn Ludwig von Augsburg aus an seinen Vater schrieb. Derselbe lautet: „Mein lieber Papa, ich schreibe Ihnen unglücklicherweise nicht, um Ihnen unsere Abreise zu melden, sondern um Ihnen mitzuteilen, daß wir genötigt sind, noch 14 Tage zuzuwarten, um unsere Pässe zu erhalten. Alles war eingepackt; wir waren reisefertig. Bayern hatte Pässe gegeben, und die Erlaubnis von Österreich war gekommen, als sich neue Hindernisse in den Weg legten. Ich weiß nicht, welcher Beweggrund gegenwärtig obwaltet (allerdings zum ersten Male), daß Frankreich unsere Pässe unterzeichnen muß. Auch schreibt der Gesandte, um seinerseits Verlegenheiten herbeizuführen, nach Paris, von wo er eine Bevollmächtigung erwartet, die erst in 8 oder 10 Tagen hieher gelangen kann. Bald wird ein Kongreß erforderlich sein, damit wir den Platz wechseln dürfen. Wir hätten am 15. verreisen sollen. Ich sehe nun mit großem Bedauern, daß dies erst am 30. November stattfinden kann. Es wird mir sehr angenehm sein, wenn ich Sie so begrüßen darf, wie ich Sie liebe. Ist Napoleon verheiratet? Es ist eine Ewigkeit her, daß wir keine Briefe mehr von ihm erhalten haben. Er meinte wohl,

[1] Fourmestraux, Eugène p. 346—352. Hortense p. 270, 271. Mém. de la reine Hortense p. 3, 4. Sonderbar, daß sie (nach einem Billet an Frau Récamier, Souvenirs t. 2, p. 86) im April noch keine Kunde von des Bruders Tode gehabt haben will. Bezeichnend ist der Satz: Je vais à St. Pierre (in Rom) prier; cela me calmera peut-être, car je suis inquiète même de mon inquiétude. L'on devient *faible et superstitieux* dans le malheur.

[2] Mad. Récamier, Souvenirs p. 83.

[3] In der Tat schreibt sie unterm 10. Juni und 11. September 1824 von Arenenberg aus an Frau Récamier (Souvenirs p. 87, 136), daß sie den Sommer über hier wohne, und daß ihre Base, die Großherzogin Stephanie von Baden bei ihr auf Besuch sei: „peut-être je resterai à ma campagne cet hiver, si je puis faire chauffer toutes les chambres. Im September 1824 machten Hortense, Stephanie und Prinz Ludwig einen Ausflug auf das Wildkirchlein beim Säntis.

daß wir bereits unterwegs uns befänden. Gott befohlen, lieber Papa! Glauben Sie an die aufrichtige Anhänglichkeit Ihres ehrerbietigen und liebenden Sohnes Ludwig Napoleon." [1] Hortense galt also damals, wenn sie auch im Sommer ihren Aufenthalt meistens auf Arenenberg nehmen mochte, als in Bayern wohnhaft; damals stellte Bayern und nicht die Schweiz ihr und ihrem Sohne Pässe aus. Wie hätte sie, die wir als sehr besorgte Mutter kennen gelernt haben, das ganze Jahr auf Arenenberg leben können, während der Sohn in Augsburg zur Schule ging? Auffallend ist freilich, daß, wenn Ludwig im November 1825 noch Schüler des Gymnasiums zu St. Anna gewesen wäre, er während des Wintersemesters eine Reise nach Florenz unternehmen, beziehungsweise vom Rektor Urlaub dazu hätte erhalten können. Alle diese Schwierigkeiten würden sich lösen, wenn uns das genaue Datum des Austritts aus der St. Annaschule bekannt wäre.

Wann aber auch der Austritt Ludwigs aus der Schule stattgefunden haben mag — er wurde gefeiert. „Zum Abschied," sagt der Berichterstatter im Jugendfreund, „wurde im Garten des Hauses ein Fest mit Feuerwerk und Gesang abgehalten, und fort ging es nach Italien, andren Zielen und andren Aufgaben entgegen — von Augsburg blieb dem Prinzen nichts (?) als die Erinnerung an schöne Tage harmlosen Jugendlebens." Ja wohl blieb ihm etwas, und zwar etwas Wertvolles, eine gute Kenntnis der deutschen Sprache, die er geläufig, wenn auch mit einem etwas schwäbischen Akzent sprechen konnte, nebst einer guten Grundlage des Wissens und einer starken Begierde, dieses Wissen zu vermehren. „Einmal noch ist Napoleon in seinem Leben nach Augsburg gekommen, nämlich am 18. August 1867 auf der Hinreise zur Kaiserbegegnung in Salzburg. Seine Gemahlin, die Kaiserin Eugenie, begleitete ihn. Im stillen Garten, der seine fröhlichen Knabenspiele gesehen, brach er einen blühenden Zweig vom Baum und reichte ihn der schönen Frau."

Auf **Eugensberg** wohnte nach dem Tode des Erbauers dessen Tochter, die Prinzessin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen († 1847). In dem guten Weinjahre 1834 verkaufte diese den Eugensberg samt den Gütern an einen Herrn Kiesow, den Erfinder einer Lebensessenz aus Augsburg, und dieser im Jahre 1857 an Frau Amalie Gräfin von Reichenbach-Lessonitz, die heute noch Eigentümerin des Schlosses ist. — Unter den Besuchern des Arenenbergs fand sich frühzeitig **Oberst Charles Parquin**, ein Offizier des alten Napoleon, ein.[2] Derselbe hatte elf Wunden, die eigenhändige Wegnahme einer feindlichen Standarte und die Lebensrettung des Marschalls Oudinot aufzuweisen, war bei Napoleons alter Garde Hauptmann gewesen und hatte das Kreuz der Ehrenlegion aus der Hand des Kaisers selbst empfangen. Er verheiratete sich mit der schon seit mehreren Jahren auf Schloß Sandegg haushäblichen (S. 213) Eigentümerin Fräulein Luise Cochelet und kam dadurch in den Besitz dieses Schlosses. Dessen Brüder beabsichtigten das Schloß Salenstein an sich zu bringen, worüber bereits ein Kaufbrief aufgesetzt war. Dieser Parquin begehrte schon den 20. Oktober 1822 die Bewilligung zur Niederlassung im Thurgau (dans un pays où les mœurs des habitants sont si exemplaires et où les chefs du gouvernement, si éclairés par leur

[1] Jerrold, vol. I, s. 117 bringt das Faksimile dieses im Besitze der Kaiserin Eugenie befindlichen Originalbriefes, abgedr. bei Duval p. 75. — Ludwigs Bruder hatte sich mit Charlotte Napoleone, der Tochter König Josephs, verlobt.

[2] Sein früheres Leben ist beschrieben in dem Buche: Parquin commandant. Souvenirs et campagnes d'un vieux soldat de l'Empire (1803—1814). Av. une introduction p. le Capitaine A. Aubier. Paris 1892 in-8°.

instruction, ne sont pas moins recommandables par toutes les qualités qui constituent l'homme de bien) und erhielt sie den 21. Juli 1823 vom Kleinen Rat,[1] der sich nun nicht mehr viel um die Polizeiplakereien, welche gegen Bonapartisten ins Werk gesetzt worden waren, kümmerte, da der französische Gesandte Graf A. v. Talleyrand in diesem Jahre die Schweiz verlassen hatte. Parquin kaufte im Jahre 1824 das Gut Wolfsberg für 48000 Gulden; ihm gehörte außerdem das Schloß Salenstein (1828),[2] so daß er eigentlich drei Schlösser in der Nähe von Arenenberg besaß. Aber Sandegg, das Heiratsgut seiner Frau († 7. Mai 1835), verkaufte er schon 1832 an den Zürcher Banquier Hottinger, der es, wie die Sage geht, für die Nichte des berühmten oder berüchtigten Diplomaten Talleyrand-Périgord, Fürsten v. Benevent, erwerben wollte. Man ließ das Schloß, ich weiß nicht ob vollständig umbauen oder nur unwesentlich renovieren, jedenfalls eine neue Heizeinrichtung darin erstellen. Der Tag des Einzuges der Gräfin war auf den 20. Oktober 1833 festgesetzt; aber die Dekorationsmaler standen mit ihrer Arbeit noch sehr zurück. Um nun die Farbe schneller trocknen zu lassen, wurde der Ofen, der sich in der Küche auf dem Erdgeschoß befand, über die Maßen eingeheizt, infolgedessen in später Nacht vom 2.—3. September Feuer ausbrach, welches sich zunächst den untern Räumen mitteilte. Zuoberst im Schlosse schlief ein Dekorationsmaler, namens Paoli aus Italien; dieser erwachte erst, als das Feuer fast alle Räume und die Treppen ergriffen hatte. Da er es nicht wagte, von der Höhe herunterzuspringen, so starb er eines elenden Todes in den Flammen, so daß nachher nur noch einige Teile seines Knochengeripps im Schutt aufgefunden wurden. Das Schloß war

[1] Thurg. Kantonsarch., Protok. des Kl. Rats 1823, § 1452.

[2] Aug. Mayer, Gesch. des Schlosses Wolfsberg in den Thurg. Beiträgen Heft 16, S. 42. Der Erzähler 1825, Nr. 8. — Näf, Handschriftl. Burgenwerk, Bd. V, S. 663 über Salenstein. Kantonsrat Ammann von Ermatingen ließ 1842 das von einem Franzosen barbarisch angebrochene Schloß, welches durch Bauart und prächtige Lage bemerkenswert ist, wieder in wohnlichen Stand stellen (Thurg. Ztg. 1842, Nr. 146 vom 10. Dez.). Im Juli 1906 ging es aus dem langjährigen Besitz des Hrn. v. Herder, Enkels des großen Weimarer Schriftstellers, in den Besitz eines Hrn. v. Tippelskirch aus Berlin über. — Von der Feuersbrunst im Schlosse Sandegg berichten Thurg. Ztg. 1833, Nr. 72 vom 5. Sept. Näf, Burgenwerk Bd. V, S. 654^{b}. Feuilleton der Neuen Zürch. Ztg. 1876, Nr. 228 vom 1. Mai. Wenn dieselbe Geschichte, wie mir 7. März 1892 berichtet wurde, vom Bau des Luisenbergs (1834) in Mannenbach erzählt wird, so beruht das auf Verwechselung. Schon das Jahr weicht ab; dann aber geben die Rechnung über die Brandassekuranz des Kts. Thurgau und das Protokoll des Kl. Rats vom 5. Okt. 1833, § 1919 im Kantonsarchiv den Ausschlag. Das Schloß war sub Nr. 74 a des Katasters mit 5200 Gulden, das Nebengebäude sub Nr. 74 b mit 800 Gulden versichert. Die Beschädigung an diesem Gebäude wurde gesetzlich abgeschätzt mit 100 Gulden, ganzer Schaden 5200 Gld. Wegen Fahrlässigkeit und Unvorsichtigkeit, wodurch der Brand veranlaßt worden, wurde vom Kl. Rat beschlossen, daß nur zwei Drittel an den Schaden zu vergüten seien, also 3533 Gld. Da aber Banquier Hottinger in Paris als Eigentümer und Banquier Escher in Zürich als Hypothekar-Inhaber gegen diesen Beschluß Vorstellungen machten, so kam der Kl. Rat (26. Februar 1834) darauf zurück, wies aber die Einwendung gegen den Abzug der Entschädigung ab und sprach sich nur noch über den Wert der Mauerreste aus, der zu 550 Gld. angesetzt worden war. Die Schätzungskommissarien erklärten den Schaden für vollständig; eine Benutzung des Gemäuers zu einer Neubaute sei nicht mehr möglich, weil dasselbe entweder eingestürzt sei oder niedergerissen werden mußte. Darum strich hier der Kl. Rat den Abzug von 550 Gld. Da aber Thurgau die Auszahlung verweigerte, so entstand ein Prozeß, durch den der Staat für zahlungspflichtig erklärt wurde. 1840 verkaufte Hottinger sämtliche Realitäten an Dr. Kern von Berlingen, und dieser verkaufte sie, nachdem er das Laubholz vollständig hatte abschlagen und versilbern lassen, an Hrn. Kiesow von Augsburg. (Protok. des Kl. Rats 1834, § 494 und Mitt. des Notars Kern von Berlingen 31. Mai 1889.)



Nach einem Aquarell. O. Baldin photogr.

Das alte Schloß Arenenberg.



Keller & Füßli, Zürich. Weiser photogr.

Arenenberg mit Insel Reichenau 1820.

rettungslos verloren und brannte bis auf den Grund nieder, da teils wegen Wassermangels, teils wegen der Höhe des Gebäudes Löschversuche sich als ohnmächtig erwiesen. Der Burgstock Sandegg ging nachher ebenfalls an Herrn Kiesow und später (1857) an die Gräfin v. Reichenbach-Lessonitz auf Eugensberg über. Von dem ganzen Schlosse Sandegg ist heute nichts andres mehr vorhanden als ein Teil der Ringmauer und einige Kellergewölbe, über die sich eine Terrasse ausbreitet, von welcher man die schönste Aussicht auf den Untersee genießt, und von welcher der Dichter Scheffel[1] oft hinausschaute, wenn er die alten Gestalten auf dem Hohentwiel und der Reichenau hervorzauberte.

Oberst Parquin wandelte seinen **Wolfsberg** bei Ermatingen zu einer Pension im größern Stile um, indem er den Besuchern aus der höhern Gesellschaft alle Bequemlichkeit bieten wollte. Am 1. Mai 1825[2] eröffnete er die Anstalt, die damals den Fremden als ein wahres Eden erschien, indem sie den Gästen geschmackvolle Wohnung, leckere Tafel, vortreffliche Bedienung, Bäder, Stallung, Remisen, Pferde, Kaleschen, Schiffe, Jagden, Fischenzen, Journale, Billards, Gärten und einladende Spaziergänge, alles für monatlich 175 Gulden oder 360 Franken zusicherte.[3] Jetzt zog sich in der schönen Jahreszeit die bonapartistisch gesinnte Gesellschaft aus Frankreich und andern Ländern an den Untersee. Man stattete sich gegenseitig täglich Besuche ab und empfing Besuche zugereister Freunde und Freundinnen, nicht allein auf Arenenberg und Wolfsberg, sondern auch auf Salenstein und Eugensberg, ja selbst in **Mannenbach**. Hier hatte den 21. Juni 1825 die Frau Großherzogin Stephanie von Baden vom katholischen Administrationsrat des Kantons Thurgau die Kaplaneiwohnung samt Scheune und Stallung und Weinpresse, alles unter einem Dache, nebst Reben, Wiesen, Äckern und Waldung (zusammen ungefähr 5 Jucharten) für die Summe von 6000 Gulden erworben, in welchem Kaufe natürlich die Kapelle nicht inbegriffen war.[4]

Von diesen und jenen Besuchern, welche in den zwanziger und dreißiger Jahren auf Arenenberg empfangen wurden, haben wir Schilderungen des häuslichen und gesell-

[1] Briefl. Mitteilung des † Notars Aug. Mayer in Ermatingen.

[2] Siehe die Reklamen in den Zeitungen des Jahres 1825. Aug. Mayer in den Thurg. Beitr. Heft 16, S. 43 fg. Ein Artikel Le château de Wolfsberg findet sich im Journal des Dames et des modes Nr. 40, p. 361, Année 32e, tome 63e vom 4. Oktober 1829. Francf. s. M., Charles Jügel; darin werden angepriesen: un salon magnifique, un billard, une bibliothèque choisie, une chasse, des bois touffus, un lac et des bateaux pour pêcher; et, ce qu'on ne rencontre pas toujours, des vues charmantes, des panoramas multipliés, des couchers et des levers de soleil ravissans, des châteaux en ruines qui s'élèvent comme autant de forteresses sur les collines environnantes, und dann kommt die Geschichte der Hedwige und des Eckard au château Hohenwiell, etc.

[3] Nach dem Straßburger Putsch 1836, an dem Parquin einen hervorragenden Anteil nahm, geriet er in Haft, und über den Wolfsberg brach 1837 der Konkurs aus; auch die zum Schloßgut gehörigen Pachthöfe kamen unter den Hammer: Inserat im Beobachter 1838, Nr. 47 vom 14. Dezember. Gegenwärtig ist Herr Bürgi-Trescher Besitzer des Kurortes Wolfsberg.

[4] Fertigungsprotokoll des Kreises Berlingen, Bd. D, S. 85. Allein schon den 27. Oktober 1834 verkaufte die Großherzogin an den Marquis de Crenay (von den Leuten gewöhnlich „General" genannt), vertreten durch Frau Luise Parquin, geb. Cochelet auf Wolfsberg, die Kaplanei zu Mannenbach nebst ursprünglichen und seither erworbenen Grundstücken für 8000 Gulden. Der Marquis baute daselbst ein Schloß und nannte es nach dem Namen der Nichte seiner Gattin Louise de Séreville **Luisenberg**. Durch Verehelichung dieser Nichte und Adoptivtochter des Marquis mit dem Grafen de Sparre ging Luisenberg an diesen über (1855). Infolge des deutsch-französischen Krieges wurde es der Familie de Sparre in Mannenbach unheimlich, und sie verkaufte die Besitzung 28. Mai 1873 an Hrn. Bürgi-Bettschart von Arth. Vgl. H. Thirria, La marquise de Crenay. Paris 1898 in-8°.

schaftlichen Lebens überliefert bekommen. Ich wähle daraus diejenige eines Mannes, der nichts weniger als bonapartistisch gesinnt war, vielmehr einer Familie angehörte, welche stets fest an streng legitimistischen Grundsätzen hing, mithin den Bourbonen zugetan war. Dieser Mann wurde trotz seiner politischen Überzeugung, trotz seiner weißen Kokarde stets mit vieler Güte aufgenommen. Er schreibt[1]:

„Die Königin hatte das herrlich gelegene, aber ganz zerfallene Schloß Arenenberg zum Teil abgebrochen und es mit dem ihr eigentümlichen Geschmack umgestaltet. In dieser niedlichen Wohnung war eine Menge wertvoller Gegenstände, teils Kunstwerke, teils historische Erinnerungen, Überbleibsel eines verblichenen Glanzes angehäuft. Bildsäulen von Canova, Gemälde von Gérard, David, Lefèvre, Vernet, Isabey; prachtvolle Vasen aus der Fabrik von Sèvres, wundervolle Gobelin-Tapeten, ägyptische, römische, griechische Altertümer, Waffen, Bücher, musikalische Instrumente, Blumen, Malerstaffeleien: alles stand, hing und lag in jener malerischen Unordnung, die man zuweilen bei Leuten von Geschmack findet, in allen Zimmern umher. Das Wohnhaus hatte Hortense mit geschmackvollen Anlagen umgeben und die Terrassen, von welchen man die herrliche Aussicht auf den See genießt, mit Blumen bepflanzt, die sie selbst pflegte. Von ihrer Umgebung wurde sie immer mit dem Titel „Königin“ angeredet; für Fremde und im Geschäftsstil war sie die „Herzogin von St. Leu“. An der Spitze ihres Haushaltes, den sie beträchtlich eingeschränkt hatte, stand ihr Milchbruder,[2] der die Interessen der Herzogin mit Umsicht und Eifer verteidigte. Graf Marmold lag in Ermatingen an einer langwierigen, durch die Ausschweifungen seiner Jugend herbeigeführten Krankheit darnieder. Abbé Bertrand war nach Frankreich zurückgekehrt, und seine Stelle als Erzieher des Prinzen Ludwig hatte Lebas inne. Diese Wahl war nicht glücklich gewesen. Mit vielem Geiste und gründlichen Kenntnissen verband Lebas einen gänzlichen Mangel an moralischen Grundsätzen, und seine Sitten waren mehr als locker. Statt die Unschuld seines Zöglings zu ehren, entwickelte er in demselben einen Hang zur Sinnlichkeit, dessen Keim wohl schon in ihm liegen mochte. Ein eifriger Republikaner, pflanzte Lebas dem Herzen des jungen Prinzen eine glühende Liebe zur Freiheit ein, daneben aber unbegreiflicherweise die Grundsätze des kaiserlichen Despotismus.“

„Hortensias Gegenwart wäre allein hinreichend gewesen, den Aufenthalt auf dem Arenenberg angenehm zu machen; aber man konnte auch noch sicher sein, immer einen Zirkel von interessanten Menschen um sie versammelt zu finden. Während des ganzen Sommers folgte ein Besuch auf den andern.[3] Die durch ihre Stellung so interessante, durch ihre Schönheit, Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit so ausgezeichnete verwitwete Großherzogin Stephanie kam öfters auf einige Wochen nach dem Arenenberg, auf welchem man noch viele berühmte oder merkwürdige Personen kennen lernen konnte. Dort sah man 1821 die ehrwürdige Frau Campan, welche mit Recht auf ihre beiden Zöglinge, Hortense und Stephanie, stolz zu sein schien und von denselben mit wirklich kindlicher

[1] Morgenblatt für gebildete Leser 1851, S. 643—649, 675—677. Vgl. auch das Kapitel Visitors at the château bei Jerrold, vol. I, 257. Vgl. Fourmestraux, Hortense p. 274—292.

[2] Als Hortense geboren ward, erhielt sie eine Amme, namens Frau Rousseau, deren eigenes Kind (Vinzenz) ihr Milchbruder wurde. Beide waren einander anhänglich, so lange sie lebten, d'Arjuzon p. 9.

[3] Nach holländischer und englischer Sitte konnte jeder Gast die Vormittagszeit verwenden, wie er wollte, ohne von der Wirtin oder der Rücksicht auf sie eingeschränkt zu werden. Nach dem Essen begann das gemeinsame Leben. Fourmestraux, Hortense p. 282.

Liebe behandelt wurde; die Gemahlin des unglücklichen Ney, Eglé Auguié, mit ihren hoffnungsvollen Söhnen; die Marschallin Duroc, eine pikante andalusische Schönheit, eine vertraute Freundin der Herzogin, obgleich, wie wir wissen (S. 143) Duroc die erste Liebe der Hortensia gewesen war; ferner die beiden jungen Herzoge von Leuchtenberg, General Gourgaud, die heldenmütige Frau v. Lavalette, Sophie und Delphine Gay, Kasimir v. Germain Delavigne und viele andre Kriegsmänner, Gelehrte, Künstler, Literaten und Berühmtheiten jeder Art hatte man dort zu sehen Gelegenheit. Der bekannte Graf Chateaubriand kam mit Frau Récamier zum Besuch, wie er das in seinen „Erinnerungen von jenseits des Grabes" (Mémoires d'Outre-Tombe) selbst erzählt hat. Ein gern gesehener Besucher war der Bistumsverweser von Konstanz, Freiher J. Heinrich v. Wessenberg, dessen Reformen innerhalb des Konstanzer Sprengels der Sinnesart der Königin und des Prinzen eher zusagten, als die streng katholische Richtung. Unter den Schweizern, die fortwährend im Verkehr mit Arenenberg standen, nenne ich den Dr. J. Konr. Kern von Berlingen, der später Gesandter der Schweiz bei Napoleon III. wurde, und den baronisierten Herrn Reinhard von Weinfelden. Auch mehrere Mitglieder der Familie Napoleons besuchten den Arenenberg: Hortensias älterer Sohn, der seit 1815 bei seinem Vater in Florenz lebte und im Jahre 1831 in Italien starb; Hieronymus, der den Verlust der westfälischen Krone und besonders der damit verbundenen Einkünfte nicht verschmerzen konnte; dessen Gemahlin, die ihn zärtlich liebte, ihn trotz der Befehle ihres Vaters, des Königs von Württemberg, nicht verlassen wollte und niemals glücklicher war, als seit sie von dem Throne herabgestiegen; dann die Gemahlin und die Tochter Josephs. Die Herzogin besaß im höchsten Grade die liebenswürdige Gabe, jeden in das beste Licht zu stellen und jedem die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Sehr unterhaltend waren auch die kleinern Gesellschaften bei der Königin. Sie war gewöhnlich sehr munter, lachte gerne und war nie glücklicher, als wenn sie sah, daß alles um sie her heiter und vergnügt war. Man machte Musik; man spielte, improvisierte Szenen, Sprichwörter und Charaden[1]; man verkleidete sich; man kehrte im ganzen Hause das Oberste zu unterst, und je toller es zuging, desto mehr lachte die Herzogin. Am allermeisten lachte sie über die allerdings im höchsten Grade komische Verzweiflung, die beim Anblick der gräßlichen Verwirrung und Unordnung, welche begreiflich bei solchen Gelegenheiten im Schlosse entstand, des Intendanten, des schon erwähnten ehrlichen Rousseau sich bemächtigte. Nichts aber konnte interessanter sein als jene Abende auf dem Arenenberge, wo sich ein kleiner Zirkel um die Herzogin bildete und ein vertrauliches Gespräch sich anknüpfte. Die Herzogin verweilte alsdann gerne bei den Erinnerungen an die verflossene glanzvolle Zeit des Konsulats und des Kaiserreichs, ließ die verschiedenen Epochen ihres bewegten Lebens vorüberziehen, erzählte interessante Anekdoten und Züge von berühmten Männern, beleuchtete manchen wichtigen Moment der neuern Zeitgeschichte und fällte gewöhnlich sehr richtige und immer leidenschaftslose Urteile über Menschen und Zustände. Am liebsten und häufigsten erwähnte sie ihre Mutter, die Kaiserin Josephine. Aber auf die Kaiserin Marie Luise war man begreiflicherweise auf dem Arenenberg nicht gut zu sprechen; man konnte ihr dort weder ihr gleichgültiges Benehmen gegen Napoleon vom Augenblicke seines Sturzes an bis zu seinem Tode, noch ihre spätere Vermählung verzeihen. Dagegen war ihr Sohn, der Herzog v. Reich-

[1] Vgl. Fourmestraux, Hortense p. 282—284.

stadt, Gegenstand der höchsten Teilnahme; denn auf diesem Sohne Napoleons beruhte nicht nur die ganze Hoffnung einer einst möglichen Auferstehung seiner Familie, sondern er war auch für seine Verwandten ein Gegenstand der innigsten Liebe und Anhänglichkeit, obwohl man ihm nicht beikommen konnte."

„Das Leben auf dem Arenenberge war sehr einfach, und ein Feinschmecker hätte an der Tafel vieles aussetzen können. Die Königin gab höchst selten förmliche geladene Diners; aber sehr oft wurde man, wenn man vorher zum Besuche kam, gebeten, zum Essen zu bleiben. Restez, sagte sie alsdann lächelnd, restez! S'il n'y a pas assez, on vous fera une omelette. Bei der Tafel wurden sie und ihr Sohn, gemäß königlichem Zeremoniell, immer zuerst bedient. In der Wahl der Personen, die sie empfing, war sie nicht streng genug. Mehr als einmal nahm sie in ihrem Hause elende, von der französischen Regierung bezahlte Spione oder Abenteurer auf, welche später ihre großmütige Gastfreiheit mit dem schwärzesten Undank bezahlten; denn so traurige Erfahrungen sie auch in dieser Beziehung gemacht hatte, so wollte sie doch immer nicht an die Schlechtigkeit gewisser Menschen glauben."

„Die benachbarten Schlösser, die, wie wir sahen, von französischen Familien bewohnt waren, und das nicht ferne Konstanz lieferten auch ihr Kontingent zu diesen Gesellschaftszirkeln, welche zuweilen aus den verschiedenartigsten Elementen bestanden. Fürsten und Detailkrämer, französische Staatsminister und schweizerische Dorfvorsteher, Bourbonisten, Carbonari, Bonapartisten, Radikale, Franzosen, Deutsche, Schweizer, Engländer: alle fanden sich hier in demselben Salon versammelt und lebten, so lange sie unter dem wohltätigen Einflusse der hier regierenden guten Fee standen, in bester Eintracht zusammen. Niemals wurde von Politik gesprochen. Auf einem großen Tische dagegen lagen Zeitungen von allen politischen Farben. Wer lesen wollte, las für sich. Zuweilen wurde irgend eine wichtige Nachricht laut mitgeteilt, aber ohne Bemerkung. Es sollte, da Gäste von den verschiedensten politischen Farben hier Zutritt hatten, niemand durch politisierende Äußerungen verletzt, beleidigt oder zum Widerspruch gereizt werden. Diese zarte Rücksicht der Frau des Hauses gegen ihre Gäste war die Blüte der Höflichkeit. Es lag darin das wohlmeinende Bestreben, dem Gaste nicht nur alles zu bieten, was ihm angenehm sein konnte, sondern auch alles von ihm fernzuhalten, was ihn im geringsten verletzen oder unangenehm berühren konnte. Bei der Königin war dieses Bestreben nicht nur die Frucht erlernter und angenommener Artigkeit, sondern wirklicher Herzensgüte, eines innigen Wohlwollens gegen jedermann. Selten traf man eine Frau, welche in der umfangreichsten Bedeutung des Wortes so liebreich war. Weit davon entfernt, daß sie, welche von Jugend auf von einem zahlreichen Hofe, von geistreichen, interessanten Leuten umgeben war, sich, wie dies bei fürstlichen Frauen meistens der Fall ist, daran gewöhnt hätte, de se laisser amuser, war sie es im Gegenteil, von der alle Unterhaltung ausging. Sie beschäftigte sich mit jedermann; niemand wurde von ihr vergessen, niemand übersehen; niemand war ihr zu unbedeutend, und nicht nur besaß sie das den Fürsten so nützliche Talent, jedermann gerade das zu sagen, was ihm angenehm sein mußte: sie wußte auch jedermann auf ein Gespräch zu bringen, worin er mehr oder minder glänzen konnte. Daher verließ jeder Besucher den Arenenberg mit der wohltuenden Überzeugung, er selbst habe sehr interessant gesprochen und sei sehr liebenswürdig: ein Gefühl, das ihn natürlich gegen die Dame des Hauses, welche diese Überzeugung in ihm hervorgerufen, mit Dank erfüllte und ihm dieselbe

noch liebenswürdiger erscheinen ließ. Ich habe zu gleicher Zeit Kasimir Delavigne, Wessenberg und einen Thurgauer Dorfmagnaten auf dem Arenenberg gesehen und bin fest überzeugt, daß dieser letztere mit dem Bewußtsein nach Hause ging, er sei eigentlich der Held des Tages gewesen."

„So empfand die Herzogin in ihrer bescheidenen Villa keine Langeweile; sie übte ihre Talente, an denen man, so lange sie Königin gewesen, so oft gezweifelt hatte; sie machte ohne Isabeys Hilfe sehr ähnliche, genial aufgefaßte und ausgeführte Porträts; sie komponierte ohne Zutun der Hofmusiker jetzt noch rührende Romanzen. Im Sommer beschäftigte sie sich angelegentlich mit der Verschönerung des Gartens und der Anlagen; sie befaßte sich gern mit der Natur und fand ein wahres Vergnügen darin, den sie besuchenden Fremden die Standorte zu zeigen, von welchen aus man die schönste Aussicht genoß. Ihre Gesundheit hatte sich bedeutend gebessert. Damals als sie im Jahre 1815 von allen Regierungen verstoßen, aus allen Ländern verwiesen, des einen der beiden Söhne beraubt, wie ein gehetztes Reh nach Konstanz gekommen war: da konnte man an der durch Kummer, Angst, Sorgen und Krankheit tiefgebeugten Frau kaum eine Spur jener glänzenden, graziösen Hortense wiederfinden, welche durch ihren Geist, ihre Talente und ihre Liebenswürdigkeit die Zierde des Kaiserhofes gewesen war. Wer hätte in der abgemagerten blassen Gestalt, in dem mehr als einfachen, vernachlässigten Anzuge die noch vor so kurzer Zeit wegen ihrer Eleganz und Grazie berühmte Fürstin wieder erkannt? Ihre Augen waren matt, erloschen und beinahe stets mit Tränen gefüllt; ein beständiges trockenes Hüsteln schien anzuzeigen, daß ihre Brust angegriffen sei. Und jetzt nachdem die Diplomatie ihre Verfolgungen eingestellt und sie im Thurgau endlich ein Ruheplätzchen gefunden hatte, da sah sie wieder voller und frischer aus als je. Konnte sie auch in ihrer ersten Jugend nicht eigentlich schön genannt werden, so muß sie doch zu den anmutigsten, reizendsten Erscheinungen des glänzenden, an schönen Frauen nicht armen Kaiserhofes gehört haben. Jetzt noch, auf Arenenberg war sie eine Frau, deren Anblick gewinnend, deren Grazie unwiderstehlich war. Der Blick ihrer blauen Augen war sanft und wohlwollend, das Lächeln ihres vielleicht zu großen Mundes fein; ihre Hand und ihr Fuß hätten einem Bildhauer als Muster dienen können; ihr Wuchs war tadellos, ihr Anstand wahrhaft königlich. Der Klang ihrer Stimme war unwiderstehlich, und unbeschreiblich rührend der Ausdruck, mit dem sie, wenn sie von Menschen, die sie gern hatte, Abschied nahm, das einfache Wort adieu sprach."

„Sie konnte so viel Deutsch, daß sie sich denen, welche nicht französisch sprachen, verständlich zu machen vermochte. Was an ihr ganz besonders fesselte und anzog und ihr alle Herzen gewann, war der unbeschreibliche Ausdruck jener Güte, welche in allem, was sie sagte und tat, stets hervorleuchtete. Nie hörte man aus ihrem Munde eine bittre oder nur eine scharfe Bemerkung über die Umstände oder über die Menschen, welche ihre einst so mächtige Familie von sechs europäischen Thronen gestürzt hatten; aber sehr oft konnte man hören, wie sie ihre persönlichen Feinde, Menschen, von welchen sie vieles zu leiden gehabt, gegen die heftigsten Angriffe und Ausfälle ihrer Umgebung zu verteidigen oder zu entschuldigen suchte. Diese Milde, diese Anmut des Charakters, dieser innige Wunsch, alles um sich her glücklich und zufrieden zu sehen, und diese eifrige, nie rastende Tätigkeit, alles glücklich zu machen, bewirkten auch, daß sie von allen, welche sie näher kannten, wahrhaft angebetet wurde. Ein großer Teil ihres nicht sehr bedeutenden Einkommens wurde zur Pensionierung und Unterstützung alter Diener

ihrer Mutter und ihres eigenen Hauses, sehr bedeutende Summen wurden für die Armen der Umgegend verwendet, und zwar so, daß die linke Hand nie wußte, was die rechte tat. Sie war die Vorsehung aller Dürftigen der umliegenden Dörfer. Die Kranken unterstützte sie; den Gesunden verschaffte sie Arbeit; die Kinder ließ sie erziehen. Aber die von Arenenberg aus gespendeten Wohltaten gingen ganz im stillen vor sich und wären vielleicht gar nie zu Tage gekommen, wenn nicht zuweilen der trotz des Verbotes der Geberin laut gewordene Ruf der Dankbarkeit sie verkündet hätten. Lange noch blieb und bleibt das Andenken der guten Königin auf dem Arenenberg bei den Bewohnern der Umgegend."

Als Ludwig die Schule in Augsburg verließ,[1] scheint weder seine Mutter noch er selbst die Meinung gehegt zu haben, er habe nun genug gelernt und der Kreis seiner Schulkenntnisse sei damit abgeschlossen; hingegen scheint Hortense vielleicht nach ihrer eigenen Lebenserfahrung das Vertrauen gefaßt zu haben, der Sohn könnte manches notwendige Wissen noch privatim auf Arenenberg sich aneignen; auch war es ein gutes Zeugnis für das Augsburger Gymnasium wie für den Prinzen selbst, daß in ihm der Trieb erwachte, sich selber fortzubilden. Nach Arenenberg zurückgekehrt, erhielt er im Nebengebäude ein eigenes Zimmer, wo er ungestört arbeiten konnte. Außerdem bestellte ihm seine Mutter die erforderlichen Privatlehrer, meistens Professoren aus Konstanz, von denen er für seine Fortbildung in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet wurde. In den lebenden Sprachen gab ihm der gelehrte Professor Diezi[2] Unterricht, ein Schweizer, der einen verdienten Ruf in der pädagogischen Welt genoß, und der erst anfangs der fünfziger Jahre zu Mergentheim starb; dieser Mann gab seinem Zögling ein ebenso gutes Zeugnis wie seine vormaligen Lehrer in Augsburg. In Physik und Chemie unterrichtete ihn Professor Gastard, ein französischer Lehrer in Konstanz, in Mathematik Professor Lachmann aus Konstanz. Auch Narziß Vieillard, der Nachfolger des Lebas, darf nicht vergessen werden, ein ehemaliger Schüler der polytechnischen Schule in Paris, vormaliger Artillerieoffizier, der ihn mit dem Militärwesen bekannt machte, und mit dem er bis ins spätere Alter befreundet blieb. Auf diese Fächer warf er sich um so eifriger, je mehr er sich entschloß, die militärische Laufbahn, und zwar als Artillerist wie sein großer Oheim, einzuschlagen. Seine Bibliothek vermehrte er namentlich durch Werke über Mathematik, Naturwissenschaften und Artillerie. Als Chateaubriand den 29. August 1832 Arenenberg besuchte, berichtete er in seinen Mémoires d'Outre-Tombe also darüber: „Der Prinz Ludwig bewohnt einen besondern Pavillon, wo ich Waffen, topographische und strategische Karten gesehen habe, Gegenstände, welche unwillkürlich an die nahe Verwandtschaft mit dem Eroberer erinnerten. Der Prinz ist ein junger, sehr unterrichteter Mann mit bedeutenden Kenntnissen, von ehrenhaftem und ernstem Charakter."[3]

[1] „Die Frau Herzogin von St. Leu ist mit ihrem Sohne, dem Prinzen Ludwig, nach einer sechsmonatlichen Abwesenheit von ihrer Reise aus Italien wieder nach Augsburg zurückgekehrt und wird nach Arenenberg abreisen," heißt es in der Beilage zu Nr. 26 der Thurg. Ztg. vom 19. Juni 1824; allein noch 1825 fanden wir den Prinzen in Augsburg, S. 222.

[2] Budé p. 205. Jerrold, vol. I, p. 114, 117. Schönhuth S. 13.

[3] Chateaubriand, Œuvres complètes. t. 17. Paris, Penaud frères, p. 336 et suiv. Ch. kam an einem trüben Tage nach Arenenberg; daher ist seine Schilderung düster: La reine de Hollande a bâti le château, ou, si l'on veut, *le pavillon* d'Arenenberg. On y jouit d'une vue étendue,

Aber der Prinz war kein Stubengelehrter und sollte es auch nach dem Willen seiner Mutter nicht werden; er übte sich vielmehr in jenen Fertigkeiten, welche dem Körper Härte und Gewandtheit, Anstand und Geschmeidigkeit verleihen: im Schwimmen, Reiten, Fechten und Tanzen, in Dingen also, die ein „nobler Mann" heute noch verstehen soll. Auch dafür hielt ihm die liebende Mutter eigene Lehrer, die sie aus Konstanz kommen ließ. Um es in der Schwimmkunst zu einer Fertigkeit zu bringen, dazu hatte er alle Gelegenheit in dem nahen Untersee, dessen Wellen ja nahe an den Fuß des Arenenbergs spülten. Da war es ihm eine Kleinigkeit, nach der Insel Reichenau, ohne auszuruhen, hinüberzuschwimmen, nur von dem Schiffmann Fehr aus Mannenbach im Kahne begleitet. Eine Probe dieses Vermögens gab er schon, als er etwa in seinem fünfzehnten Jahre (1823) bei der Großherzogin Stephanie in Mannheim zum Besuch war. Während einer Spazierfahrt mit den Prinzessinnen wandte sich das Gespräch auf den bedauernswerten Untergang des Rittertums. Ludwig ward ungehalten bei den höhnischen Bemerkungen, welche die jungen Fräulein auf die Männer der Gegenwart machten. Eine von ihnen meinte, es habe eine Zeit gegeben, wo ein junger Mann für den Handschuh eines Fräuleins in einen Strom gesprungen wäre. Sie befanden sich gerade auf der Neckarbrücke, als die Dame das sagte. Den Wagenschlag öffnen und angesichts der ihn begleitenden Prinzessinnen über die Brücke hinunterspringen, zum großen Schrecken der Damen — das war das Werk eines Augenblicks. Da er aber damals schon ein ausgezeichneter Schwimmer war, kam er bald ans Ufer.[1]

Beim Herzog von Leuchtenberg, seinem Onkel, hatte er während der Besuche die beste Gelegenheit, die Reitkunst zu lernen. Nach Tische bestand des Prinzen Erholung häufig in Reiterkünsten, durch welche er seiner Mutter ein großes Vergnügen bereitete, die keine große Angst davor hegte, weil sie selbst auch zu Pferde stieg. Mit Leichtigkeit und Zierlichkeit sprang er links und rechts quer über das Tier hinweg, wenn es in vollem Laufe daher kam. Ohne Anstrengung schwang er sich über das Kreuz des Pferdes in den Sattel. Ohne seinen Hals aufs Spiel zu setzen, war er als Reiter kühn und sicher. Die Strecke von sieben Viertelstunden von Arenenberg nach Konstanz legte er mit dem andalusischen Rappen, welchen er von seinem Bruder erhalten hatte, regelmäßig in einer Viertelstunde zurück. Als der Wächter am Tore zu Konstanz einmal bemerkte, daß er allzu scharf reite, und ihm die festgesetzte Buße abverlangte, warf ihm der Prinz das Doppelte hin, indem er lachend sagte: „Da habt Ihr's gleich für den Rückritt!" Beim Exerzieren der thurgauischen Milizen im Feuer bestieg er ein wildes Pferd, das niemand als ihn aufsitzen ließ, und galoppierte die Front herunter. Eines Tages, als er auf der Höhe spazieren ritt, hörte er das Geschrei einer bestürzten Menge

---

mais triste. Cette vue domine le lac inférieur de Constance, qui n'est qu'une expansion du Rhin sur des prairies noyées. De l'autre côté du lac on aperçoit des bois sombres, reste de la Forêt Noire, quelques oiseaux blancs voltigeant sous un ciel gris et poussés par un vent glacé. Là, après avoir été assise sur un trône, après avoir été outrageusement calomniée, la reine Hortense est venue se percher sur un rocher. ... Retourné à Wolfberg (sic!) avec madame Récamier, je partis la nuit: *le temps était obscur et pluvieux;* le vent soufflait dans les arbres, et la hulotte lamentait: vraie scène de Germanie!

[1] Jerrold, vol. I, s. 119. Marmor in der Gartenlaube 1865, S. 198 b u. a. Wenn freilich Schönhuth S. 14 erzählt, der Wagehals habe sich, als er wieder in den Wagen stieg, triefend an die Seite der Damen gesetzt, so scheint der schreibselige weiland hohentwielsche Pfarrer die gute Sitte außer acht gelassen zu haben.

von Menschen. Zwei Pferde an einem Wagen waren scheu geworden, gingen durch und jagten in vollem Lauf einem Abgrunde zu. Der Kutscher war abgeworfen, und eine Dame mit ihren zwei Kindern im Wagen stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus. Kaum hatte Ludwig die Gefahr wahrgenommen, so spornte er sein Pferd an und ritt über Felder und Gräben, um den durchgegangenen Tieren einen Vorsprung abzugewinnen; er erreichte sie an dem Rand eines Abgrundes, ergriff eins derselben am Zügel und riß es so kräftig zurück, daß es sich überschlug und er den Wagen dadurch zum Stehen brachte. Lauter Jubelruf und Beifallsgeschrei der Menge, welche herbeigeströmt war und den Auftritt mit angesehen hatte, lohnten den kühnen Reiter, der durch seine Entschlossenheit und seinen ritterlichen Mut drei Menschenleben gerettet hatte.[1]

Die Leibesübungen waren ihm so lieb geworden, daß er die Dorfjungen von dem nahen Salenstein zu sich kommen ließ und sie im Laufen und Springen übte; Preise belohnten die Tüchtigsten. Im Winter zeigte er sich als erprobter Schlittschuhläufer auf dem fast jährlich gefrorenen Untersee. Oft sah man ihn auch seine Mutter oder ihre Freundinnen auf einem Schlitten über die glatte Eisfläche dahinschieben. Ebenso gut, wie er schwamm, lenkte er den Kahn. Wenn kein Lüftchen die spiegelglatte Fläche des Sees kräuselte, an den schönen, lauen Sommerabenden, ergriff er die „Riemen“ des Schiffes und ruderte seine Mutter mit den fast nie fehlenden Gästen auf der glatten Bahn. Oft nahm die Königin ihr Saiteninstrument und sang so fröhlich, als hätte nie ein Hauch den Spiegel ihrer Seele getrübt. Aber auch dann, wenn der See brausend seine Wellen trieb, bewährte der Prinz seine Kraft und Geschicklichkeit. So war er einst mit einem Freunde von Zürich nach Seefeld gerudert und der Kahn auf der Rückfahrt von einem heftigen Winde in den tobenden See hinausgetrieben worden. Mit aller Macht kämpfte er während der inzwischen angebrochenen Nacht zwei lange Stunden mit den Wellen und ruhte nicht eher, bis er wieder an die Stelle gelangte, von wo er abgefahren war. Weil der Prinz die Kriegskunst mehr und mehr zu seinem eigentlichen Studium machte, so mußte er auch die Waffen führen lernen. Im Fechten auf Hieb und Stoß hatte er bereits große Fertigkeit erworben. Durch fleißige Übung brachte er es auch zu einer gewissen Sicherheit im Zielschießen mit Pistolen und Stutzen.[2]

Während die Königin Hortense viel Sinn und Begabung für das Zeichnen und Malen, für Gesang und Musik zeigte und auch in der Verbannung mit den Erscheinungen der schönen Literatur ihres Vaterlandes vertraut blieb, scheint ihr Sohn wenig Freude daran gehabt zu haben, oder das Lebensziel, auf das er seine geistige und leibliche Tätigkeit jetzt schon zusammendrängte, lenkte ihn davon ab. Begannen die musikalischen Unterhaltungen im Salon, so faßte er seine Gäste am Kleide und sagte: „Kommen Sie, wir wollen hinübergehen!“ (d. h. in seine vom Schlosse getrennte Wohnung). Ebenso sprach ihn die schöne Literatur nur in geringem Grade an. Doch fanden sich in seiner Bibliothek auch Werke deutscher Klassiker, und einzelnes von dem heroisch-poetischen Schiller scheint ihn besonders angezogen zu haben, z. B. „Die Ideale“, welche er ins Französische übersetzte.[3] Es wäre darum voreilig, ihm den Sinn für Poesie abzusprechen; damals interessierte ihn eben die Industrie, besonders die Mechanik. Über Versuchen und Verbesserungen darin zu grübeln, war seine Lust, namentlich wenn er dieselben auf

[1] Marmor in der Gartenlaube 1865, S. 198 b. Schönhuth 15.

[2] Marmor in der Gartenlaube 1865, S. 198. Schönhuth S. 14. de Budé p. 207 u. a.

[3] Œuvres de Napoléon III, t. 2, p. 97.



Walser photogr.

Arenenberg vom See aus.



Walser photogr.

Arenenberg. Schloß und Kapelle.

das Artilleriewesen anwenden zu können glaubte. Auch das Salonleben zog ihn wie einst seinen großen Onkel wenig an. Ganze Abende konnte er still und in sich gekehrt an sich vorüber gehen lassen; nur hie und da warf er ein Wort in das Gespräch hinein, wie einer dem jede Minute, welche man auf solche Unterhaltung verwendete, gleichsam als Zeitverschwendung vorkam. Man bemerkte in seinen Worten wenig Schwankendes; immer befliß er sich, in seinen Antworten einen klaren und scharf ausgeprägten Gedanken auszudrücken und in kurzen bestimmten Sätzen seine Meinung abzugeben. Geriet das Gespräch auf seinen Stiefvater, den Kaiser Napoleon, welchen er gleich seiner Mutter wie einen Gott verehrte, und gewann es den Anschein, als ob jemand eine Gesinnung oder Handlung desselben unrichtig auslege, so stieß er seine Berichtigung oder Widerlegung scharf und schnell heraus. Unstäten Einfällen war er abhold; was er aber einmal wollte und erstrebte, verfolgte er ruhig und fest. Deshalb nannte ihn die Mutter le doux entêté, den lieben Starrkopf, wie sie selbst wegen ihres Eigensinns von ihrem Bruder Eugen genannt worden war (S. 198, N. 4).

In diesen Jahren lag er meistens zu Hause den Studien ob, wenn er nicht etwa seine Mutter auf Reisen nach Italien begleitete, wo er seinen Vater, den König von Holland, welcher in Florenz lebte, besuchen durfte. Einst ging der König nach Marienbad in Böhmen, und Ludwig durfte ihn begleiten, während sein älterer Bruder, damit er der Mutter nicht ganz entfremdet würde, unterdessen auf Arenenberg verweilen konnte.[1] Hier hatte der aufmerksame und umsichtige Rousseau den Flächenraum des Schloßgutes im Laufe der Jahre durch Ankäufe von Liegenschaften, die ihm bei günstiger Gelegenheit in Aussicht standen, in allen Kulturarten der Landwirtschaft ganz wesentlich vermehrt; im Schloßarchiv sind die Kauf- und Fertigungsbriefe darüber jetzt noch vorhanden. Er sorgte auch dafür, daß Wasserzuflüsse und Zufahrten hergestellt wurden; so sollte in Übereinkunft mit der Gemeinde Salenstein vom 15. Dezember 1822 eine Straße von diesem Dorfe bis auf das Schloß erbaut werden. Um seiner Mutter eine Freude zu machen, kaufte der Prinz ohne ihr Vorwissen den 12. Juli 1834 von 29 Eigentümern am Lankenberg soviel Grund und Boden, als erforderlich war, die Straße von Arenenberg nach Ermatingen breiter zu machen und zu verbessern; die Summe der Kaufpreise für alle Parzellen betrug 708 Gulden und 50 Kreuzer. Zur Erwerbung des ungehinderten Fahrrechts auf der neu angelegten Straße leistete Heinr. v. Kiesow, damaliger Besitzer von Eugensberg, einen Beitrag von 200 Gulden.

Über das Privatleben des Prinzen laufen eine große Menge von Geschichten bei den See-Anwohnern jetzt noch um, wie es denn heute noch, wo ich das schreibe, einige wenige alte Personen gibt, welche in ihrer Jugend das Leben auf Arenenberg beobachten konnten. Immer befanden sich vor dem Hause zwei aufgetürmte Kugelpyramiden; denn er übte sich später sehr oft, nach der Reichenau hinüber mit Kanonen zu schießen. Oft mußten ihm Taglöhner Minen ausgraben und die Schulknaben Steine herbeischleppen; dann lud er die Minen selbst und brachte sie nachher zum Springen. Im Stalle waren 10—12 Luxuspferde; auch hatte der Prinz zwei Reitknechte. Im Anfang der dreißiger Jahre hatte er die Jagd in den badischen Gemeinden des ehemaligen Untersee-gaus von Wollmatingen bis nach Markelfingen auf zehn Jahre gepachtet, mehr um seiner Freunde als um seinetwillen. Wurden mehr Wildtiere geschossen, als der Bedarf

[1] Vgl. die Briefe Ludwigs aus Marienbad an seine Mutter.

erforderte, so verkaufte er dieselben um keinen Preis, sondern verschenkte die überflüssigen an die Armen von Allenspach, damit sie auch Wildpret genießen konnten. Mit der Mutter fuhr der Prinz im Sommer nicht selten über den Berg nach Müllheim; auf dem Rückwege hielten sie dann, wenn es heiß war, beim Pfleger zu Guntersweilen bei Wäldi an und aßen geronnene Milch mit Roggenbrot. Die Witwe dieses Pflegers zu Guntershausen suchte er noch auf, da er im August des Jahres 1865 als Kaiser einen Besuch auf Arenenberg machte. Als im Jahre 1834 ein Bürgermuseum in Konstanz entstand, wurde er zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt, an deren Bällen er gerne teilnahm. Wegen der Nähe der Stadt machte er überhaupt gerne Ausflüge dorthin. Zum besonderen Vergnügen gereichte es ihm, ganzen Scharen von Buben den Eintrittspreis auf „das Chörle des Theaters“ zu bezahlen. Da er meistens erst nach Beginn des Stückes kam, so verkündete eine gewaltiges Jubeln und Trampeln der wilden Horde zum voraus seine Ankunft.[1] Jene vorhin erwähnten landläufigen Geschichten und Gerüchte deuten meistens auch auf Liebesabenteuer des Prinzen hin, deren man ihm nicht wenige zuschreibt, ob mit Recht oder nicht, entzieht sich der verbürgten Geschichte.[2]

Seine eigentliche Schulung zum Soldaten erhielt der Prinz in der Schweiz. Bereits im August des Jahres 1829 äußerte er den Wunsch, zum „Lager“ in Thun zugelassen zu werden, welches alljährlich für die Genie- und Artillerieoffiziere eingerichtet wurde. Diese militärischen Übungen der Artillerie und des Genies leitete der Oberst Heinrich Dufour, welcher einst unter Napoleon I. gedient hatte und später im Sonderbundskriege General der eidgenössischen Armee wurde. Aber des Prinzen Anmeldung kam für das Jahr 1829 zu spät. Im Juni des folgenden Jahres erneute er sein Gesuch und ward, obwohl Ausländer, zu den Übungen zugelassen. In der Mitte des folgenden Monats rückte er in Thun ein.[3] Am 21. Juli schrieb er seiner Mutter aus dem Übungslager: „Liebe Mama! Seit drei Tagen haben wir unsre Arbeit begonnen. Das Exerzieren bekommt mir sehr gut; ich habe doppelte Eßlust. Ein Viertel vor 6 Uhr des Morgens findet Namensaufruf statt. Dann marschiert man unter Trommelschlag zum Übungsplatz (au polygone). Man bleibt daselbst bis ½12 Uhr. Um 12 Uhr essen wir; bei Tische sitze ich neben Oberst Dufour. Ein Viertel vor 3 Uhr marschieren wir wieder auf den Übungsplatz und bleiben dort bis halb 8 Uhr. Um 8 Uhr ißt man, und nachher legt man sich schlafen; denn man sehnt sich nach Ruhe. Wir haben also während des ganzen Tages nur anderthalb Stunden frei, während welcher man mehrere Notizen ausarbeiten und mehrere Zeichnungen anfertigen muß. Unter meinen Kameraden sind einige durch Bildung und Benehmen ausgezeichnete junge Leute, die meisten aus der französischen Schweiz, z. B. Alexander Portales, welcher 19 Jahre alt und ein Patenkind der Kaiserin (Josephine) ist; Evrard, ein Neffe dessen, den wir kennen. Das beste Einvernehmen herrscht hier unter allen; ich habe alle Ursache, dem Obersten Dufour

[1] Marmor in der Gartenlaube 1865.

[2] Fast interessanter als diese Liebesgeschichten ist dee Ton, womit der weiland evang. Pfarrer Schönhuth S. 26—28 die von ihm zugestandenen Don-Juanerien mit seinem pastoralen Schilde zudeckt: „Jugend hat keine Tugend; noble Passionen; er wird nicht das Leben der Karthäuser geführt haben; Liebling der Damen; galante Abenteuer; die größten Männer der Weltgeschichte haben ihre Jugend genossen, und darum erschienen sie doch nicht kleiner in den Augen ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt; ein jeder lege seine Hand aufs Herz, und er wird keinen Stein auf den Prinzen werfen“ u. s. w.

[3] de Budé p. 208.

zu danken; er beweist mir die verbindlichste Aufmerksamkeit." Später rekognoszierten sie in den Bergen, marschierten mit dem Tornister auf dem Rücken 10—12 Stunden täglich und schliefen einmal in Zelten am Fuß eines Gletschers.[1]

Während der Prinz seinen Rekruten- oder Aspirantendienst in Thun machte, der ihm viel Freude verursachte, so daß die Mutter ganz glücklich wurde, fand in Paris die Julirevolution statt (27.—29. Juli), in welcher der Bourbone Karl X. zur Abdankung veranlaßt und an seine Stelle der Herzog Ludwig Philipp von Orleans (der Sohn des in der Revolution 1793 hingerichteten Philipp Egalité) zum erblichen Könige der Franzosen eingesetzt ward. Es läßt sich denken, daß der Artillerierekrut in Thun durch die Nachricht davon in große Aufregung geriet. „Liebe Mama," schrieb er am Mittwoch den 3. August nach Arenenberg, „die Neuigkeiten folgen hier mit unglaublicher Schnelligkeit auf einander! Während wir hier in unserm kleinen Winkel ganz ruhig leben, schlägt man sich in der Ferne für die teuersten Angelegenheiten. Gegenwärtig flattert die dreifarbige Fahne in Frankreich. Glücklich sind diejenigen, welche ihr zuerst ihren vormaligen Schimmer haben verleihen können!"[2] „Mein Sohn Ludwig," schreibt die Mutter zu dieser Zeit,[3] „hat ungefähr die gleiche Sinnesart wie sein Bruder; die Julirevolution traf den ältern mitten in seinen Erfindungen für die Industrie, welche ihn seit seiner Verheiratung beschäftigten, und den jüngern in der Militärschule zu Thun. Beide schienen bei dem Aufsehen, das die Ereignisse in Paris erregten, wieder neu geboren zu werden. Obgleich von einander getrennt, empfanden sie die nämlichen Eindrücke davon, nämlich lebhaftes Bedauern, daß sie nicht neben den Parisern hatten kämpfen können, Begeisterung für deren heldenhaftes Benehmen und gegründete Hoffnung, daß sie diesem geliebten Frankreich Dienste leisten könnten."

Aber in dieses Glück der Mutter fiel alsbald wieder ein Tropfen Wermut. Die Kammer der Abgeordneten beschloß am 2. September den Fortbestand von Art. 4 des Gesetzes vom 12. Januar 1816, wonach die Familie Bonaparte aus Frankreich verbannt bleiben sollte. Mit der Julirevolution schien den Bewohnern des Arenenbergs der gesunkene Stern der Napoleoniden — wenn auch vorerst noch tief am Horizont — zu erneutem Glanze aufzugehen. Dieser Glaube, der nie in der Brust der Herzogin erloschen schien, gestaltete sich bei ihr zur festen Zuversicht[4] und bei ihrem jüngern Sohne zu einer bald all sein Tun beherrschenden fixen Idee. Hortense gab ihrer Entrüstung über den Kammerbeschluß in Briefen vom 2. September und 2. Oktober leidenschaftlichen Ausdruck, und auch der Prinz beklagte sich gegen dieses Vorgehen bei einem Abgeordneten der Kammer.[5]

Die Schule in Thun ging zu Ende, und Prinz Ludwig kehrte nach Arenenberg zurück. Wie so oft, wollte Königin Hortense den Winter in Italien zubringen, und diesmal rief eine besondere Veranlassung sie dorthin. Es scheint, daß die Familie Bonaparte, durch die Ereignisse der Zeit veranlaßt, eine gemeinschaftliche Beratung darüber veranstalten wollte, was für ihre Interessen zu tun wäre. Es hieß wohl auch, man

[1] Jerrold, vol. I, s. 137. La reine Hortense p. 21.

[2] Jerrold, vol. I, s. 137. Duval p. 80.

[3] La reine Hortense p. 7 et suiv.

[4] Man sehe Beilage 15. Leider ist das Datum dieses Schriftstücks im Abdruck von Duval vergessen worden.

[5] S. Beilagen 16. 17.

wolle sich um die Altmutter des Geschlechts, die bereits achtzigjährige Madame Lätitia, in Rom versammeln. Also reiste Hortense mit ihrem Sohne Ludwig im Oktober 1830 von Arenenberg ab. Sie schlugen den Weg durch Tirol und das Venetianische ein und gelangten dann nach Florenz. Dort trafen sich die beiden Brüder, und die beiden Brauseköpfe glühten vor Lust, ein bißchen Revolution mitzumachen; denn es gärte gewaltig in Italien, seitdem die Franzosen in Paris vorangegangen waren. Aber Hortense beschwor ihre beiden Söhne — und darin stimmte ihr der König von Holland, ihr ehemaliger Gatte, bei — sie sollten sich von allen gefährlichen Unternehmungen fern halten. Nachdem sie das versprochen, reiste die Königin mit dem jüngern Prinzen nach Rom, wo sie ihr gewohntes Leben anhob. Im Dezember trafen sich bei Madame Lätitia der Kardinal Fesch, deren Stiefbruder, Jérôme Bonaparte und die Herzogin von St. Leu mit ihrem Sohne Ludwig. Diese hatten die Aufregung bei der Bevölkerung der Stadt wohl beobachtet und vernommen, wie die päpstliche Regierung alles zu vermeiden suchte, was die politische Glut zum Ausbruch bringen möchte. Nun konnte es der Prinz nicht lassen, sein Pferd, auf dem er durch die Straßen ritt, mit einer dreifarbigen Schabracke zu decken. Die französische Tricolore aber war ja das Abzeichen der Revolution. Das sah nun die Polizei gar nicht gerne, und als der Jüngling nicht davon ablassen wollte, umzingelte sie das Hotel der Herzogin, faßte den Prinzen ab und geleitete ihn über die Grenze, von wo er nach Florenz entkam.

Die beiden Brüder wurden von der geheimen Gesellschaft der Carbonari in ihre Netze gezogen; in diesem Kreise stellte man sich das Ziel einer Einigung Italiens und der Bildung einer großen lateinischen Liga gegen die Übermacht der nordischen heiligen Allianz. Als nun am 2. Februar 1831 ein neuer Papst, Gregor XVI., den apostolischen Stuhl bestieg, welcher mit großer Anstrengung der Hierarchie wieder neue Kraft einflößte, zugleich aber auch in der Verwaltung des Kirchenstaates ohne Rücksicht auf billige Forderungen der Zeit schroff verfuhr, brach der Aufruhr mit Erfolg zuerst in Modena aus und verbreitete sich von da aus über Bologna und fast den ganzen Kirchenstaat, so daß dieser sich schon am 17. Februar beinahe auf Rom beschränkte. Ich muß es mir versagen, die Einzelheiten dieses Aufstandes und der Taten beider Söhne Hortensias zu berichten; die Mutter hat darüber ein eigenes Buch herausgegeben, welches ich schon mehrfach zitiert habe, und auf welches ich auch hier der Kürze halben verweisen muß (La reine Hortense etc.). Die Österreicher eilten unter ihrem General Frimond herbei und überwanden die Aufständischen mit leichter Mühe. Da erkrankte der ältere Bruder Napoleon Ludwig an den Masern (la rougeole), wurde nach Forli gebracht und starb schon den 17. März 1831 in den Armen seines Bruders. Die aus Rom herbeigeeilte Mutter konnte sich jetzt nicht dem Schmerze überlassen, sondern mußte, da der jüngere Sohn Ludwig auf der Flucht ebenfalls erkrankte, in Ancona bleiben, um durch mütterliche Pflege den letzten Sohn, den Liebling, ihre einzige Hoffnung im Leben, zu retten. Es gelang ihr, den teuren Sohn vor dem Auge der Österreicher zu verbergen, obgleich das Haus des Kommandanten ganz nahe bei ihrer Wohnung sich befand.

Als Prinz Ludwig so weit genesen war, daß er eine Reise antreten konnte, durchwanderten beide, mit einem englischen Passe versehen, er als Bedienter seiner Mutter

[1] Der Vater bestattete später die Leiche im Kloster des Hl. Geistes zu Florenz; die Grabschrift findet sich abgedruckt bei Duval, p. 97.

verkleidet, einen großen Teil Oberitaliens, fuhren von Loretto nach Perugia ins Toskanische nach Siena, Luca, Genua, gelangten, trotzdem das Proskriptionsgesetz gegen sie auch in Italien verkündet worden war, glücklich nach Frankreich, wiederum auf versagten Boden, und erreichten am 20. März Paris, wo sie auf dem Vendôme-Platz im Hotel de Hollande abstiegen. In einem Schreiben bat Hortense den König um die Erlaubnis, nur so lange in der Hauptstadt sich aufzuhalten, bis ihr noch nicht völlig hergestellter Sohn vollkommen genesen wäre. Ludwig Philipp gewährte ihr Audienz und war außerordentlich liebenswürdig; denn auch er kannte die Leiden der Verbannung; ohnedies erinnerte er sich, wie während der sogenannten hundert Tage im Jahre 1815 (S. 194) die edle Hortense, die bei ihrem Stiefvater alles galt, durch Bitten bei Napoleon es dahin gebracht, daß Ludwig Philipps Mutter, die Herzogin von Orleans, in dieser Zeit ruhig zu Paris hatte bleiben können. Nun wogten die Pariser gerade am Tage, wo die beiden angekommen waren, auf dem Vendôme-Platz und feierten das Andenken an die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba. Da äußerten die Räte dem Könige ihre Bedenken gegen die Anwesenheit der beiden ungebetenen Gäste, deren Anblick das Andenken des großen Toten noch lebendiger machen mußte und vielleicht in wenig Augenblicken die Flamme des Aufruhrs entzünden konnte. Vermutlich wurde der König schwankend; item, die Minister beschlossen, die Herzogin v. St. Leu werde mit ihrem Sohne nach London gehen, von wo sie an den König einen offenkundigen Brief schreiben werde, um die Erlaubnis zu erhalten, daß sie sich nach Vichy begeben dürfe. Kasimir Perier, der Ministerpräsident, riet der Herzogin außerdem, sie solle ihren Sohn veranlassen, von sich aus an S. Majestät zu schreiben. Ludwig sagte das zu und ließ an den König als den „Vertreter der großen Nation" ein Schreiben abgehen, worin er sich um die Ehre bewarb, in der französischen Armee seinem lieben Vaterlande als Soldat dienen zu dürfen. Allein Ludwig Philipp antwortete nicht. Nach einer andern Darstellung (vom Herzog von Aumale, Brief über die Geschichte Frankreichs) hätte Kasimir Perier dem Könige gesagt, der Prinz sei nicht, wie seine Mutter vorgeschützt habe, krank, sondern verhandle mit den Rädelsführern der Republik und suche mit ihnen nach einem Mittel, um den königlichen Thron umzustürzen. Wahr ist, daß am 5. Mai, dem Jahrestag, wo der Kaiser gestorben, die Bildsäule von frommen Pilgern besucht wurde, welche die Adler derselben mit Blumen bekränzten. Sie schrien aus vollem Halse: „Es lebe Napoleon II.!" Aus seinem Hotel konnte Ludwig Napoleon sie verstehen, sie zählen. Am 9. Mai entstand ein Aufruhr; am 10. bildeten sich feindselige Ansammlungen auf dem Vendôme-Platz. In diesem Augenblick ließ der Marschall Lobeau eine Feuerspritze herbeiführen, und die Ruhestörer zerstreuten sich, indem sie reichlich begossen wurden, grollend darüber, daß ihnen aus dem Hotel von Holland keine Losung erteilt worden. Sechs Tage hernach kamen die beiden Flüchtigen nach Calais, und des andern Tages befanden sie sich in England.[1]

In London wurden dem Prinzen von französischen Agenten Aufforderungen zu gewagten Unternehmungen gemacht; allein die Mutter, welche den Zeitpunkt für ungelegen erachtete, hielt ihn von derartigen Plänen mit aller Anstrengung zurück und verließ mit ihm England. Sie hätten gerne die ihnen von früher her so bekannten Sitze und Ortschaften in Frankreich aufgesucht; aber sie mußten darauf verzichten, z. B. St. Leu

[1] La reine Hortense, p. 151—245. Den Text des Briefes an L. Philipp bringt Duval, p. 99, der auf p. 101 f. von der Darstellung der Hortense abweicht. Schönhuth, S. 17 ff.

zu sehen. Sie klopften auch an die Tür der Malmaison; aber der neue Eigentümer verweigerte ihnen den Eintritt. Tief trauernd darüber machten sie sich auf den Heimweg und kamen in den letzten Tagen des Monats August 1831 nach Arenenberg, wo sie freundlicher empfangen wurden als in ihrem Vaterlande. Hier gab sich der Prinz im ruhigen Stilleben wieder seinen Studien hin. Allein kaum war er nach Hause gekommen, so erschien den 28. August eine Abordnung von Polen bei ihm, um ihn zu bestimmen, sich ihrer Sache tätig anzuschließen, ja sogar sich an ihre Spitze zu stellen. Unter dem neuen Zaren Nikolaus I. wollten sich nämlich die Polen von Rußland freimachen und hatten nicht ganz grundlos der Hoffnung sich hingegeben, der junge Bonaparte werde sich ihren Freiheitsbestrebungen anschließen. Der unglückliche Erfolg der italienischen Sache konnte freilich ein hinreichender Grund für ihn sein, hübsch zu Hause zu bleiben; auch war die Mutter, als sie von der Sache erfuhr, mit aller Macht gegen ein polnisches Abenteuer; darum bewachte sie den Sohn mit großer Sorgsamkeit. Allein dies war umsonst. Auf einmal wurde der Drang in seinem Herzen so mächtig, für die Sache der Freiheit in Polen in den Kampf zu gehen, daß er heimlich von Hause sich entfernte und dem bedrängten Polenlande zueilte. Schon war er der Grenze nahe gekommen, da vernahm er die schmerzliche Kunde, daß Warschau am 8. September 1831 sich übergeben habe und Polen für jetzt wenigstens verloren sei. Schnell kehrte er wieder zu seiner lieben Mutter zurück, die natürlich in großen Ängsten über sein Verbleiben gewesen war. Froh, ihn wieder bei sich zu haben, konnte sie der Einladung des Großherzogs Leopold von Baden zum Stapellauf des neuen Dampfschiffes „Leopold“ den 5. Oktober 1831 nebst andern Ehrengästen Folge leisten. Sie hatte sich für die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee schon von Anfang an interessiert; denn als im Jahre 1817 der Mechaniker George Bodmer aus Zürich den Versuch machte, ein Dampfschiff zu erbauen, hatte sie subskribiert, und als am 5. Dezember 1824 das neue bayrische Dampfschiff „Max Joseph“ von Konstanz aus eine Rheinfahrt nach Stein unternahm, brachte es der Königin Hortense beim Vorbeifahren an Arenenberg eine Huldigung dar.[1]

Eine Überraschung wurde dem Prinzen im Frühling des Jahres 1832 zuteil, und zwar eine solche, die für Mutter und Sohn, welche aus ihrem Vaterlande neuerdings verbannt waren, etwas Tröstliches brachte. Die Gemeinde Salenstein schenkte ihm in Anbetracht, daß seit dem sechzehnjährigen Aufenthalte der Frau Herzogin von St. Leu auf Arenenberg sowohl sie selbst als die Ihrigen ihr so manche Beweise von Wohltätigkeit gegeben, in dankbarer Anerkennung das Bürgerrecht der Gemeinde, in deren Banngrenze das Schloßgut lag; die Gemeinde tat auch alsbald Schritte bei der Oberbehörde, daß diesem Gemeindebürgerrecht die Schenkung des Landrechts folgen sollte. Der Große Rat anerbot ihm durch Beschluß in seiner Sitzung vom 14. April 1832 das Kantonsbürgerrecht zu schenken, und dadurch zugleich den Bürgerbrief von Salenstein zu bestätigen.[2]

Solch ehrende Beschlüsse pflegen die Behörden von ihren Kanzleien rasch ausfertigen zu lassen, damit der Geehrte die zugedachte Ehre direkt aus erster Hand und nicht auf Umwegen und gerüchtweise erhalte. Auffallend ist nun, daß die schriftliche

[1] Man sehe die Geschichte der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee von Eberh. Graf Zeppelin in den Schriften des Bodensee-Vereins, Heft 14 (1885), S. 39. 47, 50, und Pernwerth v. Bärnstein, die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee, Bd. II, S. 77, 91, 99.

[2] Die Akten darüber stehen in den Beilagen 19—25.

Ausfertigung des Großratsbeschlusses ungefähr vierzehn Tage Zeit in Anspruch nahm, wenn man die bezüglichen Daten in Betracht zieht. Von mehrfacher Seite ist zu dieser Verzögerung später die Aufklärung gegeben worden, der Prinz, den man unter der Hand von dem Beschlusse des Großen Rates unterrichtet, habe es sich ausgebeten, daß man in dem auszufertigenden Bürgerbriefe den Ausdruck „Ehrenbürgerrecht“, nicht „Kantonsbürgerrecht“ verwende. Aus diesem Grunde habe man in der Kanzlei des Kleinen Rates die erste Ausfertigung zurückgezogen und eine zweite dafür mit der Bezeichnung „das Ehrenbürgerrecht des Kantons“ an den Adressaten abgehen lassen, in die maßgebenden Protokolle aber den Ausdruck „Kantonsbürgerrecht“ gesetzt.[1]

Dem sei, wie ihm wolle (und es findet sich in der Tat bei den in den Beilagen abgedruckten archivalischen Belegen eine nicht zufällige Abwechselung in den Bezeichnungen), es entsteht die Frage: was ist für ein Unterschied zwischen einem Bürger und einem Ehrenbürger? Nach landläufigem Begriffe genießt der Bürger alle Rechte, welche ihm durch die Gesetze des Staates zuerkannt, und leistet alle Pflichten, die ihm durch die Gesetze auferlegt sind; der Ehrenbürger dagegen kann, wenn er will, sich der Pflichten entschlagen. Beim Bürger ist das Bürgerrecht erblich, geht also auf alle direkten Nachkommen über; beim Ehrenbürger ist es in der Regel nur persönlich, ohne sich zu vererben. Wer als Fremder das Bürgerrecht erwerben will, muß dafür meistens eine Gebühr entrichten, der Ehrenbürger nicht. Es fragt sich ferner: gab es im Jahre 1832 im Thurgau für die Erwerbung des Landrechtes, also des Kantonsbürgerrechtes, zweierlei Wege, einen für den Vollbürger und einen für den Ehrenbürger? Zur Beantwortung dieser Frage ist allein die Staatsverfassung des Kantons Thurgau vom Jahre 1831 maßgebend, und diese kannte kein Ehrenbürgerrecht. Sie forderte in § 25, daß der Ausländer (und auf diese Kategorie von Bewerbern wollen wir uns hier beschränken) von einer Gemeinde des Kantons das Gemeindebürgerrecht und von dem Großen Rate das Kantonsbürgerrecht erhalte, und hebt ganz besonders hervor, daß der Ausländer auf sein ausländisches Bürgerrecht verzichtet habe. Gesetzt aber auch, es wäre in der Praxis entweder das Ortsbürgerrecht oder das Kantonsbürgerrecht als Ehrenbürgerrecht zu schenken vorgekommen, so hätte der dadurch Geehrte vorher auf sein ausländisches Bürgerrecht verzichten müssen. Das Vorgehen der thurgauischen Behörden bei der Naturalisation des Prinzen Louis Napoleon war also nach meiner Ansicht durchaus verfassungswidrig insofern, als die damals gültige Staatsverfassung des Kantons Thurgau die Einbürgerung jedes Fremden an die unerläßliche Bedingung knüpfte, er müsse vorher auf sein ausländisches Bürgerrecht verzichtet haben. Daß Ludwig Napoleon das nicht tun wollte und nicht tat, ergibt sich sowohl aus seinen damaligen Äußerungen[2]

[1] Beilage 21. Baumgartner, die Schweiz in ihren Umgestaltungen, Bd. II, S. 298. Pupikofer, Joh. Jak. Heß, S. 175. H. Escher, Erinnerungen, Bd. 2, S. 140.

[2] z. B. 1831 II, 26 schreibt er an die Mutter: Voilà la première fois que je m'aperçois que je vis; avant je ne faisais que végéter. Vous devez savoir *ce que nous sommes, ce que nous voulons*. Giraudeau, p. 45. — Als der Prinz 1831 an den König von Frankreich schrieb und ihn um die Erlaubnis bat, im französischen Heere zu dienen, antwortete Kas. Perier der Mutter, der Name Bonaparte sei für ihn ein Hindernis; er müßte diesen Namen aufgeben. Da entrüstete sich nicht nur Hortense über eine solche Zumutung, sondern auch der Sohn, als sie es ihm mitteilte: Quitter mon nom? qui oserait me faire une pareille proposition? *La reine Hortense*, p. 248. — Brief an Vieillard, April 1834: Je ne veux pas courir toute l'Europe en vendant ma vie au plus offrant. J'ai déjà servi l'Italie, la Suisse; et pourtant *je ne suis que Français*; je veux *vivre et mourir tel*.

als aus seiner fieberhaften Aufregung und dem abenteuerlichen Benehmen, wenn ihm aus Frankreich irgendwie auch nur von ferne eine Hoffnung leuchtete, er könnte sein Ziel daselbst, nämlich den Thron zu besteigen, erreichen. Allerdings konnten die Herren des thurgauischen Großen und Kleinen Rates nicht wissen, was er in dieser Hinsicht gegenüber seinen Landsleuten mündlich und brieflich äußerte; aber so undeutlich gab er in seinem Dankschreiben an die Behörden vom 16. Mai, wo er auf seine Nationalität und seine Abstammung hinwies (croyez que dans toutes les circonstances de ma vie comme *Français et Bonaparte* je serai fier d'être citoyen d'un état libre, Beilage 24), seine Auffassung des thurgauischen Ehrenbürgerrechts nicht zu verstehen; vielmehr zeigte er durch seinen wohlerwogenen Ausdruck klar, daß er nicht geneigt sei, auf das französische Indigenat zu verzichten, wenn er auch anderseits die Ehrung durch den Kanton Thurgau gern annehme. Ich habe mich veranlaßt gesehen, auf den Wortlaut dieses Bürgerbriefes etwas näher einzugehen, weil sechs Jahre später die Schweiz wegen des Neubürgers Napoleon nahezu in einen Krieg mit Frankreich gestürzt wurde.

Um sich für das ihm erwiesene Zutrauen erkenntlich zu zeigen, anerbot sich der Prinz den 14. November 1833, dem Kanton Thurgau zwei Sechspfünderkanonen zu schenken, wodurch der Wunsch der kantonalen Militärverwaltung, Artillerie zu besitzen, der Erfüllung sich näherte.[1] Die beiden Räte ermangelten nicht, das Vorhaben des Prinzen mit gebührendem Danke zu begrüßen. Durch Vermittlung des Obersten Heinrich Dufour ließ derselbe die beiden Geschütze in der Stückgießerei zu Straßburg gießen. Die Kanonen kamen am 7. Januar 1835 in Frauenfeld an, wurden im kantonalen Zeughaus untergebracht, und der Prinz wurde den 4. Februar zu einer Mahlzeit eingeladen, an welcher sämtliche Mitglieder des Kleinen Rates und der Präsident des Großen Rates sich beteiligten. In demselben Jahre schenkte er der Gemeinde Salenstein behufs Freihaltung der Schule eine Summe von 4000 Gulden und der Gemeinde Steckborn 1000 Gulden.

Ich muß es mir versagen, hier näher auf seine schriftstellerische Tätigkeit einzutreten, und beschränke mich auf eine kurze Erwähnung seiner literarischen Erzeugnisse. Im Winter 1831—32 verfaßte er die Rêveries politiques, die er im Mai 1832, kaum 24 Jahre alt, herausgab. Die Broschüre ist mit viel Frische geschrieben und enthält die Grundzüge einer Staatsverfassung, wie er sie sich dachte: allgemeines Stimmrecht, zwei Kammern, an der Spitze der Vollziehungsgewalt ein Kaiser mit Erblichkeit der Thronfolge. Der Verfasser spricht darin den Gedanken aus, daß Frankreich nur durch Napoleoniden wiedergeboren werden könne, weil es bei diesen Tradition sei, daß

Giraudeau, p. 50. — Brief an König Joseph: je tente une de ces *entreprises hardies* qui seules pouvaient rétablir ce que vingt et un ans de paix ont fait oublier; je m'y jette en faisant le sacrifice de ma vie, persuadé que ma mort même serait utile à notre cause; j'échappe, contre ma volonté, aux baïonnettes et à l'échafaud, et, arrivé au port, je ne trouve de la part de ma famille que mépris et dédain! Ebend. p. 67.

[1] Erst seit der neuen Militärorganisation von 1850 wurde eine bespannte 6 Pfdr.-Batterie geschaffen. Thurg. Beiträge, Heft 7 (1866), S. 133. — Über diese Schenkung handelt das Protokoll des Kl. Rates 1833, § 2119 vom 16. November, § 2157 vom 20. November, § 2323 vom 14. Dezember. 1834, § 12 vom 4. Januar. 1835, § 21 vom 7. Januar, § 209 vom 4. Februar. Dazu die Missiven 1833, Nr. 631 und 632 vom 16. November. 1834, Nr. 4 vom 4. Januar. 1835, Nr. 10 vom 7. Januar.



Nach der Biographie des hommes du jour 1836.

Prinz Napoleon Ludwig Bonaparte.

die Monarchie auf demokratischer Grundlage aufgebaut werden müsse. Es war das, wie Jerrold sagt, eine politische Offenbarung (a political manifest) des jungen Mannes.[1]

Seine zweite Arbeit, die im folgenden Jahre erschien, hieß: Considérations politiques et militaires sur la Suisse; sie wurde auch deutsch herausgegeben unter dem Titel: Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz. Zürich 1833. Den 14. August 1833 meldete er sie seinem Vater in Florenz an: „Lieber Papa! Ich habe eine kleine Broschüre über die Schweiz erscheinen lassen; ich hoffe, daß dies nicht Ihr Mißfallen wird erregt haben. Da, wo ich von der Mediationsakte spreche, bin ich darauf geführt worden, von der Politik des Kaisers zu reden, und da ich darlegen wollte, wie er wohl daran getan habe, daß er lieber seine Brüder als andre auf die fremden Throne gesetzt habe, bediente ich mich folgender Ausdrücke. Mein Vater in Holland bildete ein schlagendes Beispiel für meine Behauptung. Wenn Kaiser Napoleon im Jahre 1810 einen französischen General an Stelle seines Bruders ernannt hätte, so würden die Holländer gegen Frankreich losgeschlagen haben. Mein Vater hingegen, der die Hoffnung aufgab, die Interessen des von ihm regierten Volkes mit denen Frankreichs vereinigen zu können, verlor lieber sein Reich, als daß er wider sein Gewissen oder wider seinen Bruder vorgegangen wäre. Die Geschichte bietet uns kaum ein solches Beispiel von Uneigennützigkeit und Biederkeit ... Ich hoffe, lieber Vater, daß dieses mein Urteil über Ihre damalige Handlungsweise Ihnen nicht mißfallen möge, und daß Sie es für natürlich halten werden, wenn ich verteidige, was ich auf Erden am liebsten habe, Ihren guten Namen und den des Kaisers." Der Vater las die Broschüre, und sein Sohn hoffte als angehender Schriftsteller, wenn nicht Lobsprüche, so doch Anerkennung seines guten Willens und allenfalls begründete Einwendungen von dorther zu erhalten. Aber wie sah er sich getäuscht! Vorläufig bescheinigte der Vater ihm den Empfang des Büchleins, nicht ohne ihm sein Bedauern darüber zu bezeugen, und kündigte ihm weiteres an, wenn er die Schrift werde gelesen haben. Der Prinz war wie von kaltem Wasser begossen, als er so schlechten Erfolg bei seinem Vater einerntete. Am 12. September kam der gefürchtete Brief.[2] Abgesehen von zahlreichen Aussetzungen an der Form und an Einzelheiten enthielt er zwei schwere Vorwürfe. „Soll die Politik des Hauptes deiner Familie, eines Mannes, wie der Kaiser einer war, leichthin von einem vierundzwanzigjährigen Jüngling beurteilt werden, zumal wenn dieser Jüngling dessen Neffe ist? Ich habe dir schon geschrieben, daß ich das, was du über die Beweggründe meiner Handlungsweise veröffentlicht hast, nicht billige. Du hättest mich befragen oder wenigstens meine Belegschriften über Holland zu Rate ziehen sollen ... Seite 26 lese ich folgende Sätze: Das Volk, welches die stärkste und gerechteste aller Parteien ist; das Volk, welches die Gewalttaten der Freiheit ebensosehr wie die Sklaverei verabscheut; das Volk, welches man nicht verderben kann, sondern welches stets das Gefühl des Schicklichen in sich

[1] Da er ein Exemplar an Chateaubriand sandte, so gab das Anlaß zu einem kleinen Briefwechsel zwischen beiden.

[2] Nach Giraudeau, S. 32 u., der uns überhaupt zuerst einen tiefern Einblick in das Verhältnis des Prinzen zu seinem Vater durch Abdruck bisher zum Teil unbekannter Briefe gewährt hat, soll dieses weitläufige Schreiben des Vaters nicht in den Archiven der kaiserlichen Familie liegen, sondern im September 1870 in den Tuilerien gefunden und in einer der Sammlungen von Papiers secrets (Paris, Lachaud 1871) veröffentlicht worden sein.

trägt u. s. w. Nun tut es mir leid, dir sagen zu müssen, daß diese Zeilen ebenso viele Unrichtigkeiten als Wörter enthalten. Ich für mich glaube, daß man diese Stelle deines Buches richtiger umkehren könnte: Das Volk, die stärkste, oft aber die ungerechteste aller Parteien; das Volk, welches zu Gewalttaten ebenso geneigt ist, wie es sich leicht in Sklaverei führen läßt; das Volk, welches man so leicht verderbt, und welches so selten ein Gefühl des ihm Dienlichen in sich trägt u. s. w. Nach diesen Aussetzungen fügte er bei: Das sind, lieber Freund, die Bemerkungen, die ich über dein Werk zu machen habe. Es hätte mir viel mehr Vergnügen bereitet, wenn ich nicht so vielfach Mangel an Zusammenhang, gewagte und selbst unpassende Dinge darin hätte bemerken müssen. Ich bitte dich, in Zukunft darauf acht zu haben; denn sonst wirst du, ohne es zu merken, deinen Zweck verfehlen, der kein andrer sein kann, als den Glanz deines Namens aufrecht zu erhalten und sich desselben würdig zu erzeigen." Alsdann fügte er den unerwarteten Schluß hinzu: „Übrigens wiederhole ich, daß ich mit deinem Werke zufrieden bin (!?), daß es dir Ehre macht und dir wohl ansteht. Das Nachdenken über die Geschichte ist die vernünftigste geistige Beschäftigung und der wirksamste Trost für Menschen, die sich in unsrer Lage befinden." In der Schweiz wurde die Broschüre, die viel treffende Bemerkungen enthält, von den Kundigen besser geschätzt und selbst in der Tagsatzung, die damals mit einer Umgestaltung des Bundesvertrages sich beschäftigte, in ehrenhafte Erwägung gezogen.

Eine Frucht seiner militärischen Schulung unter Heinrich Dufour und seiner eigenen Studien war das Manuel d'Artillerie à l'usage des officiers de la République Helvétique (Zurich 1836), welches damals von Sachverständigen als das beste seiner Art anerkannt wurde.

Seit 1830 hatte der Prinz die Übungen im Lager zu Thun nicht mehr mitgemacht; jetzt tat er Schritte, um als Freiwilliger daran teilnehmen zu können; jedoch wünschte er denselben als graduierter Offizier beizuwohnen. Er machte daher eine schriftliche Eingabe an den Präsidenten des Berner Militär-Departements. Vom Militär-Departement wurde das Schreiben in empfehlendem Sinne vor den Regierungsrat gebracht, welcher in der Sitzung vom 7. Juli 1834 dem Petenten seinen Wunsch erfüllte und ihn zum Hauptmann im Berner Artillerieregiment ernannte.[1] Auf den 9. August des gleichen Jahres mußte er schon in Thun zu den Übungen einrücken, und das tat er alljährlich bis zum Jahre 1836. Er erwarb sich dabei die Freundschaft seiner Kameraden, sowohl die Zuneigung seiner Untergebenen als die Achtung seiner Vorgesetzten, einerseits durch Einfachheit im Auftreten, anderseits durch eine freimütige Herzlichkeit. Freilich bewirtete er seine Waffengefährten wiederholentlich mit den feinen Weinen, welche ihm seine Mutter vom Arenenberg zusandte. Eines Sonntags erhielt ein Genfer Aspirant von seiner Braut und deren Mutter Besuch in Thun; da erbot sich der Prinz sehr liebenswürdig, er wolle an seiner statt die Wache aufführen; dieser Vorschlag wurde gerne angenommen, und der junge Genfer konnte die gewonnene Muße unterdessen seinen Damen widmen. Während der Dienstzeit wohnte der Prinz beim Obersten Knechtenhofer in Thun und gab sich mit den Söhnen seines Wirtes ab, wie wenn er ein Glied seiner Familie gewesen wäre. Dreißig Jahre später, da Napoleon als Kaiser mit seiner Gemahlin Eugenie eine Reise in die Schweiz machte, unterließ er nicht, in Thun den

[1] S. Beilagen 27, 28 und de Budé, p. 216 et suiv.

Obersten Knechtenhofer zu besuchen, der sein Zimmer in ganz gleichem Zustande erhalten hatte. Zum letzten Male machte er die Übungen in Thun im Jahre 1836 mit; da gab es nur eine Stimme des Lobes über den Hauptmann Bonaparte. Man sah ihn immer in guter Stimmung, nie sich beklagend; er war überhaupt das Muster eines Offiziers. Wenn seine Kollegen ihn in hoher Achtung hielten, so zeigten die Soldaten für ihn eine Anhänglichkeit, die sich bis zur Begeisterung steigerte. Ende Septembers wurde der Kurs in Thun geschlossen, indem man drei Minen springen ließ, von denen eine, welche mit 120 Pfund Pulver geladen war, mit fürchterlichem Krachen losplatzte. Hauptmann Bonaparte erlebte die Freude, daß sein Handbuch der Artillerie, das dem Verfasser viel verdientes Lob eingetragen hatte, sich in aller Hände befand. Ein Umstand fiel während dieser Schule auf, nämlich daß der Herzog von Montebello, Sohn des Marschalls Lannes, zwei Tage in Thun weilte, ohne dem Neffen des Kaisers einen Besuch abzustatten.[1]

Prinz Napoleon hatte Eile, von Thun nach Hause zu kommen; denn er hatte Briefe erhalten, die seinen Plan ausreiften. Sein älterer Bruder war während des Aufstandes in Italien den 27. März 1831 zu Forli gestorben, und auch der Herzog von Reichstadt, der Sohn des Kaisers Napoleon, hatte den 22. Juli 1832 seine Augen geschlossen. Jetzt betrachtete sich der Sohn der Königin von Holland als den rechtmäßigen Erben der Ansprüche, welche die Bonapartesche Familie auf den französischen Thron machte. Er gab das durch eine kleine Änderung in seiner Namensunterschrift zu erkennen. Hatte er sich bisher Charles-Louis-Napoléon (Bonaparte) oder auch nur Louis-Napoléon unterschrieben, so zeichnete er fortan mit dem Namen seines verstorbenen Bruders Napoléon-Louis (Bonaparte). Aber ohne die Mitwirkung des Volkes siegt keine Schilderhebung, man mag seinen Namen ausprägen, wie man will. Nun stützte der Prinz seine Hoffnung gerade auf diesen mächtigen Hebel. Er glaubte, der Mittelstand in Frankreich, das Bürgertum, habe aus der Kaiserzeit nur die schöne Erinnerung bewahrt, wie sein tatkräftiger Onkel die schreckliche zehnjährige Revolution der Jakobiner gebändigt, wie er die Ordnung wieder hergestellt und Sicherheit im Handel und Wandel geschaffen habe; er wähnte, der Anblick des Adlers auf der Standarte, das Schmettern der Trompete, ja der bloße Name des glorreichen Heldenkaisers genüge, das französische Volk für einen kühnen napoleonischen Thronbewerber fortzureißen; aber er übersah, daß der Mittelstand, dem Ruhe und Frieden für seine stille Arbeit des Gewerbes zuletzt höher steht als alle Glorie, die Leiden noch nicht vergessen hatte, welche die Kaiserzeit mit ihren fortwährenden Kriegen über das Land gebracht. Der Prinz besaß unstreitig Eigenschaften, die, auch wenn er es nicht gewollt hätte, ihn beim Volke beliebt machten: seine Umgänglichkeit und Leutseligkeit, womit er selbst die Geringsten an sich zu fesseln wußte; seine freie volkstümliche Ausdrucksweise, die etwas von demokratischer Salbung an sich trug; seine milde Hand, die immer offen stand, wenn es zu helfen galt; sein Feuer, wenn er etwa — was zwar nicht häufig geschah — eine öffentliche Ansprache oder eine Rede hielt. In seiner politischen Anschauung ging er insofern mit den Republikanern einig, als er für seine Art Monarchie das Prinzip der Volkssouveränetät annahm und dem Volke das zuerkannte, die Staatsverfassung jederzeit auszubessern oder

[1] de Budé, p. 226. Zschokkes Selbstschau. Von einem Versuch, eine schlecht geratene Kanone zu sprengen, den der Prinz zwischen dem Kreuzlinger und Emmishofer Tor vor Konstanz im Jahre 1836 machte, wobei Professor Lachmann tätig war, erzählt Marmor in der Gartenlaube 1865, S. 200 a.

zu ändern; außerdem beschäftigte sich sein Geist jetzt schon und später noch viel mehr mit nationalökonomischen Problemen, namentlich mit der Frage, wie der Zustand der niedern Klassen verbessert werden könnte. All das gewann ihm schon in der Schweiz die Zuneigung der radikalen Männer, die anfangs der dreißiger Jahre die Volksrechte in den Kantonen durch Verfassungsrevisionen verstärkten und vermehrten, und nicht ermangelten, ihn zu den Ihrigen zu zählen. So schrieb Dr. Karl Schnell am 17. Juli 1834 aus dem bernischen Ratssaale selbst an seinen Bruder nach Burgdorf: „Soeben wird in der Sitzung des Regierungsrates das verbindliche Antwortschreiben Louis Bonapartes verlesen, worin er für das ihm übersandte Brevet eines capitaine honoraire der bernischen Artillerie dankt und echt radikale Gesinnungen an den Tag legt.“[1] Man weiß ferner, wie er um diese Zeit gerne als demokratischer Prinz mit den flügge gewordenen Radikalen im Thurgau verkehrte. „Wie sichtbar,“ schreibt Emil Blösch, „kämpfte hier das Bestreben, den Königssohn ganz anzusehen als „einen Menschen wie unsereiner,“ mit der naiven Freude an dem vornehmen Bekannten, der eben doch „ein Prinz“ und darum höchst interessant ist!“[2] Es gilt nun heute noch in radikalen Kreisen als unantastbares Dogma, wenn man das Volk kennen lernen wolle, müsse man an Festen und Vereinen sich beteiligen; da es aber damals in der Schweiz noch wenige Vereine gab, so konnte ein „demokratischer Prinz“ dieser Forderung schon nachkommen. Als daher im Jahre 1835 die thurgauische Schützengesellschaft gegründet wurde, trat der junge Bonaparte derselben bei und ließ sich in die Direktionskommission wählen. Da überreichte er, als im folgenden Jahre zu Weinfelden das zweite thurgauische Schützenfest gefeiert wurde, der Gesellschaft eine von der Königin, seiner Mutter, eigenhändig gestickte seidene Fahne mit der sinnvollen Inschrift: „Eintracht macht stark.“ Auch gab es ja öfter Gelegenheit, „Volksleben zu studieren.“ Als am 26. August 1833 das kantonale Sängerfest in Arbon abgehalten wurde, erschienen auch der Prinz und seine Mutter unter den Anwesenden; da konnten die fürstlichen Personen einmal einen radikalen Pfarrer reden hören, der, zuerst befangen durch die Anwesenheit vornehmer Personen, die Kanzel allmählich dazu gebrauchte, eine radikal-politische Rede zu halten.[3]

Im Monat Oktober, als der Prinz aus der Militärschule von Thun zurückgekehrt war, gewahrte man wieder eine Menge bonapartistisch gesinnter Besucher auf dem

---

[1] Berner Taschenbuch 1881, S. 225. Ganz anders lautet freilich das Urteil über den Prinzen in dem Büchlein „Bern, wie es ist“ von Eugen v. St. Alban. Bd. 2, S. 11: 17. Brief vom 30. VIII. 1835, woraus Blösch einige Stellen gezogen hat, S. 227.

[2] Berner Taschenbuch, S. 226. Vgl. Duval, p. 59: Le vulgaire aime à répéter que les princes sont des gens comme les autres; c'est absurde. Il y a pour eux des joies et des peines spéciales, joies et peines qui s'augmentent de leur situation exceptionnelle. Les conducteurs d'hommes ont devant l'histoire et devant leur conscience des responsabilités que les autres ignorent, et les événements auxquels ils assistent, se grossissant de ces responsabilités, atteignent bientôt une importance ignorée des masses. Un enfant appelé à voir s'établir, entre les auteurs de ses jours, des scissions que cherchera, plus tard, à expliquer la postérité; à voir mourir des parents, sur lesquels cette même postérité se prononcera; à voir s'écrouler des trônes où s'asseyaient leurs proches; à assister à des victoires ou à des défaites, d'où dépendent l'augmentation ou la diminution de l'idéal de son nom: cet enfant-là occupe une place à part dans l'humanité. Voilà pourquoi, si l'intelligence des princes n'est pas toujours supérieure, leurs impressions sont du moins plus vives, et partant exercent une influence plus décisive sur leur existence.

[3] J. H. Mayer, Autobiographie, Heft 24, S. 3105.

Arenenberg,[1] welche ihn, von der Königin unbemerkt, lebhaft versicherten, daß es jetzt an der Zeit sei, einen Versuch zur Wiederherstellung des bonapartistischen Thrones in Frankreich zu machen. Daß Hortense ihre ganze Erziehung des Prinzen auf dieses Ziel zugespitzt hatte, ist uns aus frühern Äußerungen deutlich geworden; allein daß sie in seinen jetzigen Plan eingeweiht war, ist unbewiesen. Es mußte ihr indessen auffallen, daß meistens italienische und französische Flüchtlinge zum Besuche auf Arenenberg erschienen. Wessenberg, dem dies und manches andere im Leben des jungen Mannes mißfiel, konnte sich nicht enthalten, wiederholt seine Bedenken und Besorgnisse auszudrücken und der Mutter, welcher die Wahrnehmung gleiche Gefühle erregte, den Rat zu erteilen, dem noch einzigen Sohn einen passenden Zügel anzulegen, damit nicht auch er das Opfer seiner Kühnheit werde. Die Folge hievon war die Absicht, den Prinzen Ludwig mit seiner Base, Mathilde von Montfort, zu verheiraten, einer Tochter Jérômes, die einige Zeit zuvor zugleich mit ihrem jüngern Bruder sich auf Arenenberg aufgehalten hatte. Von ihrer Mutter, der Prinzeß Katharina von Wirtemberg, hatte sie eine vortreffliche Erziehung erhalten, welche nach deren Hinschied von einer Frau v. Reding im gleichen Geiste fortgesetzt wurde; allein durch die Begebenheit von Straßburg zerschlug sich die Sache von selbst. Für Mathilde ward dies verhängnisvoll; denn durch ihren Vater wurde sie später zu einer Verbindung mit dem Grafen Demidoff bestimmt, die ihr zum Unheil ausschlug.

Während noch von der Verbindung des Prinzen mit Mathilde die Rede war, kam ihr Vater Hieronymus Bonaparte, Exkönig von Westfalen, nach Arenenberg, um, wie er sagte, sich nach einem käuflichen Landsitz in der Umgegend umzusehen. Seine Wahl fiel auf das ehemals bischöfliche Schloß zu **Gottlieben**,[2] das um einen wohlfeilen Preis zu kaufen war, dessen wohnliche Einrichtung aber einen ansehnlichen Kostenaufwand erforderte. Hortense sagte lächelnd zu Wessenberg: „Er will kaufen, besitzt aber keinen Heller, um zu bezahlen.“ Am 8. Oktober 1836 kam der Kauf wirklich zustande für 15000 fl.,[3] an welcher Summe einstweilen nur eine Anzahlung von 5000 fl. gemacht werden sollte.

Nachdem Napoleon Ludwig durch ergebene Agenten die Gesinnung der französischen Truppen bereits früher erforscht hatte, kannte er ungefähr den Geist derselben und durfte auf den Eifer vieler derselben für sein Vorhaben rechnen. Schon gegen Ende des Frühlings im Jahre 1836 war der Prinz zu Baden-Baden mit Oberst Vaudrey, dem Befehlshaber des damals in Straßburg liegenden vierten Regiments zusammengekommen. Das war das Regiment, mit dem einst Bonaparte bei der Belagerung von Toulon (Dezember 1793) seine ersten Taten vollbracht, und an dessen Spitze er bei der Landung von Elba aus den Triumphzug von Grenoble nach Paris (1815) vollführt hatte. Oberst

[1] Duval, p. 139, schildert eine solche Gesellschaft aus dem Jahre 1835.

[2] Über **Gottlieben** handeln: Die Ritterburgen der Schweiz, Bd. 2, 297. Freiburger Diözesanarchio, Bd. 10, 353. Thurg. Beiträge, Heft 1. Thurg. Neujahrsblatt, Nr. 8 (1831) und Nr. 11 (1834: Joh. Konr. Hippenmeyer).

[3] „Am 8. Oktober 1836 kauft Jérôme Buonaparte, Duc de Montfort, von Herrn Rittmeister Hippenmeyer das Schloß Gottlieben für 15000 fl. Zahlungsmodus: 5000 fl. baar; die restierenden 10000 fl. bleiben zu 4% stehen und sind in Posten oon je 5000 fl. in zwei Jahren abzutragen.“ (Gütige Mitteilung des Freiherrn M. Fabrice auf Schloß Gottlieben.) Da der Rittmeister Joh. Konr. Hippenmeyer, Direktor der österreichischen Nationalbank in Wien, am 3. Februar 1832 verstorben war, so werden wohl hier die Erben desselben den Verkauf eingegangen haben.

Vaudrey war bald gewonnen, ebenso auch Fialin v. Persigny, ein ränkevoller Mann, weiter Laity und manche andre Offiziere, den Obersten Parquin auf Wolfsberg nicht zu vergessen. Auch der Genfer James Fazy,[1] mit dem der Prinz seit zwei Jahren bekannt geworden, gehörte, obwohl Republikaner wie Laity, zum Komplott. Der Plan der Unternehmung ging dahin: die Grenzfestung Straßburg, für das Vorhaben am besten geeignet, da man sich auf ihre starke Besatzung, ihre großen Waffenvorräte und die der Juliregierung abgeneigte Bevölkerung stützen konnte, sollte zuerst genommen werden; im Falle des Gelingens wollte man sogleich mit 12000 Mann und 100 Kanonen gegen Paris vorrücken, während des Marsches die Provinzen aufwiegeln und sich der Hauptstadt bemächtigen, ehe die Regierung Zeit gewänne, Verteidigungsmaßregeln zu treffen. Das war der wohlberechnete Plan für das Wagestück, zu dem in wenigen Monaten alle Vorbereitungen getroffen wurden, welche so geheim blieben, daß auch die aufmerksamsten Lauscher und Behorcher auf der Saison nicht das Geringste davon witterten.[2]

Unter dem Vorwande, als wolle er eine Jagdpartie bei dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen mitmachen, entfernte er sich gegen Ende Oktobers von Arenenberg. Dadurch möchte hinlänglich widerlegt sein, was die Gegner auszustreuen suchten, nämlich, daß Hortense von dem Vorhaben ihres Sohnes unterrichtet und Mitwisserin des Komplotts gewesen sei. Marmor will wissen, daß, als sie ihn umarmte, sie ihm fast unbemerkt den Verlobungsring Napoleons und Josephinens an den Finger gesteckt, weil sie denselben als eine Art Talisman in der Stunde der Gefahr betrachtet habe. Von einem glaubwürdigen Zeugen ist jedoch berichtet, daß die Mutter während der Abwesenheit ihres Sohnes nicht die geringste Unruhe gezeigt, was bei ihrer damals schon schwachen Gesundheit und ihrer großen Reizbarkeit unmöglich gewesen wäre, wenn sie nur geahnt hätte, wo ihr Sohn sich in diesem Augenblicke befinde.[3]

Er reiste, wie drei Monate zuvor, zu Wagen durch den Hegau nach Unkirch und Baden-Baden, und von da nach Straßburg, wo er Freitag abends 10 Uhr den 28. Oktober ankam und die Mitwisser durch Oberst Parquin von seiner Ankunft benachrichtigte. Man kennt die Begebenheiten: Der Prinz versuchte am 30. Oktober 1836 früh jenen Putsch, jenes kecke Unterfangen (cette échauffourée, sagen die Franzosen), welches durchaus mißglückte, indem zwar die Artillerie im Kasernenhof des Austerlitzer Quartiers ihn mit einem lebhaften Hoch empfing, die Infanterie dagegen in der Finkmattenkaserne in der St. Petersvorstadt ihn gefangen nahm, weil man die Lüge unter den Soldaten ausstreute, der Unternehmer sei nicht der Neffe des Kaisers, sondern ein Betrüger.[4] Um 8 Uhr war alles vorbei; die Begebenheit hatte kaum 3 Stunden gedauert.

[1] Man sehe de Budé, p. 231—234 Es fand sich im Nachlasse Fazys ein Billet Napoleon Ludwigs vom 1. Juni 1835, wodurch Fazy an den Grafen Marchand in Straßburg als Agent empfohlen wurde.

[2] Gut erzählt bei Schönhuth, dessen Darstellung ich hier entlehne.

[3] Marmor in der Gartenlaube 1865, S. 200 b. Morgenblatt 1851, S. 695 a. Der Prinz schreibt selbst in seiner Erzählung an seine Mutter: Vous savez quel est le prétexte que je donnai à mon départ d'Arenenberg; mais ce que vous ne savez pas, c'est ce qui se passait alors dans mon cœur etc.

[4] Über den Vorgang sehe man die im Literaturverzeichnis (Beilage 1) angegebenen Bücher und die Werke von Elsner, Giraudeau, Jerrold, Laity, Persigny, Schönhuth, Thirria. Wichtig ist der Bericht, den der Prinz selbst aus seinem Gefängnis im November an die Mutter schreibt, abgedruckt bei Duval, p. 152, aus den Œuvres de Napoléon III, t. 2, p. In diesen Büchern sind auch die vielen Briefe an seine unglückliche Mutter zum Abdruck gekommen.

Die Hauptschuldigen wurden in das Gefängnis der Stadt abgeführt, außer Persigny, der entwischen konnte. Jetzt empfand der Anstifter tiefes Leid darüber, daß er so viele Männer ins Unglück gebracht hatte; er konnte lange sich selbst als den allein Schuldigen angeben, die andern waren eben seine Mitschuldigen und mußten die Ahndung gewärtigen. Am 9. November des Abends erschienen zwei Offiziere von Paris, denen der Prinz übergeben wurde; er wurde in einen Postwagen gesetzt und von ihnen nach Paris geführt. Man behandelte ihn zwar mit viel Nachsicht und Artigkeit; aber er konnte sich kaum in seinem Schmerze fassen und beklagte sich, daß man sein Los von dem seiner Freunde trenne.

Und nun zum Arenenberg zurück! Als im Anfang der Unternehmung in Straßburg alles gut von statten ging, schickte der Prinz einen Kurier mit der Nachricht vom Gelingen des Wagnisses. Hortense war im ersten Augenblick ganz erstaunt, da sie nichts von der Sache gewußt hatte; aber es war ihr unmöglich, die Freude ihrer Umgebung zu teilen. Eine unbeschreibliche Angst, ein trauriges Vorgefühl bemächtigte sich ihrer. Als aber wenige Stunden später ein zweiter Kurier die Nachricht von dem Mißlingen der Unternehmung und der Gefangennahme des Prinzen brachte, war sie eher gefaßt und schien Ähnliches, wenn nicht Ärgeres, erwartet zu haben.[1] Bald war ihr Entschluß fertig; es blieb ihr nichts andres übrig, als, obgleich kränklich und bei der schlechtesten Jahreszeit, sofort nach Paris zu eilen, um das Vaterherz des Königs Ludwig Philipp für das Schicksal des letzten Sohnes einer unglücklichen Mutter zu rühren; denn wenn sie das beabsichtigte, mußte sie dem Prozeß gegen ihren Sohn zuvorkommen und strenge Maßregeln verhüten. Sie reiste zu Anfang Novembers ab mit einer Frau von Salvage, die seit einiger Zeit ihre Vertraute geworden war. In Italien war sie durch Frau Récamier mit ihr bekannt geworden und hatte dort Gelegenheit gefunden, der Herzogin nützlich zu sein.[2]

Hortense erreichte die Hauptstadt nicht, sondern blieb in Viry bei Paris[3] bei der Herzogin von Ragusa, und von da aus wandte sie sich brieflich an den Minister Molé und an den König wie auch an die Königin. Frau von Salvage reiste voraus und traf den Herrn Molé, der ihr mitteilte, daß der Prinz nach Amerika in die Verbannung ziehen müsse und nicht mehr nach der Schweiz zurückkehren dürfe. Die Gnade des Königs Ludwig Philipp, von einem politischen Gefühle und von der Bitte der Königin

[1] Morgenblatt 1851, S. 695 a. Beck, S. 497.

[2] Der Berichterstatter im Morgenblatt 1851, S. 694, entwirft kein schmeichelhaftes Bild von ihr. „Madame de S. war eine große, eckige Gestalt, welche von einer Frau nicht viel mehr als den Namen und die Kleidung hatte. Die Stimme, der Gang und die Gebärden waren ganz und gar männlich, und da ihre Züge einige Ähnlichkeit mit denen der bourbonischen Familie hatten, so behauptete ein Maler, er sei fest überzeugt, Frau v. S. sei niemand anders als der vermißte Ludwig XVII. Auch in ihrem Charakter hatte die Dame nicht viel Weibliches: sie war barsch, hart und herrschsüchtig und plagte die gute Herzogin auf unverzeihliche Weise. Sie nahm es gewaltig übel, wenn ihr Rat nicht immer befolgt wurde und nicht alles auf dem Arenenberg nach ihrem Willen ging. Frau v. S. war eine von jenen Personen, welche von der Sucht eingenommen sind, um jeden Preis in der Welt eine Rolle zu spielen, und sich deswegen an irgend eine Celebrität des Tages hängen. Auch Frau Récamier sagt von ihr: elle avait de l'esprit, mais cet esprit ressemblait à sa personne: il était sans charme et sans agrément. Elle avait de l'instruction, de la générosité, une grande faculté de dévouement et la passion des célébrités. Mad. Récamier, Souvenirs t. 2, p. 103. — 1831, Nov. 2, begehrte Madame Salvage de Faverolles née du Morey aus Paris Niederlassungsbewilligung, um sich einige Monate im Jahre im Kanton aufzuhalten. Protokoll des Kl. Rats 1831, § 1176.

[3] Mad. Récamier, Souvenirs 2, 474 et suiv.

Hortense eingegeben, für die er eine besondere Anhänglichkeit hegte, erregte das Erstaunen der Gerichtspersonen in solchem Grade, daß sie zuerst nicht daran glauben wollten. Mit diesem milden Bescheid reiste Hortense samt ihrer Begleiterin wieder nach Arenenberg zurück. Als sie daselbst ankam, fand sie einen Brief von ihrem Sohne, der sie beschwor, ihm nicht in die Verbannung zu folgen. Der König ließ den Prinzen am 9. Dezember nach dem Hafen Lorient bringen und dort auf einer Fregatte nach Amerika einschiffen, indem er ihm großmütig noch ein Reisegeld von 16000 Fr. mitgab. Die „Andromeda" brachte ihn auf die Rhede von Rio Janeiro, hielt ihn aber als Gefangenen an Bord und führte ihn von dort nach New-York, wo er nach $3^1/_2$ Monaten freigelassen wurde. Da der König den Hauptanstifter so milde behandelt hatte, so wurden natürlich auch seinee Helfershelfer, Vaudrey, Parquin und Laity durch die Geschwornen von der Schuld freigesprochen.

Hortense dachte dennoch daran, so schwer es ihr fallen mochte, dem Sohne nach Amerika zu folgen. Sie gab sich Mühe, einen Käufer für ihr Schloßgut Arenenberg zu finden. Allein die ihr gemachten Angebote beschlugen nicht das ganze Gut, wie sie es wünschte. Insonderheit wies sie das glänzende Angebot eines Engländers zurück, welcher nur das Schloß erwerben wollte.[1] Ihre Gesundheit war übrigens durch das Schicksal des Sohnes so erschüttert, daß ihr Zustand gegen das Frühjahr 1837 hin Besorgnis erregte. Kummer, Sorge und Krankheit hatten zerstörend auf sie gewirkt; mit hohlen, eingesunkenen Wangen, matten, erloschenen Augen und blassen Lippen lag die königliche Frau, in Shawls und Decken gehüllt, auf einer eigens eingerichteten Chaise-longue, und wurde so in ihrem Garten herumgetragen, wo sie noch alle ihre Lieblingsplätze nacheinander besuchte, ohne Zweifel mit dem Gedanken, daß sie sehr bald von ihnen Abschied nehmen müsse. Der Handstreich in Straßburg und die traurigen Folgen desselben; die Reise nach Frankreich, welche die Herzogin in aller Eile und während einer schlechten Jahreszeit unternahm, um vom Könige das Leben ihres Sohnes zu erbitten; die Angst, von welcher ihr mütterliches Herz gefoltert wurde, und die lange Abwesenheit des geliebten Sohnes: dies alles zusammengenommen versetzten der armen Dulderin den Todesstoß. Sie litt nämlich an einer schon lange verheimlichten furchtbaren Krankheit (carcinoma uteri), von welcher sich schon seit zwei Jahren Symptome eingestellt hatten, und welche sich jetzt von Tag zu Tag verschlimmerte. Bereits im März 1837 ließ man die namhaftesten Ärzte von Konstanz, Zürich und Paris zu einer Konsultation kommen. Am 3. April schrieb sie noch einmal an ihren Sohn in Amerika einen Brief, den man nicht ohne Rührung lesen kann. „Mein lieber Sohn, ich muß mich einer durchaus notwendigen Operation unterziehen. Wenn sie mißlingt, so sende ich dir hiemit meinen Segen. Wir werden uns in einer bessern Welt wiederfinden, nicht wahr? — wo du mich so spät als möglich treffen wirst, und du kannst dir denken, daß, indem ich diese Welt verlasse, ich nur dich vermisse, nur deine zärtliche Liebe, die allein mich hinieden einigen Reiz hat finden lassen. Das wird für dich, mein Liebster, ein Trost sein, daß du denken darfst, du habest durch deine Sorglichkeit die Mutter beglückt, soweit es sein konnte. Du wirst an all meine Liebe für dich denken und wirst wieder Mut fassen. Bedenke, daß man immer ein wohlwollendes und hellsehendes Auge auf das hat, was man hinieden zurückläßt; aber sicher wird man sich wiederfinden ... Glaube an diesen süßen Gedanken: er ist allzu notwendig, als daß er nicht wahr sein sollte. Ich drücke dich an mein Herz. Mein

[1] de Budé, p. 237 et suiv.

teures Kind, ich bin ganz ruhig, ganz ergeben, und noch hoffe ich, daß wir uns auf dieser Welt wiedersehen werden. Der Wille Gottes geschehe! Deine dich liebende Mutter Hortense."[1]

Dieser rührende Brief soll nicht abgegangen sein.[2] Dr. Lisfranc, der berühmte Chirurg, den man aus Paris kommen ließ, wollte der Kranken, deren Rettung er aufgab, nicht noch mehr Leiden verursachen. An demselben Tage, den 3. April, wurde ihr Testament niedergeschrieben; darin vermachte sie der Regierung des Kantons Thurgau eine vergoldete Pendeluhr, welche im Großratssaale aufgestellt werden sollte. „Möge dieses Andenken sie an den edlen Mut erinnern, den sie bezeigt hat, um mir eine ungestörte Gastfreundschaft in diesem Kanton zu erhalten!"[3]

Der Tag der Operation war herangerückt. Zu dem Hausarzt Dr. Conneau, welcher dieselbe als nötig erklärte, dann zwei Ärzten aus Zürich und Konstanz, gesellte sich Dr. Lisfranc. Nach einer sorgfältigen, dreimal wiederholten Untersuchung der Patientin erklärten Dr. Lisfranc und drei der vorerwähnten Chirurgen einmütig, es sei nicht mehr möglich, die Operation zu vollziehen, ja menschliche Hülfe sei hier überhaupt nicht mehr zulänglich; das Übel sei zu weit vorgeschritten. Der Patientin sagte man, man werde keine Operation machen, weil es nicht notwendig sei, und weil sonstige medizinische Behandlung genüge, um mit Zeit und Geduld das Leiden zu heilen. War sie vorher auf das Schlimmste gefaßt gewesen, so war sie jetzt glücklich, daß sie sich der Operation nicht zu unterziehen brauchte. Noch im Anfang der Krankheit hatte Dr. Sauter gesagt: „Jedes Atom ihres Körpers kämpft gegen die Krankheit."[4]

Am 11. April meldete sie ihrem Sohn in Amerika, daß die Operation nicht nötig sei. Aus diesen Zeilen und aus Berichten anderer konnte der Prinz schließen, daß es mit dem Befinden der Mutter sehr schlimm stehen müsse. Darum war sein Entschluß, nach Hause zurückzukehren, schnell gefaßt. Er glaubte damit niemand vor den Kopf zu stoßen; denn er selbst hatte dem Könige von Frankreich nicht versprochen, in der Verbannung zu bleiben. Nachdem er dem Präsidenten der Vereinigten Staaten am 6. Juni noch einen Abschiedsbrief geschrieben hatte, stieg er an Bord des „Georg Washington", welcher am 12. Juni unter Segel ging, um nach England zu fahren. In London kam der Prinz am 10. Juli an. Dort erhielt er einen Brief, den letzten seiner Mutter, die ihm u. a. schrieb: „Ich bin sehr glücklich, zu wissen, daß du endlich wieder in Europa bist. Das ist ein Trost für mich; denn dieses Amerika ist am Ende der Welt. Hier freut sich alles auf dein Wiedersehen; der Kanton sagt, du seiest Bürger, und wenn du einmal hier seiest, so habe kein Mensch das Recht, dich wegzuschicken. Du mußt also herkommen. Ich glaube, da dir in England niemand auf deinen Namen einen Paß ausfertigen will, du könntest ja mit einem englischen Paß unter dem Namen Dudley oder irgend einem andern reisen. Ich befinde mich im ganzen besser, aber noch ganz schwach, und wenn ich auch wieder schlafen kann, so habe ich doch keinen Appetit. Gehen kann ich noch nicht. Man muß mich an die freie Luft tragen. Deine Heimkehr wird mir wohltun, ich hoffe es."[5] Am 4. August kam er an und stieg schnell die Anhöhe hinauf;

[1] Dieser Brief ist oft abgedruckt worden, z. B. Duval, p. 206. Er wurde zuerst mitgeteilt in der Revue de l'Empire 1842, p. 66.

[2] Dem widerspricht Duval, p. 207.

[3] S. Beilage 31.

[4] Mad. Récamier, Souvenirs t. 2, p. 476. Giraudeau, p. 68 et suiv. de Budé, p. 160.

[5] Giraudeau, p. 71.

fast ein Jahr war er von hier abwesend gewesen. Welch ein Wiedersehen! Der Anblick seiner armen kranken Mutter wollte ihm das Herz brechen. Der Himmel hatte ihr also vor ihrem Tode noch die Freude gegönnt, um die sie täglich flehte: sie sah ihren Sohn, ihren einzigen Sohn wieder. Bis zu ihrem letzten Augenblick verleugnete sie ihre Güte, ihre Geduld und ihren Mut keinen Augenblick. Man sah ihr an, daß sie unendlich litt; aber sogar der Schmerz und der nahende Tod konnten von ihrem blassen, abgemagerten Gesicht jenen eigentümlichen Ausdruck von Anmut und Wohlwollen nicht verscheuchen, und so viel ihr möglich war, verbarg sie ihre Leiden, damit sie ihren Sohn und ihre Freunde nicht ängstige. Um nichts zu versäumen, ließ der Prinz noch den Dr. Mazon von Lausanne kommen; allein dieser sprach dieselbe Ansicht aus wie vorher seine Kollegen, daß jede Hoffnung auf Genesung vergeblich sei. Ende Augusts trat Regenwetter ein; die arme Kranke mußte daher auf die kurzen Spaziergänge im Freien, die sie, auf einer Art Chaise-longue getragen, zu machen pflegte, leider verzichten. Zu Anfang Septembers kam wieder schönes Wetter ins Land; man konnte die Patientin wieder täglich zwei Stunden ins Freie tragen. Die Königin schien neuerdings etwas aufzuleben. Je näher der Tod an sie heranrückte, desto liebevoller ward sie; ein jedes Blümchen war imstande, sie zu erfreuen. Unendlich glücklich war sie, wenn der Sohn mit einem Gefährten sie im Freien herumtrug. Aber das schöne Wetter dauerte nicht mehr lange; es verdüsterte sich; die Herbstwinde pfiffen durch die Bäume und kräuselten den See. Man beklagte es; denn die kleinen Spaziergänge hatten ihr wohlgetan. Sechs Wochen vor dem Tode konnte sie keine Nahrung mehr vertragen, und daraus entstand ein solcher Verfall der Kräfte, daß es zum Erbarmen war; sie nahm nur noch einige Traubenbeeren und ein wenig gerötetes Wasser. Aufs Krankenbett angewiesen, suchte sie im Gebet Kraft und Ergebung. Mit einem sanften Lächeln, einem schwachen Druck ihrer brennenden, fieberhaften Hand, einem liebevollen Worte des Dankes belohnte sie jeden kleinen Dienst, den ihre besorgte Umgebung ihr leistete. Zuweilen richtete sie ihren sterbenden Blick mit dem Ausdruck so inniger Zärtlichkeit auf ihren Sohn, daß alle Umgebenden zu Tränen gerührt wurden. Sie mußte noch unendlich viel leiden; der Tod trat langsam an sie heran. Den 2. Oktober wartete man auf ihr Ende. Mit Herzlichkeit nahm sie von allen ihren Dienern Abschied. Dr. Conneau mußte ihr versprechen, ihren Sohn nicht zu verlassen, und er hielt sein gegebenes Wort getreulich. Als der Sohn nach der letzten Unterredung von ihrem Sterbebette wegging, rief sie ihm immer und immer wieder zu: „Lebe wohl, Louis, lebe wohl für immer!“ Sie hielt die Hand des alten Pfarrers von Ermatingen, bis sie verschied.[1]

Es geschah am Donnerstag den 5. Oktober 1837, morgens um 5 Uhr, daß diese Frau, eine der größten Dulderinnen, welche die neuere Geschichte kennt, das Zeitliche segnete.

Die Leichenfeier fand erst 6 Tage nachher statt. Die Leiche ward zuerst in einen Bleisarg gebettet, den ein Sarg aus Mahagoniholz umschloß; so kam sie in die Schloßkapelle. Die Freunde und die Diener der Königin hielten ununterbrochen Totenwache, während die Bewohner der Umgegend herzukamen, weinend und betend. Die Verstorbene hatte in ihrem Testamente den Wunsch ausgesprochen, auf Frankreichs Erde, in der

[1] de Budé, p. 159 et suiv. Duval, p. 209—215. Fourmestraux, Hortense, p. 380—382. Giraudeau, p. 69—74. Gartenlaube 1865, S. 200. Morgenblatt 1851, S. 695.

Kirche zu Rueil neben ihrer Mutter zu ruhen. Allein es wäre ungerecht gewesen, wenn man der Schweiz es unmöglich gemacht hätte, der geachteten und geliebten Frau die letzte Ehre zu beweisen. Also sollte am Mittwoch den 11. Oktober ein vorläufiges Leichenbegängnis in der Pfarrkirche zu Ermatingen stattfinden. Um 9 Uhr vormittags kamen der katholische Pfarrer Bachmann und der Abt Augustin Fuchs von Kreuzlingen nebst andern Geistlichen, um den Sarg abzuholen. An der Spitze des Geleites hinter dem Leichenwagen, auf welchem die königliche Krone lag, schritt allein voran Prinz Ludwig Napoleon, mit Mühe seinen Schmerz bezwingend, den gleichwohl sein blasses Antlitz und die veränderten Züge verrieten. Dann folgten die Verwandten, die Freunde der Königin und ihres Sohnes, die protestantischen Pfarrer, welche die Feier des Tages dem katholischen Klerus zugesellte, die Abgeordneten der eidgenössischen Tagsatzung, die Vertreter des Kantons Thurgau und der Stadt Konstanz, darauf eine große Menge von Personen, welche die Pflicht der Dankbarkeit und der Verehrung hergetrieben hatte, bei 2000 Menschen aus allen Klassen, weinend und klagend, wie um eine Mutter; denn der Tod der guten Frau Herzogin von St. Leu war ein Unglück für die ganze Umgegend. Eine ganze Stunde lang brauchte der Zug, um die kurze Entfernung von Arenenberg bis zur Kirche in Ermatingen zurückzulegen. Joseph Nikolai, Professor am Lyzeum zu Konstanz, hielt eine treffliche Rede, worin er zuerst in kräftigen Zügen die Hauptbegebenheiten aus dem Leben der Verblichenen ins Gedächtnis rief, dann ihre Wohltätigkeit pries und zuletzt von ihrem seligen Lebensende sprach. Nach diesen beredten Worten, welche eine tiefe Erregung hervorbrachten, begannen die eigentlichen Obsequien; mit den Gebeten des Priesters vereinigten sich die Klänge aus dem erhabenen Requiem von Mozart, welches die Augustiner Mönche von Kreuzlingen sangen. Der Gottesdienst, welcher in der einfachen Dorfkirche die Herzen mehr bewegte, als wenn er in der Notre-Dame-Kirche mit allem Pomp des Kaiserreichs gehalten worden wäre, dauerte nicht weniger als zwei Stunden; dann zog das Leichengeleite wieder nach Arenenberg; der Pfarrer rief der Verstorbenen im Namen aller noch ein letztes Lebewohl zu; darauf wurde der Doppelsarg in der Leichenkapelle des Schlosses bis zu ihrer Überführung nach Frankreich geborgen.[1]

Es konnte wohl nicht zweifelhaft sein, daß die französische Regierung die tote Königin nicht mehr verfolgen wollte, sondern die Erlaubnis gab zur Bestattung in Rueil. Aber der Sohn durfte die Leiche nicht überführen, sondern an seiner statt besorgte das der General-Major Graf Tascher de la Pagerie, Kammerherr des Königs von Bayern, sein Vetter, nebst seinem Sohne, und Frau Salvage. Den 19. November 1837 wurde der Sarg in der Kirche zu Rueil niedergesetzt, und am 8. Januar 1838 bei einer Kälte von 14 Grad bestattet, unter Anwesenheit einer Anzahl vornehmer Personen aus der Familie neben der Gruft der Kaiserin Josephine. Ein Monument, von dem florentinischen Bildhauer Bartolini im Jahre 1845 dargestellt, enthielt die Statue der Hortense in kniender Stellung zum Gebet, ergeben, die Hände gekreuzt und fast ganz mit einem Schleier bedeckt. Dieses Bildwerk, dessen Ähnlichkeit zu wünschen übrig ließ, wurde im Jahre 1858, als Napoleon Kaiser war, durch ein würdiges Denkmal ersetzt, welches von dem Bildhauer Barre in karrarischem Marmor geschaffen wurde. Die Statue der

[1] Das Leichenbegängnis ist in den Tagesblättern jener Zeit beschrieben. Eine Zusammenstellung der Berichte enthält: Elisée Lecomte, Louis-Napoléon Bonaparte, la Suisse et le Roi Louis-Philippe etc. Paris, Martinon 1856.

Königin kniet auf einem Kissen in trauernder und betender Haltung, die Augen gen Himmel gerichtet. Die königliche Krone und eine Lyra ruhen vor ihr auf einem Kissen. Ein Schutzengel, der sich von dem Monumente abzuheben scheint, breitet seine Hände über sie wie zum Segen. Am Piedestal liest man die schlichte Inschrift in goldenen Buchstaben: A la Reine Hortense son fils Napoléon III.[1] Ob sie auch nicht auf Arenenberg ruht, wie viele es gewünscht hätten, ihr Name wird unvergessen bleiben, so lange die Fluten des Sees den Hügel bespülen und die Sterne der Nacht auf ihren Wohnsitz herab flimmern.

5. Vertreibung des Prinzen aus der Schweiz. Schluß.

So lange man ein liebes Verstorbenes im Hause hat, findet man kaum Zeit, sich der Trauer hinzugeben; denn die kurze Frist bis zum Begräbnis bringt viel Geschäftliches zur Vorbereitung. Und es ist auch gut, daß unsre Sitten es so wollen, weil man sonst vor Gram vergehen würde. Kommt man aber vom Leichenbegängnis zurück und haben sich die leibtragenden Verwandten und Freunde verabschiedet: dann erst kommt das Gefühl des bittern Verlustes, und die Tränen machen dem lange gepreßten Herzen Luft.

Auch dem Prinzen geschah so, als er wieder allein war; er hatte die beste Mutter verloren; er fühlte sich trotz der treuen Dienerschaft, die ihm den Schmerz zu verscheuchen suchte, vereinsamt, verlassen. Aber der Mutter war wohl geschehen! Indem Gott sie von dieser Erde abrief, ersparte er ihrem Herzen neue Qualen.

Ich könnte meine Erzählung hier schließen; allein nach dem Tode der Königin erlebte der Prinz noch ein bitteres Nachspiel, das ihn bald wieder auf den Schauplatz einer verhängnisvollen Politik trieb. Davon noch eine kurze Meldung.

Zunächst beschäftigte den Prinzen noch die Korrespondenz mit seinen Verwandten; er hatte allen Mitteilung zu machen von dem Hinschied seiner lieben Mutter. Alle bezeugten ihm ihr herzliches Beileid; auch der Vater in Florenz bekundete ihm seine aufrichtige Teilnahme. Nur Hieronymus schwieg; wir wissen nicht, warum; vielleicht weil ihm das Schloß Gottlieben entgangen war, da Hortense es übernommen hatte, indem ihm die Geldmittel fehlten (S. 245).[2] Jetzt fiel es dem Prinzen als Erbe anheim. Außerdem beteilige er sich an der Vollziehung des Testamentes seiner verstorbenen Mutter, wie er denn schon zu Anfang Novembers gemäß dem Wunsche derselben die vergoldete Pendeluhr dem Kleinen Rat des Kantons Thurgau zustellen ließ. Der Rat aber verfügte, daß die Uhr in seinem Sitzungszimmer anstatt im Großratssaale aufgestellt werden sollte.[3] Indessen wurde der Aufenthalt auf Arenenberg für den Prinzen immer

[1] Fourmestraux, Hortense, p. 357—368. Joanne, Les environs de Paris, p. 174. de Budé, p. 163.

[2] Am 1. Juli 1837 übernahm die Herzogin von St. Leu von Sr. Hoheit dem Fürsten v. Montfort das Schloß Gottlieben mit allen Rechten, Beschwerden, wie er solches unterm 8. Oktober 1836 von Herrn Rittmeister Hippenmeyer erkauft hatte. Die Herzogin zahlte für das Schloß 14 500 fl. (Gef. Mitteilung des Freiherrn M. Fabrice auf Schloß Gottlieben). Einen andern Grund, warum Hieronymus dem Prinzen nicht antwortete, findet Duval, p. 217 ff. in dessen Verkehr mit Thiers, dem Geschichtschreiber.

[3] Protokoll des Kl. Rats vom 11. November 1837, § 2169: Der Rat ließ dem Prinzen durch das Präsidium auf angemessene Weise seinen Dank bezeugen, ließ aber die Uhr im eigenen Sitzungszimmer aufstellen. Laut Protokolls vom 13. Dezember 1867, § 2437, gab er dem Präsidenten des Gr. Rats Kenntnis von diesem Vermächtnisse und von seiner Verfügung. Die Uhr ist jetzt noch im Saale des Regierungsrates vorhanden.

peinlicher; die Räume des Schlosses, worin die liebe Mutter sich aufgehalten, die Gegenstände, die sich darin vorfanden: alles erinnerte ihn an die teure Verstorbene und weckte in ihm nur wehmütige oder gar schmerzliche Gefühle. Dazu stand der Winter vor der Türe mit der düstern Aussicht auf die Landschaft und den See, was sein Gemüt auch nicht aufzuheitern vermochte und ihn außerdem, da er Trauer beobachten mußte, ans Haus bannte. Das alles ließ in ihm den Entschluß schnell reifen, nach dem Schlosse Gottlieben überzusiedeln. Die Mutter hatte noch zu Lebzeiten bereits den Umbau angeordnet, um den verfallenen Sitz wohnlich zu machen, und der Sohn ließ rasch die Arbeit weiter fördern. Der Bau wurde von einem neapolitanischen Maler, Ferdinando Roberto, geleitet, der kein Architekt gewesen sein soll. Das alte, ganz aus Eichenholz bestehende gotische Dachgebälk wurde abgetragen und nach Konstanz verkauft.[1] Am 29. Januar 1838 begab sich der Prinz in die neue Behausung. Die Einwohner von Gottlieben empfingen ihn mit lebhaften Ehrenbezeugungen. Auf der Straße, auf welcher er daher kommen mußte, war ein Triumphbogen errichtet, und die Menge begrüßte ihn mit Hochrufen.[2] Der Aufenthalt in Gottlieben scheint jedoch nicht länger als bis zum Sommer gedauert zu haben; denn die Briefe, die er seit dem Hochsommer fortschickte, datierte er wieder von Arenenberg aus.

Während sich Napoleon Ludwig auf Schloß Gottlieben aufhielt, besuchte ihn sein Freund, der Lieutenant Armand Laity, der vom Monat Januar an bis zu Ende Mais 1838 bei ihm blieb. Derselbe verfaßte — ob aus eigenem Antrieb oder vom Prinzen dazu aufgemuntert — eine Schrift unter dem Titel: „Der Prinz Napoleon in Straßburg oder geschichtliche Darstellung des Aufstandes vom 30. Oktober 1836" in französischer Sprache. Eine harmlose Geschichtserzählung enthielt dieselbe nun freilich nicht, sondern zugleich eine Verherrlichung der Ideen Napoleons und eine giftige Verurteilung des Regierungssystems der Orleans, allein keinerlei Aufforderung enthaltend an die bonapartistisch Gesinnten, sich wirklich mit einander in feindlichem Sinne zu verbinden, keinerlei neuen Versuch ankündigend, keinerlei Ruf zu den Waffen aussprechend. Wenn indessen der Verfasser darin andeutete, man habe es nicht gewagt, den Prinzen als Hauptbeteiligten vor Gericht zu ziehen, so war das doch eine arge Entstellung der Tatsachen. König Ludwig Philipp, eingedenk dessen, was einst der Kaiser Napoleon seiner Mutter Gutes getan, und gerührt durch die Bitten der Herzogin von St. Leu, die er wirklich achtete, hatte den unbesonnenen jungen Mann dem Arm der Gerechtigkeit aus Wohlwollen

[1] Gef. Mitteilung des Freiherrn M. Fabrice auf Schloß Gottlieben. Der Prinz suchte weitern Grundbesitz für die neue Behausung zu erwerben. Bereits am 15. März 1838 kaufte er von der Gemeinde Tägerweilen 1/8 Juchart Streuland für 80 fl. und am 30. März 1838 von Konrad Hippenmeyer 1 Juchart Ackerfeld für 800 fl. — Gottlieben blieb bis 1842 im Besitze von Ludwig Banaparte, in welchem Jahre es um 28000 fl. an den Grafen von Beroldingen verkauft wurde. — Die genauere Zeit des Umbaues und Umzuges ergibt sich aus folgendem Passus eines Briefes des Prinzen an seinen Vater in Florenz, datiert aus Gottlieben den 10. Mai 1838: J'ai passé tout l'hiver dans le vieux château de Gottlieben, que ma mère avait fait arranger et dont j'ai continué les réparations. Quoique la position ne soit pas aussi belle que celle d'Arenenberg, je m'y plais d'avantage, parce que je n'y rencontre pas, comme à l'habitation de ma mère, des souvenirs déchirants. Duval, p. 225. Vgl. Jerrold, vol. II, s. 39 u. 49. 54. Duval, p. 226, fügt noch die interessante Notiz bei: Son père n'a pas attendu que le cadavre de la reine Hortense fût refroidi, pour épouser à Florence la jeune marquise de Strozzi.

[2] Siehe Jerrold, vol. II, s. 50 und die Tagesblätter.

und Güte entzogen, in der Hoffnung, er werde durch die Verbannung nach Amerika Vernunft annehmen und von seinen abenteuerlichen Plänen auf den französischen Thron endlich ablassen. Er sah sich getäuscht. Welcher wohldenkende Mensch hätte auch ahnen können, daß der in so tiefe Trauer versetzte Sohn, nachdem die Mutter kaum die Augen geschlossen, wieder mit frevelhafter Politik sich befassen würde! Der Pontonnier-Lieutenant Laity war wirklich ein böser Dämon für den Prinzen, und man kann begreifen, daß es diesem nicht wohl war, in den Räumen sich aufzuhalten, wo gleichsam der warnende Geist seiner Mutter ihn umschwebte.

Ebenso begreifen wir nun auch, daß die Regierung von Frankreich in hohem Grade erzürnt war über die Rückkehr des Prinzen nach der Schweiz; man hätte ihm das Erscheinen am Sterbebette der Mutter verziehen; aber daß er nun im Thurgau blieb und wieder seinen abenteuerlichen Plänen nachsann,[1] das erschien denn doch als eine Frechheit. Die Schrift Laitys, welche in etwa 10000 Exemplaren hauptsächlich unter dem Militär verbreitet ward, bot Gelegenheit, strafrechtlich vorzugehen und den Thronumstürzler zu treffen, indem man einen seiner treuesten und hitzigsten Parteigänger schlug. Den 21. Juni 1838 wurde Laity verhaftet und seine Broschüre in Beschlag genommen; den 28. Juni ward der fünfundzwanzigjährige Franz-Armand-Ruppert Laity, weiland Artillerie-Offizier, des Angriffs auf die Sicherheit des Staates angeklagt. Das Verhör hatte ergeben, daß weder der Plan noch die Ausführung dieser sträflichen Gesinnungsäußerung dem Angeklagten ausschließlich zugeschrieben werden durften, sondern daß Ludwig Napoleon einen wesentlichen Anteil an der Broschüre hatte. Man nahm auch die Handschrift, welche dem Abdruck zu grunde lag, in Beschlag, und da ergab es sich, daß darauf verschiedene Änderungen und Zusätze **aus der Feder Napoleons** angemerkt waren; Laity suchte diese Tatsache nicht zu verheimlichen, sondern gab sogar zu, daß noch andre Stellen der Schrift aus der genannten Feder stammen könnten.[2] Obwohl Laity sich am Gerichtstag den 10. Juli vor dem Gerichtshof der Pairs geschickt verteidigte, lautete das Strafurteil über ihn auf fünfjährige Haft, auf 10000 Fr. Geldbuße und auf lebenslängliche polizeiliche Aufsicht (il restera pendant toute sa vie sous la surveillance de la haute police). Dieses Urteil fand man ziemlich allgemein als zu scharf; denn nachdem die Mitschuldigen des Prinzen am 18. Januar 1837 von den Geschwornen in Straßburg freigesprochen worden waren, schien es ungerecht, den Verfasser einer Darstellung des Straßburger Putsches so hart zu bestrafen.

Auch für den Prinzen hatte die Sache unangenehme Folgen. Da sein Verbleiben in der Schweiz von der Regierung Ludwig Philipps ungern gesehen wurde, so tat der Gesandte von Frankreich, Napoleon Lannes, Herzog von Montebello, zu Anfang des Jahres 1838 (einige sagen, am Tage nach dem Einzuge des Prinzen in Gottlieben) Schritte, um in einer **vertraulichen Besprechung** mit dem Regierungspräsidenten des

[1] Auch der Vater schrieb ihm warnend aus Florenz: Je te conjure désormais de mettre ton esprit en repos et de tirer parti des facultés distinguées que le ciel t'a départies, non pour *poursuivre des chimères*, mais pour ne chercher dans la vie que ce qu'elle a de positif. Giraudeau, p. 75.

[2] Ein Brief des Prinzen an den Verfasser vom 2. Juli 1838 (Duval, p. 226) erlaubte ihm die Indiskretion: On vous demandera, sans doute, où vous avez puisé toutes les assertions que vous avancez: vous pouvez dire que vous les tenez de moi.

Vororts[1] sich über die Möglichkeit der Entfernung des Prinzen zu äußern. Schultheiß Kopp erklärte darauf dem königlich-französischen Gesandten, es könnten in Bezug auf den Aufenthalt Ludwig Napoleon Bonapartes in der Schweiz von seite des Vorortes keine amtlichen Schritte getan werden, es wäre denn Sache, daß die französische Regierung für diesen Fall förmliche offizielle Ansprüche eingäbe; aber auch solche Reklamationen würde der eidgenössische Vorort, gemäß seiner beschränkten Kompetenz, einfach dem Kleinen Rate des Kantons Thurgau mitteilen mit der Einladung, dieselben auf angemessen erachtete Weise zu berücksichtigen. Nach dieser vertraulichen Unterredung zwischen den beiden Persönlichkeiten geschah von seite der französischen Gesandtschaft in Bezug auf diese Angelegenheit gegenüber der Schweiz nichts mehr bis in den Hochsommer hinein.[2]

Am Sonntag den 22. April wählte der Kreis Dießenhofen Ludwig Napoleon zu seinem Vertreter im thurgauischen Großen Rate. Allein der Gewählte, obwohl er sich als thurgauischen Bürger betrachtete, lehnte die zugedachte Ehre ab, sei es, daß er den Weg durch den Großen Rat eines Schweizerkantons für sein Ziel als ungeeignet erachtete, sei es, daß er Mißdeutungen seiner Absicht zuvorkommen wollte. Bald darauf, am 22. und 23. Juni, wurde das vierte Kantonalschützenfest in Dießenhofen abgehalten, und der Prinz, welcher einer der Gründer des thurgauischen Schützenvereins war (S. 244), einstimmig durch allgemeinen Zuruf zum Präsidenten desselben erwählt. Er dankte für die Ehre in deutscher Sprache. „Es sind," sagte er, „einige Monate verflossen, da man von dem Schweizervolke verlangte, daß es einen seiner Mitbürger verstoße; das Volk aber hat geantwortet: Wir behalten ihn!" Wie aus einem Munde riefen jetzt die Zuhörer: „Ja, ja, wir behalten ihn!" Dann fuhr er fort: „Ich hatte nie Angst, daß ich von meinen Mitbürgern verlassen würde; denn ich setzte ein festes Vertrauen auf den Gerechtigkeitssinn des Volkes, und fürwahr, ich habe mich nicht geirrt! Anstatt mich auszuweisen, haben die Thurgauer mich zum Mitglied des Großen Rats gewählt."[3]

---

[1] Da man in Deutschland das Wort „Vorort" in anderm Sinne gebraucht (nämlich in der Bedeutung einer Außengemeinde bei einer großen Stadt, z. B. bei Berlin), so muß ich hier erklären, daß zu der Zeit, wo die Schweiz einen Staatenbund (une Confédération d'états) und noch nicht wie jetzt einen Bundesstaat (un Etat fédéral) bildete, die Geschäfte an der Tagsatzung (la Diète), einem Kongreß von Gesandten der 22 Kantone, wenn dieselbe zu einer Sitzung versammelt war, die übrige Zeit des Jahres hindurch aber vom Regierungsrat eines der drei Kantone Zürich, Bern, Luzern besorgt wurden, welche Vororte (Directoires, Cantons directoires) hießen. Nach Art. 10 des Bundesvertrages von 1815, der von 1815—1848 Geltung hatte, wechselte der Vorort unter den drei genannten Kantonen je zu zwei Jahren. Der Präsident (Bürgermeister oder Schultheiß) des Regierungsrates im vorörtlichen Kanton war diejenige Person, welche die Vertreter des Auslandes, die Gesandten empfing. Der Regierungsrat des Vorortes hatte also während der zwei Jahre seiner eidgenössischen Amtsperiode eine doppelte Stellung: er hatte einerseits die Regierungsgeschäfte seines Kantons und anderseits dazu noch die Geschäfte der Eidgenossenschaft, wenn die Tagsatzung nicht versammelt war, zu erledigen. 1833 bis 1834 war Zürich, 1835—1836 Bern, 1837—1838 Luzern Vorort; Regierungspräsident oder Schultheiß des Kantons Luzern war während der Vororts-Zeit Kopp. Gesandte des Kantons Thurgau waren im Jahre 1838 Dr. Joh. Konrad Kern, Vizepräsident des thurgauischen Obergerichts, und Bezirksstatthalter Ludwig Anderwert.

[2] Abschied der ordentlichen eidg. Tagsatzung des Jahres 1838, I. Teil, Beilage Lit. PP, S. 20.

[3] Thurg. Ztg. 1838, Nr. 51 vom 27. Juni u. a. Tagesblätter. Der Prinz hatte dem Schießkomitee eine prächtige, mit Gold und Silber eingelegte, zweiläufige Jagdflinte für die Preisverteilung geschenkt; sie hatte seinem Oheim, dem König Joseph, angehört und wurde auf 4000 Fr. geschätzt. Dieser Preis fiel nachher auf einen Glarner, Balthasar Becker. de Budé, p. 240. Auf dem im

Diese Ehrenbezeugungen der Thurgauer waren freilich nicht mehr der harmlose Ausdruck bloßer Sympathien; es lag bereits ein drohender Ton darin. Sobald nämlich in Frankreich bekannt geworden war, daß der Prinz Napoleon von Amerika zurückgekehrt sei, und daß er wieder im Thurgau sich aufhalte, begannen die französischen königstreuen Zeitungen die heftigsten Angriffe auf ihn zu machen, besonders während des Prozesses um Laitys Broschüre. Wie man aber in den Wald schreit, so hallt es wieder; einzelne schweizerische Blätter blieben der französischen Presse nichts schuldig.

Mittlerweile kam die eidgenössische Tagsatzung auf den 2. Juli zu ihrer ordentlichen Jahresversammlung im Vororte Luzern zusammen; ihre Sitzungen dauerten, da der Geschäfte viele und wichtige vorlagen, bis zum 5. September, und sie mußte nach einer mehrwöchentlichen Vertagung gerade wegen des Prinzen Napoleon auf den 1. Oktober wieder zusammentreten, so daß sie erst am 16. Oktober aufgelöst werden konnte. Einen Monat nach ihrer Eröffnung, nämlich am 3. August, teilte der Präsident der Versammlung mit, es sei ihm durch den französischen Botschafter eine vom 1. August datierte Note[1] übergeben worden, welche das Begehren enthalte, es möchte Ludwig Napoleon aus dem Gebiete der Schweiz entfernt werden. Wiewohl die Gesandten der Kantone über diesen Gegenstand, der ihnen unvorhergesehen vorgelegt wurde, von Hause aus nicht instruiert waren, so trat man doch in eine vorläufige Besprechung ein. In dieser Note beschwerte sich Frankreich erstens darüber, daß man Ludwig Napoleon Bonaparte nach den Ereignissen von Straßburg in der Schweiz wieder aufgenommen habe; zweitens daß Arenenberg der Mittelpunkt von neuen Umtrieben sei; drittens daß von hier aus Broschüren feindseligen Inhalts unter Mitwirkung des Prinzen in Deutschland und in Frankreich verbreitet worden, und viertens daß es unstatthaft sei, wenn der Prinz gleichzeitig den Namen eines Schweizerbürgers und eines Bewerbers um den französischen Thron führe, sich also bald Franzose, bald thurgauischer Bürger nenne. In der nun folgenden Diskussion zeigte es sich — wenigstens insoweit wir sie nach den amtlichen Berichten über die Verhandlungen kennen —, daß es damals mit den Instruktionen der Abgeordneten doch nicht so streng nach Gesandtschaftsrecht gehalten wurde, wie wir jetzt nach der Theorie voraussetzen, sondern daß im Gegenteil die Persönlichkeit der Gesandten einen großen Einfluß auf die Beratungen und deren Ausgang ausübte. Dr. Kern, einer der beiden Gesandten des Thurgaus, ein Freund Napoleons, sprach sich in der erwähnten Vorberatung etwa folgendermaßen aus: Ludwig Napoleon Bonaparte ist nach dem Bürgerrechtsbrief (S. 238 f.) ein Bürger des Kantons Thurgau, so wie jeder andre; darum hat er auch auf diejenigen Rechte Anspruch, welche durch die Verfassung allen thurgauischen Bürgern gegeben sind, z. B. auf das Recht, daß niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden darf. Ein Verfahren aber, wie es die Note Frankreichs gegen den Prinzen verlangt, stände zu diesem Rechte in offenbarem Widerspruch. Allein sogar dann, wenn er nicht Schweizerbürger wäre, müßte das Begehren Frankreichs als unzulässig erscheinen; denn nach dem eidgenössischen Konklusum von 1836 gegen die ausländischen Flüchtlinge wäre es vorerst Sache des Kantons Thurgau, zu untersuchen und

gleichen Jahre stattgefundenen Scheibenschießen zu St. Gallen behauptete er eine sehr gemessene Haltung. Man vergl. auch Le Prince Louis-Napoléon Bonaparte et le ministère Molé p. Jules Lombard. Paris 1839.

[1] Ich teile den Wortlaut dieser Note in Beilage 32 mit. In der folgenden Darstellung halte ich mich z. T. wörtlich an die amtliche Quelle, an das Protokoll im Eidg. Abschied von 1838, Beilage Lit. PP.

zu entscheiden, ob er wirklich das Asyl durch völkerrechtswidrige Handlungen verwirkt habe, infolge dessen Grund zur Wegweisung vorhanden sei oder nicht. Man kann um so weniger begreifen, wie Frankreich eine solche Forderung stellen kann, wenn man sein eigenes Benehmen gegen den Prinzen in Betracht zieht. Das Attentat gegen die bestehende Regierung in Frankreich ist auf französischem Gebiet, ist in Straßburg verübt worden. Das Haupt des Unternehmens war in der Gewalt der französischen Regierung, und es stand ihr zu, den Verbrecher den Gerichten zu überweisen. Die Regierung aber hat ihn der Beurteilung durch den Richter entzogen und ihn in die Verbannung nach Amerika geschickt. Wie kann Frankreich hinterher verlangen, daß die Schweiz nun durch Wegweisung eines Bürgers nachhole, was die Regierung von Frankreich, wie es scheint, nachträglich bereut, unterlassen zu haben? Nachdem ferner die Teilnehmer des gleichen Attentats von den französischen Gerichten schuldfrei gesprochen worden sind, wie kann man es der Eidgenossenschaft im ganzen oder dem Kanton Thurgau im besondern zum Vorwurf machen, einen Bürger, der aus Amerika nach seiner Heimat zurückkehrte, wieder aufgenommen zu haben, und mit welchem Recht hätte man denselben vom schweizerischen Gebiete zurückweisen können? Die schweizerischen Kantone haben keine Verpflichtung, Handlungen zu verfolgen, die auf dem Gebiete von Frankreich verübt worden sind, und deren Urheber Frankreich strafen konnte, aber ungestraft gelassen hat."

„Wenn die Note behauptet, Arenenberg sei der Mittelpunkt neuer Umtriebe, so darf man doch fragen: worauf stützt sich diese Behauptung? Man weise sie nach, und der Kanton Thurgau wird wissen, was er nach den Grundsätzen des Völkerrechts zu tun hat. Allein der thurgauischen Regierung ist nichts bekannt, was zu einem Einschreiten Grund hätte darbieten können. Allerdings besuchen öfter Personen, welche bei dem Unternehmen in Straßburg beteiligt waren, den Prinzen auf Arenenberg und halten sich daselbst zeitweise auf; allein solche Personen sind mit französischen Pässen versehen. Franzosen aber, welche mit französischen Pässen nach dem Thurgau kommen, muß man freien Eintritt gestatten, und unsre Polizei vermag nicht zu unterscheiden, ob sie Bonapartisten oder vielleicht Spione seien. Frankreich beklagt sich im fernern über die Verbreitung von Laitys Broschüre in Deutschland und Frankreich. Diese Broschüre enthält eine Darstellung der Ereignisse in Straßburg. Die Tat selbst wurde nicht bestraft; denn die französischen Geschwornen erklärten die Teilnehmer für nicht schuldig. Die Darstellung der Tat aber durch eine Broschüre wurde von der französischen Pairskammer verurteilt. Und daraus sollen wir in der Schweiz klug werden? Wenn endlich die Note beanstandet, daß Ludwig Napoleon sich bald Franzose, bald Thurgauer nenne, so kann er allerdings nicht beides zugleich sein. Nach den Bestimmungen unsrer Verfassung ist es nicht zulässig, daß man gleichzeitig Bürger des Kantons Thurgau und Bürger eines auswärtigen Staates sei. Aber auch nach französischem Rechte ist dies nicht zulässig, indem der Art. 17 des Code civil sich ausdrücklich dahin ausspricht: La qualité de Français se perdra: 1° par la naturalisation en pays étranger.[1]"

„Der Gesandte vom Thurgau setzt das Vertrauen in seine Mitstände, daß sie mit der gleichen Entschiedenheit ein solches Begehren zurückweisen. Es ist hier nicht nur der

[1] Wörtlich: Art. 17: La qualité de Français se perdra, 1° par la naturalisation *acquise* en pays étranger; 2° par l'acceptation non autorisée par le Roi, de *fonctions publiques* conférés par un gouvernement étranger; 3° enfin par tout établissement fait en pays étranger, sans esprit de retour.

Thurgau, es ist die ganze Schweiz beteiligt. Heute kann eine solche Forderung an diesen, morgen vielleicht an einen andern Kanton gerichtet werden. Heute könnte Frankreich die Wegweisung eines Schweizerbürgers verlangen, der eine Broschüre in bonapartistischem Sinne, morgen die eines solchen, der eine Schrift in republikanischem Sinne geschrieben hätte. Es ist Zeit zu zeigen, daß die sich steigernden Forderungen des Auslandes ihre Schranken finden; daß die Eidgenossenschaft sich nicht als eine Provinz von Frankreich, sondern als einen selbständigen Staatenbund betrachtet wissen wolle, und daß sie, als solcher, ihre völkerrechtliche Stellung zu wahren entschlossen sei."

Bei der Umfrage traten besonders die Gesandten von Waadt und Genf, Professor Karl Monnard und Syndikus Rigaud, auf die Seite Kerns, ohne wesentlich neue Gesichtspunkte hervorzuheben. Doch fügte Monnard seinem Votum noch den merkwürdigen Schluß bei, der Kanton Waadt werde die dankbare Gesinnung, welche er gegen den Vermittler Napoleon einstmals gehegt und geäußert, nicht auf einen jungen Menschen übertragen, der die schweizerische Gastfreundschaft so übel belohne, daß er sich nicht scheue, um ein wenig Lärm zu machen, die Ruhe der Eidgenossenschaft zu stören, der im übrigen ein armseliger Republikaner sei, weil er die Ehre, als freier Mann in einem freien Lande zu leben, nicht allem andern vorziehe. Die übrigen ließen sich mehr oder weniger noch nicht über eine bestimmte Beantwortung der Note aus, sondern wollten teils von ihren Auftraggebern nähere Instruktion abwarten, teils von andrer Seite genauere Auskunft erhalten. Mit Mehrheit wurde beschlossen, erstens die französische Note vor allem dem Kanton Thurgau mitzuteilen, und zwar ohne besondere Direktive, weil Dr. Kern dies für überflüssig hielt; zweitens einen besondern Ausschuß niederzusetzen, welcher, nachdem die von Seite des Standes Thurgau zu erwartenden Aufschlüsse und Erklärungen eingelangt sein werden, angewiesen ist, über die vorliegende wichtige Angelegenheit in sorgfältige Beratung einzutreten und der Tagsatzung wohlerwogene Anträge einzubringen, wie diese Angelegenheit auf die angemessenste Weise erledigt werden könne. Zu Mitgliedern dieses Ausschusses wurden ernannt: Schultheiß Kopp von Luzern, Bürgermeister Heß von Zürich, Bürgermeister Burckhardt von Basel, Landammann Schindler von Glarus, Syndikus Rigaud von Genf, Professor Monnard von Lausanne, Regierungsrat Kohler von Bern. Der Gesandte von Neuenburg erklärte instruktionsgemäß außerdem am 16. August zu Protokoll, sein Stand verlange, daß die Regierung von Thurgau von der Tagsatzung aufgefordert werde, auf eine bestimmte Weise zu erklären, ob Louis Bonaparte vor seiner Naturalisation auf das französische Bürgerrecht förmlich verzichtet habe, wie es die thurgauische Staatsverfassung in ihrem Art. 25 verlange, und wie eine solche Verzichtleistung, wenn sie stattgefunden habe, sich zu seinen seitherigen Handlungen verhalte.

Aus den bisherigen Verhandlungen der Tagsatzung bereitete eine gewisse Partei in der Schweiz ein patriotisches Brausepulver und schüttete es in ihre Presse, daß es zu rauschen anfing. „Ludwig Napoleon", las man da, „ist seit 1832 thurgauischer Bürger, also Schweizer, hat im eidgenössischen Übungslager zu Thun als Schweizer (1830?) an dem Milizdienste teilgenommen, von Bern das Brevet als Artilleriehauptmann erhalten, vor wenigen Wochen als Anführer der thurgauischen Schützen bei dem Schützenfeste in St. Gallen die Freundschaft der schweizerischen Waffenbrüder erworben und die Versicherung herzlicher Teilnahme dafür eingeerntet, daß er in der republikanischen Einfachheit den Ersatz für den Verlust eines Thrones erkenne; er war aus

Amerika zurückgekommen, um seiner todkranken Mutter mit kindlicher Dankbarkeit die Augen zuzudrücken. Und diesem Mann mißgönnt Ludwig Philipp den Aufenthalt in der Schweiz, und den Schweizern mutet er sogar zu, denselben auszutreiben? Was kann der letzte Zweck einer solchen Forderung sein, als die schmähliche Demütigung der schweizerischen Eidgenossenschaft, die willkürliche Bevormundung des schwachen Nachbars?" So fing man an zu deklamieren in den Tagesblättern und in den Räten.

Inzwischen sprachen am 6. August die Gesandten zweier deutschen Staaten beim Präsidenten der Tagsatzung vor, der österreichische und der preußische, um zu erklären, sie fänden sich veranlaßt, das in der Note des französischen Botschafters vom 1. August gestellte Begehren nachdrücklich zu unterstützen. Am 17. August verfügte sich der Herzog de Montebello abermals zu dem Präsidenten der Tagsatzung, um ihm von einer vom 14. August datierten Depesche Kenntnis zu geben, die er von Seite des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten empfangen hatte, und aus der hervorging, daß der französische Botschafter angewiesen worden sei, für den Fall, wenn die Schweiz die Fortweisung Ludwig Napoleons verweigern sollte, seine Pässe zu verlangen.[1] Auch diese Mitteilung wurde später durch die bevollmächtigten Minister von Österreich, Preußen und Rußland unterstützt, indem dieselben den größten Wert auf die ungestörte Erhaltung des Friedens in Europa setzten und von der Ansicht ausgingen, es könnte ein längerer Aufenthalt des Prinzen in der Schweiz, der nach der Krone Frankreichs strebe und diesem Hang nachgeben werde, der Friede nur zu leicht gestört werden. Zuletzt kam noch der großherzoglich-badische Geschäftsträger, um in Unterstützung der Eröffnungen der übrigen Mitglieder des diplomatischen Korps zu erklären, daß sämtlichen Bewohnern des Arenenbergs der Eintritt in das Großherzogtum Baden untersagt worden sei.

Da die thurgauische Gesandtschaft für eine folgende Diskussion in der Tagsatzung durch eine Instruktion gedeckt sein wollte, welche der Große Rat zu erteilen hatte, stellte sie den 7. August an den Kleinen Rat ihres Heimatkantons das Begehren, derselbe möchte den Großen Rat zu diesem Behufe außerordentlicher Weise einberufen. Allein sowohl der Kleine Rat als der Präsident des Großen Rates hielten dafür, daß, nachdem der eine Gesandte, Dr. Kern, bereits namens des Kantons Thurgau ohne Vorbehalt in umfassendem und gründlichem Votum das Begehren Frankreichs zurückgewiesen habe, bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheit die Notwendigkeit nicht vorhanden sei, um den Großen Rat deswegen einzuberufen.[2] Da jedoch die Gesandtschaft in einem Schreiben vom 13. August auf ihrem Begehren nach beförderlicher Instruktionserteilung beharrte, so entschloß sich der Kleine Rat, den Großen Rat auf Mittwoch den 22. August außerordentlich nach Weinfelden einzuberufen und zugleich nach Luzern eine Einladung abgehen zu lassen, daß einer der beiden Gesandten dieser Sitzung des Großen Rates beiwohne.[3] Zugleich wurde der Prinz verständigt, dem Großen Rat gegenüber sich zu erklären, daß er nur Thurgauer Bürger sei; das tat derselbe in einem Schreiben an den Großen Rat vom 20. August, aber wieder nicht so, daß man daraus entnehmen könnte, er habe das französische Indigenat aufgegeben.[4] Der Große Rat gab der Gesandtschaft am 22. August eine Instruktion, welche dem frühern Votum das Dr. Kern sich in allen Teilen anschloß.[5]

---

[1] Diese Depesche habe ich leider nirgends mitgeteilt gefunden.

[2] Thurg. Kantonsarchiv, Protokoll des Kl. Rats 1838, § 1425. 1432. Missiv 361. 362.

[3] Ebendas. Protokoll des Kl. Rats 1838, § 1496. 1508. 1518. Missiv 369. 370. 371. 377.

[4] S. Beilage 34.

[5] S. Beilage 35.

Während die Frage des Bürgerrechts innerhalb und außerhalb der Ratssäle eifrig besprochen wurde, erteilte die Gemeinde Oberstraß bei Zürich, angefacht von der herrschenden politischen Agitation im allgemeinen und von einigen übereifrigen Bürgern des Ortes insbesondere, am 11. August dem Prinzen das Ehrenbürgerrecht. Die Sache wurde so emsig betrieben, daß die kalligraphisch ausgefertigte Bürgerrechtsurkunde schon vor dem Beginne der Bürgerversammlung auf dem Kanzleitisch bereit lag und sofort nach Beschluß der Gemeinde unterzeichnet werden konnte. Zugleich wurden drei Mitglieder des Gemeinderates ernannt, welche dem Prinzen das Dokument in Gottlieben überreichen sollten. Sonntag den 12. August früh fuhr die Abordnung mit der Post von Oberstraß ab, machte in Frauenfeld Mittagsrast und kam nachmittags nach Gottlieben, wo sie in der Krone übernachtete. Der Prinz, der wieder auf Arenenberg wohnte, empfing dort die Deputation am Montag vormittags um 11 Uhr mit außerordentlicher Freundlichkeit, indem er sie zum Mittagessen einlud. Nach dem Essen begab sich die Abordnung nach Konstanz, übernachtete wieder in der Krone zu Gottlieben und fuhr am 14. August heimwärts nach Oberstraß, wo sie das Dankschreiben, das der Prinz ihr gegeben, an die Adresse überlieferte. Aber ein Gemeindebürgerrecht ohne Landrecht hatte für den Gefeierten keinen Wert; darum mußte die Gemeinde bei der Zürcher Regierung einkommen, den Beschenkten beim Großen Rat zum Empfang des Kantonsbürgerrechts zu empfehlen. Allein die Regierung, welche weder sich selbst gerechten Tadel zuziehen, noch dem Prinzen Verlegenheit bereiten wollte, wies das Gesuch schlechthin ab.[1]

Unterdessen war der 27. August, der Tag herangekommen, an welchem einerseits die thurgauische Gesandtschaft über verschiedene Anstände Auskunft erteilen, anderseits der ernannte Ausschuß Bericht geben und Antrag stellen sollte. Da der thurgauische Große Rat, wie wir erfuhren, dem persönlichen Votum, das Dr. Kern am 6. August in der Tagsatzung abgegeben hatte, in allen Teilen beipflichtete, so konnte die thurgauische Gesandtschaft jetzt nicht wesentlich Neues vorbringen, als was schon gesagt war, nämlich der Prinz sei nur thurgauischer Bürger; derselbe gedenke sich nach seiner Zuschrift an den großen Rat ruhig zu verhalten; die französische Regierung habe über das Leben auf Arenenberg falsche Berichte erhalten. Dann fügte sie bei: wenn (wegen des Ausdrucks „Ehrenbürgerrecht", der in dem Bürgerbrief für den Prinzen gebraucht sei) die Eigenschaft Ludwig Napoleons als rechtmäßiger Bürger des Kantons Thurgau von einzelnen Gesandtschaften, zumal derjenigen von Neuenburg, in Zweifel gezogen worden sei, so gehe der Stand Thurgau von der Ansicht aus, daß die Frage, ob jemand in einem schweizerischen Kanton das Bürgerrecht auf gesetzliche Weise erworben habe, und ob er dasselbe wirklich besitze, nicht dem Entscheide der Tagsatzung, sondern desjenigen Kantons anheimfalle, welchem der Bürger angehöre, und wenn Thurgau oder ein andrer Stand erklärt und urkundlich (?) nachgewiesen habe, daß jemand wirklich als Bürger angenommen worden ist, so sei dieser amtlichen Standeserklärung Glauben beizumessen. Wenn Ludwig Napoleon nicht förmlich (wie es die thurgauische Verfassung verlangte) auf das französische Bürgerrecht verzichtet habe, so rühre das daher, daß er im Jahre 1832, als ihm das thurgauische Bürgerrecht erteilt wurde, als Glied der Familie Napoleons die Rechte eines französischen Bürgers gar nicht besessen habe, indem diese

[1] S. den Aufsatz von Dr. H. Zuder im Zürcher Taschenbuch 1880, S. 204—226.

Familie damals vom französischen Gebiet und französischen Recht ausgeschlossen gewesen sei. Wenn aber auch der Prinz damals noch im Besitze des französischen Bürgerrechtes gewesen wäre, so würde er es faktisch durch die Annahme des thurgauischen Bürgerrechts verloren haben, indem nach französischem Recht durch den Akt der Annahme eines fremden Bürgerrechtes das französische Bürgerrecht verloren gehe.

Die wunde Stelle in der Beweisführung durch die thurgauische Gesandtschaft bildete stetsfort die Behauptung, der Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte sei ein richtiger thurgauischer Bürger. Ich habe schon früher (S. 239 f.) dargetan, daß der Prinz kein rechtmäßiges Bürgerrecht im Thurgau besaß, weil er vor Empfang des thurgauischen Gemeinde- und Kantonsbürgerrechts nicht, wie Art. 25 der Kantonsverfassung von 1831 (und neuerdings von 1837) verlangte, auf sein ausländisches Bürgerrecht verzichtet hatte. Der Thurgau kannte auch kein „Ehrenbürgerrecht“, welches unter andrer Bedingung erteilt werden durfte; der Thurgau kannte nur einerlei Bürgerrecht, nämlich das verfassungsmäßige. Die Gesandtschaft suchte zwar darzulegen, daß der Prinz eine persönliche Verzichtung auf sein französisches Indigenat nicht bedurfte, weil er tatsächlich dieses Indigenat bei seiner Einbürgerung nicht mehr besessen habe; allein diese Darlegung beruhte auf Unrichtigkeit, wenn nicht auf Verdrehung. Wenn der Stand Thurgau annahm oder vorgab, Ludwig Bonaparte habe bei seiner Einbürgerung nicht mehr als Franzose angesehen werden können, in Anbetracht des französischen Verbannungsgesetzes, welches ihn wie alle Glieder seiner Familie sämtlicher Zivilrechte in Frankreich beraubt habe, so muß bemerkt werden, daß nach dem Code civil der Verlust der bürgerlichen Rechte und der Verlust der Eigenschaft als Franzose nicht ein und dieselbe Sache sind, und daß zum Exempel diejenigen Individuen, welche infolge von gerichtlichen Urteilen dem bürgerlichen Tode verfallen, deswegen nicht aufhören, Franzosen zu sein. Wenn der Stand Thurgau durch seine Gesandtschaft ferner vorbringen ließ, der Prinz Napoleon Bonaparte habe nach Inhalt des französischen Zivilgesetzbuches das Recht der Eigenschaft eines Franzosen durch seine Einbürgerung im Thurgau verloren, und es sei somit überflüssig gewesen, von ihm zu verlangen, daß er noch ausdrücklich auf diese Eigenschaft verzichte, so muß betont werden, daß Artikel 17 des Code wörtlich lautet: La qualité de Français se perdra par la naturalisation *acquise* en pays étranger, durch eine erworbene, nicht durch eine geschenkte Naturalisation, und diese erworbene Einbürgerung setzt eine regelrechte Erwerbung voraus, nicht eine gesetzwidrige, wie sie die thurgauischen Behörden entweder aus Versehen oder aus Liebedienerei damals dem Prinzen verliehen hatten. Wenn endlich der Stand Thurgau etwas von oben herab die Äußerung tun ließ, die Einbürgerung der Fremden sei Sache der Kantone und gehe die Eidgenossenschaft nichts an, so konnte sie sich allerdings auf ein eidgenössisches Gesetz vom 13. Juli 1819 stützen, wonach es den Kantonen zustand, das Bürgerrecht zu erteilen; allein anderseits durfte eingewendet werden, eine Mehrheit der eidgenössischen Stände habe die thurgauische Verfassung von 1831, also auch § 25 derselben in die Verpflichtung genommen, für deren Ausführung in letzter Instanz zu sorgen. Anstatt also den Fehler, den der Große Rat auf Empfehlung des Kleinen Rates bei der Schenkung des Bürgerrechts an den Prinzen gemacht hatte, einzugestehen, leugnete der Stand Thurgau die Tatsache durch alle Sitzungen hindurch, obgleich mehrere Mitstände den wahren Sachverhalt durchschauten.

[1] S. Repertorium der Abschiede, Bd. I, S. 407 fg.

Nachdem die Gesandtschaft des Thurgaus ihr Votum abgegeben hatte, wurden die Anträge des für diese Angelegenheit niedergesetzten Ausschusses angehört; derselbe stellte jedoch keinen einheitlichen Antrag, sondern spaltete sich in eine Mehrheit und zwei Minderheiten. Die Mehrheit, bestehend aus den Herren Heß, Burckhardt, Schindler und Kohler, riet zur Einforderung einer unumwundenen Erklärung vom Stand Thurgau, daß Ludwig Napoleon als Schweizerbürger auf das französische Bürgerrecht unbedingt Verzicht leiste und keine weiteren Ansprüche auf dasselbe erhebe. Die erste Minderheit, Monnard und Rigaud, wollte das thurgauische Bürgerrecht des Prinzen als eine ausgemachte Sache betrachtet wissen, ihn daher als Schweizerbürger gegen Frankreichs Aufforderung mit allen Kräften schützen. Die zweite Minderheit, Kopp, trug darauf an, die französische Gesandtschaft mit ihren Ansprüchen an die thurgauischen Gerichte zu weisen und zugleich die hohen Mächte an die Gewährleistung der schweizerischen Unabhängigkeit zu erinnern.[1]

Bei so geteilten Meinungen wagte die Tagsatzung nicht, jetzt schon auf einen entscheidenden Beschluß einzutreten, sondern vertagte sich am 3. September auf den 1. Oktober, damit die Gesandten von ihren Auftraggebern in Bezug auf diese Angelegenheit sich besondere Instruktionen geben lassen könnten und sollten.

Während der vierwöchentlichen Pause arbeiteten die Parteien in Versammlungen und in Zeitungen mit Hochdruck, und es wurde die Austreibungsfrage und die Schutzberechtigung Napoleons der Gegenstand allgemeiner Besprechung in den Ratssälen und in den gesellschaftlichen Unterhaltungen. Kopps Antrag, besonders seine Berufung auf die hohen Mächte, fand am wenigsten Billigung. Auch der Antrag der Mehrheit wurde kalt aufgenommen; er sei ein trauriges Mittelding, das seine wahre Gesinnung hinter dem Mißtrauen gegen den Kanton Thurgau verberge. Für den Antrag Monnard-Rigaud erklärte sich vorzugsweise der eidgenössische Wehrstand, aber auch andre Männer, welche, abgesehen von dieser Frage, gegen Frankreich unnachgiebig bleiben wollten. Sie stützten sich auf den Schutz des Bürgerrechts, das sie beim Prinzen für ausgemacht hielten; sie sahen in diesem Schutz ein Gebot der Ehrenhaftigkeit, denjenigen nicht preiszugeben oder ans Messer zu liefern, der urkundlich Schweizer sei. Diese Gesinnungen gaben sich durch Adressen und Volksversammlungen immer mehr kund; in Langenthal fand am 23. September eine Versammlung von 6000 Bürgern statt auf Veranlassung des schweizerischen Nationalvereins; sie beschloß die Berufung von Freischaren. Zahlreiche Genfer, Offiziere u. a., erließen an den Großen Rat des Thurgaus ein Dankschreiben für seine würdigen Entschlüsse. Bei solcher Aufregung, die sich mehr und mehr steigerte, bedurfte es Kraft und Willen, ruhig zu bleiben, die Sache so anzusehen, wie sie wirklich war, und nicht eine Angelegenheit in die Wärme und Beleuchtung des Patriotismus zu stellen, mit dem sie eigentlich nichts zu tun hatte; denn, wenn man aufrichtig sein wollte, mußte man schon damals erkennen, daß das Schweizerbürgerrecht dem Prinzen nur bockstehen sollte, damit er sich mit Anstand auf den französischen Thron schwingen konnte. In Neuenburg, Freiburg, Graubünden, Tessin Zug und in den Urkantonen, wo man sich weniger durch den falschen Patriotismus irreführen ließ, fielen die Instruktionen für die Gesandtschaften anders aus. Vor allem aber zeigte sich Zürich

[1] Die Anträge sind vollständig mitgeteilt in Abschied 1838, Beil. Lit. PP, S. 1—9 und 20—29. Das Votum von Heß ausführlich bei Pupikofer, Heß, S. 312.

wenig geneigt, die Ansprüche des Prinzen anzuerkennen und für einen politischen Streber einzustehen, der fortwährend zwischen französischem und schweizerischem Bürgerrecht hin und her pendelte.

Die Sache wurde ernst; es kamen Nachrichten, daß Frankreich zur Erfüllung seiner im Völkerrecht begründeten Forderung sich mit Heeresmacht waffne. Der Krieg schien daher unvermeidlich. Da entschloß sich der Bistumsverweser in Konstanz, Heinrich v. Wessenberg,[1] den Prinzen durch dringende Vorstellungen zur freiwilligen Rückkehr nach England zu bewegen. „Ich komme," sprach er zu ihm, „so schwer es mir wird, um Sie angelegentlichst zu bitten, Ihr Vorhaben, länger in der Schweiz zu bleiben, aufzugeben, weil ich überzeugt bin, daß sowohl Ihr wohlverstandenes eigenes Interesse als das der Schweiz Ihre Entfernung dringend erfordert." Der Prinz, der von einem einmal gefaßten Entschlusse nur schwer abzubringen war, wollte dies durchaus nicht zugeben. Alle seine Freunde in der Schweiz, bemerkte er, beständen auf seinem Verbleiben, da die Forderung des Königs von Frankreich das Asylrecht des Landes verletze, welches er doch selbst einst in Anspruch genommen. „Diese Freunde," versetzte v. Wessenberg kurz und ernst, „sind weder die wahren Ihrigen, noch die der Schweiz. Es sind Leute, deren Absicht dahin geht, Sie für einen Zweck zu mißbrauchen, der Ihre Zukunft gefährdet und nur dahin führen kann, die Schweiz in die größte Verwirrung zu stürzen und vielleicht ganz Europa in Flammen zu setzen. Die Forderung des Königs von Frankreich ist ja nicht gegen das herkömmliche Völkerrecht, und gewiß werden auch andre Mächte damit übereinstimmen. Der Ausgang eines Krieges der Schweiz mit Frankreich kann nicht zweifelhaft sein. Er würde die Schweiz in großes Elend stürzen, und gewiß würde die Verwünschung aller rechtlichen Leute Sie als die Ursache dieses Unheils treffen." — Nach vielem Hin- und Herreden erklärte endlich der Prinz, er wolle die Sache überlegen und seinen Entschluß mitteilen. Am folgenden Tage ließ er Herrn v. Wessenberg sagen, er wolle eine Rechtfertigung seines Verbleibens veröffentlichen; daraus werde die Welt ersehen, daß er nur aus dankbarem Pflichtgefühl gegen ein Land handle, welches ihm schon so lange ein freundliches Asyl gewährt habe. Wessenberg ließ ihm hierauf zu erkennen geben, eine solche Kundmachung könnte die Sache nur verschlimmern und wäre überhaupt unstatthaft. Die französische Regierung habe das Asylrecht der Schweiz vollkommen anerkannt, bis der Prinz durch einen bewaffneten Einfall auf französisches Gebiet diese Anerkennung in Bezug auf seine Person selbst verwirkt habe. Der König von Frankreich habe nichts gegen den Prinzen unternommen; dieser aber habe den König mit bewaffneter Hand angegriffen. Alle Welt müßte anerkennen, daß der Prinz keine Ursache habe, sich über den König zu beklagen, wohl aber der König über den Prinzen. Er könne sich vor der Jetztwelt und vor der Nachwelt nur dadurch gerechten Vorwürfen entziehen, wenn er die Schweiz mit der einfachen Erklärung verlasse, daß er, dem Drange der Umstände nachgebend, sich aus der Schweiz entferne, um dieses Land, dem er so vielen Dank schuldig sei, nicht durch sein längeres Verbleiben augenscheinlichen Gefahren bloßzustellen. Schon am andern Tage in der Frühe kam Ludwig Napoleon zu Wessenberg, um ihm mitzuteilen, daß er sich nun entschlossen habe, seinem Rate zu folgen.

Gesagt, getan! Am 20. September 1838 schrieb der Prinz an den Landammann des Thurgaus, d. h. den Vorsitzenden des Kleinen Rates, und teilte ihm mit, er werde,

[1] Man sehe den Bericht bei Beck, S. 500 ff.

um weitern Zerwürfnissen der Eidgenossenschaft mit Frankreich vorzubeugen, das Gebiet der Schweiz verlassen, sobald von den Gesandten der verschiedenen Mächte ihm die erforderlichen Reisepässe würden zugestellt sein.[1] Da aber der Vorort behufs der Paßausfertigung auch das Land wissen wollte, in welches er sich bei seiner Entfernung aus der Schweiz zu begeben gedenke, so machte der Prinz dem Landammann am 28. September die Anzeige, er wünsche sich durch Deutschland und Holland nach England zu begeben.[2] Als dieser sehr lobenswerte Entschluß Napoleons in die Öffentlichkeit drang, war es vielen, wie wenn ihnen ein Stein vom Herzen gefallen wäre; denn jetzt stand zu hoffen, daß damit die Klage Frankreichs abgetan und die Aufregung in der Schweiz abgekühlt sei. Allein dem war nicht so. Es scheint, daß viele Hitzköpfe es lieber gesehen hätten, wenn es zu einem Waffengang gekommen wäre; wer weiß, ob nicht dabei ihr Liebling doch zum Ziele gelangt wäre, nämlich den französischen Thron zu erobern. Da damals der elektrische Telegraph noch nicht erfunden war, so gelangte die Kunde von Ludwig Napoleons Entschluß, aus der Schweiz sich zu entfernen, erst am 26. September 1838 in die Tuilerien. Die französische Regierung hatte aber bereits mobil gemacht; sie ließ Truppen an die Grenze von Genf bis Basel vorrücken, ungefähr 27,000 Mann, welche sie zu einem Beobachtungsheer ordnete. In eigener Person musterte König Ludwig Philipp den 25. September einige Regimenter Fußvolk, die nach der Schweiz abmarschieren sollten. In drei Divisionen abgeteilt, wurde das französische Heer in das Ländchen Gex bei Genf, Pontarlier und Umgegend, dann nach Belfort, Altkirch und Hüningen vorgeschoben. General Aymard, dem der Oberbefehl über die siebente Division anvertraut worden, erließ am 25. September von Lyon aus an die sich sammelnden französischen Truppen folgenden Tagesbefehl: „Bald werden unsre ungestümen Nachbarn vielleicht zu spät gewahr werden, daß, anstatt zu deklamieren und zu schmähen, es für sie besser gewesen wäre, Frankreichs billige Anforderungen zu erfüllen.“[3]

Durch diese Sprache am empfindlichsten verletzt und am nächsten bedroht fühlte sich Genf. Aller Meinungszwist über innere politische Fragen wie über das Bürgerrecht Ludwig Napoleons wurde aufgegeben; die Stadt sann jetzt nur auf Gegenwehr. Stillen Vorbereitungen zur Verteidigung, die schon in den vorangegangenen Wochen für notwendig erachtet worden, folgte nun das Aufgebot der gesamten Mannschaft (den 28. und 29. September) und die Bewaffnung des Platzes; an 7000 Mann standen unter den Waffen, unter ihnen auch jüngere Leute unter dem dienstpflichtigen Alter, in ein eigenes Korps vereinigt, welches man Genfs Kinder (les enfants de Genève) nannte. Im Laufe von weniger als vierzehn Tagen war Genf als Festung in Verteidigungszustand gesetzt. Das alles leisteten Regierung und Volk in schönstem Einklang, ohne Aufforderung von Seite der Eidgenossenschaft. Oberst Dufour und Oberstlieutenant Massé leiteten die technischen Verteidigungsanstalten des Platzes, während Staatsrat Kunkler die Truppen befehligte. Am 29. September rief Waadt seine gesamten Milizen mit Inbegriff der Reserve, im ganzen ungefähr 16,000 Mann unter die Waffen und ernannte Karl Guiguer zu deren Oberbefehlshaber. Auch Bern und Aargau rüsteten sich; selbst St. Gallen im äußersten Osten wollte nicht zurückbleiben.[4]

[1] S. Beilage 36. — Protok. des Kl. Rats 1838, §1708. 1728. 1729 Missiv Nr. 415. 421. 422.
[2] S. Beilage 38. — Protokoll des Kl. Rats 1838, § 1751. Missiv Nr. 430 a und 430 b.
[3] Thirria, Napoléon III avant l'Empire, t. 1, p. 136. Beilage 37.
[4] Baumgartner, Die Schweiz. Bd. 2, 291 f.

Als die Tagherren am 1. Oktober 1838 wieder nach Luzern einrückten, um die unterbrochenen Beratungen der Tagsatzung neuerdings aufzunehmen, gab sich bei ihnen eine allgemeine Mißstimmung kund; auch die thurgauische Gesandtschaft erschien gedrückten Sinnes und unzufrieden mit dem Prinzen. Man mußte zugeben, daß die Lage nicht so sei, wie man sie gehofft hatte; besonders grollten die kriegerisch gesinnten Stände mit der Zürcher Gesandtschaft, weil sie so zurückhaltend sich benommen hatte. Obwohl nun zwar der Hauptanstand gegen Frankreich dadurch erledigt schien, daß der Prinz seine Abreise aus der Schweiz in Aussicht stellte, so war doch noch keine Antwort auf die französische Note vom 1. August gegeben. Aus der Umfrage bei den nunmehr instruierten Gesandtschaften der Stände ergaben sich vier Meinungen: die eine wollte dem Begehren der französischen Note um Ausweisung des Prinzen unbedingt entsprechen; die zweite wollte jenes Begehren unbedingt abweisen; die dritte gedachte die Forderung Frankreichs unter der Bedingung abzulehnen, daß Ludwig Napoleon der Tagsatzung gewisse Erklärungen wegen des Bürgerrechts und seiner künftigen Haltung abgebe; die vierte endlich erachtete die ganze Angelegenheit durch das vom Prinzen in Aussicht gestellte Vorhaben der Abreise erledigt und wollte ihm nur schnell die erforderlichen Pässe verschaffen. Nachdem wir schon früher die übrigen Anträge kennen gelernt haben, möchte es interessant sein, die Begründung des ersten Antrages zu erfahren; am bündigsten drückte sich die Gesandtschaft von Uri aus, nämlich: Prinz Ludwig Napoleon besitze kein legales Bürgerrecht im Kanton Thurgau und sei folglich auch kein Schweizerbürger; er habe sich durch das bekannte Attentat zu Straßburg und durch sein späteres Treiben (die Laitysche Broschüre) des in der Schweiz genossenen Asylrechts verlustig und des fernern Schutzes unwürdig gemacht; durch das völkerrechtswidrige Benehmen des Prinzen sei die Regierung von Frankreich im vollen Rechte, Klage zu führen und von der Eidgenossenschaft die Fortweisung eines Mannes zu begehren, der fortwährend durch Wort, Schrift und Taten die Ruhe und Sicherheit Frankreichs von der Schweiz aus gefährde. Dieser Ansicht pflichteten die drei Urkantone, ferner Zug, Freiburg, Baselstadt, Graubünden, Tessin und Neuenburg bei.

Bei solcher Verschiedenheit der Ansichten hätte begreiflich eine sehr gewundene Antwort auf die französische Note vom 1. August herauskommen müssen, wenn die Gesandtschaften in ihrer Mehrheit nicht von dem Grundsatz ausgegangen wären, es sei wichtiger, dem Ausland gegenüber einmütig zu erscheinen, als einen einzelnen Ausdruck in der beabsichtigten Erwiderung so oder anders wiederzugeben; darum unterdrückten manche Gesandtschaften ihre speziellen Wünsche um Abänderungen des Wortlautes im Interesse des Ganzen. Auf diese Weise kam am 6. Oktober eine Antwort zustande, welche folgenden Inhalt hatte: „Die Großen Räte der Kantone, berufen über die von Frankreich verlangte Entfernung des Prinzen Ludwig Napoleon zu beraten, haben sich, wenn auch einig über den Grundsatz, daß ein Begehren um Wegweisung eines schweizerischen Bürgers annehmbar wäre, über die Stellung des Genannten sowie über die Frage seiner Nationalität geteilt. Seit aber derselbe öffentliche Schritte getan, um seine Entfernung vom Schweizerboden einzuleiten, Schritte, die der Vorort selber zu erleichtern bemüht gewesen ist, ist eine weitere Beratung in der Tagsatzung überflüssig geworden. Treu den Gesinnungen, welche die Schweiz seit Jahrhunderten mit Frankreich verbunden haben, kann sie das schmerzliche Erstaunen (le pénible étonnement) nicht unterdrücken, welches die kriegerischen Anstalten ihr verursachten, die gegen sie stattgefunden, ehe die Tagsatzung

versammelt gewesen ist, um über das an sie gerichtete Verlangen endgiltig zu entscheiden. Die Schweiz wünscht, daß sich Verwicklungen dieser Art nicht wieder erneuen, und hofft, die vorigen Verhältnisse guter Nachbarschaft und die alte gegenseitige Zuneigung zwischen der Schweiz und Frankreich schnell wieder hergestellt und befestigt zu sehn." [1] Es ist begreiflich, daß die verschiedenen Parteien in der Schweiz mit diesem Bescheid auf die französische Note nicht zufrieden waren; namentlich die radikale, welche das Volk gerne zum Dreinhauen getrieben hätte, fand die Antwort matt, kleinmütig und ungenügend. Sie hätte gewünscht, daß die Tagsatzung im Namen der Eidgenossenschaft ein Wort der Genugtuung verlangte.

Zugleich betrieb der Vorort aus Auftrag von der Tagsatzung die Beschleunigung der Paßangelegenheit des Prinzen und wandte sich deshalb an den Kleinen Rat des Kantons Thurgau. Dieser sandte am 3. Oktober schon einen Expressen nach Arenenberg mit einem Paßformular, welches der Prinz mit seiner Unterschrift versehen und welches dann an den Vorort zurückgehen sollte, damit es dort mit den nötigen Visa von den Gesandtschaften der Mächte versehen werde.[2] Der Vorort beförderte den erhaltenen Paß an den großbritannischen Gesandten in der Schweiz, um ihn dort visieren zu lassen. Allein anstatt darauf sich zu beschränken, fertigte Sir David Richard Morier einen eigenen Paß aus, ließ ihn von den Gesandtschaften von Preußen und Baden und dem Generalkonsul der Niederlande visieren und durch den Vorort am 8. Oktober nach Frauenfeld befördern. Von hier aus ließ der Kleine Rat den Paß dem Prinzen eiligst zustellen und diesen bitten, Anzeige zu geben, wann seine Abreise erfolgen werde.[3]

Den 8. Oktober faßte die Tagsatzung in geheimer Sitzung auf Grund einer Berichterstattung des eidgenössischen Kriegsrates den Beschluß, man könne, da eine Kriegsgefahr von außen drohe, die Verteidigung der Schweiz nicht wohl den bedrohten Grenzkantonen anheimstellen, sondern dieselbe müsse verfassungsgemäß von der Tagsatzung angeordnet werden. Daher seien die von den Grenzkantonen angeordneten Truppenaufgebote sofort unter eidgenössische Oberleitung zu stellen und durch weitere Aufgebote zu zwei Observationskorps von etwa 10000 Mann zu ergänzen. Das eine stellte die Tagsatzung unter den Befehl des Generals Karl Guiguer, das andre unter den des Obersten Zimmerli; außerdem sollten die Kontingente sämtlicher Kantone auf Pikett gestellt werden. Zimmerli nahm sein Hauptquartier in Solothurn, Guiguer in Lausanne.

Während dieses kriegerischen Geräusches erhielt die Tagsatzung eine Depesche, welche der französische Minister des Auswärtigen Graf Molé am 12. Oktober an seinen Botschafter in der Schweiz erließ, des Inhalts, daß das an der französischen Grenze gegen die Schweiz aufgestellte französische Truppenkorps infolge der von der Tagsatzung

[1] Repertorium der Eidg. Abschiede, Bd. 2, S. 54, und Baumgartner, 2, 295. Der französische Text in dem Eidg. Abschied von 1838, Teil II, S. 35, und in unsrer Beilage 39.

[2] Protokoll des Kl. Rats 1838, § 1778 und Missive Nr. 438. 439.

[3] Protokoll des Kl. Rats 1838, § 1802. 1815. Missiv Nr. 452. 456a. 456b. Abschied 1838 II, S. 29. Der Paß ist abgedruckt in unsrer Beilage 40. — Dem Nouvelliste vaudois schrieb man später aus Luzern: „Wissen Sie, warum Herr Morier den thurgauischen mit einem englischen Paß vertauscht hat? Darum, weil der thurgauische Paß Ludwig Napoleon Bonaparte den Titel Prinz nicht gab, den ihm die Verträge zugestehen. Heißt das nicht, mit einem Schuß doppelt treffen? Heißt es nicht, der Schweiz sagen, er ist kein Thurgauer Bürger? und Frankreich sagen: ihr wolltet einen Prätendenten, ihr sollet einen haben? Falsches Albion!"

erlassenen Antwort (vom 6. Oktober) aufgelöst werde.[1] Sobald diese Mitteilung verlesen war, entließ die Tagsatzung den 16. Oktober die bereits im Dienste stehenden, die eben erst aufgebotenen und meistens in Marsch begriffenen, sowie die auf Piket gestellten Milizen aus dem Dienst; ein so rasches Ende nahm das Kriegsspiel diesseit und jenseit des Juras.

Der Kleine Rat erstattete dem am 8. Oktober in Weinfelden zur Fortsetzung der ordentlichen Sommersitzung versammelten Großen Rat Bericht über den Stand der Angelegenheit mit dem Prinzen;[2] allein die dort tagende oberste Behörde nahm, nachdem sie Kunde von der Depesche des französischen Gesandten erhalten, ohne Aufregung Kenntnis von dem glücklichen Verlauf der Sache, die keine weitere Besprechung veranlaßte.

Endlich kam für den Prinzen der Tag des Abschiedes aus der Schweiz. Sonntag den 14. Oktober 1838 verließ Napoleon Ludwig Bonaparte um halb 2 Uhr[3] Arenenberg unter großem Volkszulauf und bis nach Konstanz unter der solennen Begleitung von Equipagen. Nicht ungerührt verließ er das Land, welches mannigfache Erinnerungen für ihn hatte. Er war wegen seiner Anspruchslosigkeit und seines Wohltätigkeitssinnes im Privatleben von allen, welche ihn näher kannten, aufrichtig geliebt. An der Grenze verließen ihn seine Begleiter aus der Schweiz mit Segenswünschen und Zurufen des herzlichsten Lebewohls. In Konstanz kehrte er noch einmal im Gasthof zum Adler ein, wo er vor 23 Jahren als kleines Kind mit seiner Mutter auf der Flucht aus Frankreich zum ersten Mal abgestiegen war. Von da aus fuhr er um 5 Uhr abends mit Postpferden wieder ab. Sein Freund Gerelle saß allein bei ihm in seinem Reisewagen; in einem andern folgte sein Leibarzt Conneau und sein Kammerdiener Karl Thélin. Eine dumpfe Stille herrschte beim Einsteigen unter den Zuschauern, und der Schmerz, einen so werten Nachbar zu verlieren, sprach sich unverkennbar aus. Dann reiste er über Hohenzollern, Stuttgart, Mainz, Koblenz, Köln, Wesel und Rotterdam nach England.[4] Die Thurgauer ließen es sich nicht ausreden, er werde bald wieder kommen, und noch im Jahre 1839 bestätigten die Schützen ihn im Präsidium ihres Schützenvereins.

Aber er kam nicht wieder. Am Abend des Abschiedstages ritt eine Estafette von Frauenfeld nach Luzern, um dem Vorort Anzeige zu machen. Zwei Tage darauf schloß der Präsident, Schultheiß Kopp, die Tagsatzung in Luzern mit einer Rede voll bitterer Anspielungen auf die Bundeszustände der Schweiz, bei welchen es noch immer möglich sei, daß ein einziger Kanton alle andern in Aufregung bringe.

Der thurgauische Große Rat aber ließ, nachdem ihm seit dem Monat August verschiedene Ermutigungsadressen aus Genf und Waadt, ferner aus Bern, Freiburg und Aargau zugekommen waren, den Einsendern offizielle Dankschreiben zustellen.

Erst als die Gemüter sich wieder von der Aufregung erholt hatten, kam es an den Tag, daß anstatt des Wortes „Kantonsbürgerrecht“, wie es ursprünglich in der Ausfertigung des Großen Rates geheißen hatte (s. Beilage 19), der Ausdruck „Ehrenbürgerrecht“ in die dem Prinzen eingehändigte Bürgerrechtsurkunde eingesetzt worden

[1] S. Beilage 42. Eine Übersetzung in der „Thurg. Ztg.“ 1838, Nr. 91 vom 19. Oktober.

[2] Protokoll des Kl. Rats 1838, § 1802. 1816. 1838. 1821. 1823. Missiv Nr. 452. 460. 463.

[3] Ich folge der amtlichen Angabe des Bezirksstatthalters Labhart in Tägerweilen; vgl. Protokoll des Kl. Rats 1838, § 1838.

[4] Gartenlaube 1865, S. 201. Thurg. Ztg. 1838, Nr. 89 vom 16. Oktober u. a. Tagesblätter. Protokoll des Kl. Rats 1838, § 1842. Missiv an den Vorort Luzern, Nr. 471.

war.[1] Von dieser Interpolation vernahm die Tagsatzung nichts; die Gesandtschaft des Thurgaus legte ihr am 6. August 1838 den Auszug des Großratsprotokolls vom 14. April 1832 vor, worin von nichts anderm die Rede ist, als „dem Prinzen das Bürgerrecht des Kantons Thurgau als Geschenk zu erteilen". Daraus folgerte Dr. Kern in allen seinen Reden: „Ludwig Napoleon ist also ein Bürger des Kantons Thurgau, so wie jeder andre." Wir haben aber schon erfahren, daß der Prinz weder durch die eine noch die andre Schenkung ein thurgauischer Bürger geworden war, da er als Ausländer nicht, wie die Verfassung es verlangte, auf sein ausländisches Bürgerrecht verzichtet hatte. Verdächtig mußte es ferner den Tagherren vorkommen, wenn die Gesandtschaft des Thurgaus es sich wiederholt ausdrücklich verbat, daß man die Frage untersuche, ob die thurgauischen Behörden dem Prinzen das Bürgerrecht verfassungsgemäß erteilt hätten. Was konnte es den Ehren des Thurgaus Eintrag tun, wenn man diese Untersuchung anstellte? Und war die Tagsatzung, welche die thurgauische Verfassung garantiert hatte, nicht verpflichtet nachzuforschen, ob der Thurgau die Vorschriften seiner Verfassung in der Praxis richtig durchführe? Die Gemeinde Salenstein hatte freilich ihr Ortsbürgerrecht dem Prinzen als ein Geschenk, aber als ein Geschenk mit allen Rechten und Pflichten, übergeben, nicht in der Weise, wie man etwa die Ehrenmitgliedschaft eines Vereins nur mit den Rechten, nicht auch mit den Pflichten zu übertragen pflegt. Zwar hat sich leider der einschlägige Protokollband im Gemeindearchiv nicht auffinden lassen; aber wie sehr man von dem fürstlichen Neubürger auf Arenenberg auch die Lasten und Pflichten gegenüber der Gemeinde Salenstein forderte, ergibt sich daraus, daß man ihm wie andern Bürgern Frondienste auferlegte, und daß, als man am 2. Januar 1838 die jährliche Bestellung von sechs Holzmeiern (d. h. Waldaufsehern) vornahm, diesmal Prinz Napoleon als Holzmeier mit fünf andern ausgelost wurde.

Man pflegt das Zerwürfnis der Schweiz mit Frankreich wegen des Prinzen, wobei die Mehrheit der Tagsatzung und die von gewissen leitenden Persönlichkeiten inspirierte Presse für ihren angeblichen Mitbürger einstanden, in einzelnen Kreisen der schweizerischen Bevölkerung immer noch als „eines der schönsten Blätter der neuern Schweizergeschichte" zu bezeichnen, und in der Tat, wenn die Sache des Prinzen dabei so rein und lauter gewesen wäre, wie die Begeisterung vieler Zeitgenossen es glauben machen wollte, so könnten auch wir Nachkommen uns darüber freuen. Allein es gibt noch etwas Höheres als die künstlich erregte Begeisterung des Patriotismus: das ist die Wahrheit. Nun ist aber eine unparteiische Geschichtsforschung vor allem dazu verpflichtet, die Wahrheit an den Tag zu bringen; ich glaube auch kaum, daß man diese Angelegenheit heutzutage ebenso behandeln würde wie damals. Wenn von Frankreich aus die Anklage erhoben wurde: „Prinz Napoleon hat die hochverräterische Absicht, den Thron Ludwig Philipps umzustürzen," so bezeichneten seine Freunde und Anhänger im Thurgau und in der übrigen Schweiz diese Beschuldigung als eitel Lüge oder glaubten sie damit zum Schweigen bringen zu können, daß sie sagten, der Prinz ist thurgauischer Bürger, als ob ein thurgauischer Bürger oder ein Schweizerbürger das Vorrecht hätte, die Staatsordnung eines Nachbarlandes durch hochverräterische Unternehmungen umzustürzen. Daß nun der Prinz noch bei Lebzeiten seiner Mutter, besonders aber seit deren Tode, sich

[1] Vgl. oben S. 239. Dort sind in Note 1 die Gewährsmänner angegeben, welche die Interpolation in dem Bürgerbriefe konstatiert haben.

eifrigst in der Politik betätigt habe, „sein Ziel zu erreichen," läßt sich nicht bestreiten. Mochte auch das französische Kabinet die Beobachtung der Umtriebe auf Arenenberg etwas übertrieben haben: Tatsache war, daß Napoleon Ludwig trotz dem mißglückten Versuch in Straßburg, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, neuerdings daran dachte, die Zustände in Frankreich umzustürzen, und daß — was die Zeitgenossen im Jahre 1838 zwar noch nicht wissen, aber doch ahnen konnten, was aber wir jetzt wissen — er einige Jahre nachher wieder einen Putsch gegen Frankreich unternahm. Eine Verschuldung des Prinzen in hochverräterischen Plänen abzuleugnen, beruhte eigentlich schon damals entweder auf Mangel an Einsicht, oder auf Tendenz. Napoleon Ludwig selbst trieb ein Doppelspiel: in der Schweiz steifte er sich darauf, er besitze das thurgauische Bürgerrecht; gegenüber Frankreich aber, oder wo er als Franzose beeinträchtigt zu werden glaubte, machte er geltend, er besitze das französische Heimatrecht. Hoffte er, in Frankreich seine Entwürfe ausführen zu können, dann trat er als Franzose auf; wollte man ihn in der Schweiz daran verhindern oder zur Verantwortung ziehen, dann wies er auf sein schweizerisches Bürgerrecht hin. Ein Zeitgenosse, der Beweise gegeben, daß er die Geschichte seines Vaterlandes, die neuere wie die ältere, gründlich kannte, Professor Heinrich Escher in Zürich, gesteht in seinen Erinnerungen,[1] er müsse jetzt bei ruhiger Prüfung finden, „daß das Verlangen der Regierung Ludwig Philipps nach den Lehren des Völkerrechts hinlänglich begründet war und die Einwendungen der Opposition teils auf überspannten Begriffen, was die Würde und Selbständigkeit der Schweiz fordere, beruhten, teils mehr den Charakter advokatenmäßiger Rabulisterei und Mißtrauens hatten, abgesehen von den Täuschungen, die man sich von seite Thurgaus gegen die Eidgenossen erlaubte."

Mit der Abreise des Prinzen aus der Schweiz durfte man für die Schweiz keine Befürchtung mehr vor Zerwürfnissen hegen. Doch wandte sich Zürich, das für die folgenden zwei Jahre Vorort geworden, am 9. April 1839 in einem konfidentiellen Schreiben an den thurgauischen Kleinen Rat mit der Mitteilung, es seien in jüngster Zeit Gerüchte in Umlauf gekommen, daß Napoleon Ludwig seinen Aufenthalt wieder im Thurgau zu nehmen gedenke; darum möchte der Vorort den Stand Thurgau ermahnen, diese Rückkehr zu verhindern, damit nicht neuerdings solche Unannehmlichkeiten wie im vorigen Jahre für die ganze Schweiz entständen. Die Thurgauer Regierung antwortete, es sei ihr bis jetzt nichts bekannt geworden, was auf die angedeutete Absicht des Prinzen schließen ließe; sie könne aber dem eidgenössischen Vorort die beruhigende Zusicherung

[1] Escher, Erinnerungen Bd. 2, 150. Der französische Geschichtschreiber Guizot sagt in den Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, tome IV (1861) p. 266: En demandant à la Suisse l'éloignement du prince Louis Bonaparte, M. Molé avait pleinement raison; c'était le seul moyen, sinon d'étouffer, du moins de rendre plus difficiles et moins périlleux les desseins publiquement avoués et poursuivis du prince contre le gouvernement français. Le droit public autorisait cette demande, et la plus simple prévoyance politique la commandait. Peut-être M. Molé n'employa-t-il pas les procédés diplomatiques les mieux calculés; peut-être ne garda-t-il pas, dans les formes, les ménagements les plus convenables pour atteindre à son but: son habileté était quelquefois un peu superficielle; mais au fond sa démarche était aussi légitime que nécessaire, et elle réussit sans l'emploi d'autres moyens que quelques démonstrations momentanées, et sans autres inconvénients que les clameurs des démocrates violents en Suisse et la mauvaise humeur, plus apparente que réelle, du gouvernement fédéral de la Suisse, assez modéré pour pratiquer, mais trop timide et trop faible pour avouer hautement le droit public et le bon sens.

erteilen, daß, wenn derselbe in den hiesigen Kanton zurückkehren wollte, die Behörde ihm keinen Aufenthalt gestatten würde.[1]

Wie nun? Das Jahr zuvor hatte das thurgauische Volk beim kantonalen Schützenfest dem Prinzen zugerufen: „Wir behalten unsern Mitbürger!“ Der Große Rat hatte darauf den thurgauischen Gesandten bei der Tagsatzung die Instruktion gegeben: der Stand Thurgau weise das Begehren, daß Ludwig Napoleon das schweizerische Gebiet verlassen solle, auf das bestimmteste zurück. Behörden und Privaten in der Westschweiz hatten dem Thurgau für seine mutige Haltung Glück gewünscht und ihn ermuntert, darin zu verharren. Auf der Tagsatzung hatte die thurgauische Gesandtschaft gegen die Zumutung Frankreichs mit allen Mitteln opponiert, und hatte eine Mehrheit ihr beigepflichtet. Zuletzt im Oktober war sogar ein Teil der schweizerischen Wehrkraft zur Verteidigung des Vaterlandes an die Westgrenze gegen Frankreich aufgerufen worden. Und jetzt, ein halbes Jahr später, hieß es, dem Prinzen würde der Aufenthalt im Thurgau verwehrt, wenn er wieder herkommen wollte. Also gestern Hosiannah und heute kreuzige ihn! Mit Recht wird man daher fragen: Was hat denn der Prinz seither im Thurgau oder in der Fremde für ein Verbrechen begangen, das ihn des Schutzes der thurgauischen Regierung so schnell unwürdig gemacht hätte? Man kann durchaus nichts finden, was einen derartigen Umschwung rechtfertigen ließe. Vom Oktober 1838 bis zum April 1839 hatte Ludwig Napoleon keine Handlung begangen, welche den thurgauischen Kleinen Rat hätte veranlassen können, ihn so zu behandeln, wie er es von jetzt an beabsichtigte. Vor seiner Abreise nach England stand man für den Prinzen mit solcher Wucht des Wortes ein, bis fast die ganze Schweiz in einen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, und jetzt wollte man ihm nicht einmal mehr Aufenthalt auf thurgauischem Boden gewähren. Ja, selbst sein Freund, Dr. Kern, der nach der Aussage von Leuten, die es wissen konnten, so häufig auf Arenenberg mit ihm verkehrle, leugnete nach Napoleons Tode in seinen Erinnerungen[2] diesen Verkehr und diese Freundschaft oder stellte beides als bedeutungslos hin. Woher diese Inkonsequenz? Die wahre Ursache davon bleibt für uns ein Geheimnis, wenn sie nicht durch eine neue Geschichtsquelle eröffnet wird, welche uns die Lösung des Rätsels zu Tage fördert. Bis dahin dürfen wir mit dem Gedanken vorlieb nehmen: Der thurgauische Kleine Rat war zu der Erkenntnis gekommen, daß er vorher seinen energischen Schutz einer schlimmen Sache geliehen habe. Wenn aber einer Regierung die Schuppen von den Augen fallen, dann pflegt ihre Buße nicht darin zu bestehen, daß sie pater peccavi jammert, sondern daß sie einfach gemäß besserer Einsicht handelt.

* * *

[1] S. Beilagen 42. 43.

[2] Souvenirs politiques de *J. C. Kern* 1887, p. 27 (Deutsche Ausgabe Frauenfeld Huber 1887, S. 20): On a sonvent parlé de relations amicales qui auraient existé entre le prince et moi durant son séjour à Arenenberg ce qui se comprend d'antant plus facilement qne le village de Berlingen, où je suis né et qne j'ai habité dans ma jeunesse, n'est éloigné d'Arenenberg qne d'une demi-lieue. Il est donc tout naturel que je sois allé quelquefois à Arenenberg, comme d'autres compatriotes de mon âge habitant les environs; mais il n'a jamais existé entre le prince et moi de rapports spéciaux d'amitié. Napoléon se considérait toujours *comme prince* vis-à-vis de ses concitoyens, et il n'a jamais oublié cette position. C'était sur tout la mère du prince qni, par ses bienfaits et sa générosité vis-à-vis des Suisses, s'était acquis une grande popularité, qui constribna essentiellement à procurer an prince Louis-Napoléon le titre de bourgeois de la commune de Salenstein.

In England fand der Prinz Muße, seine schriftstellerischen Arbeiten, die er hatte unterbrechen müssen, wieder aufzunehmen. Doch litt es ihn nicht lange bei dieser Tätigkeit.[1] Bekannt ist, wie er am 6. August 1840 in Boulogne landete, um abermals einen Versuch auf den Thron Frankreichs zu machen, wie er dafür zu lebenslänglicher Haft auf die Festung Ham gebracht wurde, aus der er am 25. Mai 1846 als Maurergeselle unter dem Namen Badinguet entfloh. Der treue wackere Vincenz Rousseau wurde durch die Nachricht von der Boulogner Expedition und der Gefangennehmung des Prinzen (9. August) dermaßen ergriffen, daß ihn der Schlag rührte und er wenige Tage darauf starb.[2]

Endlich, endlich nach der Februar-Revolution in Paris blühte Napoleons Weizen: im September 1848 wählten ihn sechs Departements zum Vertreter in der Nationalversammlung; am 10. Dezember ernannte ihn diese zum Präsidenten der Republik; am 2. Dezember 1851 beging er den Staatsstreich, infolge dessen ihm 7½ Millionen Bürger die Präsidentschaft auf 10 Jahre übertrugen, und schon nach einem Jahre (2. Dezember 1852) spielte er den Haupttrumpf in dem verwegenen Spiele aus: er ließ sich zum erblichen Kaiser der Franzosen ernennen.

Der verwaiste Arenenberg blieb nur noch bis zum Jahre 1843 im Besitze des Prinzen, der damals zu Ham im Gefängnis saß. Da verkaufte ihn laut Kaufvertrags vom 1. Juli 1843 Herr Bure als Bevollmächtigter des Prinzen Napoleon Ludwig Bonaparte an Herrn Karl Keller von Glösa bei Chemnitz in Sachsen (Gebäude, Reben, Wiesen, Ackerfeld, Deuchelrosen, Waldung und Holzboden, Fischenz) um die Summe von 73000 Gulden Reichsgeld. In diesem Kaufe war begriffen alles Feldgeschirr, Vieh, Fässer, Heu, Stroh und aller Brettervorrat.[3] Wegen des übrigen Mobiliars und der Kunstgegenstände wurde ein besonderer Vertrag abgeschlossen. Von diesem Karl Keller, der als Klavierlehrer in Paris im Jahre 1837 die reiche Witwe des Marquis de Marcillac geheiratet hatte, welche den 31. Oktober 1848 in Konstanz starb, kaufte die Kaiserin Eugenie Schloß und Gut Arenenberg ohne Wissen des Kaisers den 12. April 1855 zurück zu einem Geburtstagsgeschenk für ihren Gemahl. Die Zahl der Liegenschaften, die der umsichtige Vincenz Rousseau so emsig vergrößert hatte, war freilich namhaft zurückgegangen. Schon in dem stürmischen Jahre 1838 war der Prinz so sehr in Geldverlegenheit geraten, daß er 20 Juchart Waldung um einen Spottpreis verkaufte; anderes war durch Keller veräußert worden und konnte beim Rückkauf des Schlosses nicht wieder erworben werden.[4]

Einmal während des Kaiserreichs beschloß Napoleon III. seine alte Heimat im Thurgau wieder aufzusuchen und zwar mit seiner Gemahlin Eugenie im Jahre 1865. Der damalige Intendant der Besitzungen des Kaisers auf Arenenberg, Herr Ammann in Ermatingen, machte dem thurgauischen Regierungsrat Mitteilung, daß der Kaiser am

---

[1] Protokoll des Kl. Rots 1840, Juli 8., § 1405: Zufolge einer konfidentiellen Mitteilung des Tagsatzungs-Präsidiums, daß von Seite des Prinzen Nopoleon beabsichtigt werde, in nächster Zeit ouf Arenenberg einen Zusammentritt dee in seinee Angelegenheit beteiligten Personen zu veranstalten —, wird gut gefunden, dee Polizei-Kommission die geeignet erachtenden Maßnohmen zu übertragen.

[2] Morgenblatt 1851, S. 695. Protokoll des Kl. Rots 1840, § 1693.

[3] Kaufprotokoll des Kreises Berlingen Re. 4279, Bd. G, S. 285.

[4] Kaufpeotokoll des Keeises Berlingen Re. 671, Bd. I, S. 147. Thurg. Ztg. 1855, Nr. 96. Am 8. Juli 1856 lieferte Joh. Monnhardt in München die Schloßuhe ouf Arenenberg, worübee eine Instruktiou von ihm im Archiv aufbewahrt ist.

18. August auf dem Arenenberg eintreffen werde, und die Behörde fertigte eine Abordnung zum Empfang ab. Als die Herrschaften zu Konstanz, wo sie mit Extrazug von Kehl her eintrafen, aus dem Eisenbahnwagen stiegen, standen für sie und ihre Begleitung sechs Wagen bereit. Die Kaiserin sah noch ganz jugendlich aus, scherzend und lachend, wie eine lebenslustige Jungfrau, mit bezaubernden Zügen im Antlitz. Des Kaisers Gestalt war schon etwas geneigt, aber sein Aussehen sehr gesund. Unter der Begleitung sah man nur eine einzige Uniform, den Oberstallmeister Fleury. Das hohe Paar sah recht froh aus; denn hier am See wollte es in rein menschlicher Weise es sich wohl sein lassen. Es waren jetzt 27 Jahre verflossen, seit Napoleon das Gelände am See nicht mehr gesehen hatte, und die Scharen der trotz des regnerischen Wetters zusammengeströmten Zuschauer zählten noch manchen Bekannten und Freund in ihren Reihen. An Triumphbögen auf der Straße von Konstanz nach Arenenberg fehlte es nicht, und Böllerschüsse begrüßten die hehren Gäste von den Höhen. Am Freitag abend von Konstanz her in Ermatingen um 5 Uhr angekommen, besichtigte der Kaiser mit sichtbarem Wohlbehagen die ihm bekannten Häuser und grüßte freundlich die ihm entgegentretenden alten Bekannten. Oben auf dem Schlosse angekommen, sah sich das kaiserliche Paar alsbald wieder inmitten einer großen Volksmenge, ohne belästigt zu werden; denn es genügte das freundliche Wort der zwei Bezirksstatthalter von Gottlieben und Steckborn, die Zuschauer in anständiger Entfernung zu halten. Am Eingang des Parks stiegen die Reisenden aus dem Wagen; der Kaiser grüßte manchen der Anwesenden mit freundlicher Anrede, natürlich in deutscher Sprache — denn er hatte sein liebes Deutsch nicht vergessen — und mit Händedruck; dann galt sein erster Gang, am Arm seiner Gemahlin, der Kapelle, wo die Marmorstatue Hortensias steht. Abends 9 Uhr brachte der Salensteiner Männerchor dem Kaiser ein Ständchen, der für die Aufmerksamkeit freundlich dankte mit der Bemerkung, daß es ihn freue, den Ort wiederzusehen, wo er vor Jahren so glücklich gewesen sei, und fragte dann, ob jemand unter den Sängern sei, der sich seines Wegzugs erinnere. „Ja," erhielt er zur Antwort, „Majestät, Sie sagten damals: ich scheide mit Schmerzen von hier; wenn ich aber wiederkomme, soll Freude walten." Um 10 Uhr kamen die zwei abgeordneten Regierungsräte Egloff und Sulzberger. Auf der Straße von Konstanz nach Arenenberg sollen geheime Polizisten bemerkt worden sein, jedoch in geringer Zahl; die wären nicht nötig gewesen; denn die Salensteiner ließen es sich nicht nehmen, für den Kaiser eine Bürgergarde zu bestellen. Fünfzig Mann bezogen auf Arenenberg ihre Wachtposten und hielten während der ganzen Nacht gute Wacht. Am Samstag ging der Kaiser ohne Begleitung nach Salenstein, trat in die Wohnstube des Gemeinderats Hutterli und grüßte ihn herzlich als alten Bekannten, setzte dann seine Wanderung fort, um alte Bedienstete oder Jugendgenossen aufzusuchen, um sie herzlich zu grüßen und mit ihnen traulich zu plaudern von vergangenen Tagen. Des Mittags wurden die beiden Regierungsabgeordneten zur Tafel gezogen. Daß da viel schöne Erinnerungen auftauchten, manche Anklänge aus der Jugendzeit wieder wachgerufen wurden, läßt sich denken; war doch Napoleon in den dreißiger Jahren Hauptmann bei einer Batterie im gleichen Uebungslager, wo Egloff als Kommandant an der Spitze eines Thurgauer Bataillons gestanden. Am Sonntag machte das Kaiserpaar eine Fahrt nach Bregenz mit dem Dampfer „Arenenberg", welcher den hohen Gästen zur Verfügung gestellt wurde. Am Montag fuhr es mit dem gleichen Schiffe nach Schaffhausen, wo man es mit 22 Kanonenschüssen empfing. Der Kaiser

hatte seine Freude an dem aufgestellten Kadettenkorps, dessen Front er passierte. Dann fuhr er mit seiner Begleitung zum Bahnhof, wo er sich mit vielen Bekannten unterhielt; denn auch in Schaffhausen war er als Prinz sehr oft gewesen, besonders in der „Krone". Von Schaffhausen aus fuhr er mit der Eisenbahn nach Luzern und zur Westschweiz.[1]

Der große deutsch-französische Krieg machte seiner Herrschaft ein Ende, und der entthronte Kaiser, der im März von Wilhelmshöhe in Hessen nach Chislehurst in der englischen Grafschaft Kent übersiedelte, starb dort den 9. Januar 1873.

Sein Sohn, Prinz Napoleon Eugen Ludwig, ist in der Überlieferung als kraftloses Muttersöhnchen unter dem Kindernamen „Lulu" verschrien. Das war er nach den Aussagen der See-Anwohner, welche ihn wiederholt beobachten konnten, wenn er mit seiner Mutter nach Arenenberg auf Besuch kam,[2] durchaus nicht; er bewies Mut und Kraft, sprang über Hecken, ritt und schwamm wie einst sein Vater, und man hätte fast glauben mögen, daß sich die Begebenheiten der dreißiger Jahre auf Arenenberg wiederholen würden. Allein im Jahre 1879 nahm dieser Prinz als Freiwilliger im Heere der Engländer Dienste gegen die wilden Zulus in Afrika, wo er am 1. Juni bei einer Rekognoszierung fiel. Seine Mutter, Kaiserin Eugenie, kam hie und da aus England zum Besuche nach Arenenberg, doch meist nur für wenige Tage, namentlich seitdem ihr Sohn sie nicht mehr begleiten konnte.[3]

* * *

Dieses Jahr, am 1. Juli, ist das Schloßgut Arenenberg durch Schenkung in den Besitz des Kantons Thurgau übergegangen. Die Verhandlungen darüber zwischen dem Bevollmächtigten der Kaiserin Eugenie, Herrn Franceschini Pietri, und der thurgauischen Regierung begannen zunächst schriftlich den 25. November 1905. Die Betrübnis, welche sich der verwitweten Frau jedesmal beim Besuche des Arenenbergs bemächtigte, ließ sie einsehen, daß sie das Schloß nicht mehr bewohnen könnte, indem sie allda mehr als irgendwo anders Erinnerungen fand, welche ihrem trostlosen Herzen zur Qual dienen mußten. Sie gedachte indessen diesem Wohnorte eine seiner würdige Zukunft zu sichern. Unter verschiedenen Plänen, die sie im Auge hatte, leuchtete ihr der eine am besten ein, der darin bestand, dem Kanton Thurgau damit ein Geschenk zu machen, auf daß derselbe die Besitzung zu einem wohltätigen oder gemeinnützigen Zwecke bestimme, der ihm dienlich scheine. In dieser Weise wünschte sie dem Kanton ihre Dankbarkeit für die Gastfreundschaft zu beweisen, welche die kaiserliche Famlie daselbst gefunden. Hierauf machte die

[1] Berichte über diesen Besuch des Kaisers finden sich in den Tagesblättern vom Jahre 1865: Allgem. Augsburger Ztg. Nr. 234—236. 240. Anzeiger am Rhein Nr. 100—101. Bodensee-Ztg. Nr. 98—100. Thurg. Tagblatt (Kreuzlingen) Nr. 123—126. Thurg. Ztg. Nr. 197—201. Wächter Nr. 101. Wochenzeitung Nr. 98—99. de Budé p. 249 et suiv.

[2] Anwesenheit der Kaiserin Eugenie auf dem Arenenberg mit dem Prinzen 1874, Juli bis Oktober, ferner in den Jahren 1875 und 1876. Im Frembenbuch des Schlosses Laufen am Rheinfall sind eingeschrieben: 1874 Juli 24. S. M. l'Impératrice Eugénie, S. A. J. le Prince Louis-Napoléon. — 1875 Sept. 27. S. A. J. le Prince Napoléon Bonaparte. S. Freuler, Rhein und Rheinfall. Schaffhausen 1888, S. 86.

[3] Anwesenheit der Kaiserin Eugenie auf Arenenberg: 1881. 1882. 1884. 1892. (S. über diesen letzten Besuch Thurg. Ztg. Nr. 127. 244. 250).

thurgauische Regierung der Kaiserin den Vorschlag, da dieselbe das ganze Besitztum an Wohnhäusern und Wirtschaftsgebäuden nebst dem sie einschließenden Grund und Boden von etwa 30 Jucharten in die Domäne des Staates übergehen zu lassen beabsichtigte, aus dem Schlosse ein kantonales historisches Museum, welches zunächst die Mobilien und die Kunstgegenstände aus dem Nachlasse der kaiserlichen Familie enthalten sollte, einzurichten, sodann die Wirtschaftsgebäude samt Zubehör zur Errichtung einer landwirtschaftlichen Winterschule oder einer andern Anstalt zu bestimmen. Dieser Vorschlag gefiel Ihrer Majestät sehr gut; nur behielt sie sich vor, aus den Gegenständen, die im Schloßgebäude untergebracht waren, noch eine Auswahl dessen, was ihr selbst passen würde, zu treffen, um darüber nach ihrem Belieben zu verfügen. Nachdem beiderseits eine Abordnung einsichtiger Personen das Einzelne verabredet hatten, kam am 9. Mai 1906 der Schenkungsvertrag zustande, welcher am 15. Mai vom Großen Rat des Kantons Thurgau die Genehmigung erhielt und durch die amtliche Fertigung am 1. Juli in Kraft trat.

Nach diesem Vertrage trat die Kaiserin Eugenie dem Kanton Thurgau das gesamte Schloßgut Arenenberg zu Eigentum ab mit allen Rechten und Beschwerden, wie sie es besessen. Die geschenkten Objekte sollen fortan für einen öffentlichen oder wohltätigen oder gemeinnützigen Zweck verwendet werden. Weil es Wunsch der Kaiserin ist, dem Kanton Thurgau die Mehrzahl des Mobiliars und der Kunstgegenstände, die sich im Schlosse und in den Wirtschaftsgebäuden befinden, abzutreten, wird der Kanton das Schloßgebäude zu einem historischen Museum bestimmen und die Kapelle in der Weise für den katholischen Kultus erhalten, daß darin die jährlichen Gedächtnisse für die Königin Hortense, den Kaiser Napoleon III., den Prinzen Ludwig Napoleon, sowie nach dem Ableben der Kaiserin Eugenie auch für die letztere zelebriert werden sollen.

Beilage 1.

Benutzte Literatur.

Abschied der ordentlichen eidgenössischen Tagsatzung des J. 1838. Anhang Lit. PP. Bern 1838 fol.

Allgemeine Augsburger Zeitung 1853: Ueber Napoleons III. Jugendzeit in der Schweiz, abgedruckt in der Thurg. Ztg. 1853, Nr. 203—209, August und September.

Vermutlich von dem Konstanzer Archivar J. Marmor, stimmt wenigstens auffallend mit dessen Aufsätzen in der Gartenlaube 1865.

Arenenberg. Reiseerinnerungen von Fr. v. Hohenhausen in der Neuen illustrierten Zeitung. Lpz. u. Wien, Zamarski 1877. Nr. 19. S. 291.

Drei Spalten. Wenig Neues.

— v. Corvin, s. Gartenlaube 1871.

Arèse (le comte), voir Grabinsky.

d'Arjuzon, C(aroline), Hortense de Beauharnais. Av. un portrait en héliogravure. Paris, Calmann-Lévy 1897. in-18°.

Enthält die Geschichte der Jugendzeit. Nach einer Anmerkung bei Budé p. 118 soll das ganze Werk 4 Bde. stark werden: après avoir étudié successivement la jeunesse d'Hortense, son mariage, sa vie en Hollande, l'auteur, dans le dernier volume, la suivra dans son exil et son séjour en Suisse. Die Verfasserin scheint ein Nachkomme der im Dienste der Königin von Holland gewesenen Hofdame gleichen Namens zu sein.

— Madame Louis Bonaparte. Paris, Calmann-Lévy, s. a. in-8°.

Wurde mir zu spät eingehändigt und konnte leider nicht mehr benutzt werden. Wird vor der Hand, nach Aussage des Verlegers, nicht fortgesetzt.

Aubier A., Parquin commandant. Souvenirs et campagnes d'un vieux soldat de l'Empire (1803—1814). Paris 1892. in-8°.

Bärbel, das, am Arenenberg, s. Gartenlaube 1865.

Baumgartner Alex. S. J., Landammann Baumgartner von St. Gallen und die neuere Staatsentwicklung der Schweiz (1797—1869). Freib. i. B. 1892. 8°.

Baumgartner G. J., Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850. 4 Bde Zür. 1853—54. 8°; hier Bd. II, S. 286—299.

Beck Jos., J. H. v. Wessenberg, sein Leben und Wirken. Freib. i. B. 1862. 8°.

Berner Taschenbuch. Bern 1881. 12°. S. 221—229.

Prinz Louis Napoleon in Bern v. Emil Blösch.

Buchon J. A. C., Quelques souvenirs de courses en Suisse et dans le pays de Bade. Paris, Gide 1836. in-8°.

de Budé Eugène, Les Bonaparte en Suisse. Genève 1905. in-18°.

Campan (Jeanne-Louise-Henriette Genest, Mad.), Correspondance inédite avec la reine Hortense, publ. p. J. A. C. Buchon. 2 tomes. Paris 1835 in-8°.

de Chateaubriand, Œuvres. 20 vols. Paris, E. et V. Penaud frères s. a gr. in-8°.

Cochelet Louise (Mlle, mariée au colonel Parquin), Mémoires sur la reine Hortense et la famille impériale. 4 vols. Bruxelles 1837—1838. in-12°.

Leider habe ich nur diesen Nachdruck zur Hand gehabt. Die Originalausgabe ist erschienen zu Paris bei Ladvocat 1838—1838 in-8°. Die Seitenzahlen der beiden Ausgaben stimmen daher nicht mit einander überein. Diese ausgiebigen Memoiren umfassen nur die Jahre 1818—1818.

Correspondance de Napoléon I. publiée par ordre de l'Empereur Napoléon III. 32 tomes. Paris 1858—1869. in-4°.

de Crenay, la marquise, voir Thirria.

Deléage P., Trois mois chez les Zoulous, et les derniers jours du prince impérial. Paris 1879. in-18°.

Delord Taxile, Histoire du second empire. 6 tomes. Paris 1875. in-8°.

Durand Mad. (veuve du Général), Mes souvenirs sur Napoléon, sa Famille et sa Cour. 2 tomes. Paris 1819. in-12°.

Duval Georges, Napoléon III. Enfance—Jeunesse. Paris, E. Flammarion (1894). in-18°.

Elsner H., Der Prinz Napoleon oder geschichtliche Darstellung des Aufstandes v. 30. Okt. 1836. Stuttg. 1838. 8°.

Ist eine Übersetzung der Schrift von Laity.

Erzähler, Der. Eine politische Zeitschrift. St. Gallen. Jahrg. 1824 ff.

Escher Heinr., Erinnerungen seit mehr als 60 Jahren. 2 Bde. Zür. 1867. 8°.

Hieher Bd. II, S. 139—156.

Eugène, le prince, voir Fourmestraux.

Eugénie, l'impératrice, voir de Lano.

Fourmestraux Eugène, Le prince Eugène. Paris 1867. in-8°.

— , La reine Hortense. 8° édit. Paris 1867. in-8°.

Gartenlaube. Lpz. 1865. S. 103—107: Der Kaiser im Flügelkleide v. J. Marmor. — S. 196—201: Der neue Cäsar und seine Mutter von J. Marmor mit Bild des Prinzen. — S. 606—607: Das Bärbel am Arenenberg, anonym.

— Lpz. 1871. S. 132—136: Das böse Haus. Histor. Erinnerungen von Georg Hiltl mit Bild. — S. 232—234: Der große Kaiser (und die Frauenwelt) v. Arthur v. Loy. — S. 362—364: Das zweite Kaiserreich und die Frauenwelt v. Max Ring. — S. 601—603: Am schwäbischen Meere (Rorschach) und im Schlosse des Exkaisers (Arenenberg) v. Corvin.

Giraudeau Fernand, Napoléon III intime. 5° édit. Paris 1895. in-8°.

Grabinsky Joseph, Le comte Arèse et la politique italienne sous le second Empire. Paris 1897. in-8°.

Guizot Fr. P. G., Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. 8 tomes. Paris 1858 - 1867. in-12°.

Hérisson, Le prince impérial. 8° édit. Paris 1890. in-18°.

Heß J. J., s. Pupikofer.

Hiltl Georg, Das böse Haus (La Malmaison), s. Gartenlaube 1871.

Hoffmann Franz, Neuer deutscher Jugendfreund für Unterhaltung und Veredelung der Jugend. Bd. 45 Stuttg. Schmidt & Spring (1890?). gr. 8°.

Darin S. 133—185: „Ein Augsburger Gymnasiast", anonym.

Hohenhausen, s. Arenenberg.

Hortense, La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831. Fragmens extraits de ses Mémoires inédits, écrits par elle-même. Paris, A. Levasseur 1834. in-8°.

— voir Fourmestraux.

— Gedächtnisrede bei erfolgtem Ableben der Frau Herzogin von St. Leu 11. Okt. 1837 von Jos. Nikolai. Konstanz 1837. 8°.

Jerrold Blanchard, The life of Napoleon III. 4 vol. London, Longmans Green and Co. 1874—1882. in-8°.

Joanne Ad., Les environs de Paris illustrés. 2° édit. Paris, Hachette 1868. in-12°.

Keller Karl. Aktenmäßige Darstellung der gegen C. A. Keller auf Arenenberg (1843—1855) wegen Betrug und Unterschlagung geführten Criminalprocedur (von C. Widmer). Frauenf., Beyel 1851. 8°.

— Rechtsgutachten über die Frage: ist Hr. K. Keller, Besitzer des Arenenbergs nach den mitgetheilten Akten schuldig des Verbrechens des Betruges, der Unterschlagung, der Erpressung? von Prof. H. Escher, o. O. u. J. (1851). 8°.

— Beleuchtung der hauptsächlichsten Rechtsfragen in dem Erbstreite zwischen Clotilde de Marsillac in Paris und C. August Keller auf Arenenberg v. C. Widmer. Zürich, Schultheß 1853. 8°.

Laity Armand, Le prince Napoléon à Strassbourg ou Relation historique des évènements du 30 octobre 1836. Paris 1838. in-8°.

Den Lettern nach ein deutscher Nachdruck. Deutsche Übers. s. Elsner.

de Lano Pierre, L'Impératrice Eugénie. Le secret d'un Empire. 4° édit. Paris 1891. in-18°.

Lettres de **Napoléon à Joséphine** et lettres de Joséphine à Napoléon et à sa fille. 2 tomes. Paris, F. Didot frères 1833. in-8°.

Einzig echte Sammlung.

v. Loy Arthur, Der große Kaiser (Napoleon I.) und die Frauenwelt, s. Gartenlaube 1871.

Marmont duc de Raguse, Mémoires de 1792 à 1841. 9 tomes. 3° édit. Paris 1857. in-8°.

Marmor J., Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung. Konstanz 1860. 8°.

Marmor J., Der Kaiser im Flügelkleide. Gartenlaube 1865. — Der neue Cäsar und seine Mutter. Ebendas.

Mayr J. H. (van Arban, genannt Jerusalem-Mayr), Selbstbiagraphie. Mjct. in-4°. Heft 24.

Mémoires et souvenirs d'une femme de qualité sur le Consulat et l'Empire. 4 tomes. Paris 1830. in-8°.

Meyer F. J. L., Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs. 2 Bde. Tübing. 1802. 8°.

Meyer v. Knonau Ludw., Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 2 Bde. Zür. 1826—1829. 8°.

Morgenblatt 1851, Nr. 174—179. S. 645, 675, 699: Hortense auf Arenenberg.

— 1852, Nr. 9. S. 245 fg.: Louis Banaparte nnd die Schweiz

Mühlbach L., Königin Hartense. Ein Napaleonisches (?) Lebensbild. 3. Aufl. Bert. 1857. 4°. 4. Aufl. Berlin 1858. 16°.

Erschien zuerst als Feuilleton zur Berliner Muster- und Moden-Zeitung für 1856, Nr. 13, 93 Seiten zweispaltig. Ein leichtfertiges Machwerk, dem nur wenige und zum Teil sehr anrüchige Quellen zu Grunde liegen, z. B. die Memoiren des holländ. Barons von Scheelten, von denen Hortense (Mémoires p. 277) sagt: ceux qui viennent d'être publiée sur moi par un prétendu baron Van Scheelten sont entièrement faux, ferner die Mémoires d'une contemporaine, teilweise auch Bourrienne ꝛc. Die Auszüge aus diesen Büchern sind dann vermehrt mit eigenen Erfindungen, und alles das ist in einer Roman-Sauce aufgekocht, ganz à la Luise Mühlbach!

Napoléon III., Œuvres. 5 tomes. Paris 1856—69. in-8°.

— Œuvres posthumes et antographes inédits. Recueillie par de la Chapeile. Paris 1873. in-4°.

— Enfance—Jeunesse, voir Duval.

— voir Elsner, Giraudeau, Jerrold, Persigny.

Napoléon (IV), voir Deléage, d'Hérisson.

Nikalai, s. Hartense.

Parquin, voir Aubier, Cochelet.

de Persigny F., Relation de l'entreprise du prince Napoléon-Louis et motifs qui l'y ont déterminé. Genève, imprimerie de P.-V. Onrsel. 1836. in-8°.

Pupikofer J. Ad., J. J. Heß als Bürger und Staatsmann des Standes Zürich nnd Bundespräsident. Zür. 1859. 8°.

Récamier Mad. (Jeanne-Françoise-Julie-Adélaide 1779—1849), Souvenirs et correspondance tirés de ses papiers. 2 vols. 5e édit. Paris 1876. in-12°.

de Rémusat, Mémoires de Madame, 1802—1808, publ. p. son petit-fils Paul de Rémusat. 3 vols. Paris 1888. in-8°.

Ring Max, Das zweite Kaiserreich nnd die Frauenwelt, s. Gartenlaube 1871.

Schönhuth Othm. F. H., Napaleon III., Kaiser der Franzosen, nach seinem Leben nnd Charakter dargestellt. 2. Aufl. Reutling. 1853. 8°.

de Tascher de la Pagerie Stéphanie, Mon séjour aux Tuileries. 3 séries (1852—1871). Paris 1894—1895. in-12°.

Thirria H., Napoléon III avant l'Empire. 2 tomes. 2e édit. Paris 1895. in-8°.

— La marquise de Crenay, une amie de la reine Hortense, de Napoléon III et de la duchesse de Berry. Av. un portrait. Lettres inédites. Paris 1898. in-18°.

Thurgauer Zeitung seit 1817. Frauenfeld.

Vgl. Allgemeine Zeitung.

v. Tillier A., Geschichte der Eidgenossenschaft während der sog. Restaurationsepoche. 3 Bde. Bern 1848. 8°.

— Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sa geheißenen Fartschritts v. 1830—1848. 3 Bde. Bern 1854—55. 8°.

S. Bd. II, S. 17—28.

v. Wessenberg, s. Beck.

Zürcher Taschenbuch 1880. 8.

Zeitung, Neue illustrierte, s. Arenenberg.

Beilage 2 siehe beigelegte Tafel.

Beilage 3.

Lettre de l'Empereur Napoléon I. au roi de Hollande.

Finkenstein, 4 avril 1807.

Je reçois votre lettre du 24 mars. Vous dites que vous avez 20,000 hommes à la Grande Armée. Vous ne le croyez pas vous-même; il n'y en a pas 10,000, et quels hommes! Ce ne sont pas des maréchaux, des chevaliers et des comtes qu'il faut faire, ce sont des soldats. Si vous continuez ainsi, vous vous rendrez ridicule en Hollande.

Vous gouvernez trop cette nation en capucin. La bonté d'un roi doit toujours être majestueuse et ne doit pas être celle d'un moine. Rien n'est plus mauvais que ce grand nombre de voyages faits à la Haye, si ce n'est cette quête faite par votre ordre dans votre royaume. Un roi ordonne et ne demande rien à personne; il est censé être la source de toute puissance et avoir des moyens pour ne pas recourir à la bourse des autres. Toutes ces nuances, vous ne les sentez pas.

Il me revient des notions sur le rétablissement de la noblesse, dont il me tarde bien d'être éclairci. Auriez-vous perdu la tête à ce point, et oublieriez-vous jusque-là ce que vous me devez? Vous parlez toujours dans vos lettres de respect et d'obéissance: ce ne sont pas des mots, mais des faits qu'il me faut. Le respect et l'obéissance consistent à ne pas marcher si vite, sans mon conseil, dans des matières si importantes; car l'Europe ne peut s'imaginer que vous ayez pu manquer assez aux égards pour faire certaines choses sans mon conseil. Je serai obligé de vous désavouer. J'ai demandé la pièce du rétablissement de la noblesse. Attendez-vous à une marque publique de mon excessif mécontentement?

Ne faites aucune expédition maritime, la saison est passée. Levez des gardes nationales pour défendre votre pays. Soldez mes troupes. Levez beaucoup de conscrits nationaux. Un prince qui, la première année de son règne, passe pour être si bon, est un prince dont on se moque à la seconde. L'amour qu'inspirent les rois doit être un amour mâle, mêlé d'une respectueuse crainte et d'une grande opinion d'estime. Quand on dit d'un roi que c'est un bon homme, c'est un règne manqué. Comment un bon homme, ou un bon père si vous voulez, peut-il soutenir les charges du trône, comprimer les malveillants, et faire que les passions se taisent ou marchent dans sa direction? La première chose que vous deviez faire et que je vous avais conseillée, c'était d'établir la conscription. Que faire sans armée? Car peut on appeler armée un ramassis de déserteurs? Comment n'avez-vous pas senti que, dans la situation où est votre armée, la création des maréchaux était une chose inconvenante et ridicule? Le roi de Naples n'en a point. Je n'en ai pas nommé dans mon royaume d'Italie. Croyez-vous que, quand quarante vaisseaux français seront réunis à cinq ou six barques hollandaises, l'amiral Ver Hueil, par exemple, en sa qualité de maréchal, puisse les commander? Il n'y a pas de maréchaux chez les petites puissances; il n'y en a pas en Bavière, en Suède. Vous comblez des hommes qui ne l'ont pas mérité. Vous marchez trop vite et sans conseils; je vous ai offert les miens; vous me répondez par de beaux compliments et vous continuez à faire des sottises.

Vos querelles avec la Reine percent aussi dans le public. Ayez dans votre intérieur ce caractère paternel et efféminé que vous montrez dans le gouvernement, et ayez dans les affaires ce rigorisme que vous montrez dans votre ménage. Vous traitez une jeune femme comme on mènerait un régiment. Méfiez-vous des personnes qui vous entourent; vous n'êtes entouré que de nobles. L'opinion de ces gens-là est toujours en raison inverse de celle du public. Prenez-y garde: vous commencez à ne plus devenir populaire à Rotterdam ni à Amsterdam. Les catholiques commencent à vous craindre. Comment n'en mettez-vous aucun dans les emplois? Ne devez-vous pas protéger votre religion? Tout cela montre peu de force et de caractère. Vous faites trop votre cour à une partie de votre nation; vous indisposez le reste. Qu'ont fait les chevaliers auxquels vous avez donné des décorations? Où sont les blessures qu'ils ont reçues pour la patrie, les talents distingués qui les rendent recommandables, je ne dis pas pour tous, mais pour les trois quarts? Beaucoup ont été recommandables dans le parti anglais et sont la cause des malheurs de leur patrie; fallait-il les maltraiter? non

mais tout concilier. Moi aussi j'ai des émigrés près de moi; mais je ne les laisse point prendre le haut du pavé, et lorsqu'ils se croient près d'emporter un point, ils en sont plus loin que lorsqu'ils étaient en pays étranger, parce que je gouverne par un système et non par faiblesse.

Vous avez la meilleure femme et la plus vertueuse, et vous la rendez malheureuse. Laissez-la danser tant qu'elle veut, c'est de son âge. J'ai une femme qui a quarante ans: du champ de bataille je lui écris d'aller au bal, et vous voulez qu'une femme de vingt ans, qui voit passer sa vie, qui en a toutes les illusions, vive dans un cloître, soit comme une nourrice, toujours à laver son enfant? Vous êtes trop vous dans votre intérieur, et pas assez dans votre administration. Je ne vous dirais pas tout cela sans l'intérêt que je vous porte. Rendez heureuse la mère de vos enfants. Vous n'avez qu'un moyen, c'est de lui témoigner beaucoup d'estime et de confiance. Malheureusement vous avez une femme trop vertueuse: si vous aviez une coquette, elle vous mènerait par le bout du nez. Mais vous avez une femme fière, que la seule idée que vous puissiez avoir mauvaise opinion d'elle révolte et afflige. Il vous aurait fallu une femme comme j'en connais à Paris. Elle vous aurait joué sous jambe et vous aurait tenu à ses genoux. Ce n'est pas ma faute, je l'ai souvent dit à votre femme.

Quant au reste, vous pouvez faire des sottises dans votre royaume, c'est fort bien: mais je n'entends pas que vous en fassiez chez moi. Vous offrez à tout le monde vos décorations; beaucoup de personnes m'en ont écrit qui n'ont aucun titre. Je suis fâché que vous ne sentiez pas que vous manquez aux égards que vous me devez. Mon intention est, que personne ne porte ces décorations chez moi, étant résolu de ne les pas porter moi-même. Si vous m'en demandez la raison, je vous répondrai que vous n'avez encore rien fait pour mériter que les hommes portent votre portrait; que, d'ailleurs, vous l'avez institué sans ma permission, et qu'enfin vous le prodiguez trop. Et qu'ont fait toutes les personnes qui vous entourent, auxquelles vous le donnez?

Napoléon.

(Aus der Correspondance de Napoléon publiée par ordre de l'Empereur Napoléon III, tome XV Paris 1864, p. 29—32.)

Beilage 4.

Der Volksfreund, eine Kanstanzer Zeitung, gedruckt in dem Wagnerischen Zeitungscamtoir, enthielt in Nr. 28 oam 10. April 1807 ein Inserat, welches alsa lautetr: „Es wird zum Verpachten angetragen. Der an dem Untersee in einer reizenden Gegend, der Insel Reichenau gegenüber, $1^3/_4$ Stunden oan Konstanz entfernte, an der van dart nach Schaffhausen gehenden Landstraße, auf einem Hügel gelegene ehemalige Freisitz Arenenberg, bestehend in einem Schlasse, Rebhaus im Schlaßhof, Stallungen, steineenem Rahrbrunnen, Weintratten samt dazu gehörigem Geschirr, Zuber 2c., Wasch- und Brennhaus, Backofen, 2 Keller mit ihren Lagerfässeen, Remise oar Hotz und Stroh: alles mit einer Mauer umfangen. Ein anderes Häuschen nächst Salenstein für einen Rebmann an dabei liegrnden Reben circa 12 Jauchert, an Wieswachs, wabei mit Einbegriff oon 2 graßen Baumgärten zu 20 Mannsmad mit tragbaren Obstbäumen besetzt und etwelche zu Klee-Äckeen können angewendet werden, laut Protakoll etwas zu $40^1/_2$ Mannsmad, einem Kuchel-Gärtchen, einem daran gelegenen Wäldchen, meist hochstämmigen Buchen, Eichen 2c., welchrs aber der Pächter nur zum Lauben und angenehmen Unterhalt, nicht aber zum Hatzhau benutzen darf. – Dir gänzliche Kenntnis, die Pachtbedingnisse, die Zaht der Pachtjahre, wie auch die Grrechtsame und bürgerlicher Genuß zu Salenstein, welche der Pächter statt des Eigenthümers zu genießen hat, kann jeder Liebhaber hier zu Arenenberg erfragen; aber der Definitiv-Entschluß des Pachtpreis wird auf den 28. April festgesetzt. Sallte sich Wer mit annehmbaren Bedingnissen noch oorher darbieten, und alsa var abbestimmter Zeit geschlassen sein, sa wird es durch dieses öffenttiche Blatt bekannt gemacht. — Widrigenfalls abiger 28. April als drr zur Pacht-Ver-

steigerung bestimmte Tag (so im Wirthshaus zum Adler in Ermatingen vor sich gehen soll) anzusehen, allwo Obbeschriebenes alles samt zerschiedenen im Schloß zurücklassenden Hausgeräthschaften (oder auch die Güter ohne Schloß) den Meistbietenden mit hinlänglicher Versicherung versehen (im Fall das Anerbieten annehmbar wäre) überlassen werden solle."

Beilage 5.

Der Kleine Rat des Kantons Thurgau bewilligt der Herzogin von St. Leu, Grundeigentum auf dessen Gebiet zu erwerben.

1817. Febr. 1. — Der Kl. Rath, angenehmst davon in Kenntnis gesetzt, daß Ihro Durchlaucht die Frau Herzogin von Saint-Leu gesinnet seien, in dem diesseitigen Kantonsgebiet ein Grundeigenthum zu acquirieren und periodisch den Aufenthalt dahin zu verlegen, — und auf die hierüber eingetangte Anfrage, beschließt:

„Es sei Ihro Durchlaucht, der Frau Herzogin von Saint-Leu, die den Gesetzen des Landes gemäße vollkommene Freiheit zum Ankauf von Grundeigenthum inner dem Gebiete des K. Thurgau — da wo es immer gefällig und angenehm sein kann — mit dem Ausdruck des lebhaftesten Vergnügens ertheilt und zugesichert."

Thurg. Kantonsarchiv. Protol. des Kl. Raths 1817, Nr. 234. (wörtlich).

Beilage 6.

Fertigung (Auflassung) eines Kaufvertrages über das Schloß und Gut Arenenberg.

1817. Febr. 10. — Zu wissen sei hiemit, daß vor versammeltem Kreisgericht des Kreises Berlingen folgender Kaufkontrakt eingelegt und heute nach Form Rechtens gefertiget worden.

Sr. Reichshochwohlgebornen Herrn (so!) Obrist-Lieutenant Baron von Streng auf Arenenberg (so!), Gem. Salenstein, Kreis Berlingen, verkauft an Ihro Durchlaucht, die Frau Hortensia Herzogin von St. Leu sein bis anhin besessenes und innegehabtes herrschaftliches Gut, der Arenenberg (so!) genannt, mit allen Zubehörden, Rechten und Gerechtigkeiten, Nutzen und Beschwerden, wie er dasselbe bis auf den heutigen Tag inne gehabt und besessen; dasselbe besteht:

1) An Gebäutichkeiten. A. Das herrschaftliche Schloß, ein zweistöckiges Rebhaus, mit zwei großen und einem kleinen Keller, eine Torkel samt Torkelgeschirr, Stallung für Hornvieh und Pferde, ein Nebengebäude für Baumaterialien nebst dabei befindlichen Schweineställen, ein Waschhaus samt Kessel und Brennhafen, ein Backhaus und vier Rondellen zu diversem Gebrauch: alles in einem ummauerten Umfang gelegen, worin noch ein neuer Holzschopf befindlich. — B. Ein Rebhaus ob den Rosenäckern samt einem Gärtlein und einigen Obstbäumen.

2) An Reben 10 Juchart, 1½ Vierling und 30 Ruthen.

3) An Wieswachs: 37 Juchart, 2 Viert., 29 Ruthen.

4) Ackerfeld: 3 Juchart und 20 Ruthen.

5) An Waldung und Holzboden: 5 Juchart, 1½ Vierling und 2 Ruthen.

PAULINE)
VI 1825.

N. LELCERC
XII 1802.

m

LUDOVICO

m

IV 1832.

7. ANNUNCIATA (CAROLINE)
n. 25 III 1782 — m. 18 V 1839.

mariée à
JOACHIM MURAT
n. 23 III 1771 — m. 13 X 1814.

a) Achille Murat
1801—1847.

b) Lætitia Josèphe
1802.
mariée au comte Pepoli.

c) Lucien Murat
1803—1878.

épouse: Georgina Fraser

1. Caroline
2. Joseph Joachim
3. Achille
4. Anna
5. Louis-Napoléon

d) Luise Julie
m. au comte Rasponi.

8. JÉROME
n. 15 XI 1784 — m. 21 VI 1860.

a) ELISAB. PATTERSON
† 1879.

Jérome Bonaparte
1805—1870.

b) FRÉDÉRIQUE CATHERINE SOPHIE DOROTHÉE DE WIRTEMBERG
n. 21 VI 1783 — m. 28 IX 1835.

α) Jérôme-Napoléon-Charles prince de Montfort
24 VIII 1811—12 V 1847.

β) Mathilde-Lætita-Wilhelmine
27 V 1820 mariée au comte Anatole Demidoff.

γ) Napoléon-Jos.-Charles-Paul
(Plon-Plon)
n. 9 IX 1822 — m. 17 III 1891.

épouse: Clotilde de Savoie

Napoléon Victor
n. 1862.

24

Alle diese Liegenschaften befinden sich ausführlicher bescheieben in einem besondern Lagerbuch, welches auch die übrigen Rechtsame dieser Herrschaft enthält, wovon die wesentlichsten sind:

a. Eine Holzgerechtigkeit im Salensteiner Zwingwald nebst Treib und Trätt, so wie der Hr. Verkäufer es bei der Abtretung besessen. — b. Eine Fischensgerechtigkeit laut eignen Beiefen und mit der Beschränkung auf 6 Landreiser, welche dem Besitzer von dem Fischermeister in der Reichenau angewiesen werden müssen. Alles unter folgenden Bedingungen:

I. Auf dem verkauften Gute gehen als Beschwerde nebst dem gewöhnlichen Zehnten alljährlich an Geld 6 fl. 15 Xr. einem jeweiligen Hrn. Kaplan in Mannenbach, welcher aber pflichtig ist, alle Wochen einmal die h. Messe in der Schlaßkapelle zu lesen.

II. Der Hr. Verkäufer verpflichtet sich nebst dem bereits in Handen Ihro Durchlaucht der Frau Käuferin liegenden Herrschaftsplan, nicht nur allein das große Lagerbuch, sondern auch alle und jede Dokumente, ältere und neuere Kaufbeiefe, Vergleiche, Urtheile und dgl., was immer Bezug auf diese Herrschaft und ihre Rechtsamen hat, zu übergeben.

III. Zu den oben bescheiebenen Gütern werden als neu erkauft und im Plane nicht begeiffen ebenfalls vom Verkäufer abgetreten:

a. Ein Garten circa 1½ Vierling in einem Einfang vor dem Schloß gelegen. — b. Ein Acker circa ½ Juchart mit tragbaren Obstbäumen, worüber der Hr. Verkäufer den noch in der Amtskanzlei liegen sollenden (so!) Kaufbrief Ihro Durchlaucht der Frau Käuferin franco zuzustellen hat.

IV. Spätestens in 4 Wochen tritt Ihro Durchlaucht die Frau Käuferin in den ungehinderten Besitz und vollkommenen Genuß dieses erkauften herrschaftlichen Guts, mit der Befugniß, darin und darüber zu schalten und zu walten nach Belieben.

V. In diesem Kauf ist begriffen alles und jedes Feldgeschirr, habe es Namen wie es wolle, alle Fässer, alles Vieh, nichts ausgenommen als des Besitzers sein Leibpferd, zwei junge Ochsen und zwei große Lagerfässer.

VI. Der Varrath an Bauholz, Dillen, Brettern, Leiteen u. dgl. gehören von data an Ihro Durchlaucht der Frau Käuferin. Was hingegen an Heu, Stroh oder andern Provisionen eßbarer Natur vorhanden sind (so!), sollen in Güte geschätzt und nach unpartheiischer Schatzung der Werth hievon dem Verkäufer vergütet werden.

VII. Die Fertigungs- und Staatsgebühren werden von Ihro Durchlaucht der Frau Käuferin ohnbeschadet des Hrn. Verkäufers allein getragen.

VIII. Der Kauf ist ergangen um die Summe von dreißigtausend Gulden, die Louisd'or à elf Gulden gerechnet, welche laut der von dem Hrn. Verkäufer ausgestellten General-Quittung vom Hornung 1817 gänzlich abgeführt und bezahlt worden sind.

IX. Hat der Verkäufer die Pflicht auf sich, gegenwärtig verkaufte Güter frei und ledig zu machen, und bis dieses geschehen, soviel vom Kaufschilling der Amtskanzlei Steckborn hinterlagsweise zu stellen, als der allfällige Betrag der darauf haftenden Passiven lautet.

Nachdem dieser Kaufkontrakt abgelesen, bestätiget und von dem Hrn. Verkäufer selbst im Namen Ihro Durchlaucht der Frau Käuferin aber Hochdero Bevollmächtigter Hr. Gottlieb Alois Studer in Egelshofen, an Eidesstatt angelobt worden, denselben nach seinem wirklichen Inhalt geschlossen zu haben, auch der Hr. Verkäufer für sich, seine Erben und Nachkommen alle auf das verkaufte herrschaftliche Gut ihm zugestandene Rechte an Ihro Durchlaucht die Frau Käuferin abgetreten, und Hochdieselbe dagegen die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen versprochen hat, so ist dieser Kauf von eingangsgemeldetem Kreisgericht gutgeheißen und von der Amtskanzlei des Amtsbezirks Steckborn dem Kauffertigungsprotokoll unter Nr. 944, Pag. 284 eingetragen worden.

Urkundlich dessen ist gegenwärtiger Kaufbeief von dem hochgeehrten Hrn. Gräflein, Oberamtmann des Amtsbezirks Steckborn, mit dem Amtssigill gesiegelt und von ihm sowohl als dem Amtsschreiber dieses Bezirks eigenhändig unterschrieben worden. — Steckborn, 21. Febr. 1817.

Gräflein. Labhardt.

Original im Schloßarchiv zu Arenenberg.

Beilage 7.

Arenenberg. Series possessorum.

1402? (xvij kal. febr.) Jarzit Cůnrat Hůbers had geben .v. den., sallen van dem wingarten in *Arnhalden*, den inne hat *Henni Augspurger*. (Kantonsarch. in Frauenfeld, Meersburg II, 49.)

1432. IV. 24. Hans Frig, Burger ze Costenz verkauft seinem Tochtermann Heinr. v. Tettikofen, auch B. daselbst sein Gut Arnhalden, das man nempt den *Narrenberg*, um 1200 Pfd. Haller. (Schloßarch. Arenenberg.)

1467. IX. 28. Junker Hans Brisacher, B. zu Costenz, ist seit 20 Jahren Inhaber des Narrenbergs. (Ebdas.)

1480. XII. 11. Hans Brisacher verkauft den Narrenberg seinem Neffen Karl Brisacher von Konstanz um 1200 fl. Fertigung (Auftassung) 1481. VII. 26. (Ebdas.)

1499. IV. 11. Im Schwabenkrieg zog Karlin Brisacher, ein B. von Konstanz, hinab gen Ermatingen, um seinen bůman vf dem *Narrenberg* zu retten, ward aber erschlagen. (Mangolts Kl. Chron. v. Konstanz 1544. Rupperts Beitr. 5, 242.)

1500. Der *Brysacherin* ist befalhen, daz si nf des gemeinen gůts schaden den *Narrenberg* versehen lasse und buwen etc. Schnars Bodensee 3, 46.

1500. VI. 3. Frau Apollonia Humpiß, Wittwe des Karl Breisacher, verkauft den Narrenberg an Heinrich Neukomm von Lindau um 1100 fl. (Schloßarch. zu Arenenberg.)

1512. VIII. 25. Heinrich Neukomm verkauft den Narrenberg an das Karthäuserkloster Sal zu Buchsheim bei Memmingen für 1000 fl. (Ebdas.)

1530. XI. 4. Dr. Lorenz Schnell seßhaft auf dem Narrenberg. (Gemeindearch. Salenstein.)

1532. IV. 30. Dr. jur. Lorenz Schnell verkauft den Narrenberg seinem Pächter Hans Brüw daselbst für 1300 fl. (Schloßarch. zu Ar.)

1532. XI. 11. Ursula Schwarz, Wittwe des Hans Brüw, verkauft den Narrenberg an Jakob Lenger, B. zu Konstanz, für 1300 fl. (Ebdas.)

1539. III. 11. wurde der Narrenberg dem Burgermeister Sebastian Geißberg von Konstanz vor dem thurg. Landgericht zu Konstanz zugefertigt. Nach e. Spruchbrief v. 1555. VI. 27. Geißberg starb in St. Gallen 1548. VIII. 7. (Ebdas.)

1548. VIII. 7. Wittwe Geißberg ist Inhaberin des Narrenbergs. (Ebdas.)

1562. IV. 1. Junker Eustachius von Landtfried Inhaber des Narrenbergs. (Ebdas.)

1575. V. 16. Zwei Bürger von Salenstein verkaufen dem vorgenannten einen Rain von ungefähr zwei Mannsmad Heuwachs an Arnhalden unter dem Narrenberg. (Ebdas.)

1585. VI. 19. verkaufte Eustach von Landtfried den Narrenberg nebst der Arnhalden für 6000 fl. an Junker Hans Konrad von Schwarzach zu Konstanz. (Ebdas.)

1585. VII. 11. Die Boten der eidg. Stände erklären auf dem Tage der Jahresrechnung zu Baden im Aargau, als Inhaber der Landeshoheit über den Thurgau, das Schloß Arnshalden oder den Narrenberg, wie er mit Mauern umfangen und mit Marken umgeben, als Freisitz, d. h. von den niedern Gerichten zu Salenstein und Fruiweil befreit und in Bezug darauf selbstherrlich. (Ebdas.)

1585. XII. 30. Konrad v. Schwarzach, B. zu Konstanz und dieser Zeit wohnhaft zu Arenenberg, kauft eine Wiese im Schwarzengraben. Hier erscheint der Name A. zum ersten Mal. (Ebdas.)

1586. VII. 5. In einem Entscheide der Tagsatzung über die Pflicht des Schloßbesitzers, der Gemeinde Salenstein Steuern zu bezahlen, heißt das Schloß abwechselnd Arenenberg oder Narrenberg. (Ebdas.)

1592. VII. 9. Wolf v. Bernhausen zu Hagenweil, Besitzer des Arenenbergs, den er dem Hrn. v. Schwarzach abgekauft hat. (Ebdas.)

1601. X. 17. verkauft W. v. Bernhausen den Arenenberg an den Domherrn Hans Kaspar Betz von Konstanz für 8200 fl. (Ebdas.)

1601—1660 Domherr Joh. Kaspar Betz von Konstanz, Schwager Hans Wilhelms v. Bernhausen zu Eppishausen, welcher Vogt der Frau Anna Maria v. Bernhausen, geb. Humpissin v. Waltrams Wittwe gewesen, ist Besitzer des Arenenbergs, der abwechselnd Arrenberg und Arenberg genannt wird. (Ebdas.)

1660—1674. Georg Wilhelm und Hans Kaspar Betz, Söhne der Wittwe Ursula Johanna, geb. Giel von Gielsperg, sind Inhaber des Arenbergs. (Ebdas.)

1674—1682. Joh. Kasper Betz Besitzer des Arenenbergs. (Ebdas.)

1682. Junker Georg Wilh. Betz des Raths v. Konstanz Besitzer des Arenenbergs. (Ebdas.)

1695. Frau Maria Jakobäa geb. v. Schwarzach, Wittwe des Junker Georg Wilh. Betz, auf Arenenberg. (Ebdas.)

1703. VIII. 17. Joh. Konrad Gasser des innern Raths zu Konstanz bezahlt als dermaliger Besitzer des Schlosses und Gutes Arenenberg 21 fl. Einzugsgeld. (Ebdas.)

1716. VII. 26. Wittwe Anna Barbara Gasser, geb. Guntersheimer, tritt ihrem Stiefsohn, dem Rathsherrn Jos. Konrad Gasser den Freisitz Arenenberg für 4000 fl. ab. (Ebdas.)

1717. Chorherr Joh. Dominik Gasser Inhaber des Arenenbergs. (Ebdas.)

1730. IX. 8. nahm der neue Eigentümer, Baron Rüplin zu Wittenweiler, Besitz vom Arenenberg. (Ebdas.)

1737. VII. hat Baron Rüplin den Freisitz Arenenberg seinem Schwiegersohne Anton Prosper v. Streng, des h. Röm. Reichs Rittern, bisherigem Verwalter des Schloßguts, übergeben. (Ebdas.)

1801. III. 30. Joh. Baptist v. Streng Inhaber des Arenenbergs. (Ebdas.)

1817. II. 10. kauft Ihro Durchlaucht Frau Herzogin v. Saint-Leu, weiland Königin v. Holland, von dem vorigen das Schloß und Gut Arenenberg für 30000 fl. (Ebdas.)

1837. X. 5. starb die Herzogin v. St. Leu, und der Arenenberg fiel an ihren Sohn Prinz Ludwig Napoleon, nachmals Kaiser Napoleon III. (Ebdas.)

1843. VII. 1. verkaufte Prinz Ludwig Napoleon den Arenenberg, dessen Areal durch eine Menge Güterankäufe von 1817—1838 vergrößert worden, an einen Hrn. Karl Keller aus Sachsen.

1855. IV. 12. kaufte Kaiserin Eugenie den Arenenberg zurück.

1873. I. 9. starb Napoleon III. in Chislehurst, und Arenenberg ging an dessen Gemahlin, Kaiserin Eugenie, über.

1906. VII. 1. trat die genannte Kaiserin den Arenenberg als Geschenk dem Kanton Thurgau ab.

Beilage 8.

Ueber die Einsprache des Vororts Bern gegen die Erwerbung von Arenenberg durch die Herzogin von St. Leu.

1817. März 11. — Auf das Schreiben von Schultheiß und geheimen Räthen der Stadt und Republik Bern, als eidg. Vororts d. d. 3. dieses, womit dieselben auf die erhaltene Nachricht, daß die Herzogin von St. Leu ein Landgut im K. Thurgau angekauft habe, in Beziehung auf den Tagsatzungsbeschluß vom 29. Juli 1815 gegen die aus Frankreich nach der Schweiz sich begebenden Anhänger Bonapartes und auf das rücksichtlich des Aufenthalts der Frau von St. Leu insbesondere ergangene eidsgenössische Conclusum, das Begehren stellen: daß das Geschäft rückgängig gemacht und jener Dame keine Ansiedelung im hiesigen Kanton bewilligt werde — wird gutgefunden, den Gegenstand zur nähern Ueberlegung an die diplomatische Kommission zu weisen und inmittelst die vorliegende Reklamation des Vorortes der Frau Herzogin von St. Leu auf indirecte Weise zu ihrem Verhalt zur Kenntnis bringen zu lassen. Thurg. Kantonsarch. Protol. des Kl. Raths 1817, Nr. 540.

1817. März 18. — Auf das Gutachten der diplomatischen Kommission über das Schreiben des eidg. Vororts d. d. 3. d. § 540, womit verlangt wird, daß die hiesige Regierung die der Frau Herzogin von St. Leu unterm 1. Febr. a. c. ertheilte Bewilligung, Liegenschaften anzukaufen und ihren periodischen Aufenthalt im Kanton zu nehmen, zurückziehe — wird gefunden: daß, indem der Vorort sein Begehren auf die Beschlüsse der Tagsatzung vom J. 1815 stützt, er ganz zu übersehen scheint, daß diese Beschlüsse nur für die Dauer der damaligen kritischen Zeitumstände gefaßt waren, wie wenigstens die Motive, welche den Ständen in den diesfälligen Kreisschreiben, namentlich in denjenigen vom 12. und 16. September mitgetheilt wurden, und der ganze Zusammenhang der hierher bezüglichen Verhandlungen bestimmt genug darzuthun scheinen; desnahen ist beschlossen:

Allervorderst in einem Antwortschreiben an den Vorort die vollkommene Befugnis, mit der die Regierung in der Sache gehandelt hat, aus diesem Gesichtspunkte zu legitimieren, zugleich aber auch die Erklärung zu geben, daß, wenn der Vorort nach den Ansichten, die er darüber bereits ausgesprochen hat, sich veranlaßt sehe, die Statthaftigkeit eines Aufenthaltes der Frau Herzogin von St. Leu in der Schweiz bei den h. Ständen neuerdings in Frage zu setzen, und wenn dann ein neuer Beschluß dieselbe verneine, der Kanton nicht ermangeln werde, sich dem Willen der Eidgenossenschaft zu fügen. Daneben ist dann, theils der Anständigkeit gemäß, theils einer vielleicht zu erwartenden, auf andere und mildere Auswege führenden Antwort wegen, angemessen erachtet, der Frau v. St. Leu den sich erhebenden Anstand noch offiziell — wie es indirecte schon geschehen ist — zur Kenntnis zu bringen. Sofort wird die Staatskanzlei beauftragt, das Antwortschreiben an den Vorort sorgfältig zu bearbeiten und in einer der nächsten Sitzungen zur Genehmigung vorzulegen. Das Schreiben an die Frau von St. Leu hingegen wird sogleich aberlassen. Thurg. Kantonsarch. Protok. d. Kl. Raths 1807, Nr. 656.

Beilage 9.

Zuschrift des Kl. Raths an die Frau Herzogin v. St. Leu in Konstanz.

1817. März 18. — Unterrichtet von dem Wunsche Ihrer Durchlaucht, sich im Gebiete des hiesigen Kantons ein Landgut anzukaufen, um je zuweilen einige Zeit Ihren Aufenthalt daselbst zu nehmen, ertheilten wir hiezu mit Vergnügen die Einwilligung, welche die Gesetze in allen Fällen, wo Fremde sich herwärts ansiedeln wollen, der Regierung vorbehält. Unser Entschluß hierüber vom 1. Febr. ist J. D. seiner Zeit bestellt worden.

Seither hat der eidg. Vorort geglaubt, daß diese Einwilligung nicht sowohl von den Gesetzen des Kantons als von denjenigen besondern Beschlüssen der Eidgenossenschaft, welche unter den kritischen Umständen des Jahres 1818 durch die Tagsatzung erlassen wurden, hätte abhängig gemacht werden sollen. Er begehrt desnahen in einer vor wenigen Tagen uns zugekommenen Einladung die Anwendung dieser Beschlüsse, welche nicht erlauben, daß J. D. der Aufenthalt auf schweizerischem Gebiete gestattet werde.

Es ist uns gar nicht schwer, die Gültigkeit unsrer Verfügung hiergegen zu rechtfertigen. Offenbar sind die Tagsatzungsbeschlüsse vom J. 1815 außer Wirksamkeit gekommen, nachdem die Umstände, welche sie herbeiführten, aufgehört haben; wir sehen uns also nicht im Falle, der auf sie gestützten Zumuthung zu entsprechen. Indeß wird unsre hiefür abgegebene Erklärung veranlassen, daß der Gegenstand neuerdings bei allen Kantonen zur Diskussion kommt, und unsre Bundespflicht erfordern, daß wir sodann dem daraus resultierenden eidg. Beschlusse Genüge thun.

Es kränkt uns tief, J. D. diese Eröffnung machen zu müssen; wir theilen alle die unangenehmen Empfindungen, die sie in Ihnen erwecken wird. Aber wir glaubten sie Hochdenenselben nicht vorenthalten zu dürfen, destoweniger da wir des günstigen Erfolgs der bevorstehenden eidg. Verhandlungen auf keine Weise sicher sind. Welches nun auch die Entschließung, zu der J. D. sich dadurch bewogen finden mögen, und welches überhaupt der Ausgang der Angelegenheit sey, so werden Sie doch — wir wagen dessen uns zu schmeicheln — unsern Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und selbst die gegenwärtige konfidentielle Mittheilung nur als eine Bestätigung derselben anzusehn die Gewogenheit haben.

Genehmigen J. D. die Bezeugung unserer Ehrfurcht ꝛc.

Thurg. Kantonsarch. Missiv Nr. 367. (Wörtlich.)

Beilage 10.

Antwort der Frau Herzogin von St. Leu an den Kl. Rath des K. Thurgau.

1817. März 21. — Monsieur le Landammann, Messieurs les Conseillers d'Etat. Je reçois à l'instant votre lettre du 18 Mars par laquelle j'apprends que le Canton directeur s'oppose à mon séjour dans la Thurgovie et se renferme dans une décision qui aurait été prise par la diète de 1815, dont l'effet seroit de m'empêcher de résider sur le territoire helvétique. J'ai toujours ignoré jusqu' à ce moment qu'il existât une décision particulière de la diète à mon égard. Lorsqu'en 1815 le Roi de France et les Puissances alliées voulurent bien, par une faveur spéciale, condescendre au désir que j'avois de résider en Suisse, les difficultés qu'elle fit alors pour me recevoir, me sembloient tenir aux circonstances politiques et ne pouvoient m'être personelle, puisque j'avois la protection de ses alliés. Vous avez sans doute jugé ma position comme je l'ai fait moi-même, en m'accordant la permission d'acheter et d'habiter une campagne en Thurgovie. Quel que soit le plaisir que j'eusse éprouvé à passer quelque tems dans votre Canton, je vous prie instamment, Messieurs, de ne donner aucune suite aux démarches que vous pourriez faire pour engager la diète à me mettre en possession du droit que je tiens de vous; je serais désolée que vous puissiez éprouver quelques désagréments à mon sujet, et afin de vous les épargner, je suis déterminée à ne pas habiter ma campagne; je désire toujours emporter dans le Pays où je vais me fixer l'idée consolante que la Suisse aurait consenti à me voir habiter son territoire.

Croyez, Messieurs, que je conserverai toujours une vive reconnaissance de l'hospitalité que vous avez bien voulu m'accorder et à laquelle j'attache un prix égal aux sentimens d'estime et de la haute considération que je vous porte.

Constance ce 21 mars 1817. *Hortense duchesse de St. Leu.*

Thurg. Kantonsarchiv. (Wörtlich.)

Beilage 11.

Schreiben des Kl. Raths an den eidgenöss. Vorort Bern.

1817. März 28. — Gerade da wir im Begriff sind, die Vorstellungen zu beantworten, welche Hochdieselben aus Veranlassung des Kaufs, den die Herzogin von St. Leu über die kleine Gutsbesitzung Arenneberg (so!) im hiesigen Kanton geschlossen hat, unterm 3. dieses Monats an uns richteten, empfangen wir ein Schreiben der Frau Herzogin, aus welchem hervorgeht, daß für einmal keine Rede davon sei, daß sie jenes Landgut wirklich bewohnen werde, indem sie sich entschlossen habe, ihren Wohnsitz nach Bayern zu verlegen.

Diese Nachricht enthebt uns der Nothwendigkeit, über Dero Begehren, der Frau v. St. Leu den Aufenthalt auf hiesigem Gebiet zu verweigern, eine bestimmte Erklärung zu geben. Aber wir sind nichtsdestoweniger im Fall, unsern dem gedachten Kauf vorher ertheilten landesherrlichen Konsens gegen die Einwürfe zu rechtfertigen, mit welchen Ew. Excellenz ihn mißbilligen zu müssen geglaubt haben.

Der erste dieser Einwürfe bezieht sich auf die im Jahre 1815 wider die Aufnahme der Anhänger Bonapartes in der Schweiz ergangenen Tagsatzungs-Beschlüsse. — Nie war indessen hierorts denselben die Kraft dauernder Vorschriften beigemessen, sondern soweit sie sich nicht lediglich zur Vollziehung der von den alliierten Mächten in Übereinstimmung mit der Regierung Frankreichs getroffenen Anordnungen eigneten, hielt der hiesige Kanton sie nur für einstweilige Polizei- und Vorsichtsmaßnahmen, wie sie die damals obgewalteten Umstände räthlich machten. In diesem Sinn erfolgte der Beitritt dessen, nach

E. E. eigener Bemerkung die Schlußnahme auf jeden Fall benöthigt war, weil sie sonst mit ausgemachten Standes-Rechten in Konflikt gekommen sein würde; aber eben darum gieng die Zustimmung nur von uns, nicht von dem Gr. Rath aus, dem sie sonst, wenn es um Aufstellung eines bleibenden Bundesgesetzes zu thun gewesen wäre, verfassungsmäßig und weil von ihm keine Vollmacht auf uns übertragen war, ohne anders hätte vorbehalten sein müssen. Auf die entgegengesetzte Ansicht konnten wir unmöglich verfallen, noch uns denken, daß sie anderswo vorwalte, nicht bloß weil unsers Wissens überhaupt keine förmlichen Ortsstimmen eingeholt waren, sondern vornehmlich auch der Form und des Inhalts aller den Ständen mitgetheilten Akten, des Mangels an Ausführlichkeit der getroffenen Bestimmungen und des ganzen Zusammenhanges der Verhandlungen wegen. Der Beschluß vom 29. Juli, auf den E. E. besonders hinweisen, unterscheidet sich hierüber nicht; es scheint sogar, daß in Ansehung der Herzogin v. St. Leu sich keineswegs zunächst an ihn zu halten sei, zumal später neuerdings zur Frage kam, inwiefern die dort beliebten Maßregeln auf sie ebenfalls anzuwenden seien. Erst die bei diesem Anlaß den Ständen zugekommenen Kreis-Schreiben vom 12. und 16. Sept., vorzüglich das frühere, gehen in nähere Darstellung der Beweggründe zur Verweigerung ein; aber die fortwährenden Empörungen in Frankreich; die verdächtigen Umgebungen der Herzogin; Besorgniß hinsichtlich der politischen Stimmung einiger Grenzkantone; endlich Furcht vor Kollisionen mit der französischen Regierung: alle diese Motive waren ja aus der Lage des Augenblicks hergenommen, und wie konnten sie noch jetzt mit einiger Stärke geltend gemacht werden? Ueberdies sagte das Circulare vom 12. Sept. ausdrücklich, daß die Tagsatzung nur zu einer einstweiligen Verfügung schreite, und auch das sich ihm anschließende Circulare vom 16. Sept., welches das Befinden der Kantonsregierungen dazu abverlangt, faßte offenbar nur einen vorübergehenden Zweck ins Auge, indem es den Militär-Kreis auf gleiche Weise wie das eidg. Gebiet selbst in dieser Verfügung einbegriff.

Daher als wir unterm 1. Febr. d. J. der Herzogin die nachgesuchte Erlaubniß zum Ankauf von herwärtigem Grundeigenthum ertheilten, geschah solches nicht bloß, wie E. E. voraussetzen, in der Meinung, daß die erörterten (!) Tagsatzungsbeschlüsse von ihrer Wichtigkeit vieles verloren haben, sondern wir waren durchaus überzeugt, daß, soweit sie nicht mit allgemeinen Anordnungen der H. alliierten Mächte zusammenstimmten, folglich nur von den Verhältnissen des Augenblicks diktiert waren, jeder andere Kanton so wenig mehr als der unsere die Ausübung seiner Hoheitsrechte in Aufnahme von Fremden, einer Beschränkung durch sie unterworfen haben werde.

Wirklich hat auch das allseitige Benehmen in der ziemlich geraumen Zeit, während bekannt genug war, daß die Frau v. St. Leu sich eine Besitzung in der Schweiz zu ihrem Sommeraufenthalt zu verschaffen gedenke, nicht den mindesten Zweifel hierüber erregen können. Wir dürfen uns vielmehr gerade von dieser Seite gegen jeden Vorwurf wegen Unterlassung einer Anfrage bei den Ständen oder dem Vorort hinreichend gedeckt finden.

Ein hauptsächliches Gewicht legen E. E., Sie, Hochwohlgeborne, Hochgeachtete Herren! neben der Beziehung auf die Tagsatzungsbeschlüsse von 1815 auf die Betrachtung, wie sehr die Ehre der Schweiz bei den H. Mächten, denen dieselben zur Kenntniß gekommen sind, leiden müßte, wenn die Willkür eines einzigen Kantons die Wirkung des Nationalwillens entkräftet hätte. E. E. kennen unsere Gesinnungen! Gewiß würde keine andere Rücksicht den geringsten Einfluß auf unsere Entschließung gehabt haben, wenn wir von ferne hätten ahnden müssen, daß die Eidgenossenschaft dabei kompromittiert sein könnte. Aber wie sollen wir einer solchen Vermuthung Raum geben bei unsern Begriffen über den Zweck und die Natur der Beschlüsse, bei den Gründen, die wir zu der Voraussetzung hatten, daß eben dieselben Begriffe allgemein und namentlich auch auf Seite der resp. fremden Mächte herrschen? Da wir aus den Akten entnahmen, daß die H. Alliierten mit Frankreich für den Aufenthalt der Herzogin v. St. Leu in der Schweiz einverstanden waren; da wir sahen, daß, als dennoch die Vorsicht der Bundesbehörde ihr ihn verweigerte, sie der gemachten Vorstellungen ungeachtet ihren Sitz in Konstanz unmittelbar an der Grenze nehmen durfte; daß ihr freier Wille seither von keiner Macht und in keiner Handlung beschränkt worden ist: — wie hätten wir dennoch uns der Besorgniß überlassen sollen, daß es übel zu deuten sei, wenn unter den veränderten Verhältnissen ihr nunmehr gestattet werde, sich in der Schweiz, ganz nahe an ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort, ein Landgut anzukaufen?

Aber noch immer sollen die Lage Frankreichs, die persönliche Wichtigkeit und das frühere Betragen dieser Dame Gründe genug zu einem Mißtrauen darbieten, welches nur mit ihrer fortwährenden

Entfernung zu beruhigen sei. — Die Beobachtungen, die wir zu machen Gelegenheit haben, geben indeß hiefür so gar keinerlei Data; es scheint so einleuchtend, daß, wenn wirklich Gefahren zu besorgen wären, doch die Abänderung des Aufenthaltsortes auf nicht volle zwei Stunden Entfernung dazu unmöglich beitragen könnte; es scheint ferner so gleichviel geltend, ob die Herzogin einige Wochen Sommeraufenthalt in der Schweiz auf einem eigenen Landsitz oder, wie letztes Jahr ungehindert geschah, an einem Kurort nehme, daß wir allerdings geglaubt hatten, uns über daherige Bedenklichkeiten um so eher wegsetzen zu können, als sich kaum zweifeln ließ, daß unsre Weigerung nur in der Wahl des Orts, nicht in der Sache selbst etwas ändern würde, und da wir uns vermögend fanden, jenen Landsitz genug im Auge zu behalten, um gewiß zu sein, daß wenigstens nicht dort Gefährliches sich entspinne.

Dies nun ist ausführlich, was wir auf die Vorstellungen E. E. zu erwiedern haben. Wir hatten uns vor aller Einwendung gegen den Aufenthalt der Herzogin v. St. Leu in unserm Kanton sicher geglaubt, und wir gestehen unumwunden, daß noch jetzt, nachdem sie gleichwohl erfolgt ist, und nachdem wir in abermalige Prüfung unsers Benehmens eingetreten sind, wir nichts finden, was uns zum Vorwurf gereichen könnte.

Vielmehr wenn der h. Vorort nicht gleich uns dafür halten würde, daß die Eingangs erwähnte Nachricht jede weitere Erörterung überflüssig mache, müßten wir unsre volle Befugniß in der Sache fest behaupten. Nur in dem einzigen Falle, daß die gesamte Eidgenossenschaft ausspräche, die fortdauernde Entfernung der Herzogin sei zu ihrer Beruhigung erforderlich und wenn also wieder mit gleicher Einmüthigkeit wie bei der ersten Schlußnahme die Kantone aufs neue übereinkommen würden, ihr überall die Aufnahme zu versagen, könnten wir nach der vaterländischen Denkungsart, deren Erprobung wir bei keiner Gelegenheit verweigern werden, bewogen sein, unsre Rechtsame und unsre Ansicht der Theilnahme an solchem allgemeinem Einverständniß aufzuopfern.

Gerne anerkennen wir übrigens auch bei dem gegenwärtigen Anlaß dankbar die Sorgfalt des h. Vorortes für die Interessen der Eidgenossenschaft und mit dieser Versicherung, und indem wir E. E. samt uns dem göttlichen Machtschutz bestens empfehlen, bitten wir Hochdieselben, den Ausdruck unserer ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen. Thurg. Kantonsarchiv. Missiv Nr. 404. (Wörtlich.)

Beilage 12.

Prinz Eugens Gesuch um die Erlaubnis, sich im Thurgau niederzulassen.

1819. Sept. 30. — Monsieur le Landamann! J'ai désiré depuis fort langtemps faire une acquisition en Suisse et particulièrement dans le beau et délicieux pays de la Thurgovie. Je suis au moment de réaliser mon projet; mais je dois à l'avance en demander l'autorisation du gouvernement. C'est à cet effet que je m'adresse à vous. Je remplis d'autant plus volontiers cette formalité qu'elle me fournit l'occasion de vous offrir, Monsieur le Landamann, l'expression de ma considération et de mes sentimens distingués. — *Prince Eugène Duc de Leuchtenberg.*

Thurg. Kantonsarch., Reg. Akten: Polizei. (Wörtlich.)

1819. Oktob. 11. — Nachdem Sr. Durchlaucht der Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg den Wunsch zu erkennen gegeben haben, sich unter den gesetzlichen Förmlichkeiten ein Grundeigenthum im hiesigen Kanton zu erwerben, beschließt der Kl. Rath: Es seien hiedurch S. D. mit dem Ausdruck des lebhaftesten Vergnügens in den Besitz aller Rechte gesetzt, um innerhalb des Kantons-Gebietes Grundeigenthum anzukaufen und zu benutzen, wie immer es gefällig sein wird.

Thurg. Kantonsarch. Prot. d. Kl. Raths. Nr. 1786.

Beilage 13.

Der Kl. Rath gibt der durchreisenden Großherzogin Stephanie ein Diner.

1820. Sept. 15. — Auf die Anzeige des Regierungs-Präsidii, daß Ihre Kgl. Hoheit die Prinzessin Stephanie, verwittwete Großherzogin von Baden, welcher während ihrem dermaligen Aufenthalt auf dem Schlosse Arenenberg bei der Frau Herzogin St. Leu von Seite der Herren Standeshäupter ein von ihr sehr wohlgefällig aufgenommener Besuch abgestattet wurde, nächster Tage mit jener Dame und einem kleinen Gefolge auf einer Reise durch die Schweiz hier eintreffen und ein ihr im Namen der Regierung anerbotenes Diner annehmen werde — wurde das Reg.-Präsidium ersucht, die diesfalls erforderliche Veranstaltung zu treffen.

Thurg. Kantonsarch. Prot. d. Kl. Raths. Nr. 1625.

Beilage 14.

Zwei Schulzeugnisse des St. Anna-Gymnasiums in Augsburg für den Prinzen Ludwig Napoleon.

1821. August 21. — Charles Louis Napoleon, Herzog v. St. Leu, gebürtig aus Paris, katholischer Confession, 13 J. alt, trat erst zu Anfang des 2. Semesters aus dem Privatunterricht in die Klasse. Er zeigte sehr viele Fähigkeiten und einen großen Fleiß. Einem bessern Fortgange stand eine zu wenige Vertrautheit mit der deutschen Sprache im Wege, welche er im Umgange zwar fertig und richtig spricht, aber beim Unterricht nicht ganz versteht. Jedoch muß man seinem Bemühen, welches er auf die Erlernung dieser für jeden nicht geborenen Deutschen schweren Sprache verwendet, und seinen Fortschritten in derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ebenso ist sein Fortgang in den übrigen Gegenständen des Unterrichts gut. Sein sittliches Betragen ist vorzüglich lobenswürdig. Er kann die nächst höhere Klasse besuchen.

1823. Juni 9. — Prinz Charles Louis Napoleon, Schüler der I. Gym.-Klasse, kath. Confession, 15 Jahre alt, Sohn des Herzogs von St. Leu von Paris, bewies außer den vielen Geistesfähigkeiten, womit er ausgestattet ist, auch einen sehr großen Fleiß und ein sehr lobenswürdiges Betragen und behauptete bisher unter 58 Schülern den 15. allgem. Fortgangsplatz trotz der besonderen Schwierigkeiten, die er als geborener Franzose hinsichtlich der deutschen Sprache zu überwinden hatte. Sein Klaßlehrer gewahrte mit innigstem Vergnügen an diesem edlen und in jeder Hinsicht hoffnungsvollen Jünglinge mannigfaltige Spuren eines seltenen Zartgefühls und eines für alles Gute, Schöne und Wahre glühenden Gemütes.

Augsburg, 31. Okt. 1896. (gez.) C. Hofmann, Gymn.-Rektor bei St. Anna.

Beilage 15.

Politische Lehren und Ermahnungen der Königin Hortense an ihre beiden Söhne.

La fortune la plus extraordinaire des temps modernes est celle des Bonaparte. Ils endurent aujourd'hui des revers pénibles, sans nous avoir dit le dernier mot.

Par notre nom vous serez toujours quelque chose, soit dans la vieille Europe, soit dans le Nouveau-Monde. Les hommes sont partout et en tout temps les mêmes: ils révèrent malgré eux le sang d'une famille qui a possédé une grande fortune. Un nom connu est le premier acompte fourni par le destin à l'homme qu'il veut pousser en avant.

Napoléon, l'auteur de notre célébrité, a sans doute écrasé les peuples sous le poids de son ambition; mais il a suscité de magnifiques espérances chez tous les pauvres et d'étonnantes admirations partout. Je l'ai connu dans sa force et dans ses faiblesses, et je ne vous le donne pas comme un modèle accompli. Souvent on eût pu le comparer à un roseau peint en fer.

Il avait deux défauts: la faiblesse et l'indiscrétion; comme il aimait trop à discuter, on lui faisait dire tous ses secrets. Un prince doit savoir se taire ou parler pour ne rien dire.

Trop de gens, par sa faute, eurent prise sur lui; il se laissait souvent mener par d'anciens amis ou de nouveaux flatteurs. Evitez d'appartenir si exclusivement à personne que vous ne puissiez plus vous délier. Du reste, soyez fidèles à vos amis: c'est auprès des autres hommes une recommandation utile qui leur inspire vaguement le désir de s'attacher à vous.

Dans notre disgrâce actuelle, incertains de ce que vous pouvez devenir, ne vous lassez pas d'espérer. Toujours l'œil aux aguets, surveillez les occasions propices. Si la France vous échappait définitivement, l'Italie, l'Allemagne, la Russie, l'Angleterre vous présenteraient encore des ressources d'avenir: partout il se produit des caprices d'imagination qui peuvent élever aux nues l'héritier d'un grand nom illustre.

Héritiers de Napoléon, vous et votre frère vous l'êtes assurément après le roi de Rome. En effet, votre oncle Joseph n'a que des filles, et Lucien, par les frasques de son esprit, a laissé échapper l'occasion de s'asseoir autrefois sur le degré le plus voisin du trône. Ce n'est pas, je le sais, un homme sans valeur: il est hardi et rusé, mais sa fougue lui a toujours fait perdre le profit des entreprises qu'il a su tenter avec audace. Le véritable héros du 18 brumaire, c'est lui; Napoléon y fut faible, irrésolu, presque poltron. Après Waterloo, Lucien, courageux dans l'adversité de sa famille comme un gentilhomme italien du 15[e] siècle, combattit énergiquement pour faire proclamer Napoléon II, et si l'Empereur avait eu alors le bon sens de l'écouter, on aurait jeté à la Seine la Chambre des pairs et le Corps législatif: des factieux! Avec ce qui restait de l'armée, on eût achevé cette besogne en un tour de main, et l'on eût pu ensuite disputer pied à pied le territoire de la France aux ennemis. La dictature aurait été le salut de la dynastie impériale. Malheureusement pour elle, son chef n'était, à cette heure-là, que l'ombre de lui-même. Je l'avais vu, à minuit, lors qu'il montait en voiture pour rejoindre son armée sur la frontière de Belgique: il souriait en m'embrassant, mais avec une crispation de visage qui faisait mal à voir. Son âme était malade comme son corps. Il était épuisé déjà par l'effort de ses trois mois de lutte. Depuis, l'oisiveté de Sainte-Hélène lui a rendu une partie de sa lucidité d'intelligence. Comme il avait infiniment d'esprit, avec une entente complète du caractère des hommes, il a arrangé là-bas sa vie, sa défense et sa gloire avec la coquetterie profonde d'un bon auteur de théâtre qui soigne son cinquième acte et surveille les dispositions de l'apothéose finale...

Quant à cette faculté que les *idéologues*, comme les appelait votre oncle, ont nommé l'entendement, elle est en France d'une faiblesse enfantine, même chez les gens qui ont la manie de paraître raisonner. La Révolution a épuisé pour longtemps la force raisonnante des Français; mais ils sont restés sensibles aux accents de la voix humaine. Des mouvements pathétiques, une éloquence forte et brillante ont encore le pouvoir de ranimer pour quelques instants l'ardeur populaire. Seulement elle ne dure pas. C'est, quand elle se réveille par hasard, un splendide feu de paille. La prudence commande pourtant de ne pas s'y fier, d'éviter les occasions de la laisser ranimer par d'autres que le gouvernement. Les Bourbons, qui sont un peu bêtes, ont le tort de laisser trop d'éléments inflammables dans leur établissement et de permettre que les orateurs de la Chambre battent trop librement le briquet. A la longue il en peut résulter une incendie...

Vous êtes princes, ne l'oubliez pas, mais sachez aussi sous quelle loi. Vos titres sont de dates récentes; pour les faire respecter il faut vous montrer, avant tout comme capable d'être utile. Lorsque ceux qui possèdent des biens craindront pour leurs avantages, promettez leur d'en être garants. Si c'est le peuple qui souffre, montrez-vous comme étant ainsi que lui,

des opprimés; faites entendre qu'il n'a de salut que par vous. En un mot, le rôle des Bonaparte est de se poser en amis de tout le monde; ils sont des médiateurs, des conciliateurs. Et je le dis, non pas au sens humain du mot, mais dans tous les sens. Croyez qu'il ne vous est pas impossible de devenir littéralement une idole, quelque chose comme le Rédempteur, l'intermédiaire entre le destin rigoureux du ciel et les intérêts humains. Les hommes aiment à se réfugier auprès d'une providence visible. Il est si facile, d'ailleurs, de gagner l'affection du peuple. Il a la simplicité de l'enfance. S'il voit qu'on s'occupe de lui, il laisse faire; ce n'est que quand il croit à l'injustice ou à la trahison qu'il se révolte. Mais il n'y croit jamais, si on lui parle avec sympathie et douceur pour lui-même en traitant avec une amère dérision les ennemis qu'on représente acharnés à lui nuire. C'est toujours Jacques Bonhomme.

A tout événement soyez prêts, jusqu' à ce que vous puissiez vous-mêmes préparer les événements. Ne rebutez personne, sans vous donner absolument à personne. Accueillez tout le monde, même les curieux, les hommes à projets, les conseillers. Tout cela sert. Je vous l'ai dit, surveillez toujours l'horizon. Il n'est comédie ou drame qui, se déroulant sous vos yeux, ne puisse vous fournir quelque motif d'y intervenir, comme un dieu de théâtre. Soyez un peu partout, toujours prudents, toujours libre, et ne vous montrez ouvertement qu' à l'heure opportune. *Duval*, Napoléon III. Enfance-Jeunesse p. 70—74.

Beilage 16.

Zwei Briefe der Königin Hortense, worin sie gegen den Beschluß der Verbannung der Bonaparteschen Familie protestiert.

*A M*** *Arenenberg*, 2 septembre 1830.

Vous désirez de mes nouvelles; je me réjouis, comme vous, du bonheur de la France. Vous avez dû voir que l'enthousiasme de mes enfans n'a pu être contenu, malgré mon désir qu'ils ne paraissent en rien; mais ils sont élevés à apprécier ce qui est noble et grand; ils sont fiers de leur patrie, qu'ils auraient été heureux de servir, et ils ont de vingt à vingt-cinq ans!... Vous savez aussi combien de fois ils ont entendu répéter que les places les plus élevées ne faisaient pas le bonheur; mais que l'air de la patrie, des amis et une distinction toute personelle devaient être le but de leur ambition. Je pense donc, comme vous, qu'ils pouvaient la servir, cette France devenue libre, sans offenser aucun de leurs souvenirs. Ce n'était pas à nous à ne pas reconnaître les droits d'un peuple à se choisir un souverain; mais je viens de lire *une loi* qui m'étonne autant qu'elle m'afflige. Comment? dans ce moment d'enthousiasme et de liberté, la France ne devait-elle pas ouvrir les bras à tous ses enfants? à ceux qui depuis quinze ans partageaient avec elle tant d'abaissement et de souffrance. Au lieu de cela, on renouvelle, *pour une seule famille, un acte de proscription.* Quels sont ses crimes? N'est-ce pas l'étranger qui l'avait chassée? N'est-ce pas la France qu'elle avait servie? Craindre cette famille, c'est lui faire un honneur qu'elle repousse... Son chef n'existe plus! S'il a donné une grandeur qu'on accepte enfin, faut-il repousser tout ce qui lui a appartenu, au lieu d'acquitter une dette sacrée, en exécutant le traité fait avec lui pour sa famille. Aucun des membres de cette famille ne pensait encore à revenir en France. Il y a des convenances que les positions forcent à garder, et sans une invitation du pays ils ne pouvaient s'y présenter. — Mais les voilà encore, avec leurs malheurs, sans protection, et en butte à toutes les vexations dont les gouvernemens se plaisaient à les accabler! Que puis-je dire à mes enfans, moi qui ne cherche qu'à modérer leur jeunesse et à entretenir en eux l'amour de la patrie et de la justice? Je ne puis plus que leur apprendre que les hommes sont ingrats et égoïstes; mais qu'il faut encore les aimer, et qu'il est toujours plus

doux d'avoir à leur pardonner qu' à les faire souffrir. — Adieu, vous avez désiré de mes nouvelles, vous voyez que l'impression du moment est pénible. Je ne comptais pas aller à Paris; loin de là, je m'arrangeais pour *mon voyage d'Italie.* Mais la vue de cette loi qui nous expulse à jamais de cette France qu' on aime tant, où l'on espérait encore aller mourir, est venue renouveler toutes mes douleurs. Cette proscription prononcée dans des temps malheureux était triste sans doute; mais c'était par des ennemis. Renouvelée par ceux qu'on croyait des amis, cela frappe droit au cœur. *Hortense.*

La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre, p. 18.

Arenenberg, 2 octobre 1830.

Je reçois votre lettre, monsieur; je suis on ne peut pas plus touchée du sentiment qui vous inspire *un ouvrage en faveur de la famille Bonaparte* encore exilée de la France. Plus que personne j'ai été vivement affligée de cette loi sévère; mais j'ai dû me résigner, parce que, *Française avant tout,* et ne pouvant supposer à mes chers compatriotes, libres enfin, une ingratitude qui est loin de leur caractère, j'ai appris qu'il avait fallu de fortes raisons pour nous éloigner encore. Notre exil, dit-on, paraît nécessaire au bonheur de la patrie, à sa tranquillité présente; il ne doit être que momentané: comment ne pas souscrire, quand sa gloire et sa prospérité furent toujours notre premier intérêt? Je vous conseille donc, monsieur, de la peindre *dans vos chants* heureuse et libre, cette France régénérée; mais de ne pas y ajouter une plainte sur ce qui nous regarde. Vous l'attristeriez, et *vos vers,* à en juger par ceux que je reçois, sont trop bien pour ne pas faire un effet qui ne serait pas en harmonie avec notre résignation. Je recevrai pourtant avec reconnaissance l'ouvrage que vous m'annoncez; mais je serais fachée, je l'avoue, qu'il fût imprimé. Croyez, monsieur, que je saurai toujours apprécier vos nobles sentimens et trouver du plaisir à vous assurer de ma haute considération.

Hortense.

La reine Hortense p. 81.

Beilage 17.

Protestation des Prinzen Ludwig gegen einen Abgeordneten der Kammer betreffend das Verbannungsgesetz von 1830.

(sans date.)

Monsieur le Député!

Je viens de lire avec douleur qu'on proposait à la Chambre de mettre ma famille sur la même liste de proscription que celles des Bourbons. Je demande qu'on sépare deux infortunes aussi opposées. Après la Révolution de 1830 je crus que la patrie serait rendue aux parents de l'Empereur Napoléon. La famille de celui dont on relevait la statue devait-elle être traitée comme celle dont on brisait les emblèmes? N'avions-nous pas été exilés en même temps que la gloire française et le drapeau tricolore, et pourtant tous deux, en juillet, revinrent sans nous? Je me tais sur une loi injuste et cruelle, mais je réclame contre la mesure qui tendrait à confondre la famille de l'homme qui était fier de tout devoir au peuple français avec celle qui, ramenée par l'étranger, revendique sans cesse des droits usés qui n'appartiennent qu'à la nation. J'intercède donc, au nom de toute ma famille, qui, j'espère, ne me démentira pas, pour qu'on ne nous place pas à côté des vainqueurs, nous, les vaincus de Waterloo. *Duval*, Napoléon III, p. 86.

Beilage 18.

Aus der Verfassung des Kantons Thurgau vom 14. April 1831.

§ 25. Um Kantonsbürger zu werden, muß der Bewerber von einer Gemeinde des Kantons das Gemeindebürgerrecht und von dem Großen Rat das Kantonsbürgerrecht erhalten, der Ausländer aber zugleich auf sein ausländisches Bürgerrecht verzichtet haben; dasselbe gilt auch für den Schweizer, insofern die Verzichtleistung in seinem Kanton auch von dem Thurgauer gefordert wird. (Wörtlich).

Art. 25 in der revidierten Staatsverfassung für den eidgenössischen Stand Thurgau vom 10. Nov. 1837 lautet wörtlich gleich wie der vorige.

Beilage 19.

1832. April 14. — Der Kleine Rath an den Großen Rath. Die Gemeinde Salenstein macht uns die Anzeige, daß sie in dankbarer Anerkennung der Wohlthätigkeit, wovon seit dem sechszehnjährigen Aufenthalte der Frau Herzogin von Saint-Leu auf Arenenberg diese Familie ihr so manche Beweise gegeben, sich bewogen gefunden habe, dem Prinzen Ludwig Napoleon mit dem Bürgerrechte der Gemeinde ein Geschenk zu machen.

Da wir nicht im Falle sind, dieses Bürgerrecht bestätigen zu können, solange der Prinz sich nicht im Besitze des Kantonsbürgerrechtes befindet, so sehen wir uns veranlaßt, Sie darauf aufmerksam zu machen, ob Sie nicht diesen Anlaß benutzen wollen, dem Prinzen das Kantonsbürgerrecht zu verehren, da diese Familie theils durch ihre Wohltätigkeit in ihrer Umgebung, theils durch entschiedene Anhänglichkeit an den Kanton nach unsern Ansichten auf diese Attention Anspruch erworben haben dürfte. Empfangen Sie rc. Thurg. Kantonsarch. Protokoll des Kl. Raths Nr. 816. Missiv Nr. 225.

1832. April 14. — Einer Botschaft des Kl. Rathes vom 4. dieß entnimmt der Gr. Rath die Anzeige, daß die Gemeinde Salenstein sich bewogen gefühlt habe, dem Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte aus Rücksicht der dankbaren Anerkennung vielfach genossener Wohlthaten, das Ortsbürgerrecht besagter Gemeinde zu schenken, mit dem weitern Antrage begleitet, dem Prinzen das Kantonsbürgerrecht unentgeltlich zu ertheilen.

Gern vernimmt die Versammlung diesen Antrag und beschließt mit Einmuth: Es sei dem Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte das Bürgerrecht des Kantons Thurgau als Geschenk zu ertheilen.

Von dieser Schlußnahme erhält der Kl. Rath zur angemessenen Mittheilung an den Prinzen Ludwig Napoleon Kenntniß. Extrahiert Frauenfeld, den 3. Aug. 1838.

Abgedruckt in dem Abschied der ordentlichen eidg. Tagsatzung 1838, Th. I., Litt PP, S. 3. Das Protokoll des Gr. Rathes selbst ist nicht mehr vorhanden; ebenso ist der Bürgerrechtsbrief, den der Prinz von Salenstein erhielt, weder im Original noch irgend in Abschrift vorhanden.

Beilage 20.

1832. April 18. Auf die Botschaft des Gr. Rathes v. d. 14. April, worin er den Beschluß zur Kenntnis bringt, durch welchen er nach dem Antrage des Kl. Rathes dem Prinzen Ludwig Napolon (Sohn der Frau Herzogin v. St. Leu auf Arenenberg), nachdem die Gemeinde Salenstein ihn zum

Ortsbürger angenommen, das Kantonsbürgerrecht geschenkt hat, wird gefunden: Es sei hierüber dem erwähnten Prinzen eine förmliche Urkunde auszufertigen und zugleich dem von der Gemeinde Salenstein auszustellenden ordentlichen Bürgerbrief die Bestätigung beizusetzen.

Thurg. Kantonsarchiv. Protok. des Kl. Rathes Nr. 842.

Beilage 21.

1832. April 30. Nach Einsicht der von der Gemeinde Salenstein ausgestellten förmlichen Urkunde über die Aufnahme des Prinzen Ludwig Napoleon in das dortige Bürgerrecht wird derselben die Bestätigung beigesetzt und dabei beschlossen: Dem erwähnten Prinzen nunmehr die ausgefertigte Akte über das ihm von dem Gr. Rathe ertheilte Ehrenbürgerrecht des Kantons mit einem Begleitschreiben durch den Herrn Staatsschreiber zustellen zu lassen.

Thurg. Kantonsarchiv. Protok. des Kl. Rathes Nr. 929.

Beilage 22.

1832. April 30. — Der Gr. Rath in vollkommener Würdigung der zahlreicher Wohlthaten, welche durch den Aufenthalt Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin von St. Leu der dortigen Umgegend zutheil geworden sind, hat auf unsern Antrag mit Einmuth den Beschluß gefaßt, Ew. Durchlaucht das Bürgerrecht des Kantons Thurgau anzubieten.

Es gereicht uns zum wahren Vergnügen, diesem Beschlusse Vollziehung zu geben, und wir beehren uns, Ew. Durchlaucht die mitfolgende Bürgerrechts-Akte durch unsern Staatsschreiber zu übermachen und damit die Versicherung unsrer vollkommensten Hochachtung zu verbinden.

Thurg. Kantonsarch. Missiv des Kl. Rathes Nr. 260.

Beilage 23.

Urkunde, in welcher dem Prinzen Ludwig Napoleon das Ehrenbürgerrecht des Kantons Thurgau erteilt wird.

Wir Präsident und Kleiner Rath des eidgenössischen Kantons Thurgau Nachdem sich die Gemeinde Salenstein bewogen gesehen hat, aus Erkenntlichkeit für die ihr von der Familie der Frau Herzogin von St. Leu seit deren Ansiedlung auf Arenaberg vielfach zu Teil gewordenen Wohltaten dem Prinzen Louis Napoleon das dasige Gemeindebürgerrecht anzubiethen — und hierauf der Große Rath in Bekräftigung dieser Bürgerrechtsschenkung durch einmüthigen Beschluß vom 14. April abhin demselben das Ehrenbürgerrecht des Kantons ertheilt hat, ihm damit den Beweis zu Tage zu legen, wie schön der Mildthätigkeitssinn diese Familie ehre und ihre Anhänglichkeit an den Konton würdige — erklären anmit: Prinz Louis Napoleon (Sohn des Herzogs und der Frau Herzogin von Saint-Leu) auf Arenaberg ist von nun an als Bürger des Kantons Thurgau anerkannt.

Zur Beurkundung dessen wird Ihm die gegenwärtige Bürgerrechts-Akte ausgefertigt und mit Unsern gewöhnten Unterschriften nnd dem Standessiegel verwahrt.

Gegeben Frauenfeld den 30. April 1832.

Der Präsident des Kleinen Raths: Anderwert.

Der Staatsschreiber: Mörikofer.

Nach einer Photographie des Originals auf Schloß Arenenberg. (Wörtlich.)

Beilage 24.

Arenenberg le 16 mai 1832.

Monsieur le Président, Messieurs les Conseillers,

C'est avec un grand plaisir que j'ai reçu le droit de bourgeoisie que vous avez bien voulu m'offrir; je suis heureux que de nouveaux liens m'attachent à un pays qui depuis seize ans nous a donné une hospitalité si bienveillante.

Ma position d'exilé de ma patrie me rend plus sensible à cette marque d'intérêt de votre part; croyez que dans toutes les circonstances de ma vie comme Français et Bonaparte je serai fier d'être citoyen d'un état libre

Ma mère me charge de vous dire combien elle a été touchée de l'intérêt que vous me montrez.

Je vous prie, Monsieur le Président et Messieurs, d'être auprès du Grand Conseil l'interprète de mes sentiments.

Recevez l'assurance de ma parfaite estime.

Louis Napoléon Bonaparte.

Auf Postpapier mit Goldschnitt. Thurg. Kantonsarch. Vergl. Protokoll des Kl. Rathes Nr. 1179. (Wörtlich.)

Beilage 25.

1832. August 25. — Dem Herrn Statthalter des Bezirks Steckborn wird auf seine bei diesem Anlasse gemachte Anfrage erwidert, daß, wenn die Zustellung der Naturalisationsakte an den Prinzen Louis Napoleon auf Arenenberg nicht durch das Bezirksstatthalteramt stattgefunden habe, solches dem Umstande zuzuschreiben sei, daß dem Prinzen das Bürgerrecht des Kantons als Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde und demnach die Überreichung der daherigen besondern Akte ebenfalls auf eine ausgezeichnete Weise erfolgen mußte. Thurg. Kantonsarch. Protok. des Kl. Rathes Nr. 1873.

Beilage 26.

An den Kl. Rath des Kantons Thurgau zu Handen des Gr. Raths.

Da Sie mir voriges Jahr das so schmeichelhafte Geschenk des Bürgerrechts ertheilten, so wünschte ich gleichfalls dem Lande, welches meiner Mutter und mir, seit langer Zeit, eine so edelmüthige Gastfreundschaft gewährt, meine innigste Dankbarkeit zu bezeugen.

Ich weiß, daß es längst ein Wunsch des Kantons ist, Artillerie zu besitzen, und bin nunmehr so glücklich, Gelegenheit zu finden, einer der aufgeklärtesten Provinzen der Schweiz zwei Kanonen darbieten zu können. Ich hoffe, daß sie dieselben nicht so bald werden nöthig haben; aber je freier ein Volk ist, desto stärker muß es sein, um sein Recht behaupten zu können, und leider ist es noch die rohe Kraft, von welcher das Schicksal der Völker abhängt!

Ich bitte Sie, diese Kanonen anzunehmen als ein Zeichen meiner Anhänglichkeit zu dem Freienstaate, von welchem ich stolz bin ein Bürger zu sein.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung Napoléon Louis Bonaparte.

Arenenberg den 14. Nov. 1833.

Thurg. Kantonsarchiv. Das Original ist in deutscher Sprache vom Prinzen geschrieben auf Postpapier mit Goldschnitt.

Beilage 27.

A Monsieur de Tavel, président du Conseil militaire du canton de Berne.

Arenenberg le 18 juin 1834.

Messieurs, Il y a quatre ans que j'ai fréquenté comme volontaire l'école d'application de Thoune; je désirerais cette année assister de même aux exercices qui vont avoir lieu. Mes études me faisaient préférer l'artillerie aux autres armes, et le canton de Thurgovie n'en ayant point, je viens vous demander, Messieurs, la permission de faire pendant tout le temps que dureront les manœuvres *le service d'officier d'artillerie*. Je m'adresse au Conseil Militaire du canton de Berne, parce que Berne est la province de Suisse qui par les institutions démocratiques et ses sentiments généreux m'inspire le plus de sympathie; aussi regarderai-je comme un honneur de compter comme volontaire parmi le contingent Bernois.

Recevez, Messieurs, ma demande comme une preuve de mon estime et un gage de mon attachement à la Suisse et à ses libertés. *Napoléon Louis Bonaparte.*

Nach einem Aufsatz von Emil Blösch im Berner Taschenbuch auf das Jahr 1881, S. 221—229 befindet sich das Original auf Postpapier im Privatbesitz zu Bern; hier nach dem Abdruck daselbst S. 223.

Beilage 28.

An Napoleon Ludwig Bonaparte, Artillerie-Hauptmann zu Arenenberg im Kanton Thurgau.

Von unserm Militair-Departement sind wir benachrichtigt worden, daß Sie dem dießjährigen eidgenössischen Übungslager in Thun, wo Sie bereits vor 4 Jahren die Militairschule besucht haben, als Offizier der Artillerie beizuwohnen und zum Kontingente des Kantons Bern gezählt zu werden wünschen.

Wir sehen hierin einen neuen und sehr angenehmen Beweis Ihrer Zuneigung für die Schweiz und insbesondere für unsern Kanton, und übersenden Ihnen im Anschluß das Patent eines Hauptmanns bei der bernischen Artillerie, deren Offiziere es sich zur Ehre rechnen werden, Sie in ihren Reihen zu sehen.

Empfangen Sie, Herr Hauptmann, die Versicherung unserer ausgezeichneten Hochachtung.

Bern, den 7. Heumonat 1834. (Unterschrift des Reg.-Rathes und deren Kanzlei.)

Kantonsarchiv zu Bern. Missivenbuch 16, S. 255, abgedruckt im Berner Taschenbuch 1881, S. 224. Die dankende Antwort des Prinzen scheint nicht mehr vorhanden zu sein; doch bringt de Budé p. 217 fg. den französischen Text.

Beilage 29.

Die Gemeinde Salenstein begehrt das Landrecht für die Frau Herzogin von St. Leu und deren Verwalter Vincenz Rousseau.

1836. März 26. — Das von der Gemeinde Salenstein mit Eingabe d. d. 26. März vorgetragene Ansuchen um Bestätigung der der Frau Herzogin von St. Leu und ihrem Verwalter, Hrn. Vincenz Rousseau auf Arenenberg, durch einmütigen Beschluß vom 17. März abhin gemachten Schenkung des Gemeindebürgerrechts von Salenstein gelangt an die Kommission des Innern.

Thurg. Kantonsarch. Protok. des Kl. Raths vom 6. April, § 879.

1836. Mai 14. — Nachdem von Seite der Gemeinde Salenstein mittelst Eingabe vom 26. März die Anzeige anher gelangt ist, daß sie in dankbarer Würdigung der Beweise des Wohlwollens, welche ihr mannigfaltig und neulich in einer großmütigen Unterstützung zur Errichtung einer Freischule von der Frau Herzogin von St. Leu auf Arenenberg zu Theil geworden sind, Ihrer Hoheit mit dem Gemeindebürgerrechte ein Geschenk gemacht habe — wird mit Bezug auf das damit verbundene Ansuchen, daß diese Schenkung bestätiget und bei dem Gr. Rathe um die Ertheilung des Kantonsbürgerrechtes an die Frau Herzogin angetragen werden möchte, gefunden: Es sei der Fall für ein solches Begehren nicht vorhanden, was der Gemeinde Salenstein unter Zurückgabe der Beilage durch das Bezirksamt Steckborn zu wissen zu thun ist.

Da sodann die Gemeinde Salenstein auch den Herrn Vincenz Rousseau, Verwalter auf Arenenberg, von dem sie ebenfalls zum abbemeldten Zwecke einen namhaften Beitrag erhalten hat, und der sich überhaupt gegen Gemeindeangehörige sehr gefällig erzeigt und unter Einem um Bestätigung der Schenkung angesucht hat, wird, da Hr. Rousseau sich im Besitze des Kantonsbürgerrechtes befinden muß, ehe dem vorliegenden Wunsche entsprochen werden kann, die Gemeinde Salenstein durch das Bezirksstatthalteramt Steckborn veranlaßt, den Herrn Rousseau zu verständigen, daß er sich mittelst Petitums zu Handen des Gr. Rathes darum zu melden habe.

Thurg. Kantonsarch. Protok. des Kl. Rathes § 888.

Beilage 30.

Eidgenössisches Aufsehn auf die Straßburger Flüchtlinge.

1836. November 5. — Auf das Schreiben des hohen eidg. Vororts d. d. 1. November, womit dasselbe, da sich leicht einige Theilnehmer der am 30. v. M. zu Straßburg stattgefundenen gewaltsamen, aber glücklicherweise sofort unterdrückten Auftritte, an welchen Ludwig Bonaparte theilgenommen haben soll, nach der Schweiz flüchten dürften, an die an das Elsaß sowie an Deutschland angrenzenden eidg. Stände die Einladung gelangen läßt, auf die ankommenden Fremdlinge ein wachsames Auge zu haben und alle diejenigen Vorkehrungen zu treffen, welche sie geeignet erachten, um die Schweiz von Individuen freizuhalten, welche die Ruhe eines benachbarten Staates auf gewaltsame Weise zu stören die Absicht hatten — wird gut gefunden, an die Herren Bezirksstatthalter der Grenzbezirke Gottlieben, Steckborn und Dießenhofen die Weisung zu erlassen, im Falle sich in ihrem Bezirke dergleichen Flüchtlinge einfinden sollten, sogleich davon anher Anzeige zu machen — und das (so!) hohe Vorort wird von der getroffenen Verfügung in Kenntnis gesetzt.

Thurg. Kantonsarch. Protok. des Kl. Raths § 2096; dazu Missiv 679.

Beilage 31.

Quelques extraits du testament de la reine Hortense.

Moi, Hortense-Eugénie, voulant régler mes affaires comme elles l'exigent à cette heure, je décide que mon premier testament doit être regardé comme non avenu, puisque maintenant mon fils hérite seul de tont ce que je possède. Je veux donc, en son absence, et dans le cas où je ne survivrais pas à l'opération qu'on va me faire, régler ce qne mon fils réglerait lui-même s'il était près de moi, éviter des embarras à ceux qui m'entourent, et donner des marques de souvenir aux personnes qui me sont chères.

Je voudrais pouvoir être transportée en France et placée dans le même caveau où ma mère repose, à Ruell.

Je prie madame Salvage de vouloir bien être mon chargé d'affaires. Je compte sur son dévouement jusqu' à la fin; elle m'en a déjà donné tant de preuves et elle connait par-

faitement mes affaires. Madame Salvage est donc mon exécuteur testamentaire. Elle fera la distribution des bijoux que je laisse à ma famille et à mes amis. Madame Salvage conservera aussi mes *Mémoires* jusqu' à ce qu'elle puisse les remettre à mon fils....

Je laisse au gouvernement du canton de Thurgovie *une pendule dorée* que je désire qu'il place *dans la salle du Grand Conseil.* Que ce souvenir lui rappelle le noble courage qu'il a mis à me conserver une tranquille hospitalité dans ce canton...

J'espère que mon fils conservera toujours chez lui Vincent Rousseau; son dévouement et son désintéressement ne sauraient être payés. Je veux qu'il sache tout le cas que je fais de lui, et le désir qu'il serve mon fils comme il m'a servie...

Que mon mari donne un souvenir à ma mémoire, et qu'il sache que mon plus grand regret a été de ne pouvoir le rendre heureux.

Je n'ai point de conseils politiques à donner à mon fils. Je sais qu'il connait sa position et tous les devoirs que son nom lui impose.

Je pardonne à tous les souverains avec lesquels j'ai eu des relations d'amitié la légèreté de leur jugement sur moi.

Je pardonne à tous les ministres et chargés d'affaires des puissances la fausseté des rapports qu'ils ont constamment faits sur moi.

Je pardonne à quelques Francais auxquels j'avais pu être utile, la calomnie dont ils m'ont accablée pour s'acquitter; je pardonne à ceux qui l'ont crue sans examen, et j'espère vivre un peu dans le souvenir de mes chers compatriotes.

Je remercie tous ceux qui m'entourent, ainsi que mes serviteurs, de leurs bons soins, et j'espère qu'ils n'oublieront pas ma mémoire.

Arenenberg, le 3 avril 1837. Signé *Hortense.*

Fourmestraux, La reine Hortense, p. 383 et suiv.

Beilage 32.

Note de l'ambassadeur du gouvernement français, M. de Montebello, au canton directoire de la Suisse concernant l'expulsion du prince Louis Napoléon Bonaparte.

A Leurs Excellences Messieurs les Avoyer et Membres du Conseil d'Etat de Lucerne, Directoire fédéral.

Le soussigné, Ambassadeur de Sa Majesté le Roi des Français près de la Confédération helvétique, a reçu l'ordre de son gouvernement de faire à Leurs Excellences Messieurs les Avoyer et Membres du Conseil d'État du canton de Lucerne, Directoire fédéral, la communication suivante.

Après les événemens de Strasbourg et l'acte de généreuse clémence, dont Louis Napoléon Bonaparte avait été l'objet, le Roi des Français ne devait pas s'attendre à ce qu'un pays ami, tel que la Suisse, et avec lequel les anciennes relations de bon voisinage avaient été naguères si heureusement rétablies, souffrirait que Louis Bonaparte revînt sur son territoire, et au mépris de toutes les obligations, que lui imposait la reconnaissance, osât y renouveler de criminelles intrigues et avouer hautement des prétentions insensées, et que leur folie même ne peut plus absoudre depuis l'attentat de Strasbourg. Il est de notoriété publique, qu'Arenenberg est le centre d'intrigues que le gouvernement du Roi a le droit et le devoir de demander à la Suisse de ne pas tolérer dans son sein. Vainement Louis Bonaparte voudrait-il les nier. Les écrits qu'il a fait publier tant en Allemagne qu'en France, celui que la Cour des Pairs a récemment condamné, auquel Ist est prouvé qu'il avait lui-même concouru et qu'il a fait distribuer, témoignent assez, que son retour d'Amérique n'avait pas seulement pour objet de rendre les derniers devoirs à une mère mourante, mais bien aussi de reprendre des

projets et d'afficher des prétentions, auxquelles il est démontré aujour d'hui qu'il n'a jamais renoncés. La Suisse est trop loyale et trop fidèle Alliée, pour permettre que Louis Bonaparte se dise à la fois l'un de ses citoyens et le Prétendant au trône de France, qu'il se dise français toutes les fois qu'il conçoit l'espérance de troubler sa patrie au profit de ses projets, et citoyen de Thurgovie quand le gouvernement de sa patrie veut prévenir le retour de ses criminells tentatives. C'est donc avec la plus entière confiance, qu'au nom de son gouvernement le soussigné présente à Leurs Excellences Messieurs les Avoyer et Conseil d'État du Canton de Lucerne, Directoire fédéral, en le priant de la porter à la connaissance de la haute Diète, la demande expresse, que Louis Napoléon Bonaparte soit tenu de quitter le territoire de la Confédération helvétique.

Le soussigné regarde comme superflu de rappeler ici à Leurs Excellences les règles du droit des gens en pareille matière. Il ajoutera seulement en finissant et d'après l'ordre qu'il a reçu, que la France aurait préféré ne devoir qu' à la volonté spontanée et au sentiment de bonne amitié de sa fidèle Alliée, une mesure qu'elle se doit à elle-même de réclamer enfin, et que la Suisse ne lui fera sûrement pas attendre.

Le soussigné saisit avec empressement cette occasion pour renouveler à Leurs Excellences Messieurs les Avoyer et Membres du Conseil d'Etat du Canton de Lucerne, Directoire fédéral, les assurances de sa haute considération.

Lucerne, le 1[er] août 1838. *Duc de Montebello.*

Abschied der ordentl. eidg. Tagsatzung des Jahres 1838. Theil I., Beil. Litt. P. P., S. 1, 2. (Wörtlich.)

Beilage 33.

Zur Instruktion der thurg. Gesandtschaft bei der Tagsatzung.

1838. August 4. — Auf das Schreiben der Tagsatzungsgesandtschaft vom 1. dieses, womit dieselbe für den wahrscheinlichen Fall, daß von der Regierung Frankreichs die Expulsion des Prinzen Louis Napoleon verlangt und diese Angelegenheit zur Verhandlung vor die Tagsatzung gebracht werde, die Mittheilung einer Abschrift des dem Prinzen ertheilten Bürgerbriefs begehrt und Kenntniß zu erhalten wünscht, welche in die bekannte Straßburger Geschichte verflochtenen Personen sich gegenwärtig in seiner Nähe aufhalten — wird derselben die verlangte Abschrift nebst der weitern auf den Aufenthalt der Familie Bonaparte im hiesigen Konton bezüglichen Akten übermacht und ihr im weitern zur Kenntniß gebracht, daß sich gegenwärtig zwei beim Straßburger Attentate betheiligte Personen, nämlich die Herren Parquin, Besitzer des Wolfsberges, und Lieutenant Querelles befinden und Erkundigungen über die Ausweisungsschriften des letztern werden eingezogen werden.

In dem zugehörigen Missiv Nr. 358 ist noch beigefügt: „Von dem Bürgerbriefe der Gemeinde Solenstein können wir Ihnen jetzt keine Abschrift zusenden; wir wissen jedoch, daß derselbe nach dem gesetzlichen Formular ausgefertigt ist."

Thurg. Kantonsarch. Protok. des Kl. Raths 1838, § 1401.

Beilage 34.

Lettre du prince Napoléon Louis Bonaparte au Grand Conseil du Canton de Thurgovie.

Messieurs les membres du grand conseil,

Si je viens dans cette circonstance vous faire une communication, c'est pour rectifier à vos yeux certains faits et pour vous donner une preuve de ma confiance et de mon estime.

Je suis revenu d'Amérique en Suisse, il y a un an, avec la ferme intention de rester étranger à toute espèce d'intrigue; ma résolution n'a pas changé, mais aussi je n'ai jamais voulu acheter mon repos aux dépens de mon honneur. On m'avait indignement calomnié, on avait dénaturé des faits; j'ai permis à un ami de me défendre: voilà la seule démarche politique qui, à ma connaissance, ait eu lieu depuis mon retour. Mais le ministère français, pour arriver au but où il tend, continue toujours ses fausses allégations; il prétend que la maison où ma mère vient de mourir et où je vis presque seul, est *un centre d'intrigues*. Qu'il le prouve, s'il le peut! — Quant à moi je démens cette accusation de la manière la plus formelle, car ma ferme volonté est de rester tranquille en Thurgovie et d'éviter tout ce qui pourrait nuir aux relations amicales de la France envers la Suisse. Mais, Messieurs, pour avoir encore une preuve de la fausseté des accusations portées contre moi, lisez certains articles récens des feuilles ministérielles, et vous y verrez que, non content de me poursuivre jusque dans ma retraite, on tâche encore de me rendre ridicule aux yeux de tout le monde en débitant sur mon compte d'absurdes mensonges.

Messieurs les Membres du grand conseil, c'est à vous que je m'adresse, à vous avec lesquels jusqu'à présent j'ai vécu en frère et en ami, c'est à vous à dire aux autres cantons la vérité sur mon compte.

L'invasion étrangère qui en 1815 renversa l'empereur Napoléon, amena l'exil de tous les membres de sa famille. Depuis cette époque je n'avais donc légalement plus de patrie, lorsque 1832 vous me donnâtes le droit de bourgeoisie du canton. C'est donc le seul que je possède. Le gouvernement français qui maintient la loi qui me considère comme *mort civilement* n'a pas besoin de s'adresser à la Suisse pour savoir qu'il n'y a qu'en Thurgovie où j'aie des droits de citoyen. Quand il s'agit de me persécuter, le gouvernement me reconnaît alors seulement comme français; à Strasbourg il fesait dire par le procureur général qu'il me regardait comme étranger!

Messieurs, j'ose le dire, j'ai montré par mes actions depuis cinq ans que j'avais su apprécier le don que vous m'aviez fait, et si maintenant, à mon grand regret, je devenais un sujet d'embarras pour la Suisse, ce n'est pas à moi qu'on devrait s'en prendre, mais à ceux qui, se fondant sur de fausses assertions, avancent des prétentions contraires à la justice et au droit des gens.

Recevez, Messieurs, l'assurance de mon estime et de ma haute considération.

Arenenberg le 20 Août 1838. *Napoléon Louis Bonaparte.*

Thurg. Kantonsarchiv. Original auf Stempelpapier; abgedruckt im Abschied der ordentlichen eidg. Tagsatzung des Jahres 1838, Beilage Lit. PP, S. 17 (wörtlich).

Beilage 35.

Instruktion der thurgauischen Gesandtschaft bei der Tagsatzung durch Beschluß des Großen Rathes in seiner Sitzung zu Weinfelden.

Nach Anhörung des Berichtes der Gesandtschaft über die Verhandlungen der Tagsatzung vom 6. August betreffend die Note des Herzogs von Montebello, in welcher Wegweisung von Louis Napoleon Bonaparte aus dem Gebiete der schweizerischen Eidgenossenschaft verlangt wird, und nach Einsicht des Beschlusses der h. Tagsatzung vom 6. August beschließt der Gr. Rath des Kantons Thurgau:

Das von der Gesandtschaft des schweizerischen Kantons Thurgau in dieser Angelegenheit abgelegte Votum wird in allen Theilen gutgeheißen. Demzufolge wird die Gesandtschaft, nachdem von der Tagsatzung fernere Erklärungen des Standes Thurgau verlangt worden sind, dieselben dahin abgeben: Der Stand Thurgau weise das Begehren, daß Louis Napoleon Bonaparte das Gebiet der Eidgenossenschaft verlassen soll, seinerseits auf das bestimmteste zurück, da Louis Napoleon Bonaparte das Bürgerrecht

des Kantons Thurgau erhalten habe und in Folge der von ihm angenommenen Naturalisation sowohl nach der Verfassung des Kantons Thurgau als nach der französischen Gesetzgebung wirklich nur Bürger des Kantons Thurgau sei und sein könne.

Sie wird sich ferner unter Beziehung auf die von Louis Napoleon Bonaparte selbst an den Gr. Rath eingegebene Zuschrift datirt Arenenberg den 20. August dahin aussprechen, daß die thurgauischen Behörden selbst die erforderliche Aufsicht halten, daß von ihrem Gebiete aus keine völkerrechtswidrigen Handlungen gegen die anderen Staaten unternommen werden. Allein der Stand Thurgau müsse sich das in Folge seiner Souverainetät ihm allein zustehende Recht vorbehalten, wenn solche völkerrechtswidrige Akte wirklich nachgewiesen würden, dieselben auf verfassungsmäßigem und gesetzlichem Wege zu untersuchen und zu bestrafen.

Schließlich ist die Gesandtschaft angewiesen, gegen jede die Souveränetät des Standes verletzende Schlußnahme die Rechte des Kontons entschieden zu wahren.

Gegeben Weinfelden den 22. Aug. 1838.

Beilage 36.

Lettre du Prince Napoléon Louis Bonaparte au Landammann Anderwert.

A. S. Excell. Monsieur le Landammann Anderwert, président du Petit Conseil du canton de Thurgovie.

Monsieur le Landammann,

Lorsque la note du Duc de Montebello fut adressée à la Diète, je ne voulus point me soumettre aux exigences du gouvernement français; car il m'importait de prouver par mon refus de m'éloigner que j'étais revenu en Suisse sans manquer à aucun engagement, que j'avais le droit d'y rester et que j'y trouverais aide et protection.

La Suisse a montré depuis un mois par ses protestations énergiques et maintenant par les décisions des Grands Conseils qui se sont assemblés jusqu'ici, qu'elle était prête à faire les plus grands sacrifices pour maintenir sa dignité et son droit. Elle a su faire son devoir comme nation indépendante; je saurai remplir le mien et rester fidèle à la voix de l'honneur. On peut me persécuter, mais jamais m'avilir.

Le gouvernement français ayant déclaré que le refus de la Diète d'obtempérer à sa demande serait le signal d'une conflagration dont la Suisse pourrait être le victime, il ne reste plus qu'à m'éloigner d'un pays où ma présence est le sujet d'aussi injustes prétentions, où elle serait le prétexte de si grands malheurs!

Je vous prie donc, Monsieur le Landammann, d'annoncer au Directoire fédéral que je partirai dès qu'il aura obtenu des ambassadeurs des diverses puissances les passe-ports qui me sont nécessaires pour me rendre dans un lieu où je trouve un asyle assuré.

En quittant aujourd'hui volontairement le seul pays où j'ai trouvé en Europe appui et protection, en m'éloignant des lieux qui m'étaient devenus chers à tant de titres, j'espère prouver au peuple suisse que j'étais digne des marques d'estime et d'affection qu'il m'a prodiguées. Je n'oublierai jamais la noble conduite des cantons qui se sont prononcés si courageusement en ma faveur, et surtout le souvenir de la généreuse protection que m'a accordée le canton de Thurgovie, restera profondément gravé dans mon cœur.

J'espère que cette séparation ne sera pas éternelle et qu'un jour viendra où je pourrai, sans compromettre les intérêts des deux nations, qui doivent rester amies, retrouver l'asyle, où vingt ans de séjour et des droits acquis m'avaient créé une seconde patrie.

Soyez, Monsieur le Landammann, l'interprête de ues sentimens de reconnaissance envers le Conseil, et croyez que la pensée d'éviter des troubles à la Suisse peut seule adoucir les regrets que j'éprouve à la quitter.

Recevez l'expression de ma haute estime et de mes sentimens distingués.

Arenenberg le 20 septembre. *Napoléon Louis.*

Thurg. Kantonsarchiv. Original auf Postpapier mit Goldschnitt.

Beilage 37.

Ordre du jour publié par le général Aymard.

Bientôt nos turbulents voisins s'apercevront peut-être trop tard qu'au lieu de déclamations et d'injures, il eût mieux valu satisfaire aux justes demandes de la France.

Au quartier général, à Lyon, le 25 septembre 1828.

Le lieutenant-général, pair de France, commandant de la 7e division militaire *Baron Aymard.*

Beilage 38.

Lettre du Prince Napoléon Louis Bonaparte au Landammann Anderwert.

Monsieur le Landammann,

Puisque d'après la lettre que vous m'adressez du 25, le *Vorort* veut bien se charger de me procurer des passe-ports, je vous prie de lui faire savoir que mon désir est de me rendre en Angleterre par l'Allemagne et la Hollande.

Je vous renouvelle, Monsieur le Landammann, l'assurance de mes sentimens d'estime

Arenenberg le 28 septembre 1838. *Napoléon Louis B.*

Thurg. Kantonsarchiv. Original auf Postpapier mit Goldschnitt.

Beilage 39.

Réponse de la Diète à l'Ambassadeur de France.

A Son Excellence Monsieur le Duc de Montebello, Ambassadeur de Sa Majesté le Roi des Français près de la Confédération suisse.

Son Excellence Monsieur le Duc de Montebello, Ambassadeur de Sa Majesté le Roi des Français, ayant, par son office du 1er août, demandé aux autorités fédérales, que Napoléon-Louis Bonaparte soit tenu de quitter le territoire helvétique, les Avoyer et Conseil d'Etat de Lucerne, Directoire fédéral, ont reçu de la haute Diète l'ordre de répondre ce qui suit:

Lorsque les Grands-Conseils des Cantons ont été appelés à délibérer sur la demande de Monsieur le Duc de Montebello, leurs votes se sont partagés sur la position de Napoléon-Louis Bonaparte et sur la question de sa nationalité, mais non sur le principe que la demande d'expulsion d'un citoyen suisse serait inadmissible, comme contraire à l'indépendance d'un État souverain.

Depuis que Napoléon-Louis Bonaparte a fait, pour s'éloigner du sol de la Confédération, des démarches publiques, que le Directoire fédéral est occupé à faciliter, une délibération de la Diète sur cette matière devient superflue.

Fidèle aux sentimens qui depuis des siècles l'ont unie à la France, la Suisse ne peut toutefois s'empêcher d'exprimer avec franchise le pénible étonnement que lui ont causé les démonstrations hostiles faites contre elle avant même que la Diète ait été réunie pour délibérer définitivement sur la réclamation qui lui était adressée.

La Diète désire, autant que peut le désirer le gouvernement français, que des complications de la nature de celles qui ont eu lieu ne se renouvellent plus, et que rien ne trouble à l'avenir la bonne harmonie de deux pays rapprochés par leurs souvenirs comme par leurs intérêts. Elle se livre à l'espérance de voir promptement rétablies et consolidées entre la France et la Suisse les précédentes relations de bon voisinage et la vieille réciprocité d'affection.

Les Avoyer et Conseil d'État du Canton de Lucerne, Directoire fédéral, ont l'honneur de réitérer à Son Excellence Monsieur le Duc de Montebello l'assurance de leur très-haute considération.

Les Avoyer et Conseil d'État du Canton de Lucerne, Directoire fédéral,

En leur nom,
l'Avoyer: *J. Kopp.*
Le chancelier de la Confédération:
Amrhyn.

Nach dem Abdruck im Abschied der ordentlichen eidg. Tagsatzung des Jahres 1838. II. Teil. S. 35.

Beilage 40.

Paß für den Prinzen Napoleon Ludwig Bonaparte.

Nous David-Richard Morier, Ministre plénipotentiaire de sa Majesté Britannique près de la Confédération Suisse, prions et requérons tous ceux à qui il apartiendra, de laisser passer et librement circuler M. le prince Louis-Napoleon Bonaparte se rendant en Angleterre par l'Allemagne, Hollande, de ne point permettre qu'il lui soit apporté obstacle ou empêchement quelconque, et de lui accorder aide et secours en cas de besoin. Donné à Berne

Ce 5 octobre 1838. *D. R. Morier.*

Gesehen und gut zur Durchreise durch das Großherzogtum Baden, ohne Gestattung weitern Aufenthalts daselbst.

Luzern den 6. October 1838. Der Großherzogl. Minister-Resident in der Schweiz: Rüot.

Gesehen bei der Kgl. Preußischen Gesandtschaft in der Schweiz und gültig zur Durchreise durch die Königl. Rheinprovinz über Coblenz, Cöln und Wesel, ohne Gestattung weitern Aufenthalts

Luzern den 7. October 1838. Weitlich.

Vu au Consulat Général des Pays-Bas en Suisse. Bon pour s'embarquer à Rotterdam à l'effet de continuer sa route.

Lucerne, 8bre 7 1838. *Fæsy.*

Thurg. Kantonsarchiv, Polizeisachen.

Beilage 41.

Lettre du prince au landammann, dans laquelle il fixe son départ.

Arenenberg le 9 octobre 1838.

Monsieur le Landammann,

Je viens de recevoir le passeport que le ministre d'Angleterre a remis pour moi au Directoire fédéral. Je vous prie d'être auprès des membres du *Vorort* l'interprète de mes sentimens de gratitude, et de vouloir bien leur annoncer que j'ai fixé mon départ pour le 14 octobre à midi.

Recevez de nouveau l'assurance de ma haute estime et de mes sentimens distingués.

Napoléon-Louis.

Thurg. Kantonsarchiv. Original auf Postpapier mit Goldschnitt.

Beilage 42.

Dépêche du Compte de Molé au Duc de Montebello.

A son Excellence Monsieur le Duc de Montebello.

Paris le 12 octobre 1838.

Monsieur le Duc,

Mr. le Comte Reinhard m'a remis avec votre dépêche du 6 octobre la réponse du Directoire fédéral à votre office du 1er août, et je m'empresse de vous en accuser réception.

Le gouvernement du Roi n'a jamais demandé à la Suisse d'éloigner de son sein l'un de ses citoyens. Autant qu'aucune autre nation, la France respecte l'indépendance et la dignité de ses voisins; mais elle veille en même temps au maintien de son honneur et de son repos. La Confédération, nous le croyons, ne laissera plus abuser d'une généreuse hospitalité celui dont les étranges prétentions sur la France prouvent assez que la Suisse ne saurait le compter parmi ses enfans. C'est avec une véritable satisfaction, Monsieur le Duc, que le Gouvernement du Roi a vu la Diète déclarer *qu'elle désire autant que peut le désirer le Gouvernement français, que des complications de la nature de celles qui ont eu lieu, ne se renouvellent plus.* La Suisse sentira sûrement, sans qu'il soit besoin de le rappeler ici, tout ce que la France se devrait à elle-même, si jamais, et par impossible, les mêmes conjonctures se reproduisaient.

Quant aux *démonstrations* que la Diète appelle *hostiles*, et qui lui auraient causé un *pénible étonnement*, le Gouvernement du Roi n'a pas cessé d'espérer un seul instant que des mesures suggérées par la prudence ne prendraient pas un autre caractère. Pour comprendre ces mesures et le sentiment qui les a dictées, la Diète aurait pu se reporter à l'attitude qu'elle-même avait prise, et au refus dont les délibérations des Grands-Conseils menaçaient la France. Aujourd'hui, Mr. le Duc, ces circonstances ont changé. Louis Bonaparte quitte la Suisse. Il vous reste à annoncer au *Vorort* que le corps d'observation formé sur notre frontière de l'Est va se dissoudre.

Ce n'est pas sans émotion que le Roi et son Gouvernement ont lu les paroles qui terminent la réponse de la Diète. Comme à toutes les époques de son histoire, la France est encore prête à témoigner à la Suisse qu'elle est son allié le plus fidèle, son ami le plus sincère, le défenseur le plus invariable de son indépendance. De son côté, la Suisse veillera, nous n'en doutons pas, à ce qu'aucune cause de mésintelligence ou de mécontentement ne vienne troubler désormais la bonne harmonie et les rapports d'une amitié si ancienne que les deux pays ont tout d'intérêt à perpétuer.

Veuillez, Mr. le Duc, donner lecture de cette dépêche à Mr le Président du Directoire et lui en laisser copie.

Recevez l'assurance de ma haute considération

(Signé) *Molé.*

Abgedruckt im Abschied der Tagsatzung 1838. II. Teil. Beilage lit. B. Seite 1.

Beilage 43.

Das Bezirksstatthalteramt Steckborn an den Kl. Rat des K. Thurgau.

Herr Präsident! Herren Regierungsräte!

Infolge des mit Verehrlichem von gestern von Ihrem hohen Präsidio erhaltenen Auftrages verfügte sich der Unterzeichnete heute nach Ermatingen und Tegerweilen, um sich von der Abreise des Napoleon Louis Bonaparte persönlich zu überzeugen. Dieselbe erfolgte heute Nachmittags um halb zwei Uhr von Arenenberg, und es wurde die Straße nach Konstanz über Ermatingen und Tegerweilen eingeschlagen und die Schweizergrenze von dem Prinzen um drei Uhr verlassen.

Ich habe die Ehre, mit diesem Berichte die Versicherung meiner wahren Hochachtung und Ergebenheit zu verbinden.

Tegerweilen, den 14. 8ber 1838.

Der Bezirksstatthalter:
Labhart.

Beilage 44.

Vertrauliche Mitteilung des Vorortes Zürich an den Kl. Rat des Kantons Thurgau.

Zürich, 9. April 1839.

Hochgeehrte Herren! Getreue liebe Eidgenossen!

Verschiedene uns in der jüngsten Zeit zugekommene Nachrichten geben der Besorgnis nur zu viel Raum, es beabsichtige Prinz Ludwig Napoleon nach der Schweiz und namentlich nach dem Kanton Thurgau zurückzukehren, sei es um seinen Aufenthalt daselbst wieder zu nehmen, sei es unter dem Vorwand, seine daselbst gelegenen Grundstücke zu verkaufen, sei es endlich, um einem zu Gottlieben abzuhaltenden Schützenfeste beizuwohnen.

Die bedenklichen Verwicklungen, in welche die Schweiz mit einem mächtigen benachbarten Staate wegen dem letzten Aufenthalt jenes Individuums im Kanton Thurgau gekommen ist, sind Euer Hochwohlgeboren wie allen schweizerischen Behörden noch in zu lebhafter Erinnerung, als daß Ihr oder irgend eine schweiz. Behörde, der die Ruhe der Schweiz nur einigermaßen am Herzen ist, die Wiederkehr solcher Verwicklungen je zugeben könntet, sondern alle diese Behörden, vornehmlich aber die Regierung des Standes Thurgau, sind gewiß von dem regsten Eifer belebt, allem aufzubieten, auf daß die glücklich wieder hergestellten Verhältnisse mit Frankreich nicht leichtsinnig wieder gestört werden; ja, es sind die eidg. Behörden wie die Kantonsregierungen zu einem solchen Bestreben noch ganz besonders durch den Inhalt der aus Auftrag der Tagsatzung am 6. Weinmonat v. J. durch den eidgen. Vorort dem kgl. franz. Gesandten abgegebenen Erklärung (Beilage 39) verpflichtet, welche den entschiedenen Willen der Tagsatzung ausspricht: es möchten diejenigen Verwicklungen, wie diejenigen die stattgefunden, nicht wiederkehren, indem eine Rückkehr zu dem frühern Zustand notwendiger Weise die gleichen Verwicklungen wieder hervorrufen dürfte.

Es ergeht daher an Euer Hochwohlgeboren die dringende Einladung, die Schweiz vor ähnlichen Unannehmlichkeiten zu bewahren. Es dürfte Ew. Hochwohlgeboren nicht entgehen, daß, sollten solche Ereignisse, nachdem wir Hochdieselben wirklich, wie es anmit geschieht, gewarnt haben, dennoch eintreten, der Stand Thurgau gegenüber der Eidgenossenschaft für die Folgen, die aus denselben entstehen möchten, leicht verantwortlich gemacht werden könnte.

Indem wir Euer Hochwohlgeboren die vorstehende Erklärung abgeben, müssen wir Hochdieselben ersuchen, unser Schreiben mit Beschleunigung zu erwiedern und, indem wir Euch, getreue liebe Eidgenossen, unsrer vollkommensten Hochachtung versichern, empfehlen wir uns beidseitig in den Schutz des Allmächtigen.

Bürgermeister und Staatsrath des eidgen. Vororts Zürich,
in deren Namen der Amtsbürgermeister:
J. J. Heß.

Thurg. Kantonsarch.

Beilage 45.

Der Kl. Rath des K. Thurgau an den eidgen. Vorort Zürich.

1839, April 13. — In ergebener Erwiederung auf die hochverehrliche Zuschrift vom 9. d. M., mittelst welcher Euer Hochwohlgeboren in Folge eingegangener Nachrichten über die von dem Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte beabsichtigte Rückkehr in den hiesigen Kanton hierauf bezügliche vertrauliche Mittheilungen an uns zu richten sich bewogen fanden — können wir Hochdenselben eröffnen, daß uns bis jetzt nichts bekannt geworden ist, was auf eine solche Absicht des Prinzen schließen ließe. Immerhin aber können wir die beruhigende Zusicherung ertheilen, daß, wenn derselbe wirklich in den hiesigen Kanton zurückkehren sollte, wir unter den obwaltenden Verhältnissen unsere Stellung und Verpflichtungen gegen die Eidgenossenschaft wohl erkennen und daher auch dem Prinzen keinen Aufenthalt gestatten werden. Diesen Anlaß benutzen wir übrigens &c.

Thurg. Kantonsarch. Missiven des Kl. Rats 1839, Nr. 136.

Inhalt.

Bücheranzeige.

Friedrich Pernwerth von Bärnstein, Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und ihre geschichtliche Entwicklung während ihrer ersten Hauptperiode (1824—1847).

—, Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee .... im Zusammenwirken mit den Eisenbahnen (1847—1900) (= Wirtschafts- und Verwaltungsstudien, herausgeg. von Schanz. Band XXI/XXII.) Leipzig, Georg Böhme 1905/1906. 8°. XV und 241, XIV und 302 Seiten. Preis Mk. 5.40 und 7.—.

Das vorliegende Werk, dessen Gegenstand in Heft XIV unserer „Schriften" durch Graf Zeppelin eine kürzere Behandlung gefunden hatte, und dessen erster Band schon im vorigen Jahr in dieser Zeitschrift kurz besprochen worden war, ist nun vollständig erschienen und verdient darum eine eingehendere Würdigung. Es ist ein außerordentlich umfangreicher und zum Teil spröder Stoff, welchen der Verfasser mit riesigem Fleiß und liebevoller Versenkung in den Gegenstand, soweit Rez. an einigen Punkten nachprüfen konnte, auch mit Genauigkeit bearbeitet hat.[1] Die Akten der Generaldirektionen der einzelnen Uferstaaten standen ihm offen, die Archive der Bodenseestädte wurden durchforscht, die ganze irgend „einschlägige" Literatur wurde herbeigezogen und am Schluß systematisch verzeichnet. Daß die Mühe der Stoffgliederung und -Gestaltung dem Buch noch anzumerken ist, daß bisweilen allzu hörbar an Dispositionen gearbeitet wird, die aus klarer Darstellung sich dem Leser von selbst ergäben, das sind kleine Schönheitsfehler, die bei einem so vielfach sich durcheinander schlingenden Stoff nur sehr geübte Historiker zu überwinden vermögen. Auch vergessen wir nicht, daß wir es mit einer „Wirtschafts- und Verwaltungsstudie" zu tun haben, also einer ebenso stark juristisch als historisch interessierten Schrift, und daß die juristische Akribie des Ausdrucks eine gewisse dem Historiker ungewohnte Breite der Darstellung, ein Wiederholen und Wenden des Einzelnen nach den verschiedensten Beziehungen mit sich bringt. Aus diesem Streben nach höchster Klarheit mag es zum Beispiel kommen, daß zwischen dem ersten und zweiten Band, die stofflich unmittelbar an einander anschließen, ein Schlußwort, eine Vorrede und eine Einleitung stehen, also sozusagen erst nach dreimaligem Atemholen die Erzählung wieder begonnen wird. Freilich dürfte selbst die „im vorberegten Sinn" juristische Sprechweise in einem historischen Buche sich vor schlechten Kanzleiausdrücken hüten und eine möglichst schlichte Handhabung der deutschen Sprache „betätigen".

Doch das sind formale Mängel, die vor den inhaltlichen Vorzügen bald verschwinden. Wir werden von Anfang an gefesselt durch die Menge des Wissenswerten und Interessanten, das geboten wird. Wenngleich dem Laien und Geschichtsfreund, für den hier das Buch besprochen werden soll, der erste Band naturgemäß noch mehr bietet als der zweite, so findet sich doch auch dort unter vielen mehr verwaltungs- und finanztechnischen Partien viel Gelegenheit zu Einblicken in bedeutsame geschichtliche Weiterentwicklungen.

Vom See selbst, seinen Ufern und der geschichtlichen Entwicklung der Uferstaaten ausgehend, also auf breitester Grundlage, erbaut sich die Darstellung der älteren Handels- und Verkehrsgeschichte. Dann werden wir mit einer der alten Handelspolitik eigenen Einrichtung, die später eine große Rolle spielt, bekannt gemacht, den „Abfuhrgeldern", welche die ansässigen Schiffer von allen nicht ihrer Zunft angehörigen Schiffen erhoben. Ebenso werden allgemeine Verkehrsverhältnisse, Polizeiliches, Post- und Telegraphenwesen, die später in Verbindung mit der Dampfschiffahrt getreten sind, zunächst einmal an sich behandelt.

[1] Eine lokale Kleinigkeit: Das „Fuchsloch" in Lindau ist nicht bei der heutigen Werfte, sondern jenseits bei der heutigen Trajektanstalt gewesen.

Der nun folgende Teil ist geschichtlich der fesselndste, die Gründung der Dampfschiffahrt, 1824. Württemberg hat bekanntlich die Ehre, zuerst ein Dampfboot gebaut zu haben, und sein König Wilhelm hat hier wie auf andern Verkehrsgebieten sein persönliches Gewicht wirksam geltend gemacht. Auch andere einzelne Persönlichkeiten treten als unternehmend und opfernd in diesem Zeitabschnitt hervor, vor allen der Freiherr von Cotta mit seinem für Lindau bestimmten Dampfboot. Dann folgen, immer von Persönlichkeiten geweckt und getragen, die Unternehmungen nach einander, Konstanz, Friedrichshafen, Lindau, später die Schweiz. Schade, daß nicht auch die Namen der Männer genannt sind, welche die Bahn gebrochen haben, als wie in Lindau neben Ed. von Pfister besonders G. L. von Rueppnecht und Rebmann, Humler und Beuther. Einen Ton persönlicher Farbe hätte hier der Historiker dem Juristen auf die Palette legen dürfen.

Die so gegründeten Gesellschaften traten nun in ein Gemeinschaftsverhältnis. Dasselbe trug aber den Keim der Zwietracht von Anfang an in sich, und die heftigen Kämpfe, die besonders die Lindauer Gesellschaft mit der dortigen Schifferzunft wegen der Abfuhrgelder für ihre und ihrer Verbündeten Schiffe auszufechten hatte, erschwerten die Stellung der Gesellschaften zueinander. Diese Ausführungen sind die dramatisch bewegtesten des Buches. Man hat doch den Eindruck, daß mit den größeren Verhältnissen die Menschen etwas größer geworden sind. Damals traten wahre Typen aus der Zeit der reichsstädtischen Enge und Abgeschlossenheit, der zunftmäßigen Gebundenheit noch einmal, zum letzten Mal vor ihrem Verschwinden, hervor. Da sind die kurzsichtigen Verwaltungsräte, welche eine Gemeinschaft eingehen nicht zur Hebung des Verkehrs, sondern zur möglichsten Einschränkung der Konkurrenz, die trotzigen, auf ihre Vorrechte pochenden Schiffer, dazwischen der konziliante Regierungspräsident, im Hintergrund der in solchen Dingen fortschrittliche König Ludwig I. und die liberale Tendenz des Staates, mit der das Unternehmertum damals sein bedeutsames Bündnis zu schließen begann, endlich — der Gang der Entwicklung, der soviel sicherer als das Dampfschiff neben dem Segelschiff dahinfuhr, mit dem wachsenden Verkehr über alle Hindernisse hinwegging und nach einem Jahrzehnt die Schifferschaft zusammengeschmolzen und demütig vom Kampffeld abzutreten zwang. Der Streit der Gesellschaften dauerte freilich nach der Ablösung der Abfuhrgebühren durch den Staat noch fort und brachte Verhältnisse mit sich, Passagierfang, Fahrplanbosheiten, Abfahrt zu gleicher Zeit und Wettfahrt nach demselben Ziel, die den Bodensee in den vierziger Jahren in der Verkehrswelt in Spott und Verruf brachten. Der erste gemeinsame Fahrplan 1847 endigte die Streitigkeiten in eben dem Augenblick, wo ein neues Verkehrselement am Bodensee auftrat, das nun die zweite Periode der Dampfschiffahrt und den zweiten Band des Buches einleitet.

Eisenbahngründungen begannen auch, zunächst von Privatgesellschaften ausgehend, wieder Württemberg an der Spitze, das entschieden in Verkehrsfragen die größte Betriebsamkeit zeigte, und der Bodensee wurde der natürliche Zielpunkt der Bahnen, die Dampfschiffahrt die natürliche Fortsetzung derselben. Die Ueberleitung von der älteren zu dieser neuen Gestaltung bildet, nachdem vorher die Gründung der Eisenbahn geschildert ist, das erste Hauptkapitel dieses Teils. Die hohe Blüte der Dampfschiffahrt in der folgenden Periode seit 1863 fällt zusammen mit ihrer Verstaatlichung, nachdem schon vorher für die Eisenbahn das Staatsprinzip den Sieg errungen hatte. Es sind die Zeiten regen Kornhandels, erwachenden Fremdenverkehrs, die Zeiten erster eingehenderer nautischer Vorschriften und staatlicher Abmachungen über Tarife, Verteilung von Häfen und Routen, ja ganzen Seebezirken an einzelne Anstalten. Die letzte Zeit endlich, in der auch Oesterreich seit dem Bau der Arlbergbahn 1884 in den Wettbewerb eintrat und bald die Dampfschiffverwaltungen sich zu einem engeren Verbande zusammenschloffen, bildet den Abschluß der Geschichtsdarstellung des Buches. Dann folgen wieder eingehende Zusammenstellungen über „Finanzgebarung“, über einige Nebenunternehmungen besonders schweizerischer Heimat, und endlich hochinteressante Ausblicke. Da werden, wie es scheint nicht ohne Kenntnis maßgebender Stimmungen und Absichten, die Gründe für und wider die Splügenbahn und die Fernpaßbahn und andere Projekte in ihrer etwaigen Wirkung auf den Bodenseeverkehr erörtert, endlich mit den Projekten einer Verwendung des Bodensees als Zentrum eines europäischen Kanalschiffahrtsnetzes wahrhaft schwindelnde Perspektiven eröffnet. Zahlreiche sehr mühsam zusammengetragene eingehende und instruktive Tabellen erhöhen den Wert des Buches, das gewiß eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der jüngsten Bodenseegeschichtsforschung darstellt. Wt.

III.

Vereinsnachrichten.

Personal des Vereins.

Ehrenpräsident:

Dr. **Eberhard Graf Zeppelin**, kgl. württ. Kammerherr, in **Konstanz**.

Präsident: Heinrich Schützinger, rechtsk. Bürgermeister und kgl. bayer. Hofrat, in Lindau.
Vizepräsident und erster Sekretär: Dr. Christ. Roder, Realschulvorstand, in Ueberlingen.
Zweiter Sekretär und Schriftführer: Th. Lachmann, großh. Medizinalrat, in Ueberlingen.
Schriftleiter: Dr. Johannes Meyer, Gymnasiallehrer, in Frauenfeld.
Kassier und Kustos: Karl Breunlin, Kaufmann, in Friedrichshafen.
Bibliothekar und Archivar: Lehrer Eugen Schobinger, Friedrichshafen.

Ehrenmitglieder des Vereins:

Dr. F. A. Forel, ordentl. Prof. emer. für Naturgeschichte an der Universität Lausanne, in Morges.
Dr. Gerold Meyer von Knonau, ordentl. Professor für Geschichte an der Universität Zürich.
Dr. Albr. Penk, k. u. k. Hofrat, ordentl. Professor für Geographie am Institut für Meereskunde, in Berlin, NW 7.

Ausschuß-Mitglieder:

Für **Baden**:	Otto Leiner, Stadtrat und Apotheker, in Konstanz.
„ **Bayern**:	Dr. Wolfart, Karl, Stadtpfarrer, in Lindau.
„ **Oesterreich**:	Dr. med. Th. Schmidt, k. k. Sanitätsrat, in Bregenz.
„ die **Schweiz**:	Dr. Johannes Meyer, Gymnasiallehrer an der Kantonsschule, Frauenfeld.
„ **Württemberg**:	Fr. Krauß, Fabrikant, Ravensburg.

Pfleger des Vereins:

Arbon:	Adolf Stoffel, Fabrikant.
Bregenz:	Winkel, P., Bürgerschullehrer.
Friedrichshafen:	K. Breunlin, Kaufmann.
Isny:	Karl Pfeilsticker, Kaufmann.
Konstanz:	Otto Leiner, Stadtrat und Apotheker.
Lindau:	Karl Stettner, Buchhändler und Magistratsrat.
Meersburg:	Balat.
Meßkirch:	Dr. med. Gagg.
Radolfzell:	Alb. Moriell, Buchdruckereibesitzer.
Ravensburg:	Otto Maier, Buchhändler.
Rorschach:	Hager, Alb., Bezirksamtsschreiber.
Singen:	Adolf Fischer, Kaufmann.
St. Gallen:	Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar.
Stuttgart:	R. Thomann, Direktor.
Tuttlingen:	Schad, Ad., Fabrikant.
Ueberlingen:	Lachmann, Th., Medizinalrat, Ueberlingen.

Erster Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis im 34. Vereinsheft.

I. Neueingetretene Mitglieder.

In Baden:

Herr Hund, Fridolin, Ober-Steuerinspektor, in Ueberlingen.
- " Philipp Reiff, Postmeister, in Ueberlingen.

Herr Ratsschreiber Leopold Melbert, Ueberlingen.
- " Fritz Koch, Apotheker, in Radolfzell.
- " Rektor Dr. Cathian, in Ueberlingen.

In Bayern:

Herr Dr. Karo, emer. Pfarrer in Aeschach b. Lindau.

Herr Schleicher, prakt. Zahnarzt, in Lindau.

In Württemberg:

Herr A. Rapp, Pfarrer, in Schnetzenhausen b. Friedrichshafen.

Herr cand. theol. Gnann in Tübingen.
- " Oskar Preßmar, Kaufm., Friedrichshafen.

In Oesterreich:

Frau Emmy von Salvini, k. k. Majorsgattin, Budapest.

Städt. Gymnasium Bregenz.

Herr Dr. jur. Ferdinand Kinz, Bürgermeister von Bregenz.

In der Schweiz:

Herr Hasenfratz, Direktor der Hypothekenbank in Frauenfeld.

II. Ausgetretene Mitglieder.

(Wegen Todesfalles, Wegzugs, hohen Alters rc.)

In Baden:

Herr Gustav Naumann, Major, in Konstanz.
- " Steib, Alt-Bürgermeister, Ueberlingen.
- " Strähl, Alfr., Fabrikant, in Zizenhausen.
- " Keppner, Roberl, Kulturtechniker, in Singen.
- " Irion, Apotheker, in Ueberlingen.
- " Koblenzer, Jakob, Privatier, Konstanz.

Herr Schellenberg, Professor, in Freiburg i. Br.
- " Schittenmüller, Reallehrer, in Meersburg.
- " Raither, Ed., Bürgermeister, in Meersburg.
- " Baader, Ludwig, Stadtrat, in Konstanz.

Insel-Hotel A.-G., Konstanz.

In Württemberg:

Herr Liebherr, k. Regierungsrat, in Wangen im Allgäu.
" Reuffer, Oberamtsrichter, in Geislingen.
Herr Schrader, Obersteuerrat, in Ulm.
" Platz, Oberpostrat, in Stuttgart.

In der Schweiz:

Herr Professor Dr. Rüeich in Schaffhausen.
Herr Posthalter Keller in Rorschach.

Anzahl der Mitglieder

Stand im Juli 1906.

Baden	210	Mitglieder
Bayern	59	"
Belgien	1	"
Deutsches Reich (übriges)	23	"
Italien	1	"
Oesterreich	60	"
Rumänien	1	"
Schweiz	67	"
Württemberg	188	"
Amerika	2	"
Zusammen	612	Mitglieder.

Darstellung

des

Rechnungs-Ergebnisses für das Rechnungsjahr 1905.

I. Einnahmen.

A. Reste.

	Mk. Pfg.
Aktiv-Remanet am 31. Dezember 1904	1063. 56

B. Laufendes.

1. Für Aufnahmegebühren und laufende Beiträge Neueintretender	134. 70
2. Verkauf von älteren Vereinsschriften	18. 90
3. Verkauf im Kommissionsverlag pro 1905	52. 30
4. Erlös aus Vereinszeichen	2. 50
5. Erlös aus Eintrittsgeldern in die Sammlung des Vereins	20. 50
6. Inkasso des Jahresbeitrags gegen Versand des 34. Heftes	2476. 93
7. Ersätze (außerordentlich)	5. —

C. Außerordentliches.

1. Von Sr. Majestät dem König Wilhelm II. von Württemberg für Lokalmiete	378. —
2. Von Sr. kgl. Hoheit dem Großherzog Friedrich von Baden erhielt der Verein 100 Mk., von Ihrer kgl. Hoheit der Frau Großherzogin Luise von Baden 25 Mk. und von Sr. kgl. Hoheit dem Erbgroßherzog Friedrich von Baden 50 Mk. (Diese 175 Mk. finden sich unten verrechnet unter Guthaben bei Macaire & Co.)	
Summa der Einnahmen	4152. 39

II. Ausgaben.

1. Kosten der Jahresversammlung in Stein a. Rh.	108. 09
2. Beiträge an Vereine	30. —
3. Diverse allgemeine kleine Auslagen	123. 95
4. Allgemeine Portoauslagen und Spesen der Verwaltung	54. 34
5. Auslagen und Neuanschaffungen für die Bibliothek und Sammlung	31. 36
6. Kosten des 34. Vereinsheftes:	
a) Druckkosten	1275. 40
b) Honorare der Autoren	240. 20
c) Expedition	186. 35
7. Auslagen im Schriftenaustausch mit Korporationen und Vereinen	36. 85
8. Miete der Sammlungs- und Bibliothekslokale	500. —
9. Vergütung an den Kassier und Bibliothekar	200. —
Summa der Ausgaben	2786. 54

Gegenüberstellung.

	Mk. Pfg.
Summa der Einnahmen	4152. 39
Summa der Ausgaben	2786. 54
Kassastand am 31. Dezember 1905	1365. 85
Hiezu:	
Guthaben am 31. Dezember 1905 bei der Firma Macaire & Co., Konstanz, laut Rechnungsauszug	109. 10
Geld-Vermögen des Vereins am 31. Dezember 1905	1474. 95

Friedrichshafen, im Juli 1906.

Karl Breunlin, Vereinsrechner.

Schriften-Austausch.

Mit nachstehenden Behörden und Vereinen rc. steht unser Verein im Schriftenaustausch. Seit Erscheinen des letzten Vereinsheftes sind die aufgeführten Publikationen uns zugekommen. Für die gef. Uebersendung derselben statten wir hiemit unsern verbindlichsten Dank ab und fügen die Bitte bei, den Schriftenwechsel auch künftig fortzusetzen. Zugleich ersuchen wir, nachstehendes Verzeichnis als Empfangsbescheinigung ansehen zu wollen.

Zusendungen für die Bibliothek wollen **nur direkt durch die Post, franko gegen franko,** an den **„Verein für Geschichte des Bodensees u. s. U. in Friedrichshafen“** gerichtet werden.

Aachen. Aachener Geschichtsverein. 27. Band der Zeitschrift.
Aarau. Historische Gesellschaft des Kantons Aargau. Argovia 31. Band.
Augsburg. Historischer Verein für Schwaben und Neuburg. Zeitschrift, 30. und 31. Jahrgang.
Bamberg. Historischer Verein für Oberfranken. 63. Bericht für 1904.
Basel. Historische und antiquarische Gesellschaft. Zeitschrift, 5. Band, Heft 1 und 2.
Bayreuth. Historischer Verein für Oberfranken. Archiv 22. Band, 3. Heft 1905.
Berlin. Der „Herold“, Verein für Heraldik und Genealogie. Der deutsche Herold, 36. Jahrg. Der Vierteljahrsschrift 33. Jahrgang.
Berlin. Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
Bern. Eidgenössisches Baubureau.
Bern. Eidgenössische Zentralbibliothek.
Bern. Historischer Verein des Kantons Bern. Archiv, 18. Band, Heft 1. Festgabe der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz.
Bonn. Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande. Heft 113.
Bregenz. Vorarlberger Museumsverein. 42. Jahresbericht. Archiv 1. Jahrgang.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Breslau. Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
Breslau. Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens. Zeitschrift 40. Band. Acta Publica, 8. Band. Das Jahr 1629. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, 1. Band.
Brünn. Deutscher Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens. Zeitschrift 9. Jahrgang, Heft 4. 10. Jahrgang, Heft 1—3.
Chur. Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden. 35. Jahresbericht 1905.
Darmstadt. Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen. Archiv, 3. Bond, 3. Heft, 4. Band, 1. Heft. Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte. 2. Band, Heft 1 und 2. Quartalblätter, Jahrgang 1903.
Dillingen. Historischer Verein. 18. Jahresbericht.
Donaueschingen. Fürstlich von Fürstenbergisches Hauptarchiv.
Donaueschingen. Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzender Landesteile. Schriften, 11. Heft.
Dorpat. Gelehrte Estnische Gesellschaft zu Dorpat. Sitzungsbericht 1902.
Dresden. Kgl. sächsischer Altertumsverein. Neues Archiv, 26. Band und Jahresbericht 1904/05.
Elberfeld. Bergischer Geschichtsverein. Zeitschrift, 38. Band.
Erfurt. Verein für Geschichte und Altertumskunde. Mitteilungen, 24. Heft.
Feldkirch. Vereinigte Staatsmittelschulen des k. k. Real- und Obergymnasiums. 48. Jahresbericht.

Frankfurt a. M. Verein für Geschichte und Altertumskunde. C. Valentin, Geschichte der Musik in Frankfurt a. M. 14.—18. Jahrhundert. 1906.
Frauenfeld. Historischer Verein des Kantons Thurgau. 44. und 45. Heft der Beiträge.
Freiberg in Sachsen. Freiberger Altertumsverein. 41. Heft.
Freiburg i. Br. Alemannia, Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Zugleich Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg. Herausgegeben von Dr. F. Pfaff. Neue Folge, Band 6, Heft 3 und 4. Band 7, Heft 1.
Freiburg i. Br. Breisgauverein „Schau ins Land". 31. Jahreslauf.
Freiburg i. Br. Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg i. Br. und den angrenzenden Landschaften. Zeitschrift, 21. Band (Alemannia).
Freiburg i. Br. Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg i. Br. Neue Folge, 6. Band.
Freiburg i. Ue. Deutscher geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg. 12. Jahrgang der Geschichtsblätter.
Fulda. Fuldaer Geschichtsverein. Fuldaer Geschichtsblätter, 5. Jahrgang. 1906, Nr. 1—6. Vereinsgabe für 1905.
Genf. Institut national Genevois. Bulletin Tome 36. Le Cinquantième Anniversaire de la Fondation de L'Institut Genevois. 1904.
Genf. Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève. Mémoires et Documents Tome 29 et 30, Troisième. Bulletin Livr. 9.
Glarus. Historischer Verein des Kantons Glarus. Jahrbuch, 34. Heft.
Graz. Historischer Verein für Steiermark. Steirische Zeitschrift für Geschichte. 3. Jahrgang 1905, Beiträge 34. Jahrgang.
Greifswald. Rügisch-pommerscher Geschichtsverein. Pommersche Jahrbücher.
Hall. Historischer Verein für das württembergische Franken. Neue Folge, Heft 9. 1906.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte. Mitteilungen, 24. Jahrgang.
Hannover. Historischer Verein für Niedersachsen. Zeitschrift, Jahrgang 1905, Heft 3. 4. Jahrgang 1906, 1. Heft.
Heidelberg. Historisch-philos. Verein. Jahrbücher, Jahrgang 13, Heft 2. Jahrgang 14, Heft 1 und 2.
Helsingfors. Verein für finnische Altertumskunde. Finska Forn-Minnes föreningens Tidskrise, 23. Jahrgang. Finskt Museum XI. Jahrgang. Suomen Museo XII. 1905.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde. Archiv, 31. Band, Heft 3, 33. Band, Heft 1.
Jena. Verein für türingische Geschichte und Altertumskunde. Zeitschrift, 15. Band, Heft 2, 16. Band, Heft 1.
Innsbruck. Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg. Zeitschrift, 49. Heft.
Innsbruck. K. k. Statthalterei-Archiv. Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs, 3. Jahrgang, Heft 1 und 2, 1906.
Karlsruhe. Badische historische Kommission. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Band 21, Heft 1 und 2, Band 20, Heft 3 und 4. Badische Neujahrsblätter 1906.
Karlsruhe. Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie. Jahresbericht 1904, Niederschlagsbeobachtungen, Jahrgang 1905, 2. Halbjahr.
Kassel. Verein für Naturkunde. 49. Bericht.
Kassel. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Zeitschrift, 29. Band.
Kempten. Allgäuer Altertumsverein. 16. Jahrgang.
Kiel. Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Zeitschrift, 35. Band.
Kopenhagen. Kongelige danske Videnskabernes Selskabs. Oversigt 1905, Nr. 4, 5, 6. Jahrgang 1906, Nr. 1, 2, 3.
Kopenhagen. Kongelige Nordiske Oldskrift Selskap. Aarboger for Nordsik oldkyndighed, Band 20.
Laibach. Musealverein für Krain. Izuestja, Letnik XV. Mitteilungen, 18. Jahrgang.
Landshut. Historischer Verein für Niederbayern. Verhandlungen, 41. Band.

Leiden. Mattschappij der Nederlandsche Letterkunde. Handelingen en Mededeelingen 1904/1905. Levensberichten 1904/1905.

Linz. Museum Francisco-Carolinum. 64. Jahresbericht.

Lübeck. Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Mitteilungen, 12. Heft, 1. Hälfte.

Lüttich. Institut archéologique Liégeois. Bulletin tome 35 (1 et 2) 1905.

Luzern (Stans). Historischer Verein der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 60. Band des Geschichtsfreunds, 1905.

Magdeburg. Verein für Geschichte und Altertumskunde des Herzogtums und Erzstifts Magdeburg. Geschichtsblätter, 40. Jahrgang, Heft 1 und 2.

Mainz. Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer. Zeitschrift, 4. Band, Heft 4.

Mannheim. Mannheimer Altertumsverein. Geschichtsblätter, 6. Jahrgang, Nr. 10—12, 7. Jahrgang Nr. 1 und 2.

München. Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Korrespondenzblatt, 36. Jahrgang Nr. 9, 10, 11, 12. 37. Jahrgang Nr. 1—6.

München. Deutscher und österreichischer Alpenverein. Zeitschrift, 34. Jahrgang.

München. Historischer Verein für Oberbayern. Altbayerische Monatsschrift, 5. Jahrgang, Heft 4—6, 6. Jahrgang, Heft 1 und 2.

München. Münchener Altertumsverein. Zeitschrift, 14. und 15. Jahrgang.

Neuburg a. D. Historischer Filialverein. Kollektaneenblatt, 66. und 67. Jahrgang.

Nürnberg. Germanisches Museum. Anzeiger, Jahrgang 1905.

Nürnberg. Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. Otto Schulz, die Wiederherstellung der St. Sebalduskirche in Nürnberg 1888—1905.

Prag. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Mitteilungen, 42. Jahrgang.

Ravensburg. Diözesanarchiv für Schwaben, 23. Jahrgang.

Regensburg. Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg. Verhandlungen 56. (48.) Band.

Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.

Salzburg. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Mitteilungen über das 45. Vereinsjahr.

St. Gallen. Historischer Verein des Kantons St. Gallen. Joachim Vadian im Kirchenstreit 1530—1531. Eine kaufmännische Gesandtschaft nach Paris 1552. Vadianische Briefsammlung 2. Hälfte.

Schaffhausen. Historisch-antiq. Verein. 14. Neujahrsblatt 1906, E. H. Vogler, Der Maler und Bildhauer, J. J. Oechslin aus Schaffhausen, 2. Hälfte.

Schwerin. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Jahrbücher und Jahresberichte 70. Jahrgang.

Sigmaringen. Verein für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern. Mitteilungen, 37. Jahrgang.

Speier. Historischer Verein der Pfalz. Mitteilungen, 27. Heft 1904.

Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Baltische Studien, neue Folge, Band 9, 1905.

Stockholm. Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademiens. Antikuarisk Tidskrift för Inerige 17:4, 5. 18:1. 15:3. 13:4.

Straßburg. Historisch-Literarischer Zweigverein des Vogesenklubs. 21. Jahrgang.

Stuttgart. Kgl. Geheimes Staats- und Hausarchiv.

Stuttgart. Kgl. württ. statist. Landesamt. Württ. Jahrbücher, Jahrgang 1905, Heft 1 und 2. Meteorolog. Jahrbuch 1902 und 1903.

Stuttgart. Württ. Altertumsverein. Württ. Vierteljahrshefte, 13. Jahrgang, Heft 3.

Stuttgart. Württ. Verein für vaterländische Naturkunde. Jahreshefte, 60. Jahrgang 1904, 61. Jahrgang 1905. Ergebnisse der pflanzengeographischen Durchforschung von Württemberg, Baden, Hohenzollern.

Ulm. Verein für Kunst und Altertum. Mitteilungen, Heft 11.

Utrecht. Historisch Genootschap.

Vaduz. Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein. Jahrbuch. 5. Band 1905.

Washington. Smithsonian Institution. Annual Report of the Smithsonian Institution. 1904. U. S. National Museum. 1906.

1. S. F. Emmons, Theories of ore Deposition Historically Considered. Washington 1905, No. 1614.
2. Douglas W. Freshfield, On Mountains and Mankind, No. 1615. Washington 1905.
3. Th. Fischer, Marocco. No. 1616. Washington 1905.
4. W. Woodville Rockhill, An inquiry into the Population of China. No. 1639. Washington 1905.
5. A. Fock, The Economic Conquest of Africa by the Railroads. No. 1643. Washington 1905.
6. W. H. Burr, The Present Aspects of the Panama Canal. No. 1644. Washington 1905.
7. F. W. Symons, The Projected New Barge Canal of the State of New York. No. 1646. Washington 1905.

Wernigerode. Harzverein für Geschichte und Altertumskunde. Zeitschrift, 38. Jahrgang. Register über die Jahrg. 25—30, 2. Band.

Wien. K. k. heraldische Gesellschaft Adler. Jahrbuch, 15. und 16. Band. Mitgliederverzeichnis vom 15. März 1906. Monatsblatt Nr. 299—307.

Wien. Verein der Geographen an der Universität Wien. Bericht über das 29. u. 30. Vereinsjahr.

Wien. Verein für Landeskunde von Niederösterreich. Jahrbuch, 3. Jahrgang 1904. Monatsblatt, 3. Jahrgang 1904. Topographie von Niederösterreich, 6. Band, Bogen 17—40.

Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Annalen, 35. Band.

Worms. Wormser Altertumsverein. „Vom Rhein", Monatsschrift, 3. Jahrgang 1904.

Würzburg. Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg. Archiv, 46. u. 47. Jahrgang.

Zürich. Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz. Archiv, 28. und 29. Band.

Zürich. Antiquarische Gesellschaft. Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz. 1. Teil.

Zürich. Schweizerisches Landesmuseum. Anzeiger, Band 7, Nr. 1, 2, 3, 4. 13. Jahresbericht 1904.

Zürich. Schweizerische meteorologische Zentralanstalt der naturforschenden Gesellschaft. Annalen, 40. Jahrgang.

Friedrichshafen, den 1. August 1906.

Lehrer **Schobinger**, Bibliothekar.

Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

Von Herrn Dr. Friedrich Pernwerth von Bärnstein in München:

Dr. Friedrich Pernwerth von Bärnstein, die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und ihre geschichtliche Entwicklung während ihrer ersten Hauptperiode 1824—1847. Leipzig 1905. 1. Band. Dr. Friedrich Pernwerth von Bärnstein, die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und ihre geschichtliche Entwicklung im Zusammenwirken mit der Eisenbahn während ihrer zweiten Hauptperiode 1847—1900. Leipzig 1906. 2. Band.

Von Herrn Henriksen, Geschworner in Christiania:

On the Iron ore Deposits in Sydvaranger Finmarken Norwayand Relative Geological Problems. Christiania 1905. 8°.

Von Herrn Postrat Dr. Gustav Schöttle in Tübingen:

Dr. G. Schöttle, Postrat, Verfassung und Verwaltung der Stadt Tübingen im Ausgang des Mittelalters. Sonderabdruck aus: Tübinger Blätter VIII. Jahrgang 1905. Tübingen.

Von Herrn Hofrat Schützinger, Bürgermeister in Lindau:

1. Dr. A. Senger, Domkapitular, Lupold von Bebenburg. Den Teilnehmern der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Bamberg 25.—29. Sept. 1905 gewidmet. Bamberg 1905. 8°.
2. Dr. Maxim. Pfeiffer, Bamberg. Führer durch die Stadt. Mit Abbildung und 1 Stadtplan. Rothenburg 1905. 8°.

Von Herrn Carl von Schwerzenbach in Bregenz:

Dr. R. Forrer in Straßburg. Die Schwerter und Schwertknäufe der Sammlung Carl von Schwerzenbach in Bregenz. Mit einer Geschichte von Schwert und Dolch. 60 Lichtdrucktafeln und 360 Abbildungen im Text. Leipzig 1906. 1 Band Folio.

Friedrichshafen, 1. August 1906.

Eug. Schobinger, Bibliothekar.

Für die Bibliothek angekaufte Werke.

H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Auf Grund der von Adelbert v. Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des württemb. Staates bearbeitet. Lieferung 11, 12, 13 und 14. Tübingen 1905/06. 4 Hefte in 4⁰.

Alb. Kuhn, Dr. Prof., Allgemeine Kunstgeschichte. Lieferungen 31—35. Einsiedeln.

Frz. Xav. Kraus, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. 1. Band, Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz. Freiburg i. Br. 1887.

Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Ergänzungs-Atlas, 13/15, 47/49 Lieferung des Gesamtwerkes. Eßlingen a. N. 1 Heft.

Gregor Mangolts Fischbuch. Zürich gedruckt von Andreas und Jakob Geßner 1557. Neudruck besorgt von Dr. Johannes Meyer. Frauenfeld 9906.

Friedrichshafen, 1. August 1906.

Eugen Schobinger, Bibliothekar.

Verzeichnis der Versammlungen

des

Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.

1.	Versammlung in	Friedrichshafen	am 19. Oktober	1868.
2.	„	„ Lindau	„ 18. September	1869.
	(Im Jahre 1870 fand wegen des deutsch-französischen Krieges keine Versammlung statt.)			
3.	Versammlung in	Konstanz	am 3. und 4. September	1871.
4.	„	„ St. Gallen	„ 29. „ 30. „	1872.
5.	„	„ Bregenz	„ 14. „ 15. „	1873.
6.	„	„ Ravensburg	„ 20. „ 21. „	1874.
7.	„	„ Ueberlingen	„ 26. „ 27. „	1875.
8.	„	„ Rorschach	„ 24. „ 25. „	1876.
9.	„	„ Meersburg	„ 2. „ 3. „	1877.
10.	„	„ Radolfzell	„ 15. „ 16. „	1878.
11.	„	„ Arbon	„ 14. „ 15. „	1879.
12.	„	„ Friedrichshafen	„ 5. „ 6. „	1880.
13.	„	„ Lindau	„ 11. „ 12. „	1881.
14.	„	„ Meersburg	„ 3. „ 4. „	1882.
15.	„	„ Stein am Rhein	„ 23. „ 24. „	1883.
	(Im Jahre 1884 wurde die nach Bregenz geplante Versammlung infolge der Eröffnungsfeierlichkeiten der Arlbergbahn verschoben.)			
16.	Versammlung in	Bregenz	am 13. und 14. September	1885.
17.	„	„ Konstanz	„ 12. „ 13. „	1886.
18.	„	„ St. Gallen	„ 4. „ 5. „	1887.
19.	„	„ Ueberlingen	„ 16. „ 17. „	1888.
20.	„	„ Konstanz-Reichenau	„ 1. „ 2. „	1889.
21.	„	„ Bodman-Ueberlingen	„ 31. August und 1. September	1890.
22.	„	„ Lindau	„ 16. und 17. August	1891.
23.	„	„ Rorschach	„ 4. „ 5. September	1892.
24.	„	„ Friedrichshafen	„ 15. „ 16. Juli	1893.
	(Feier des 25. Stiftungsfestes.)			
25.	„	„ Singen-Hohentwiel	am 5. und 6. August	1894.
26.	„	„ Konstanz	„ 16. September	1895.
27.	„	„ Bregenz	„ 6. und 7. September	1896.
28.	„	„ St. Gallen	„ 18. „ 19. Juli	1897.
29.	„	„ Ravensburg	„ 31. Juli und 1. August	1898.
30.	„	„ Ueberlingen	„ 6. und 7. August	1899.
31.	„	„ Radolfzell	„ 19. „ 20. „	1900.
32.	„	„ Lindau	„ 16. September	1901.
33.	„	„ Arbon	„ 31. August und 1. September	1902.
34.	„	„ Friedrichshafen	„ 30. und 31. August	1903.
35.	„	„ Konstanz	„ 31. Juli und 1. August	1904.
36.	„	„ Stein am Rhein	„ 6. und 7. August	1905.
37.	„	„ Bregenz	„ 9. „ 10. September	1906.